ABHANDLUNGEN

DER

PHILOSOPHISCH-PHILOLOGISCHEN KLASSE

DER KÖNIGLICH BAYERISCHEN

AKADEMIE DER WISSENSCHAFTEN.

VIERUNDZWANZIGSTER BAND

IN DER REIHE DER DENKSCHRIFTEN DER LXXX. BAND.

MÜNCHEN 1909.

VERLAG DER K. B. AKADEMIE DER WISSENSCHAFTEN

IN KOMMISSION DES G. FRANZ'SCHEN VERLAGS (J. ROTH).

AKADEMISCHE BUCHDRUCKEREI VON F. STRAUB IN MÜNCHEN.

Inhalt des XXIV. Bandes.

Bericht über archäologische Arbeiten in Idikutschari und Umgebung

im Winter 1902—1903

von

Albert Grünwedel.

„Nicht nur, daß der Boden auch die literarischen Denkmale überraschend vermehrt, alle Erzeugnisse von Kunst und Handwerk, alle Reste des einstigen Lebens, dann aber auch das ewig gleiche Element, das den Untergrund des historischen Lebens, das längst erlosch, unmittelbar darbietet, müssen befragt werden, weil sie Antwort geben können . . . ."

U. v. Wilamowitz-Moellendorff.

Die folgenden Seiten enthalten den Bericht über meine archäologischen Arbeiten im Tale von Turfan[1]) am Süd-Abhang des Tien-Schan, Chinesisch Turkistan, in den Ruinen einer alten Stadt bei dem heutigen Dorfe Karakhodscha und der unmittelbaren Umgebung derselben in der Zeit vom 24. November 1902 bis anfangs März 1903.

Es kann hier nicht meine Absicht sein, eine zusammenfassende Übersicht all dessen zu geben, was wir über die Ruinen von Turfan und seiner Umgebung bis jetzt wissen, sondern ich halte es für meine Aufgabe, eine Art Rechenschaft über die Tätigkeit an Ort und Stelle zu geben, an welche sich dann die leider zum Teil schon vorausgeeilten Detailarbeiten anlehnen können. So mangelhaft das Resultat noch sein mag, so wird es für eine neue Reise schon eine beachtenswerte Grundlage bilden können. Mein Plan der Stadt ist sicher noch ungenau, aber er soll ja auch nur orientieren, wie die einzelnen Bauten zueinander liegen. Uns lag ja außer Regels Planskizze gar nichts vor und ich mußte in der Tat alles abschreiten und mit der Maßleine abmessen. Hoffentlich wird das, was ich geben konnte, bald durch neue Ergebnisse ergänzt und verbessert werden. Regel[2]) bleibt das Verdienst, zuerst das Fremdartige der Ruinen erkannt zu haben, welche ihn an Griechisches erinnerten. Unser Vorgänger D. Klementz[3]) hat eine ausführliche Zusammenstellung aller auf das Thema bezüglichen Daten gegeben und noch ausführlicher haben schon vor ihm die beiden Reisenden Grum Gržimajlo[4]) über Turfan und Umgebung berichtet. In

---

[1]) Die Expedition bestand aus dem Schreiber dieser Zeilen, Dr. Huth und einem Techniker (Bartus) und war am 11. August 1902 von Berlin aufgebrochen. Dr. Huth, welcher sich um das Zustandekommen der Expedition sehr verdient gemacht hat, verfolgte hauptsächlich sprachliche Zwecke (Sprachaufnahmen, Aufnahme von Lokallegenden, Volksliedern u. dgl.). Zu dem vorliegenden Bericht hat er eine Reihe von Photographien geliefert, welche zur Illustrierung der von mir aufgenommenen Pläne dienen und speziell nur Ansichten zeigen, welche zum Verständnis der Pläne nötig sind. Die Abbildungen nach diesen Photographien, für deren Überlassung ich ihm hiemit — wie für seine anderen Bemühungen — bestens danke, sind im folgenden mit einem Asteriscus bezeichnet. Um aus den Aufnahmen das Typische herauszuholen, ließ ich von den Platten Blauabzüge herstellen, dieselben mit Tusche überzeichnen und Zinkos fertigen. — Der erste Plan zu einer vom Berliner Museum auszusendenden Expedition nach Turfan wurde im Jahre 1899 angeregt, unmittelbar nach dem Besuche der russischen Akademiker Radloff und Salemann und des Turfan-Reisenden D. Klementz in Berlin.

[2]) Regels Reisebericht findet sich in „Petermanns Mitteilungen“, 1879, Heft 10, 11; 1880, Heft 6; 1881, Heft 10; Ergänzungsheft 131.

[3]) (Klementz), Nachrichten über die von der Kaiserl. Akademie der Wissenschaften zu St. Petersburg im Jahre 1898 ausgerüstete Expedition nach Turfan, Heft I. St. Petersburg 1899.

[4]) G. G. Описаніе путешествія въ западный Китай. 2 vols. St. Petersburg 1896 (über Turfan I, 278—380). Hiezu kommt noch der Reisebericht der finnischen Expedition Otto Donner, Resa i Zentralasien 1898. Helsingfors 1901, S. 124 ff. und einige interessante Notizen bei K. Himly, Ein chinesisches Werk über das westliche Asien, S. 65 ff.

diesen beiden Berichten wird der Leser so ziemlich alles finden, was zur Vorgeschichte des Landes und der Entdeckungsgeschichte der Ruinen gehört.

Indem ich mich nun auf die Kartenskizze beziehe, welche Klementz seinem Berichte beigegeben hat, möchte ich nur ganz kurz das Folgende über die Lage mitteilen. Wenn der Reisende von Urumtsi aus den Weg über die Westecke der Vorberge des Bogdo ōla einschlägt und in etwa fünf Tagen über Dabantschin bei der Festung Kawurga (Kabirga) angelangt ist, so hat er das Tal von Turfan vor sich. Von Kawurga gelangt er durch eine Sandwüste an sandigen Hügeln vorbei in einer mäßigen Tagereise nach Kyndyk (Tyndyk). Diese Ortschaft liegt in einem tief eingerissenen, sehr engen Tale an einem kleinen Flüßchen und von den hohen Ufern, hinter denen das Kulturland ganz verschwindet, sieht man in der Ferne schon die Baumgruppen, welche die Oase von Turfan umgeben. Von hier aufgebrochen gelangt der Reisende wieder durch eine Wüste in ein paar Stunden an die tief eingeschnittenen Ufer des Jar-Flüßchens und erblickt nördlich und südlich von der Straße die ersten buddhistischen Ruinen: Stûpas und Türme, zum Teil von kolossalen Dimensionen und auf einer vom Jar gebildeten hochliegenden Insel die Ruinen von Jar-choto oder Jarnaisa. In etwa einer Stunde erreicht man ein neues tief eingeschnittenes Flußbett und erblickt bald darauf unter den Baumgruppen, die den Tag zuvor schon auffielen, die Kulturen und die ersten Häuser von Turfan.

Turfan[1]) (Kunya-Turfan) zerfällt in zwei Städte: die Tarantschen-Stadt und die etwa eine halbe Stunde davon östlich liegende chinesische Stadt. Südlich von der Chinesenstadt liegen Dunganendörfer und dabei eine alte Moschee, welche sich durch einen hohen Turm auszeichnet und welche einst eine christliche Kirche gewesen sein soll.[2]) Neben dieser Moschee ist die furchtbar verwüstete alte Stadt der Uigurenzeit „Alt-Turfan“ (старый Турфанъ) bei Klementz.[3]) Nördlich von der Chinesenstadt liegen in den Vorbergen mehrere Dörfer und dahinter in kleinen Tälern buddhistische Ruinen, welche auf der Karte von Klementz nicht eingetragen sind. Folgt man der großen nach Osten führenden Straße, so gelangt man durch eine Wüste, zu deren Seiten noch lange Ruinen-

---

[1]) Was die Schreibung der Eigennamen betrifft, so habe ich mich im wesentlichen an die Aussprache gehalten, ohne zu sehr von Klementz abzuweichen, nur Turfan, das immer „Turpan“ (طورفان) oder تورفان) gesprochen wird, wollte ich nicht ändern. Die Orthographie der Hauptnamen ist die folgende: Idikutschari ایدی قوت شهری Idīḳūtšahrī (Klementz, Nachr. S. 29), Dakianus: دقیانوس Daḳīānūs (Katanov, Zapiski l. c. S. 226), Karakhodscha finde ich قراخواجه (Zapiski VIII, S. 52) und قراخوجا (Katanov l. c. S. 226) geschrieben. Klementz schreibt die mongolische Orthographie, die mir an Ort und Stelle beim Zeichnen der kleinen Pläne bisweilen in die Feder geraten ist. (Vgl. Kovalevskij, Dictionnaire Mongol-Russe-Français, S. 2678 خاراخوجو. Eine reiche Liste von Ortsnamen des Tales von Turfan findet sich außerdem noch bei N. F. Katanov (Письма Н. Ѳ. Катанова изъ Сибири и восточнаго Туркестана: Записки Имп. Академіи Наукъ, Томъ семьдесятъ третій, С. Петербургъ, 1894. Ich zitiere daraus, S. 74/75 nur die in den folgenden Seiten vorkommenden: تویوق Tôjôḳ, آستانه Âstâna, مورتوق Mûrtûḳ, سینککیم Sînggîm, لمجین Lemdschîn لوکچون Lûktschûn und سیرکیب Sîrkîb, welche den von Klementz gebrauchten Namen Tojok, Astana, Murtuk, Sengym-a'uz, Lemdschin, Luktschun und Syrcheb entsprechen. Das Sengyma'uz von Klementz gibt Grum Gržimajlo als Сыигымаузы gespr. Сыигмаузы.

[2]) Abgebildet bei Klementz, Nachrichten etc. S. 49 und besser bei Donner, Resa, S. 120.

[3]) Während Regel Idikutschari Alt-Turfan nennt.

reste sichtbar sind, zu einem alten Turm mit einem Hause: Auat (Aut). Von hier geht die Straße wiederum durch eine Wüste nach Osten weiter, aber bald sieht man Baumgruppen und die Häuser langgedehnter Ortschaften: die Dörfer Astana (Astyna) und Karakhodscha. Die Entfernung von Turfan nach Karakhodscha beträgt sechzig Li (dreißig Werst). Beim Näherkommen erscheinen unter den Baumgruppen (Ilmen und Pappeln) bald die Trümmer kolossaler Mauern, die Ruinen der Stadt des Dakianus[1]) oder Idikutschari. Gehen wir weiter nach Osten, so rücken die nördlichen Vorberge wieder näher an die Straße, welche hinter Karakhodscha sich teilt: ein südlicher Ast führt nach Luktschun, ein nördlicher nach dem Wallfartsorte Tojok-Mazar am Tojok-su, welches etwa 30 Li (15 Werst) von Karakhodscha entfernt liegt. Der saubere und große Ort Tojok liegt ungemein malerisch an dem steilen Ufer der Vorberge unmittelbar da, wo der Tojok-su aus dem Gebirge heraustritt. In der südlich davon liegenden Ebene sieht man überall Reste buddhistischer Bauten (Stûpas) zerstreut liegen. In dem Tale nördlich von der modernen Ortschaft liegen zahlreiche buddhistische Höhlen, die bis an die Gipfel der Vorberge hinanreichen und zum Teil an äußerst steilen Abhängen erbaut sind. Sie liegen auf beiden Seiten des Flusses. Unmittelbar am Eingange des Tales liegt die berühmte Moschee, welche die „Höhle der Siebenschläfer" enthält.[2]) Noch weiter nach Osten liegt am Lemdschin-su die Oase Syrcheb mit buddhistischen Ruinen, besonders einer interessanten Replik des Bodhitempels. Diese Ruinen haben wir nicht mehr besucht. Im Süden wird das Tal von Turfan durch den Bodschanta-See, der von den Mauern von Idikutschari aus sichtbar ist, begrenzt und dahinter erheben sich als Abschluß des Tales die Gipfel der Vorberge des Tscholtagh.

Schon an einem anderen Orte[3]) habe ich erwähnt, daß die Lage von Idikutschari eine so dominierende ist, daß man beim ersten Anblick des Tales den Eindruck empfängt, daß hier das Zentrum der alten Kultur war. Deswegen wählte ich die Ruinen dieser Stadt als Ausgangspunkt der archäologischen Arbeiten, da hier vor allem die Frage zu lösen war, wie sich die alte Stadt zu den Tempeln und Höhlen im Gebirge verhalte, — selbst auf die Gefahr hin, daß die Ausbeute nicht leicht war oder ganz versagen konnte. Für den letzteren Fall blieb ja ein Übergehen auf die Bauten und Höhlen im Gebirge noch immer möglich, ja es stellte sich bald heraus, daß ein abwechselndes Arbeiten und Vergleichen das richtige sein mußte. Dazu war aber Karakhodscha der beste Ort, da er der Ruine nahe lag und von hier aus die nördlich und östlich davon liegenden Vorberge leicht zu erreichen sind. Dazu kam, daß Klementz in Tojok-Mazar gearbeitet hatte, und es wünschenswert erscheinen mußte, möglichst Neues anzufassen.

Die dominierende Lage von Idikutschari entspricht vollkommen der Bedeutung, welche diese alte Metropole der Uiguren, das alte Kau-tsch'ang (Kuschan) gehabt haben muß.

---

[1]) Diesen Namen wenden die Türken auf jede alte Ruinenstadt an.

[2]) Die hier bekannte mohammedanische Fassung der Siebenschläferlegende ist in zwei Fassungen mitgeteilt von Katanov in den Записки восточнаго отдѣленія Имп. Русск. археолог. общества VIII, 1893—94, S. 223—215 unter dem Titel: Татарскія сказанія о семи спящихъ отрокахъ. Die längere Fassung ist aus dem Munde eines Mannes aus Luktschun, der gegen Jakub Beg gedient hat, aufgeschrieben, die zweite aus dem Rubguzi (Geschichten über die Propheten) gedruckt in Kazan 1275 (1859).

[3]) Bulletin de l'Association Internationale pour l'Exploration historique ... de l'Asie Centrale publié par le Comité Russe Nr. 3. S. Petersburg, April 1904, S. 18.

Bevor ich nun auf die Beschreibung im einzelnen eingehe, möchte ich nur noch erwähnen, daß die Reproduktionen von Fresken und Bildern, welche dem vorliegenden Berichte beigegeben sind, nur das Verständnis der Beschreibung erleichtern sollen und durchaus nicht als Publikationen anzusehen sind — mit Ausnahme der bunten Tafeln. Aus den beigegebenen Tafeln geht zur Genüge hervor, welch außerordentliche Bedeutung dabei die Farbe[1]) hat. Obwohl meine Umrißzeichnungen sicher sehr korrekt sind, geben sie doch keinen Begriff von der Schönheit der Originale, deren Farbenharmonie an Ort und Stelle geradezu bewunderungswürdig ist.

Fig. 1. Regels Skizze der Lage von Idikutschari („Stadt des Dakianus") — bei ihm Alt-Turfan — nach Petermanns Mitteilungen 27. Bd., 1881, Taf. 18.[2])

Von der Lage von Idikutschari hat Regel eine Skizze gegeben (Fig. 1), zu welcher ich die folgenden Bemerkungen machen muß. Hinter dem Teile von Karakhodscha, welcher dem an der Straße von Turfan nach Tojok-Mazar oder Luktschun liegenden großen Mazar gegenüber liegt, liegt der Flecken Astana (Astyna, Donner: Alfata) der sich in nördlicher Richtung bis an die Wüste erstreckt, welche vor den Vorbergen und dem Paß von Sengym liegt. Inmitten von Astana erblickt man die imponierende Ruine des „Tai-san", eines großen buddhistischen Tempels, auf den ich unten zurückkommen werde. An der Straße, welche nördlich von Idikutschari entlang führt, liegen überall Ruinen, an welche sich weiter nördlich ausgedehnte Kirchhöfe anschließen. Regels „Bewässerungsgraben" ist ein Teil des Karakhodscha-su, sein östlichster Arm; er liegt viel näher an der Ostmauer, als Regels Skizze angibt. Der Oberlauf des Flusses — westlich und nordwestlich von

[1]) In vielen Fällen und meist in den schönsten Bildern ist Gold nur durch mattes Ockergelb ersetzt, das aber leuchtender als wirkliches Gold sich darstellt. Trotzdem kommt daneben reiche Vergoldung mit Blattgold vor — an Holzresten (Pfeilern, Sockeln etc.) und Fresken und bisweilen auf den Fresken mit Reliefunterlage. In den Miniaturen — besonders den manichäischen Miniaturen — tritt Blattgold genau in derselben Weise auf, wie in der mittelalterlichen Miniaturmalerei. Auch die buddhistischen Hängebilder hatten oft Blattgold, das aber dadurch verloren gegangen ist, daß der Klebestoff die Leinwand vernichtet hat. Aber es scheint, daß man auch flüssiges Gold aufzutragen verstand. Besonders scheint dies bei seidenen Bildern der Fall gewesen zu sein, z. B. bei dem Avalokiteśvarabilde aus *α* (Nr. 2). Zur Sache vergleiche man die interessanten Mitteilungen Friedrich Hirths, Fremde Einflüsse in der chinesischen Kunst, München und Leipzig 1896, S. 44 (und S. 66 Note). „Im Lande Kau-tsch'ang (Turfan) gebrauchen die Maler Gold- und Silberfolie und mit Zinnober und mit Tusche wird punktiert." Silberfolie habe ich nie gesehen, sie mag aber in der Miniaturenmalerei vorgekommen sein, auch das beschriebene Punktieren (regenartiges Sprenkeln des Farbstoffes auf Papier) konnte ich nirgends finden. Die bezüglichen Proben mögen uns verloren gegangen sein. Goldene Flächen aber sind in den Fresken und Miniaturen schwarz umrissen und mit Zinnober gegliedert.

[2]) Regels „Denkmal" wohl unser Tempel P,
„Tempel" (rund) unser *β*,
„Tempel" (eckig) unser E, Khâns Palast,
„Mauer mit Bogengängen" unser *v'*,
„Großer Stufenturm" unser Y.

der Feste des Jakub Beg — läuft ziemlich gerade von Norden nach Süden durch einen großen Teil des Dorfes Karakhodscha, welches rechts und links an seinen Ufern liegt und fast eine Wegstunde lang bis an die Vorberge von Sengym sich hinzieht. Nicht angegeben auf Regels Skizze ist, daß, etwa der Nordostecke der „Stadt" gegenüber, ein Arm des Flüßchens nach Westen abgeleitet ist, südlich von den Kirchhöfen, aber nördlich und parallel der Straße nach Westen, dann in einem mässigen Abstand — etwas weiter als der Ostarm vor der Ostseite — der Westmauer der Stadt parallel von Norden nach Süden läuft, so daß die Ruine von Idikutschari also auf beiden Seiten an Armen desselben Flüßchens liegt. Viel weiter nördlich ist aus dem östlichen Teile von Karakhodscha ein anderer Arm des Flüßchens abgezweigt, der da, wo Astana und Karakhodscha sich nähern, kurz vor der Wüste nach Astana strömt, und endlich ist unmittelbar vor Sengyma'uz am Abhang der Vorberge noch ein dritter Arm nach Westen abgezweigt, der ebenfalls nach Astana läuft. Die beigegebene Skizze wird die Situation klarer machen. Zu einer vollständigen Aufnahme des ungemein komplizierten Terrains — Einzeichnen der einzelnen Häuser und Höfe — hatte ich leider nicht die nötige Zeit; doch hoffe ich, daß das, was ich geben kann, dem Zwecke dienlich ist. Ich will bei der Gelegenheit nur erwähnen, daß inmitten des wüsten Streifens am Fuße der Vorberge nordöstlich von Astana noch einige Ruinenreste, wie es scheint, von Stûpen liegen. Vielleicht führte hier eine Straße am „Tai-san" vorbei nach dem Passe von Sengym. Inmitten des östlichen Teiles von Karakhodscha, am Oberlauf des Karakhodscha-su, liegt ein großer alter Turm und kurz vor Sengyma'uz ein zweiter, noch weiter hinten da, wo die zusammenlaufenden Flüßchen Upreng und Murtuk den Karakhodscha-su bilden, ein dritter — es sind vielleicht Marken einer alten Straße, sogenannte „Tasch", wie sie an der Straße von Kurla nach Kutscha und weiterhin vielfach erhalten sind.

	Vorberge	Vorberge
	○	Sengym
	3. Arm	
	Wüste	Östlicher Teil von Karakhodscha
Astana		
	2. Arm	Karakhodscha-su
	Kirchhöfe	
	1. Arm	
	→ Straße	von Turfan →
	Idikutschari	nach Tojok-mazar

Die Stadt des Dakianus (Fig. 2) ist, wie Alt-Turfan, die Ruinenstadt südlich von Turfan, mit einer hohen Mauer (zwischen 15—20 m) umgeben, welche mit Ausnahme der Nordseite im wesentlichen wohl erhalten ist. Nur die Nordseite hat viele Breschen und eingestürzte Stellen, so daß es schwer ist, die wirklichen Tore zu finden. Da außerdem, wie zahlreiche große und kleine Ruinen, welche außerhalb der Mauer nördlich vor ihr liegen, beweisen, noch ein Stadtteil längs der großen Verkehrsstraße gelegen hat, so sind an der Nordseite der Mauer noch allerlei Vorbauten (Türmchen, Kammern u. dgl.) in Resten stehen geblieben, welche ihr Bild hier nicht so regelmäßig erscheinen lassen, wie auf den anderen Seiten. Schon Regel hat beobachtet, daß die Mauer kein regelmässiges Viereck bildet, daß ihre Ecken etwas zurücktreten — in Wirklichkeit ist die Form jedoch eine viel unregelmässigere, als Regel bei seinem kurzen Besuche notieren konnte. Ganz regelmässig gerade läuft nur die Südseite, allerdings mit Ausnahme einer bogenförmigen Partie, welche von der zurücktretenden Ecke der Westseite nach Süden sich erstreckt (Fig. 3); ziemlich in der Mitte ist hier auch ein altes Tor und alle Türme erhalten und

nur eine große Bresche östlich davon verunstaltet den Anblick. Auch an der Westseite (Fig. 4, 5) ist das Mauerbild leidlich erhalten, aber es ist schon viel unregelmässiger als die Südseite, besonders der nördlichste Teil, nördlich von einem Tore, dessen Anlage noch besser erhalten ist, als das im Süden. Ganz unregelmässig ist die Lage der Mauer im Osten. Hier bildet sie zahlreiche Vorsprünge und an einigen Stellen (am merkwürdigsten bei dem Tempel V) sind Tempelanlagen in ihre Ecken eingebaut gewesen: hier macht die Mauer durchaus den Eindruck, als ob sie die unregelmässige Figur erhalten hätte, um die schon vor ihrer Errichtung bestehenden Tempel mit einzuschließen und zu schützen — mit anderen Worten: es scheint mir wahrscheinlich, daß erst mit zunehmender Bedrohung der Stadt durch äußere Feinde die Mauer um die Tempel herumgeführt wurde. An der Ostseite scheint etwa in der Mitte ein Tor gewesen zu sein, aber auch bei Tempel V darf

↑ *b* ↑ *a*

***Fig. 3.** Die Südwestecke der Stadtmauer von den im Südosten der „Stadt" gelegenen Feldern aus gesehen. Der bei *a* befindliche Turm ist der erste aus der runden Mauerpartie, bei *b* liegt die große Bresche südlich vom Kloster *β*. Im Hintergrunde die Vorberge zwischen Sengyma'uz und Tojok-Mazar.

man vielleicht ein kleines Einlaßpförtchen annehmen. Vielfach scheint die Mauer in ihren unteren, sehr dicken Geschossen Hallen und Zimmer gehabt zu haben, besonders in der Nähe der Tore; an anderen Stellen ist ihr aus Luftziegeln[1]) bestehendes Mauerwerk benutzt.

[1]) Sämtliche Gebäude von Idikutschari und ebenso die Freibauten im Gebirge sind aus großen Luftziegeln aufgeführt. Bei dem unten ausführlich beschriebenen Tempel *β* waren sie 46 cm lang, 23 cm breit und 14 cm dick — und dies war die gewöhnliche Größe. Zur Verkleidung haben da und dort gebackene Ziegel mit Glasuren gedient, von denen auf den Ruinen von Idikutschari nur zwei verschiedene Muster sich fanden. Sie hatten graue, bläuliche und grüne Glasur: sie sind unten immer einzeln erwähnt. Die meisten

N

STRASSE NACH ASTANA UND TURFAN

ALTES TOR

mod. Haus

mod. Häuschen

mod. Haus

mod. Haus

mod. Mauer

FELDER

fast formlose Ruinen

FELDER

FELDER

ALTES TOR

RAND EINER PLATTFORM

FELD

FELDER

Schutt

FEL-DER

FELDER

W

FELDER

FELDER

Höhle

LANGES GEWÖLBE

ALTES TOR

Fig. 2

Häuser in Ruinen liegend

mod. Häuser

Viele formlose Ruinen

Brücke

Strasse nach Tojok-Mazar und Luktschun

Gräber

Felder und Trümmer

Tempel-Ruine.

grosse Stûpen Gruppe.

kleine Stûpen-Gruppe

Altes Tor ?

Furt.

Ruine eines grossen Klosters

alter Tempel mit neuem Hof.

H H' J F I I' T T' U V Y Z ω

Planskizze von Idikutschari (Stadt des Dakianus")

— um Höhlen hineinzubohren. Auf vielen Türmen gehen tiefe Löcher hinab mit Trittspuren in der aus geschlagenem Lehm gebildeten Röhre, um mit ausgespreizten Beinen hinabsteigen zu können; ein besonders beachtenswertes Kämmerchen mit einer solchen Anlage befindet sich z. B. auf der Innenseite der Nordmauer, unmittelbar hinter dem modernen Türmchen F (Fig. 6). Auch auf der Mauer sind vielfach Zimmer — leider jetzt ohne Dach — erhalten, so besonders auf der Nordseite hinter den modernen Häusern bei der Moschee H, wo die Türken über die Mauer in die Stadt hinübersteigen — und auch noch weiter östlich.

*Fig. 4. Alte Toranlage in der Westmauer von Idikutschari, Ansicht von der Außenseite von N her. Bei ↑ wendet sich der Eingang nach Osten und bildet einen rechten Winkel O—┐ N. Das kleine Türchen im Hintergrund führt in das Erdgeschoß der Westmauer, ist aber jetzt völlig verschüttet. Vermutlich war hier ein Raum für die Torwache, wie bei den chinesischen Stadttoren.

Das Areal, welches die Mauer umfaßt, mißt an den Stellen, wo die Mauer am meisten vortritt, im Innern 7500 englische Fuß von Nord nach Süd, von Ost nach West.

An der Innenseite der Nordmauer läuft hinter der Stadtmauer eine zweite, etwas niedrigere Mauer entlang, die allerdings an einigen Stellen zerstört ist, dennoch lassen sich ihre Züge von $\digamma$ bis $\digamma$ wohl verfolgen. Sie hat als Bekrönung das bekannte Stufenornament — ein altes Erbgut vorderasiatischer Kunst, welches ja auch die Gandhâra-skulpturen oft genug zeigen.[1])

Fresken waren auf einem Verputz aus Stroh und glatt gestrichenen Lehm in „Tempera“farben gemalt, einmal fand sich dicke Papierpaste und zweimal (in α und β) echtes Fresko, welches in beiden Fällen Fußböden bildete.

[1]) Vgl. zur Sache Perrot et Chipiez, Histoire de l'Art dans l'Antiquité V, 763. Ich zitiere hier nur die persischen Vorbilder, da wir diese doch zunächst als die unmittelbare Quelle für Indien und

Aus den zahlreichen, mehr oder weniger zerstörten Bauten, welche das von der großen Mauer umfaßte Areal enthält, fällt nun schon beim ersten Besuch der Ruine eine ganze Reihe von hochliegenden Bauten auf. Es ist gewissermaßen ein zweites System von hohen Mauern, welche am deutlichsten und an einzelnen Stellen geradezu imponierend von der Südwestecke nach Norden ziehen — auf dem Plane mit [Signatur] bezeichnet. In der Mitte ist dieser Mauerzug stellenweise durchbrochen, biegt etwa dem Tempel P gegenüber nach Osten um, während eine zweite Mauer nach Westen geführt war — die vielleicht einst sich an die große Westmauer bei Tempel O anschloß — und erreicht, vielfach durchbrochen und unterwühlt, die Stelle, welche im Plane mit G bezeichnet ist. Hier liegen

←| a |→ b

*Fig. 5. Dieselbe Toranlage der Westmauer von Idikutschari, wie auf der vorigen Skizze, vom Innern der „Stadt" von Osten her gesehen. Bei *a* führt das kleine Türchen (vgl. Fig. 4) in das Untergeschoß der Mauer, bei *b* geht der Torweg ins Freie.

Zentralasien ansprechen müssen. Auch die indische Kunst hat das Stufenornament entlehnt, vgl. z. B. Cunningham, Bharhut Taf. XLIII und Fergusson, Tree and Serpent-worship Taf. XVIII. Die persische Form ist allerdings steiler, als die indische und zentralasiatische. Interessant aber ist es, daß dasselbe Ornament auf dem Dach eines Gebäudes vorkommt, welches im Hintergrund einer Miniatur abgebildet ist, welche die Ermordung des heiligen Thomas vorstellt, im vatikanischen Menologium, gemalt für Kaiser Basilius II(976—1025 n. Chr.), vgl. Graeven, Die Darstellungen der Inder in antiken Kunstwerken, Jahrb. des Kais. deutsch. arch. Instituts XV, 1900, S. 215. In ganz kleinem Maßstab hat sich dies Ornament öfter in den Ruinen gefunden: aus Ton geformt, bunt bemalt und reich vergoldet, hat es als Aufsatz der schmalen Seitendächer gedient, welche neben einem aus Stuck geformten Buddhaaureoldach sich rechts und links anschlossen, vgl. unten zu Ruine Q. Die jetzt in Berlin befindliche Sammlung Leitner enthält das Fragment eines Gandhârareliefs, welches einen Steinzaun vorstellt, der oben unser Stufenornament (mit vier Stufen) als fortlaufenden Schmuck trug.

auf der noch wohl erhaltenen mächtigen Mauer noch zwei Zimmerchen — wie Wächterhäuschen oder Observatorien — während an die Nordseite der Mauer eine moderne Moschee angebaut ist, neben der einige Bäume stehen, welche einen mit einer niedrigen Mauer und Tor versehenen Garten darstellen. Ich kann nicht umhin, zu bemerken, daß die Wahl dieser Stelle zu einer Moschee doch wohl kein Zufall ist, sondern daß die ursprüngliche Bedeutung des Ortes eine solche gewesen sein muß, daß die Mohammedaner es für wünschenswert hielten, ihn ebenfalls durch eine Moschee sich zu oktroyieren. Etwas Ähnliches liegt, wie wir sehen werden, bei Tempel H′ vor. Ostwärts von diesem Observatorium G findet sich keine Spur mehr von einer hohen Mauer, sondern, wenn wir von hier aus direkt gegen

↓ Hinter diesem Mauerstück steht die moderne Moschee H.

*Fig. 6. Die Nordmauer von Idikutschari, vom Innern der „Stadt" gesehen. Im Vordergrunde sieht man den Weg welcher, an dem modernen Türmchen F vorbei, durch formlose Trümmer zum Eingang des Vorhofes der modernen Moschee G führt. Dieser Teil der Nordmauer ist sehr ruinös. Unmittelbar hinter Türmchen F hat die Innenseite der Mauer einen dicken Turm, in dessen Erdgeschoß ein tiefes rundes Loch in die Erde hinabführt. In den Wänden des Loches sind Öffnungen, um beim Hinabsteigen mit gespreizten Beinen die Füsse einsetzen zu können.

Süden gehen, treffen wir auf den Ostrand jenes großen Systems von Bauten, welches den Bauern als die Khâns-Burg gilt. Auf dies Gebäudesystem werden wir später zurückkommen.

Im Süden begegnen wir wieder unserer großen Mauer. Ohne unmittelbaren Anschluß an den langen Zug, welcher den Westflügel der „Stadt" von Süd nach Nord durchschneidet, ziemlich gegenüber dem System α, steht der Rest eines höchst merkwürdigen, aber furchtbar zerstörten Tempels (v'), von dem aus ein vielfach durchbrochener Mauerzug nach Osten läuft, um dann im Bogen nach Norden sich zu wenden und sich so dem Zentrum der Khâns-Burg wieder zu nähern. Nach meinen Beobachtungen liegt hier ein älteres System vor, welches in der letzten Blüte der Stadt schon Ruine war, denn es finden sich z. B. bei α Höhlen mit Fresken, wie in einen Berg — ins alte Gemäuer eingebohrt. An einzelnen

Stellen hatte dieses Mauersystem vorspringende Türme und auf der Plattform besondere Heiligtümer, so besonders bei a und beim Eckturm[1]) nördlich von μ und ν, in dessen Schutt Reste von Manichäer-Manuskripten lagen und sicher — noch liegen. Auf die Anlagen a, v' etc. werde ich unten zurückkommen.

Einen ganz anderen Charakter hat ein Mauerzug mit Türmen, welcher im Nordosten einen kleinen Teil der alten „Stadt" durchschneidet (bei J im Plan). Hier hat man durchaus den Eindruck eines viel späteren Einbaues. Und in der Tat scheint dieser Flügel noch lange als besondere kleine Stadt bewohnt gewesen zu sein, — später haben die östlich davon liegenden Partien innerhalb der großen Mauer als chinesischer Kirchhof gedient. Denn überall im Sande finden sich Särge mit ausgetrockneten Chinesenleichen, ja wir haben sogar ein Ahnentäfelchen erhalten, welches in diesem Teil gefunden ist und welches

*Fig. 7. Die Nordmauer von Idikutschari mit neu durchgebrochenem Tore. Auf dem Plateau dieses Teiles der Stadtmauer sind noch einige hochliegende Zimmer erhalten. Die Mauer ist aufgenommen von der Innenseite der „Stadt" von dem Wege zwischen H' und J aus.

beweist, daß die Benutzung dieses Teiles als chinesischer Kirchhof nicht mehr wie etwa hundert Jahre zurückliegt.

[1]) Auf der Plattform dieses jetzt sehr steilen Turmes haben eine ganze Reihe Zimmer gelegen, in denen noch alter, ganz verbackener Schutt steckt. Die Wände dieser Zimmer sind auf dem Turm nur schwer, auf der niedrigeren südlichen Verlängerung der Mauer aber deutlich zu erkennen. Das bloße Herumbohren mit einem Stock förderte Reste von Manichäer-Manuskripten ans Tageslicht, welche vielleicht von hier oben in alle Winde zerstreut worden sind (vgl. unten zu Ruine L). Ich besuchte mit Bartus diesen Turm erst kurz vor unserer Abreise und es war unmöglich, noch viel anzufangen, um so weniger, als die ganze Umgebung des sehr schwer zu erkletternden Turmes ganz unter Wasser gesetzt war. Traurig genug, daß die Umkehr notwendig wurde zu einem Zeitpunkt, wo ich anfing, mich zu orientieren.

Das übrige Gebiet zwischen den erwähnten hohen Mauern ist nun mit einer überwältigenden Fülle von Ruinen in den verschiedensten Stadien der Erhaltung bedeckt. Die modernen Wege, denen ich, um in dem Gewirr von Ruinen einen Überblick zu erlangen, natürlich folgen mußte, sind abhängig von dem Bedürfnis der heutigen Bevölkerung und von gar keiner Bedeutung für die alten Straßenzüge. Sie führen auf die zahlreichen kultivierten Flächen innerhalb der Ruinen, auf denen die Eingebornen Sorgum cernuum und Baumwolle kultivieren. Die Wassergräben, welche sie in die Stadt geführt haben, verunstalten noch mehr das alte Bild und tragen mächtig zur Zerstörung bei, da das Wasser die kleinen Terrassen unterhöhlt und einstürzen macht. Der Schutt der Bauten, besonders der Fresken, dient als Dungmittel und so verändern die stets höher steigenden Kulturen mit ihren Randdämmen, welche das Wasser zur Überschwemmungsperiode absperren, auch das Niveau, so daß benachbarte Tempel, die einst auf hohen Terrassen lagen, jetzt tiefer liegen, als die Kulturen! Besonders furchtbar hausten die Türken im Februar 1903, während ich in Sengyma'uz arbeitete, da die Überschwemmungen der Felder innerhalb Idikutschari das Arbeiten dort sehr erschwerten. Da fiel die Ostwand von Tempel Z ganz zum Opfer, Tempel v' litt fürchterlich, vom Nordturm der Front β wurden ganze Lagen heruntergeholt, ebenso vom Terrassentempel in Astana. Bauten, die ich im November untersucht hatte, — kannte ich im Februar kaum mehr.

Reste alter Straßenzüge innerhalb der Ruine sind also schwer festzustellen, dennoch glaube ich, daß sicher eine große breite Straße zwischen den Ruinen α und β im Westflügel der Stadt von Süden nach Norden geführt hat, an den Ruinen γ und L, dann an P vorbei zu dem alten Tore, nahe der Westecke der Nordmauer. Ferner scheint ein ähnlicher Straßenrest etwa in der Mitte durchzuführen: von den Gebäudekomplexen bei o, an den Pfeilertempelchen π, ϱ, ς, τ vorbei, bis zum Kloster K und von da bis nach den einst so bedeutenden Bauten von χ.

Indem ich nunmehr beginne, die einzelnen Bauten, an denen ich gearbeitet habe, im einzelnen zu beschreiben, muß ich noch erinnern, daß die eingetragenen Ruinen nicht die Zahl der vorhandenen erschöpfen: es sind noch viele ganz ruinöse Bauten, besonders im Norden der „Stadt" vorhanden, welche einzutragen nicht möglich war. Mir diente meine Planskizze nur zur Fixierung der Hauptgruppen und zur Orientierung über gelegentliche Funde: mit Zahlen bezeichnet sind nur diejenigen Bauten, welche ich im Laufe der Arbeit als des Untersuchens wert notierte, wenn ich auch leider nicht einmal diese alle untersuchen konnte. Der Eindruck, den der erste Besuch hinterließ, war verwirrend genug. Geführt von den Türken betraten wir die Ruine und sie zeigten uns die Stellen, wo sie etwas gefunden haben wollten. Daß diese Angaben zu nichts Besonderem führten, war wohl nicht einmal die Schuld der Leute. Bald beobachtete ich, welch geringen Orientierungssinn die Leute — einzelne Individuen allerdings ausgenommen — hatten und ging lieber meinen eigenen Weg. Ich will nicht leugnen, daß sie uns die Fundstellen richtig zeigen wollten, — in manchen Fällen fanden sie die Stellen selbst nicht mehr oder es handelte sich um Funde im Schutt, welche frühere Plünderer verloren hatten. Ich mußte also alte Schuttstellen suchen, mit dem herabgestürzten Dach bedeckte Bauten, mit altem Schutt gefüllte Gänge und dergleichen. Da aber den Schatzgräbereien der Leute nicht zu steuern war, wurde die geplante Arbeit oft unterbrochen, wenn die Türken einen neuen Fund

gemacht hatten. Ich führe im folgenden die einzelnen Untersuchungen an, indem ich der Numerierung folge, welche ich im Drange der Arbeit in meine Pläne eintrug, um die Funde überhaupt zu fixieren.

Tempel A.

Unsere Aufmerksamkeit wurde auf diesen Tempel gelenkt dadurch, daß auf seiner Plattform unmittelbar hinter dem viereckigen Pfeiler, der einen Stûpa vorstellen soll, ein Blatt in der Brâhmî-Abart der Webermanuskripte gefunden sein sollte. Obwohl Grabungen an der Stelle nichts Wesentliches ergaben, da offenbar schon alles geplündert war, hielt ich es doch für angezeigt, um den Typus des Baues festzuhalten, denselben zu messen und zu skizzieren (Fig. 8, 9).

*Fig. 8. Westansicht des Tempels A mit dem alten Eingangstor und den Resten der Treppe, durch das Tor sieht man die Reste des Stûpa.

Der Bau besteht in einer 3 m hohen Terrasse, welche von West und Ost 29 m lang und von Nord nach Süd 11 m breit ist.[1]) Mit Ausnahme der Ostseite erheben sich am Rand dieser Terrasse fensterlose Mauern, die an den höchsterhaltenen Stellen noch bis zu 5 m hoch sind, nach Westen gewendet ist eine schmale — nur 2 m! — Türöffnung, zu der noch heute erkennbare Stufen, deren Zahl indes unbestimmbar ist, hinaufführten. In einem Abstand von 2 m von der Türe und 1 m von den langen Seitenwänden erhebt sich auf der Plattform eine Stufe, welche eine neue Plattform von etwas über 9 m ins Geviert bildet, 1,10 m von dem Rande derselben nach innen erhob sich ein quadratischer Pfeiler, der Sockel eines jetzt herabgestürzten Stûpa — etwa 7 m ins Geviert groß. Auf

[1]) In den Stadtplan ist die Orientierung nicht richtig eingetragen.

jeder der vier Seiten sind noch die Sockel von je drei Buddhafiguren erhalten, deren Throne, mit reichem Reliefwerk aus Ton geformt, da und dort noch im Schutt erkennbar waren; sie waren reich bemalt und zum Teil vergoldet. Der Schutt war voll von zerbrochenen Figuren: Fingern und Händen, Ohrpflöcken, Brustketten, Gewandstücken — aber alles so zerschlagen und morsch, daß das Mitnehmen nicht lohnte.

N

Fig. 9. Grundriß von Tempel A.

Hinter dem Pfeiler wurde die große Plattform durch eine noch 1,60 m hohe Mauer in zwei Teile geteilt, so daß der innere Raum, wenn man die Breite des vorderen Umgangs hinter dem Pfeiler abrechnet, genau so tief war, wie der äußere Raum, der heute keine Hinterwand (Ostwand) mehr hat. Spuren eines Daches für diese Höfe sind nicht mehr vorhanden. In dem inneren Hof wurde, wie erwähnt, gegraben, aber im Schutt nichts anderes als winzige Fetzen chinesischer Texte auf gelbem Papier gefunden.

Tempel B.

Fig. 10.

Diese jetzt fast formlose Terrasse, welche etwa 26 Schritt ins Geviert mißt, liegt ganz nahe an dem vorigen Tempel in südöstlicher Richtung. Sie besteht aus einer kleinen Mittelterrasse, auf der noch ein Rest von kreuzförmigem Gemäuer erkennbar ist, mit vier je an die Ecken angesetzten quadratischen Terrassen. Während wir uns an Tempel A beschäftigten, gruben einige Bauern hier im Schutt ein paar Bodhisattva- und Devatâ-Köpfe aus (Taf. I, Fig. 2, 3) — von denen mir übrigens recht fraglich scheint, ob sie der Ruine wirklich ursprünglich angehört haben. Der größere ist ein Kopf vom Typus der Gandhâraskulpturen, aber viel schematischer, besonders was die Haarbehandlung betrifft. Die Stirn der Figur, die offenbar sehr hoch stand, ist auffallend hoch, die Oberlippe zierte ein aufgemalter Bart. Die Ohren waren lang, die Lappen durchbohrt und hingen herab. Der Kopf ist 31 cm hoch (Taf. I, Fig. 3).

Tempel C.

Dieser große Tempel (Fig. 11) erhebt sich auf einer 3 m hohen Plattform, welche auf den Längsseiten 27 m lange Mauern und auf der Rückseite eine 18 m lange Mauer trägt; das ziemlich nach Süden gewendete Tor mit der davorliegenden Freitreppe ist 8 m breit, rechts und links davon wird die Plattform auch nach vorne noch von je 5 m langen Mauern eingefaßt. Die Dicke dieser Umfassungsmauern beträgt noch zwischen 60 cm und

1 m, ihre Höhe an den höchsten Stellen noch etwa 6 m. Außerhalb der Tormauern reicht die Plattform beiderseits noch etwa 10 m vor und ist nach der Freitreppe zu, je durch eine hohe Mauer abgeschlossen, so daß vor der Treppe ein freier Platz entsteht, ja vor diesen hohen Mauern reichen noch zwei niedrige formlose Gebilde (Sockel für sitzende Löwen?) nach vorne. Die Treppe selbst besteht nur aus zwei hohen Stufen, von denen die obere sich wie eine in eine niedrigere 3,10 m tiefe Plattform eingepaßte Bank darstellt (auf der Skizze schraffiert) und die Mitte offen läßt. Vor dieser großen Unterstufe liegt der Rest eines mächtigen Sockels, in welchem ein tiefes Loch sich zeigt: hier hat also wohl eine große Statue oder eine Fahne gestanden. 12 m nach innen zu vom S.-Rand der Plattform des Hauptbaues, 5,50 m von den Seitenmauern und 7 m vor der Rückmauer, erhebt sich eine niedrige, 8 m ins Geviert betragende Stufe, auf deren Mitte ein jetzt zerstörter, 2 m großer, viereckiger Sockel steht; um diesen Sockel geht ein Gang herum, vorne und an den Seiten je 1,50 m breit, hinten aber nur 90 cm breit. Dieser Umgang ist nach außen von einer Mauer umgeben, welche durch zwölf kleine Säulen in kleine Abteile geteilt ist, von denen der mittlere der Frontseite den Eingang bildet. Auf der Rückseite ist dies aus zwei Eck- und zwei Mittelsäulchen bestehende System sehr zerstört. Vor den sechs Interkolumnien der Seiten und den zwei Interkolumnien neben dem Eingang sind je noch Sockel für Statuen erhalten: auch mancherlei dekoratives Beiwerk, Freskenspuren sind da und dort noch erkennbar. Auch im Innern des Ganges waren noch Freskenreste.

NW

Fig. 11. Grundriß von Tempel C.

Im Schutt dieses Umganges wurde ein kleiner, sehr hübscher Bodhisattvakopf gefunden (Taf. I, Fig. 1), von dem sich aber nicht feststellen ließ, wohin er gehörte: denn die Statuen auf den Sockeln vor den Interkolumnien hatten sicher größere Dimensionen. Es ist nicht ausgeschlossen, daß das Köpfchen anderswoher verschleppt war.

Tempel D (Fig. 12).

Dies ist ein hoher Pfeiler, welcher auf einer Freiterrasse hinter dem sogenannten Khâns-Palaste E steht. Der vordere Teil des Pfeilers ist herabgestürzt, so daß nur der hintere höchst baufällige Rest wie ein Obelisk zum Himmel ragt. Zu dem Tempel führte einst eine nach Süden orientierte Freitreppe hinauf. Die große Baufälligkeit dieses im übrigen noch unberührten Baues machte es bei meinen ungenügenden Vorbereitungen leider unmöglich, sich eingehend damit zu beschäftigen. Die Eingebornen nennen den Bau „At-Kaya'z“, wie Dr. Huth festgestellt hat.

↑b ↑a

*Fig. 12. Das Zentrum der „Stadt" von Nordwesten her gesehen (von der Ruine ξ aus). Man sieht die langen und hohen Mauern, welche den sogenannten Khâns-Palast umgeben und bei a seinen hohen Zwillingsturm (E), dahinter bei b den Rest des hohen Pfeilers D.

Der Bau E.

Dieser höchst merkwürdige Bau, der einzige alte Bau innerhalb der Stadtmauer von Idikutschari, welcher nicht den Charakter eines Tempels hat, ist leider durch Abgrabungen so fürchterlich verwüstet, daß es lange dauern würde, um nur einigermaßen einen Überblick über seine Teile zu erhalten. Besser erhalten, aber ohne rechten Zusammenhang sind lange hohe Mauern, welche ihn an der West- und Nordseite umgeben, — an der Nordseite sogar zwei parallele Mauern von etwa 15 m Höhe. Im Süden schließt sich ein großer Komplex einer Gebäudegruppe an, welche den Charakter eines Klosters hat — außen zum Teil noch mit hohen Mauern umgeben; an der Ostseite ist die Terrasse mit einer Reihe sehr zerstörter Tempel eingefaßt gewesen, deren interessantester der ganz im Süden gelegene, unten zu erwähnende Tempel M ist. Den einzig wohl erhaltenen Kern des ganzen Systems bildet ein merkwürdiger, noch besteigbarer Zwillingsturm (Fig. 13, 14), der auf dem hohen Unterbau, auf dem er steht, noch mindestens 10 m ansteigt und einen Überblick über die ganze „Stadt" gewährt, welcher nur von dem oben erwähnten Observatorium auf G übertroffen wird. Nördlich von ihm liegt an der Terrasse eine Reihe wild zerstörter, einst prachtvoller Zimmer, südlich führt eine kleine Doppelstufe auf eine niedrigere Plattform. Westlich an der Terrasse und unmittelbar an den Stufen liegt ein zerstörter, noch bedachter Bau mit vielen Zimmern und großen Gewölben, in deren Schutt manichäische Manuskriptreste gefunden wurden. Das vorderste unmittelbar an den Stufen liegende Zimmer hatte dreifach aufeinanderliegenden Stuck, — jeder einst mit Fresken bedeckt. An der Ecke fand ich als oberste Schicht die lebensgroße Figur eines stehenden

*Fig. 13. Doppelturm von Ruine E, sogenannter Khâns-Palast von Südosten gesehen. Im Vordergrunde liegen die Ruinen vom Ostrand der Terrasse.

↑ a

*Fig. 14. Doppelturm von Ruine E, mehr südlich als die vorige Abbildung. Man sieht bei a die Lücke, wo die Stufen lagen und die Gebäude westlich der Terrasse. Im Hintergrund sieht man ein Stück der hohen Mauer.

Mannes, der eine Blume hielt, er trug ein langes, graublaues Ärmelgewand, welches um die Hüften gegürtet war, und einen turbanartigen Kopfschmuck von dunkelgrüner Farbe, auf diesem Turban saß eine Zackenkrone. Leider zerfiel dieses merkwürdige Bild in Staub. Die darunter liegende, mit Hieben gekerbte Platte zeigte Bäume und einen Zaun in Fresko und war nicht des Mitnehmens wert. Unter ihr war eine dritte Freskenwand, — wie es schien einst mit Ornamenten bemalt. Noch schlimmer womöglich sahen die Gebäude am Ostrand der Terrasse aus, — sie hatten offenbar als Hauptdepot für Schutt gedient! Doch zeigten sich auch hier Freskenreste und Tonnengewölbe, welche durch später durchgeführte Stützmauern verstärkt waren, um Aufbauten tragen zu können.

Der Bau F.

Mit diesem Buchstaben ist auf dem Plane ein kleines, modernes, rundes Türmchen bezeichnet, welches südlich der Bresche in der Nordmauer an dem Wege liegt, der jetzt nach der Mitte der „Stadt“ zur Moschee bei G führt. Es ist schon oben erwähnt und eine Skizze (S. 11, Fig. 6) davon mitgeteilt worden.

Der Bau G.

Auch dieses Gebäude ist schon oben erwähnt worden. Es ist das Ende der großen inneren Mauer und enthält auf seiner Plattform zwei kleine Zimmer. Nördlich davon liegt ein Hof mit einem Tore und einer modernen Moschee.

Der Bau H.

Dies ist eine kleine Moschee mit einem kleinen Wohnhaus, welche von einer niedrigen Mauer umgeben innen an die Nordmauer angebaut ist. Vielleicht ist die Moschee, welche einst inmitten des östlich davon gelegenen Tempelkomplexes H′ gelegen hat, hieher übertragen worden.

Tempel H.′

Wenn man durch die Öffnung der Nordmauer von Idikutschari tritt, unmittelbar ostwärts von den an dieser Mauer angeklebten modernen Häusern (Karavansarai) und somit direkt nach Süden hin die Straße nach Tojok-Mazar verläßt (auf dem Plan ist diese durch die Mauer gelegte Öffnung mit einem Pfeil bezeichnet), so erblickt man die riesenhaften Mauern eines großen Gebäudekomplexes. Diese furchtbar zerklüfteten Mauern erwecken sofort das Interesse des Beschauers durch zahlreiche, jetzt scheinbar recht unregelmäßig über die Ostmauer verteilte Nischen und Löcher, welch letztere besonders den Eindruck hervorrufen, als ob sie die Spuren von früher dort befestigten Figuren oder sonstigen Dekorationen darstellten. Betritt man nun durch die Löcher der noch immer sehr hohen östlichen Mauer das Innere des Gebäudes, so befindet man sich inmitten eines wild zerstörten, ehemals aber großartigen Tempelkomplexes, welcher sicher einst eine hervorragende Bedeutung gehabt hat. Die ganze Anlage — die beiliegende Grundrißskizze gibt nur das Hauptgebäude — ist die folgende (Fig. 15).

Dies Hauptgebäude, welches mit seiner Toröffnung nach Süden gerichtet ist und eine Länge von 25,50 m bei einer Breite von 18,50 m hat, liegt mit seinem Vorbau, der

nach Süden gewandt ist, auf einer jetzt im Schutt versunkenen Terrasse, die an der Nordseite noch über 1 m hoch ist und dort 3,80 m hinter der Tempelmauer vorspringt, während sie an den Längsseiten nur 1,20 m ausladet. Der Vorbau liegt ebenfalls auf dieser Plattform, aber die alten Längsmauern des Tempels sind nur mehr auf eine Länge von 8—9 m erhalten (bis hieher reicht die Planskizze Fig. 15), da zwischen dieser Stelle und dem eigentlichen, noch erkennbaren Eingangstor eine breite Bresche gelegt und die Plattform durch Lastfuhrwerke zerschnitten und niedergefahren ist (auf der Skizze durch Punkte bezeichnet). Vor dem alten Eingangstor zum Tempel verengt sich die Plattform bedeutend und reicht dann in der Länge von fast 60 m nach Süden, wo sie mit einer Terrasse abschloß, die wohl einst Freitreppen gehabt hat. Rechts und links von dieser langen Terrasse finden sich überall noch die fast formlosen Reste alter Sockel, so daß man annehmen kann, daß sie einst reichen figürlichen oder dekorativen Schmuck gehabt hat.

N

Fig. 15. Grundriß des Hauptgebäudes des Tempels H' mit dem Kolosse des ins Nirvâṇa eingehenden Buddha vor der Nordwand des Tempels.

Kehren wir zum Hauptgebäude zurück, so ist zunächst zu erwähnen, daß die etwa 1,20 m vor die Längsmauern vorspringende Plattform an der Westseite drei wohl erhaltene große runde Löcher zeigt, in welchen wohl einstmals Flaggenstangen oder Lampenständer u. dgl. gestanden haben mögen; an der Rückwand dieser Höhlungen sind je zwei Löcher, die zur Befestigung gedient haben. Die Ostseite der Plattform zeigt Reste von tiefliegenden Gewölben.

Betreten wir nun das Innere des Tempels durch das alte Tor im Süden — die hier noch 1,35 m dicken Mauern sind auf beiden Seiten knapp noch etwa 6 m breit, — so gelangen wir in einen rechteckigen Raum von 22,80 m Länge und 16,10 m Breite. Die Nord-, Ost- und West-Mauern, welche ihn umgeben, sind noch 1,20 m dick. In einer Entfernung von nicht ganz 8 m treffen wir von S. her auf einen Sockel, welcher, wie die Grabungen ergaben, zu einem Systeme gehörte, wie wir es auch sonst vorgefunden haben: ein stûpaförmiger Pfeiler in der Mitte, an dessen Ecken je ein Sockel vorsprang, vgl. Tempel Q. Aber hier ist die Stelle, wo der Stûpa gestanden haben muß, durch ein tiefes Loch bezeichnet, welches ganz mit Tierknochen ausgefüllt war. Es liegt nahe, daran zu denken, daß das Heiligtum absichtlich durch Schlächtertätigkeit entweiht worden ist. Der Raum nun zwischen diesem zerstörten Mittelbau und der Ostmauer des Tempels war ausgefüllt und auf diesem neuen Boden und den

nach O. gewandten Sockelvorsprüngen war ein mohammedanischer Bau aufgeführt worden, von dem aber nur mehr zwei Mauern erkennbar sind. Diese moderneren Mauern, auf der Planskizze durch Punkte bezeichnet, sind bedeutend schlechter gebaut, als die alten Mauern des Tempels, wenn auch nicht so schlecht und schief, wie die ganz modernen, wie sie z. B. die in unmittelbarer Nähe liegende Moschee H zeigt. Als ich zuerst den Tempel betrat, war der ganze Raum zwischen dem System in der Mitte des Tempels und der Nordwand mit Schutt und Tierknochen angefüllt. Aber als im Februar die Bauern begannen, aus den Ruinen Schutt für ihre Felder abzufahren, kam vor der Rückwand ein Buddhakoloß zum Vorschein. Gleich als er gefunden wurde, war Oberkörper, rechter Arm und die beiden auf einanderliegenden Füße wohl erhalten, auch das in Falten liegende Gewand klar und deutlich, allein bis es Herrn Huth möglich war, eine Photographie aufzunehmen, nach der der beiliegende Umriß gezeichnet ist, hatten die Türken schon den Oberkörper und den obenliegenden linken Fuß fast ganz zerschlagen (Fig. 16). Die Statue

***Fig. 16.** Rest des Kolosses (Buddha ins Nirvâṇa eingehend) vor der Rückwand des Tempels H′.

lag ausgestreckt auf einer 16,10 m langen und 2,62 m tiefen Lehmbank, die überall Spuren einstiger reicher Bemalung zeigte und die ganze Nordwand entlang lief, war 13 m lang und in der gewöhnlichen Weise aus Lehm geformt über einem aus Pappelstämmchen und Rohrbündeln roh hergestellten Stützgestelle. Die hinter der liegenden Statue aufsteigende Nordwand zeigte überall Löcher, in welcher offenbar früher Holzzapfen eingelassen waren, die zur Befestigung anderer zur Nirvâṇakomposition gehöriger Figuren gedient haben. Im Schutt fanden sich allerlei Reste kleinerer Figuren, Kronenblätter und Ohrpflöcke aus Ton und bemalt, Finger, Stücke von Armen und Beinen, Gewandstücke, aber alles so morsch und zerbrechlich, daß der Transport unmöglich war. Auch ein sehr großer Finger, der

der Buddhafigur gehört haben muß, kam zum Vorschein. Zu den Füßen der liegenden Statue fand sich ein viereckiger, etwa schachtelförmiger aus Lehm geformter Behälter, der nicht ganz in der Richtung der Wand, sondern in der der Fußflächen lag, auf der Bank festsaß und Spuren bunter Bemalung zeigte. In dem Schutt, der ihn ausfüllte, fanden sich winzige Reste eines Palmblattmanuskripts mit Sanskritworten in Kaschmiri-charakter — lesbar war z. B. das Wort piṇḍâpâtra — und eines anderen in Zentralasiatischem Brâhmi.

An der Nord-, Ost- und Westseite liefen, den Mauern parallel, Systeme von langen Tonnengewölben entlang, alle mit der Öffnung nach dem Tempel gerichtet. An den beiden Seiten war der zwischen ihnen und der Plattform liegende Umgang über 7 m breit, an der Ostseite lief eine lange Mauer davor entlang: die Gewölbe selbst in O. und W. sind jetzt fast völlig zerstört. Besser erhalten sind die nur durch einen etwa 2 m breiten Umgang getrennten Gewölbe der Nordseite, sie sind erst neuerdings durch Schuttabführungen frei gelegt und alle bis zu 5—6 m ausgegraben: es scheint mir aber, daß sie fast noch ebenso tief unter dem Schutte liegen. Wie unregelmässig sie angelegt sind, zeigen die Maße der Nordseite. Von Ost nach West: eine 70 cm dicke Mauer, Gewölbe 2,60 m breit; Mauer 1,10 m, Gewölbe 3 m breit; Mauer 1,70 m, Gewölbe 3,45 m breit; Mauer 1,10 m, Gewölbe 2 m breit; Mauer 40 cm dick, Gewölbe 1,10 m breit; Mauer 60 cm dick, Gewölbe 2 m breit, vorne verschlossen; Mauer 60 cm, dann drei schmale Gewölbe, welche mit den Mauern nur 10,30 m messen; Doppelmauer 1,20 m dick, Gewölbe 2 m breit; Mauer 60 cm, drei Gewölbe mit den zwei Mauern 12,10 m breit etc. etc. Spuren von Bemalungen u. dgl. waren nirgends zu entdecken. Ähnlich waren auch die Gewölbe der Westseite, aber in der Flucht des Eingangstores des Tempels lag, westlich davon, ein massiver Pfeilertempel mit einem schmalen Gange um den Mittelpfeiler, der durch eine mannshohe Mauer begrenzt war und auf einer hohen Plattform stand, etwa wie Tempel W, doch war der Gang viel enger. Die ganze Umgebung dieses Pfeilertempels ist dadurch verunstaltet, daß dort viele, offenbar sehr junge chinesische Gräber liegen.

Im Schutt vor dem Nirvâṇakoloß wurden verschiedene Kleinigkeiten, Perlen, eine Holzschale mit aufgemalter Inschrift, große zerbrochene Glasflaschen und verschiedene Gegenstände jüngeren Ursprunges z. B. mehrere Kämme gefunden. Sehr hübsch ist der ebenfalls hier gefundene Rest eines Holztafelbildes oder einer bemalten Holzleiste von einem Throne u. dgl., ein Täfelchen 6 cm hoch, 6½ cm breit, auf welchem auf blauem Hintergrund ein sehr zierlich gemaltes, nacktes Knäbchen dargestellt ist, offenbar eine Nebenfigur eines größeren Bildes oder einer plastischen Darstellung.

Tempel I.

Dieser Gebäudekomplex (Fig. 17) ist eine traurige Probe, wie die Tempel- und Klosteranlagen von Idikutschari durch die Schutt abgrabenden Bauern verunstaltet werden, so daß ein Teil derselben ziemlich wohl erhalten stehen bleibt, sogar noch mit — womöglich gar nicht zugehörigen — Nebengebäuden, während andere Teile oft in ganz regelmäßiger Weise weggegraben werden, so daß nahezu unverständliche Reste übrig bleiben. Die Hauptsache an dem vorliegenden Bau ist wieder ein kleiner Terrassentempel in der südöstlichen Ecke; die westlich und nördlich daran sich anschliessenden Komplexe, welche völlig mit Schutt ausgefüllt waren, gaben mir Anlaß zu Nachgrabungen, die aber leider

nichts Wesentliches zutage förderten. Es war dies allerdings meist neuer Schutt, nicht der oft die Terrassen bedeckende alte, mit dem Bau förmlich verbackene, unter dem stets Funde sich einstellten. Von dem kleinen Tempelchen in der südöstlichen Ecke ist in gerader Linie die Südseite und die Ostseite so abgegraben, daß die Mauern, welche hier die ziemlich hohe Terrasse umgeben, ebenso wie der Aufgang verschwunden sind. Im übrigen ähnelt der kleine Bau z. B. der Terasse X und so vielen ähnlichen Anlagen innerhalb der Mauern von Idikutschari. Die erhaltenen Mauern der Terrasse, die im Süden noch etwa 10 m breit ist, sind 1,50 m dick, die nördliche ist noch sehr hoch, während die westliche etwa Brusthöhe erreicht. In einem Abstand von 5,30 m von der Nordwand, von 2,75 m von der Westwand erhebt sich der Sockel eines viereckigen Pfeilers, 4,50 m ins Geviert, an der Vorder- (Süd-) Seite desselben, wie an der Nordseite, liegt noch je ein Sockel einer sitzenden Figur. Der Sockel dieses Pfeilers war einst sehr schön bemalt und zwar mit Garuḍas, d. h. in schreitender Stellung befindlicher Dämonenfiguren, welche mit hochgehobenen Armen den Fries des Sockels hochhielten: jenes alte Motiv, das die Gandhârakunst schon benutzt und das der ganzen buddhistischen Kunst — ja sogar der brahmanischen — verblieben ist. Interessant sind diese Figuren vom künstlerischen Standpunkt dadurch, daß sie in schwarzen Konturen gezeichnet sind und dann neben der schwarzen Kontur eine etwas breitere braune und daneben noch eine etwas heller braune Linie hinläuft, eine Methode der Schattierung, welche an verschiedenen Gebäuden der Ruinen in der Umgebung von Turfan wiederkehrt und einen ganz bestimmten, wie mir scheint, älteren Stil repräsentiert (Fig. 18). Eine Freskentafel mit einem Garuḍa, welche die türkischen Bauern nach der Karavansarai geschleppt hatten, ergab sich als hier herausgebrochen: sie ist auch glücklich ins Berliner Museum gelangt. (Taf. III, Fig. 2.)

N

Fig. 17. Grundriß der Ruinen des Tempels I.

Die große Terrasse westlich von diesem Tempelchen hat keinen Zugang von diesem; im Schutt waren noch drei Räumlichkeiten erkennbar: ein kleines Zimmer über einem Gewölberest mit zwei Fenstern als das südlichste vor einer mächtig hohen, von Süd nach Nord laufenden, 1,20 m dicken Mauer, westlich von dieser Mauer ergab sich der Rest eines langen Gewölbes, an dessen Südwand ich eine runde Nische ausschaufeln ließ — ohne etwas zu finden — und noch weiter westlich ein zweites Zimmer mit einigen Resten, welche darauf zu weisen schienen, daß die hier im Schutt zerfliessende Terrasse noch nicht zu Ende war. Nördlich von dem Tempelchen fand sich ein Sockel — treppenartig abgetragen. Die ganze Umgebung der Ruine war mit zahlreichen Trümmern schöner glasierter Kacheln bedeckt mit genau demselben Muster, wie die beim Tempel P sich findenden Stücke.

Angabe der Konturen:
schwarze Kontur
braune Linie
hellrotbraune Linie
Der übrige Finger weiss.

Fig. 18. Garuḍa vom Sockel des Tempels I. Mitte der Ostseite, gezeichnet mit schwarzen Linien, neben denen dunkel- und hellbraune hinlaufen. Körper: weiß, Kleider und Haare rotbraun, Ohrhöhlung rot, Hintergrund dunkelgrau, Höhe des Originales 52 cm.

Tempel I′.

Die Plattform, auf welcher dieser interessante Tempel (Fig. 19) steht, ist sehr niedrig, ihre Ränder unklar und im Schutt zerfliessend. Markiert ist ihre Breite nur durch zwei hohe, von S nach N gewendete Mauern, welche auf der Eingangs-, der Nordseite des Tempels in einem Abstand von etwa 1,30 m den Eingang flankierten: diese Mauern sind noch 6 m lang. Der Tempel selbst bildet ein Rechteck von 14,60 m zu 10,40 m; die Südmauer ist bis auf eine kleine Ecke nach Westen zu bis auf etwa mannshohes Mauerwerk zerstört. In diesem Raume, welcher 13 m in der Länge, 8,75 m in der Breite mißt, erhebt sich in 2,10 m Entfernung von der Längs- und der Südmauer und in 4 m Entfernung von der Torseite ein einförmiger Schutthaufen, der nur an der Nordseite deutlich eine 3,20 m breite, 1,20 m tiefe Sockellage zeigt, auf der die Füße einer kolossalen sitzenden Buddhafigur noch erhalten sind. Ob das übrige ein großer Stûpa-Pfeiler war oder ob an der Rückseite und vielleicht auch an der Ost- und Westseite noch lange Sockel waren, konnte ich nicht ausmachen. Alle die breiten Wandflächen im Innern der noch 5—6 m hohen Mauern waren einst mit höchst interessanten Fresken bedeckt. Es ist dies der merkwürdige Tempel, dessen Fresken mir die untergehende Sonne mit ihren schief einfallenden Strahlen verriet. Oft ist uns erzählt worden, daß nachts die Geister wieder auflebten, die in den Häusern von Idikutschari verehrt worden wären, und nirgends ist mir dies so klar geworden, wie hier. Es erschienen lange Reihen von Gemälden wieder mit flimmernden Aureolen so deutlich, daß man fast die Hauptumrisse der Kompositionen erkennen konnte. Da die Gänge an einzelnen Stellen, besonders in der Ecke der Süd- und Westmauer bis zu Mannshöhe mit Schutt gefüllt waren, ließ ich diesen Schutt wegnehmen. Es kam dabei eine freilich furchtbar zerkratzte Reihe von Bildern zutage und unter ihnen ein bunter, sehr zerstossener Streifen von Ornamenten, aber diese Bilder waren mir so merkwürdig, daß ich beschloß, sie herauszunehmen, obwohl sie außerordentlich bröckelig und morsch waren. Da die Westmauer Risse zeigte und die Gefahr bestand, daß sie nach innen über uns herabfiel, so ließ ich von außen angreifen. Als die großen

Luftziegel von außen herausgenommen wurden, zeigte sich, daß Stücke alter Fresken in die Ziegel hineingepreßt, ja daß große alte Freskenstücke mit in die Mauer vermauert waren. Es kamen Fragmente von Figuren zutage, schwebenden Genien und Frauenköpfen, von einem ganz eigenartigen Stil, der sehr schwer zu beschreiben ist. Die Köpfe sind flüchtig gemalt, schwarz konturiert, neben den Konturen breite, rotbraune Linien und die Gesichtsfarbe selbst gelb; die Körperformen sehr weich und fleischig, flau und unkorrekt, aber routiniert in der Mache. Am besten kann man den Stil bezeichnen als in Malerei umgesetzte Mosaiken. Auffallend war die große Flachheit der Wangen in den Köpfen und die zusammengeschobenen Partien von Nase und Mund. Es ist dies eine Erscheinung, die auch bei gewissen Köpfen, die aus Lehm geformt sind und welche in Idikutschari gefunden wurden, auffällt. In großem Gegensatz dazu stand ein kleiner Buddhakopf, der im Schutte vor der Westmauer gefunden wurde und der fast rein griechische Züge zeigte: er zerfiel leider in Atome, denn er war durch einen Pickenhieb so verletzt worden, daß das Gesicht nur mehr lose aufsaß, als er zum Vorschein kam.

N

Fig. 19. Grundriß des Tempels I′.

Die Gemälde an den Innenwänden waren in langen Streifen über die Wand verteilt, die Streifen in Quadrate von 68 cm Breite und 60 cm Höhe abgeteilt und zwischen jedem Quadrat lief ein weißer schmaler Streifen, der eine erklärende uigurische Inschrift zeigte. Sehr wichtig ist es, daß die Fresken genau denselben Stil und dieselben zarten Farben zeigen, wie die Bilder in der Höhle Nr. 10 zu Tojok-Mazar (Klementz), welche indes viel einförmiger sind, da sie immer nur einen Buddha (sitzend) mit zwei daneben stehenden Bodhisattva's darstellen. Hier aber sehen wir Stûpenkultus — wie zu Sântschî auf den Reliefs der Tore —, Predigtszenen, Szenen mit interessant gemalten Brâhmaṇa's und Frauengruppen. Die ausgehobenen Fresken haben Berlin glücklich erreicht. Außerhalb Karakhodscha's und Tojok's findet sich der Stil unserer Fresken besonders bei Kutscha und zwar am besten in den Höhlen „Tausend Häuser des Afrasiab“ bei Kumtura. Freskenproben aus den Höhlen über dem Wei-kan-flusse dort wurden mit nach Berlin gebracht. Beachtenswert ist, daß sich in Tempel I′ genau dasselbe Fußornament erhalten hat, wie dort in der stilverwandten Höhle bei Kumtura, nämlich aneinandergereihte, steile Dreiecke, auf deren Spitze ein fleur-de-lys-ähnliches Ornament aufsitzt, während ihr Fond mit dunklen (schwarzen oder blauen) Ringen bemalt war, die mit aufgesetzten weißen Punkten bedeckt waren.

Die aus I′ geretteten Fresken sind die folgenden:

1. Platte aus der südlichen Mauer (Ecke) (Taf. II, Fig. 2). Sie stellte wohl die Verehrung eines Stûpa vor. Leider ist die untere rechte Hälfte fast ganz zerstört. Man sieht nur noch die Kniepartien einiger Figuren und ihre Köpfe und zwei große weiße Elefantenköpfe, wie es scheint, die Reste einer Thronlehne. Auf dem Throne scheint ein Rad gestanden zu haben. Der Stûpa hat

große Ähnlichkeit mit den erhaltenen Bauten, — aber er ergänzt uns den Htī mit dem radförmigen Schluß, an dem lange weiße Fähnlein hängen. Die Fähnchen haben dieselbe Form wie die in α und λ gefundenen. Von links her kommt eine Figur (ein Buddha?) in rotem Kleide, hinter ihm ein Bodhisattva mit Blumenkorb und Blumen werfend, von rechts her zwei andere Bodhisattva's, einer in anbetender Stellung, der vordere warf ebenfalls Blumen aus einer flachen Schale. Alle hatten Aureole. In der Mitte sind links noch die Oberkörper von zwei anderen Bodhisattva's wohl erhalten. Vor ihnen sieht man noch die Umrisse einer knieenden sich tief verneigenden Figur. Auf der rechten Seite sind noch Reste von zwei Figuren erhalten.

Platten aus der oberen Reihe der Westwand:

2. Buddha auf einem Throne sitzend und predigend (Taf. II, Fig. 1). Er hatte weiße Hautfarbe. Um ihn standen ursprünglich sechs Bodhisattva's, von denen zwei wohl erhalten, während von dreien nur noch Spuren vorhanden sind.
3. Daneben nach Süden (Taf. III, Fig. 1). Dies merkwürdige, mir unerklärliche Bild stellt einen hallenartigen Raum mit Säulen und goldener Täfelung dar. In der Mitte steht nach links gewendet ein Bodhisattva von weißer Hautfarbe, nur in ein blaues Lendentuch gekleidet, er tritt auf sein Oberkleid. Sein ganzer Körper ist mit goldnen Ähren bedeckt. Vor ihm in verehrender Stellung zwei alte Brâhmaṇa's mit Bart und dschaṭâ, dahinter drei Bodhisattva's oder Könige, der vorderste von schwarzer Hautfarbe. Hinter der Mittelfigur auf der rechten Hälfte (im Bilde) zwei alte Frauen, eine stehend in lebhafter Bewegung, eine davor knieend. Sie tragen weite Unterkleider und eigentümliche korsettartig sich anschließende Oberkleider. Die hier dargestellte Legende ist mir unbekannt.
   Die uigurischen Inschriften, welche einst die Bilder trennten, sind zerstört. Die Ähnlichkeit der Komposition dieser Fresken mit den Reliefs des Steinzaunes von Amarâvatī (vgl. z. B. Fergusson, Tree and Serpent-worship Plate LXII, LXIII) ist ganz auffallend, doch sind dort die Figuren viel barocker.

Alle Bilder zeichneten sich einst durch außerordentlich reiche Vergoldung aus, aber das Blattgold hat sich fast überall abgelöst, doch so, daß stets die Spuren des Klebestoffes der Auflage sich noch markierten.

Über die unter J verzeichnete Mauer im Nordosten der Stadt ist oben S. 12 das Nötige gesagt.

Klosterruine K.

Von dieser Ruine kann ich kaum mehr sagen, als daß sie große Ähnlichkeit mit dem unten zu erwähnenden Kloster β gehabt haben muß, wenn auch die einzelnen Gewölbe und Kuppelbauten anders angeordnet waren, als dort. Sie ist sehr zerstört und von Fresken war nichts mehr zu erblicken, als ein einziges Bild, welches an der nördlichen Seite der Südmauer des südöstlichsten Gewölbes — diese Mauer war der einzige Rest des Gewölbes — übrig geblieben war. Erhalten war, als ich es zum ersten Mal sah, das Folgende: zwei Reihen gepanzerter Männer zu Pferde übereinander, die Figuren etwa 60 cm hoch, nach W. gewendet. Die untere Reihe war fast völlig zerstört; die obere stellte die Begleitung eines knieenden,

gepanzerten, behelmten, bärtigen Mannes dar, der vor etwas Unbestimmbarem kniete: er hatte etwas größere Dimensionen als die Reitergruppe hinter ihm. Das Bild war in schwarzen Tuschekonturen flott und geschickt gezeichnet und nur wenig ausgemalt. Anzeichen buddhistischen Kults waren nicht vorhanden. Als ich nach ein paar Tagen, durch andere Dinge abgelenkt, die Ruine wieder besuchte, war das Bild vernichtet. Aus diesen Ruinen wurden uns Sanskritdrucke und -manuskripte gebracht; ich ließ später Nachforschungen anstellen und in der Tat fanden sich in den östlich liegenden Räumen ganze Verliesse vermoderter Manuskripte. Hier hatten also Bücher gelegen und es war Wasser aus den Ariq's eingedrungen, nach dem Trocknen hatten Würmer das Übrige besorgt. Brâhmî-Manuskripte waren so zerfressen, daß nur die Buchstaben übrig waren, der weiße Raum zwischen den Akschara's war durchgefressen und dieser Buchstabenschutt war zimmerhoch, so daß man ganze Säcke von Akschara's hätte wegtragen können! Der Anblick war deprimierend.

Ruine L.

Dies ist eine ganz kleine Ruine, welche eigentlich nur mehr eine vom Wasser unterhöhlte Terrasse darstellt. Da Herrn Huth mitgeteilt wurde, hier seien Manuskriptreste[1]) gefunden worden, so trug ich sie mit in den Plan ein. Ich halte es für völlig ausgeschlossen, daß hier Handschriften lagen. Wenn hier wirklich etwas gefunden wurde, so stammte es zweifellos aus dem hochliegenden Mauerteil östlich davon (N), in dessen Schutt — noch mehr aber in dem Turm, der die durchbrochene Fortsetzung der Mauer abschließt — manichäische Schriftreste lagen und sicher noch liegen, wie ich oben schon erwähnt habe. Auf der Plattform des Turmes liegen eine Reihe verschütteter Zimmer, in deren Schutt ich nur mit einem Stock zu bohren brauchte, um kleine Fetzen manichäischer Manuskripte zu Tage zu fördern. Der Umstand, daß Ende Januar schon die Umgegend dieser Ruine unter Wasser gesetzt wurde, hinderte mich an Grabungen auf der Plattform des Turmes.

Tempel M.

In südöstlicher Richtung vom sogenannten Khâns-Palast E liegt in auffallend dominierender Position an dem Rande, der durch die Reste an der Ostseite dieser großen Gebäudegruppe gebildet wird, ein jetzt bis auf traurige Reste zerstörter Tempel. Auf einer Plattform, die noch immer 5 m hoch ist, stehen noch drei große Mauern mit einigen nach Osten gewendeten Resten. Ringsherum in N., O., S. ist die Terrasse jetzt von Feldern umgeben und da das Terrain N. von der Terrasse sehr tief ist, so bleibt in der Regel hier viel Wasser und später Schlamm stehen. Von dieser Seite her sah ich den Tempel zuerst, als ich nach unberührten, verschütteten Stellen suchte, und es fiel mir in der Mitte der Plattform ein gerundeter Sockel auf, der aus einem hohen Trümmerhaufen — die Reste des Daches — herausragte. Die Überschwemmung der Felder verhinderte mich, den Tempel zu untersuchen, denn die beste Aufgangsstelle zu der sehr zerklüfteten und morschen Plattform war dadurch nicht zugänglich. Allein die freiwilligen Schatzgräber, die mich immer beobachteten, machten sich, während ich in Sengyma'uz arbeitete, über den Tempel her und gruben — allerdings nicht direkt da, wo ich angesetzt haben würde — und fanden

---

[1]) Es handelt sich um einige Reste der in Berlin als manichäisch bestimmten Schriftstücke.

dort eine große chinesische Steininschrift, die wir ihnen abkauften und die auch glücklich nach Berlin gelangt ist.

Etwa in der Mitte der Plattform (Fig. 20) befindet sich noch, durch zwei starke, von N. nach S. liegende, 1,28 m dicke Mauern bezeichnet, eine Cella, deren Eingang nach Süden gelegt ist. Die Mauern des Einganges sind kaum 1 m dick. An der höchsten Stelle sind diese Mauern noch 7 m hoch. Die Nordmauer ist völlig heruntergebrochen, aber noch wohl erkennbar und der auf der Rückseite sich markierende Sockel stellte sich bei Nachgrabungen meinerseits als Sockel einer Buddhafigur heraus; die Füße der sitzenden Figur sind noch erhalten. Im Schutt fanden sich große Stücke des zerstörten Oberteiles: Stücke des Kopfes, der Schultern etc. Die Breite der Cella beträgt 5,76 m, die Länge etwa 8 m. Westlich von dieser Cella war ein ähnlicher Raum, ebenfalls nur durch die erhaltene Westwand von gleicher Dicke wie die parallelen der Cella bestimmt, dessen Nordwand ebenfalls zerstört ist. Der jetzt völlig leere Raum hat 6,70 m Breite und 6 m Länge. Drei von W. nach O. laufende Mauern bildeten O. von der Cella zwei Räume, von denen der südliche breit, der nördliche aber sehr schmal war. Der vordere Teil dieser Gebäude ist völlig zerstört, so daß sich nichts aus ihnen machen läßt, sie standen in keiner direkten Verbindung mit der Cella. An der Südseite der Plattform, 1,30 m tiefer als die Fläche derselben, war eine schmale Stelle: wie eine Stufe der Plattform, auf der ein kleines Zimmer, 1,28 m breit, 1,54 m tief, lag. An der Westseite der Plattform sind drei, an der Ostseite aber zwei runde Höhlen in die Plattform gelegt mit deutlichen Lampennischen, welche erst eine spätere Bevölkerung zu irgend einem Zweck in die Ruine gegraben hat. Der Ostrand der Plattform ist jetzt völlig unbestimmbar. Die Stelle, wo die Inschrift gestanden hat, ist auf der Planskizze angegeben. Der obere Teil der Inschrift ist durch das herabgestürzte Dach zerstört. Als sie schon fortgeschickt war, ließ ich noch einmal den Schutt nach Steinstücken durchwühlen, welche die Lücken der Inschrift ersetzen könnten: es wurden einige Stücke gefunden, aber erst in Berlin anprobiert und darunter war das Datum. Vergebens suchte ich nach einer zweiten Inschrifttafel, die ja auch zu erwarten war. Es fanden sich Splitter, welche nicht zu unserer Inschrift gehören konnten, — von einer großen Tafel oder auch nur größeren Stücken aber nichts mehr.

N

Fig. 20. Grundriß des Tempels M.

Im Schutt dieses Tempels wurde schon früher ein hübscher Steinpfeiler mit Buddhadarstellungen gefunden.

Tempel N.

Über diesen Teil der großen Innenmauer ist das Nötige unter L S. 27 bereits gesagt.

Stûpa O.

In der NW-Ecke von Idikutschari, genau an der Stelle, wo die ein abgestumpftes Eck bildende große Mauer die direkt von N. nach S. gewendete Richtung annimmt, etwas N. von dem großen Tore der W.-Mauer und NW. vom Tempel P, läuft ein kurzes Mauer-

stück ziemlich von derselben Höhe der Stadtmauer von O. nach W. und bildet mit der Stadtmauer einen Winkel. In diesen Winkel ist eine Plattform gelegt, welche, obwohl sehr zerstört, in ihren Dimensionen noch ziemlich erkennbar ist. Sie ist an der Süd- und Nordseite etwa 46 m breit, an den Längsseiten hat sie etwa 55 m. An der Westseite sowohl, wo sie sich an die Stadtmauer AA anfügt, als an der Nordseite, wo die erwähnte große Mauer BB dahinterliegt, ist noch eine niedrigere Mauer vorgebaut, hinter welcher ein hochliegender Umgang — auf der Planskizze schwarz ausgefüllt — zwischen beiden Mauern hinläuft. Dieser Gang ist etwa 1,60 m breit und führt in die Ecke auf einen Turm der Stadtmauer, in dessen Plateau ein tiefes rundes Loch ist, offenbar um in die Mauer hinabsteigen zu können. In der niedrigeren Mauer (etwa 1 m dick), welche nur soweit reicht als die Plattform, sind kleine dreieckige Nischen gelegt, etwa wie die Lampennischen in südindischen Tempeln und selbst Privathäusern. Ob die Plattform, noch 2,70 m hoch, nicht einst viel breiter gewesen ist wie heute, läßt sich nicht sagen, es ist aber wahrscheinlich, obwohl die bis an den heutigen O.-Rand geführten Baumwollenfelder keine Spur mehr zeigen. Wahrscheinlich ist es deshalb, weil der Stûpa nicht in der Mitte des heutigen Restes der Plattform liegen würde. Der Abstand von der Stadtmauer AA (und der Vormauer) bis zur Stufenfassade des Stûpa beträgt etwas mehr als 17 m, der Abstand aber vom O.-Rand der Plattform bedeutend weniger. Der Abstand von der N.-Mauer BB (mit der Vormauer) beträgt 5,80 m. Am O.-Rand der Plattform befindet sich, an die Vormauer von B angeschmiegt, ein quadratisches Zimmer (von etwa 6 m ins Geviert), dessen Öffnung nach O. gewendet war und das mit dem Hauptbau (Stûpa) in keiner Weise in direktem Zusammenhang steht (Fig. 21—23).

Der Stûpa selbst ist mit einer, jetzt nur an den Seiten wohlerhaltenen Stufenfassade umgeben, welche quadratisch angelegt ist und auf jeder Seite etwa 25 m hat. Drei schmale Stufen führen auf eine breitere, etwa halbmannshohe, welche oben noch 1,40 m mißt. Hinter dieser Bank erscheint ein 1,67 m breiter, tiefer liegender Gang, dessen Innenwände einst farbenreiche Fresken gehabt haben, und dahinter erst beginnt auf quadratischem Unterbau die ansteigende Kuppel, deren Verkleidung hier ringsherum erhalten ist. Es macht indes den Eindruck, als ob der bemalte Rundgang einst mit überwölbt gewesen wäre, vielleicht hat er dann an einzelnen Stellen durch kleine runde Gavâkscha's Licht erhalten. Doch kann ich dies durchaus nicht beweisen.

Die Kuppel des Stûpa — ein gutes Drittel ist vorne herabgestürzt — hatte außen eine dicke Verkleidung über dem Gemäuer, die an der Rückseite zerstört ist, ebenso fehlt auch der sicher einst vorhandene Aufsatz (Htî). Von innen gesehen, ergibt sich der Stûpa als ein quadratischer (7,60:7,60 m) Unterbau von 5,40 m Höhe, über welchem sich die Kuppel des Stûpa in der Höhe von etwa 6 m noch erhebt. Die Überleitung von den Ecken des Unterbaues zu der Kuppel geschieht durch das überall in Turfan vorkommende scheiben- oder muschelförmige Blatt, welches auf der einen Skizze noch zu sehen ist.[1]) Gefunden wurde von mir hier nichts, obwohl ich versuchte, in den Gang einzudringen,

---

[1]) Vgl. unten Ruine β, Sengyma'uz Nr. 6, Stûpa vor der Ostmauer von Idikutschari A der kleinen Gruppe. Die iranischen (sassanidischen) Vorbilder dafür vgl. Dieulafoy, l'Art antique de la Perse IV, 57, Perrot et Chipiez, Histoire de l'art dans l'antiquité V, 369. Vgl. auch die Tafel zu S. 457 im ersten Bande von G. E. Grum-Gržimajlo, Описаніе путешествія въ западный Китай.

*Fig. 21. Ansicht des großen Stûpa O von der O.-Seite her gesehen. An der Kuppel ist die abgefallene alte Verkleidung deutlich zu sehen. Außerdem sieht man direkt in das nach O. gewendete kleine Zimmer und die daneben befindliche Vormauer mit dem dahinter laufenden hochliegenden Gange zwischen dieser und der hohen Mauer, die mit der Stadtmauer ein Eck bildet.

*Fig. 22. Ansicht des großen Stûpa O von SW. her. Das Steingefüge ganz vorne ist der Rand der abgebröckelten Plattform. Der vorderste Schutthaufen vor dem Stûpa ist der vorne sehr zerstörte Rest der Stufenfassade, durch eine Kontur deutlich geschieden von einem zweiten Schutthaufen, der den Rest des vorderen Teils der Kuppel darstellt; dazwischen lief der enge Gang entlang, der an den Seiten deutlich erhalten ist. Der Einblick in den Stûpa zeigt die blattförmige Überleitung vom Eck des Unterbaues zur Kuppel. Vor der Stadtmauer sieht man die niedrige Mauer mit den Nischen.

B N B
A
A

Fig. 23. Plan des großen Stûpa O.

aber der Bau als solcher hat sein Interesse, da er die größte erhaltene Kuppel in Idikutschari darstellt. Das Gebäude wird viel von den Türken besucht, sowohl von Hirten, die in der Nähe ihre Schafe weiden, als von anderen, welche hier auf die zahlreichen blauen Tauben schießen, die die Kuppel und die benachbarten Mauertrümmer bewohnen. Türkische Bauern, welche im Gewölbe den Schutt ausgefahren hatten, hatten uns von hier verschiedene Reste von Sanskrithandschriften in Zentralasiatischem Brâhmî gebracht.

Tempel P.

Dieser merkwürdige Bau (Fig. 24, 25) steht auf einer fast 2 m hohen Terrasse, welche nach S. eine jetzt zerstörte Freitreppe hatte und wohl ringsherum von einer nicht sehr hohen Mauer umgeben war. Diese Mauern sind nur mehr auf der Vorderseite neben der Treppe in sehr zerfallenem Zustande zu erkennen. Das Rechteck der Terrasse hat an den Längsseiten 64 m, an der

*Fig. 24. Tempel P von Südosten gesehen.

Breitseite fast 58 m. In der Mitte der Terrasse erhebt sich ein 4,60 m hoher Unterbau mit leicht nach oben zurücktretenden Seiten, welcher an der Basis etwa 16 m im Quadrat mißt, zu dem von allen vier Seiten her schmale, jetzt zerstörte Freitreppen hinanführen. Die Mitte dieses Unterbaues nimmt ein auf jeder Seite 3,70 m messender, viereckiger Turm ein, von dessen Ecken vier, ebenso große quadratische Türme vorspringen. Obwohl der obere Teil dieser fünf Bauten jetzt zerstört ist, läßt sich doch erkennen, daß der Mittelbau einst der höchste war. Es ergibt sich dies daraus, daß auf allen vier Seiten, geschützt durch die entstehende Nische, ein in Lehm geformtes Aureol erhalten (Fig. 26) ist, das einst als Hintergrund je einer Statue gedient hat, die die Nischen ausfüllten. Aus dem erhaltenen Unterteil (noch 5,50 m hoch) läßt sich erkennen, daß etwa die obere Hälfte zerstört ist. Nicht so hoch waren die vier, an den Ecken vorspringenden, die Nischen für die Buddhabilder bildenden Türme. Es ergibt sich dies daraus, daß überall die Abdrücke von alten Holzkonstruktionen erhalten sind: Säulen mit Ausladungen in fast indischem Stil, welche ebenso aus Holz geformte Baldachine getragen haben. Diese Baldachine mit

Säulen waren sicher früher bemalt (vgl. Tempel Q) und dienten als Umgebung von vielleicht in Stuckrelief geformten und bemalten oder bloß gemalten Nebenfiguren der Statuen, welche die Nische gefüllt hatten.

N

Fig. 25. Grundriß des großen Tempels P.

Genau in derselben Weise, wie der Hauptturm des Gebäudes von vier an den Ecken vorspringenden kleineren Türmen begleitet ist, springen von den Ecken des ganzen Hauptbaues quadratisch geordnete Gruppen von je zwanzig Türmchen vor, welche fünf Türmchen in der Reihe zeigen und vier Reihen tief sind. Diese Reihen bilden je ein Viereck, welches 19,20 m tief und 18,60 m breit ist. Alle diese Türmchen (Fig. 27), besonders die inneren Reihen, sind vorn etwas schmaler, als an den Seiten. Sie haben die folgende Form (vgl. die Skizze): auf drei (oder vier?) Stufen, die jetzt noch mehr als 1 m hoch über dem Schutt stehen, liegt eine zurücktretende Platte von etwa 70 cm Höhe, darauf ein Würfel mit zwei vortretenden Gesimsen — im ganzen etwas über 3 m hoch, darauf ein zweiter Würfel wieder mit vorspringenden Gesimsen von der gleichen Größe. Die Gesimse des unteren Würfels zu dem oberen sind dadurch übergeleitet, daß der weiche Ton gewissermassen rund hinübergeformt ist. Der obere Würfel hat auf allen vier Seiten eine kleine Nische, über welche sich ein rundes mit einer Spitze ins Gesims greifendes Aureolblatt erhebt: auch hier ist der Ton von der Öffnung an glatt geformt, während er nach dem oberen, fast runden Rand zu anschwillt. Über dem Ganzen erhob sich ein runder

Fig. 26. Skizze des unteren Teiles des Mittelbaues des Tempels P. Die Zahl der Treppenstufen ist in Wirklichkeit unsicher.

Fig. 27. Skizze eines der achtzig kleinen Türmchen auf der Terrasse von Tempel P.

Aufsatz, dessen oberster Teil leider überall zerstört ist, doch ist es wahrscheinlich, daß er oben mit einer abgerundeten Figur (Kuppel) geendet hat. Die Nischen haben wohl kleine Buddhafiguren enthalten; erhalten ist leider nichts mehr davon, auch sonst konnte ich auf der Ruine absolut nichts mehr finden.

Es ist aber interessant, daß uns hier die Zahl 84 begegnet: wenn man zu den 80 kleinen Türmen — den Vorstufen der japanischen Steinlaternen — die vier um den Mittelbau liegenden Nischen, von denen jede eine große Buddhastatue gehabt hat, zählt, so erhalten wir die Zahl 84, welche uns auch bei Tempel Y begegnen wird.

Eine stark retouchierte Abbildung unseres Tempels P findet sich auch bei Donner, Resa i Zentral-Asien zu S. 127; wahrscheinlich ist er auch mit dem „Monument" identisch, welches auf Regels Skizze eingetragen ist. Der ziemlich frei zwischen Feldern stehende Bau macht heute noch einen imposanten Eindruck.

Tempel Q.

Dieser Gebäudekomplex (Fig. 28, 29) ist so furchtbar zerstört, daß die Herstellung eines vollen Planes fast unmöglich ist — jedenfalls hätte es viele Zeit bedurft, um über alle Einzelnheiten klar zu werden — und diese Zeit konnte ich besser verwenden. Die

N

Ruine Q.

Ruine R.

Fig. 28. Skizze der Ruine Q und der südlich davon liegenden kleinen Terrasse R.

Südwestecke ist die noch am besten erhaltene Partie: vielleicht war sie auch die Hauptpartie des ganzen Baues. Es ist noch eine etwa mannshohe Terrasse übrig, welche etwa 33 m ins Geviert mißt, auf welcher zwei rechteckige Räume lagen, die selbst etwa in der Mitte durch Türwände geteilt waren. Ob die noch stehenden Mauern eines dritten ebensolchen Raumes, nördlich von diesen und jetzt ganz mit Schutt gefüllt, ebenfalls auf der bis dahin noch zu rekonstruierenden Terrasse standen, läßt sich nicht mehr ausmachen.

Während nun Dr. Huth den Tempel A photographierte, brachten Arbeiter Trümmer einer gemalten Inschrift in der Brâhmî-Schrift der Weber-Manuskripte dorthin und es ergab sich, daß die Leute in Q gegraben hatten, wo Herrn Dr. Huth den Tag vorher „mandschurische" Inschriften an der Wand gezeigt worden waren. Alle diese Inschriften befanden sich in dem inneren Raum des südlichsten Teiles der Terrasse. Die beiliegende Skizze des Baues von der Westseite zeigt die Ruinen des Zimmers, welches nach Westen zu lag, über diesem formlosen Schutt erblickt man noch ein Mäuerchen, dadurch auffallend, daß seine Ziegellage sich noch deutlich markiert: es ist dies die Türwand zu dem Raume, welcher die Inschriften enthielt. Dieser Raum ist ein quadratisches Zimmer, innen etwa 16,30 m ins Geviert; in einem Abstand von 3,80 m steht ein viereckiger Pfeiler von 2,90 m im Quadrat, vor dessen Ecken vier ebenso große Eckpfeiler liegen; der Abstand 3,80 m zur Wand ist von den Seiten dieser vorliegenden Sockel zu rechnen. In den Zwischen-

*Fig. 29. Hauptbau der Ruine Q von der Westseite gesehen.

räumen zwischen den Sockeln waren kleinere gesimsartige Sockel und darüber noch Reste von Aureolen mit Seitenflügeln, auf denen noch zierlich ausgeführt das oben S. 9 erwähnte Stufenornament rechts und links aufsaß. Der Schutt des Daches erfüllte die Gänge, am höchsten nach der Westseite vor der Türe, welche nach dem heruntergebrochenen Außenzimmer führte; die Ostwand fehlte ganz, die Südwand hatte nach Osten zu eine breite Bresche. Die Innenwände waren überall mit weißer Tünche versehen und von der Hälfte bis zur West(Tür-)wand mit uigurischen und ein paar chinesischen Inschriften bemalt: Inschriften, welche keinen besonders monumentalen Charakter trugen, sondern ziemlich unregelmässig nebeneinander hingeschrieben waren; alles, was davon irgend brauchbar schien, wurde ausgehoben. Im übrigen war der Schutt voll von Trümmern von dekorativen Teilen, welche wohl dem Sockelsystem entstammten, Trümmern einer großen Buddhafigur,

Schmuckketten, Ohrpflöcken, Kronenstücken kleinerer Figuren — natürlich alles von bemaltem Ton zum Teil mit reicher Vergoldung. Am höchsten war, wie erwähnt, der Schutt von der West- oder der Türwand. Hier über der mit buntbemalter Holzverkleidung und aus Pappelholz geschnitzten Säulen verzierten Türe hatte die überbrachte Brâhmî-Inschrift gestanden (Fig. 30a—c). Beim Aufräumen des Ganges kamen die übrigen Stücke zum Vorschein, zugleich aber auch die umgestürzten Türeinfassungen und die Säulen, welche sonst sehr selten sind, da die Türken, wenn der Winter naht, darnach in den Ruinen graben, um sie als Brennholz zu benutzen. Diese Balken sind alle reich mit Blumenmustern bemalt, an einer Ecke ist sogar eine Buddhafigur mit Brâhmî-Inschrift

27: 15 cm

b

a

32:40 cm

c

Fig. 30. Fragmente der Brâhmî-Inschrift über der Türe, westlich vom Inschriftenzimmer von Ruine Q.

erhalten. Noch muß ich erwähnen, daß im südlichen Gange viele glasierte Ziegelfragmente lagen und daß bei einer späteren Untersuchung am Mittelpfeiler in dem Zwischenraum zwischen den nach Westen gewandten Vorsprüngen, also der Türe gegenüber, ein Rest eines sehr hübschen Freskos sich fand, den ich aussägen ließ. Dieses Fresko (Original 33 cm breit, 32 cm hoch), welches in gepauster Umrißskizze beigegeben ist, stellt eine Gottheit oder einen Bodhisattva vor, hinter dem eine andere Gottheit (Vadschrapâṇi?) mit „zornigem" Gesichtsausdruck steht (Taf. III, Fig. 3). Die Körperfarbe beider Figuren ist weiß, der Schmuck war reich vergoldet. Mitgebracht wurden außerdem ein Bodhisattvakopf noch mit Spuren von Bemalung und ein Buddhakopf mit schlichtem Haar, Haarbüschel

auf dem Scheitel und leider sehr beschädigter Nase; der Bodhisattva mit kronenartigem noch vergoldetem Kopfputz. Die Krone hat denselben becherartigen Typus, wie sie die Krone Indra's auf den Gandhâraskulpturen trägt.[1]) Der Gesichtsausdruck dieser beiden Köpfe ist ein sehr eigenartiger, beide Köpfe sind 22 cm hoch.

Ruine R.

Diese kleine Tempelterrasse liegt nahe bei der Ruine Q. Die Reste der Südwand des letzteren Baues sind noch sehr lang, davor liegen noch einige parallel laufende Mauerreste: in einem Abstand von etwas mehr als 30 m von der langen Südwand liegt die rechteckige Terrasse, der ich die Bezeichnung R gegeben habe. Es ist eine — wie es scheint — ursprünglich in Stufen ansteigende kleine Pyramide mit einer sehr kleinen Plattform, die Längsseiten — Nord und Süd — der Pyramide messen 20,30 m, die anderen etwas über 20 m. Auf der Plattform dieser Pyramide gruben türkische Bauern drei ziemlich gut erhaltene chinesische Schriftrollen aus.

Ruine S

ist ein kleiner Terrassentempel, aus dessen Untersuchung sich leider nichts Wesentliches ergab.

Tempel T.

Fig. 31. Grundriß von Tempel T.

Diese einst mächtige Anlage (Fig. 31, 32) — der Tempel des Buddhakolosses — liegt auf einer Plattform, die ein Rechteck bildet, dessen Längsseiten reichlich 52 m, dessen Breitseite über 30 m mißt. Die Längsseiten sind je durch eine jetzt sehr zerstörte Mauer von 1,06 m Dicke begrenzt, vor der ein ebenso dicker Sockel mit einfachem Karnies liegt, während die ebenso dicke Rückwand jetzt ohne Sockel ist und vielleicht noch Anbauten gehabt hat. Jetzt ist gerade diese Wand voller Breschen. Die vier Ecken des Gebäudes nahmen stûpaförmige Türme ein, welche jetzt so völlig ruiniert sind, daß sich keine Größenangaben geben lassen. Die Nordseite enthielt den Eingang des Tempels, die abschliessende Tormauer war aber nicht am Rand der Plattform, sondern in einem Abstand von etwa 11 m nach dem Hauptgebäude zu. Die Breite

[1]) Vgl. Journal of Indian Art and Industry VIII, 1900 No. 69, S. 77, Fig. 11.

des Tores mag 10—11 m gehabt haben.[1]) Auf dem vor dem Tore liegenden Teile der Plattform sieht man noch je vor den Tormauern rechts und links vom Eingang die mächtigen Reste von jetzt formlosen Sockeln. Mehr als 14 m entfernt vom Tore ist der Mittelbau. Dieser besteht aus einem gewaltigen, jetzt von oben her zerstörten und ausgeplünderten viereckigen Stûpa, der an der Grundlinie 12,35 m im Geviert hat, der Abstand von den Seitenwänden beträgt je 9,14 m, von der Rückwand nahezu 8 m. Vor dem Stûpa ist eine niedrige, 4,50 m breite Bank (Sockel), auf der ein Buddhakoloß gesessen hat: der Unterleib vom Nabel abwärts und die ganzen Füße sind noch wohl erhalten: in den Ecken ist auch das in erhöhte Falten gelegte Gewand noch sehr wohl zu sehen. Von Knie zu Knie mißt der Koloß 11,60 m. Auch an der Rückseite finden sich Reste eines sehr zerstörten Sockels, der aber viel kleiner war und vielleicht einen ins Nirvâṇa eingehenden Buddha enthielt. Die ganze Umgebung des Tempels liegt voll von Trümmern schöner Kacheln, wie die Umgebung des Tempels Y. W. von dem Tempel kreuzen sich jetzt zwei Fußwege, neben dieser Stelle liegt ein Mauerrest und dahinter ein kleiner, hübscher Stûpa mit den Resten von vier Statuen.

*Fig. 32. Tempel T mit dem Überrest des Buddhakolosses von der Nordseite gesehen.

Tempel T.′

Von diesem einst umfangreichen Bau ist nur ein System von Räumen (Fig. 33) übrig geblieben, welches über 50 m breit (von O. nach W.) und 48 m tief ist (von N. nach S.). Dieses große Rechteck zerfällt wiederum in zwei Hauptteile: einem großen nach Osten gelegenen Hof, in dem ein etwa 15 m ins Geviert messender Sockel stand, mit Vor-

[1]) Ich schließe dies daraus, weil ich glaube, daß das Tor den Anblick des etwa ebenso großen Kolosses im Inneren gestatten sollte; er mußte von der Terrasse aus gut wirken.

hallen nach Norden, und einem anders angeordneten Hauptsystem in der Mitte, wahrscheinlich des ganzen Gebäudes, als es noch erhalten war. Diese Mittelpartie betritt man durch ein Tor von 4,90 m von Norden her, gelangt so in einen 5 m breiten, 12,20 m langen Vorraum, zu dessen Seiten zwei Zimmer waren, links ein 4,70 m breites, 12 m langes, rechts ein 4,20 m breites und ebenso langes, deren Decken früher Gewölbe waren. Diese drei Vorräume lagen früher mit dem den Kern des Gebäudes bildenden Hauptraum unter einer Kuppel, deren untere Partien noch an der Westseite zu sehen sind. Heute liegen diese drei Räume, von denen der links gelegene vom Vestibül aus einen Zugang hatte, während der rechts gelegene mit dem Ostflügel in Zusammenhang stand, völlig ohne Dach. Das Vestibül führt in den Mittelraum des Gebäudes, eine 20,40 m breite und 12,50 m tiefe Halle, welche ein Rechteck bildet, über der sich in etwas mehr als Mannshöhe eine Kuppel erhob, deren Überführung aus dem Rechteck durch breite, muschelförmige Vorsetzscheiben (vgl. S. 29, Note 1) bewerkstelligt war. Der Sockel dieser interessanten Halle, die besonders nach Süden hin mit einem hohen Schuttberge (der eingestürzten Kuppel) bedeckt war, so daß die Südwand völlig verschwand, war mit flottgemalten, sehr merkwürdigen Fresken bedeckt, welche indes nur da erhalten waren, wo Schutt darauf lag. Auf diese Gemälde

N

Fig. 33. Grundriß von Tempel T'.

werde ich unten zurückkommen. Beim Freilegen der Südwand kam bei der Ostecke derselben ein nur schmaler Gang zum Vorschein, welcher gewölbt ist und etwas über mannshoch durch die 3,35 m dicke Südwand führte. Diesen Gang ließ ich freilegen, er hatte einst dekorative Fresken; im Schutt fanden sich Kleiderreste, viele zerbrochene Stöcke und zwei Schädel ohne Kinnladen, welche trotz alles Suchens nicht aufgefunden werden konnten. Er bildete den Zugang zu einer 20,40 m langen, 8,20 m breiten gewölbten Halle. Die Südwand, welche diese Halle nach aussen schloß und in welche jetzt eine Bresche gelegt ist, hatte nach Süden eine fensterartige Nische, war 3,35 m dick und bildete zugleich die Südwand des (nach O.) nebenanliegenden Hofes, welcher von dem bis jetzt beschriebenen Mittelbau aus nicht zugänglich war. Er war vielmehr ebenfalls durch ein in der Mitte der Nordwand liegendes Tor zugänglich, das noch deutlich sich markiert und heute eine 6,40 m breite Bresche in der Nordwand bildet. Eine zweite Lücke dieser Wand ist nur eine beim Schuttausfahren gemachte Bresche, das alte Tor diente zum Einfahren. Die Räume, in welche man durch das Tor tritt, sind nicht klar: erhalten ist in der Ostecke ein langes Mauerstück, welches auf ein langes Gemach weist; wie weit diese Mauer aber

reichte und wie der Eingang in den großen Hof ausgesehen haben mag, ist nicht auszumachen. Die Ostwand des Hofes hat innen eine Länge von 30,50 m, die Südwand ist innen 25,60 m breit, die Westwand aber war kürzer als die Ostwand, da hier noch ein Mauerrest vorspringt. In einem Abstand von 6,70 m von der Ostwand, 5,30 von der Süd- und Westwand und (dem doppelten Abstand) 10,60 m von der erhaltenen Nordwand an der breitesten Stelle, erhebt sich ein 14,60 m ins Geviert messender massiver Sockel, dessen Mittelpunkt ein jetzt eingestürzter Stûpa in Pfeilerform bildete, um welchen nach den vier Himmelsgegenden Buddhastatuen lociert waren, deren Füsse bis zur Nabelgegend noch erhalten sind. Auf diesem Sockel waren einst prachtvolle, mit Vergoldungen gezierte Fresken, die aber leider fürchterlich zerkratzt sind, so daß sich nichts mehr erkennen läßt.

Fig. 34. Freskenrest aus Tempel T′: zwei Dämonen, hinter denen Feuergarben lohen: die schwarze Gliederung derselben ist auf dem Original hochrot. Vor den Dämonen sieht man noch die Haare eines Bodhisattva. Westwand der großen Halle. Größe des Originals 61 cm hoch, 30 cm breit.

Dies war das erhaltene Hauptgebäude, an welches sich einst im Westen ein noch ebenso großer Flügel angeschlossen hat, von dem noch einige Mauern erhalten sind; auch östlich von dem Gebäude liegt noch in der Entfernung von etwa 12 m der Rest einer starken von N. nach S. gewendeten Mauer. Kehren wir nun zu den Gemälden zurück, welche in der Haupthalle des Mittelbaues bloßgelegt wurden, so sind es die folgenden:

A. An der Westwand in der Ecke an der Nordwand: eine Gruppe von Teufeln (Fig. 34); in der Mitte der Westwand ein sitzender Arhat auf einem Felsen, umspült von Wellen;

B. An der Südwand: das Mittelbild war eine Darstellung von Amitâbha's Paradies (Fig. 35). Nach den Dimensionen, welche aus der Komposition sich ergeben, kann dies Bild nur etwa so weit gereicht haben, als dem Raume des engen Ganges x x auf der anderen Seite y entspricht. Diese übrigbleibende Ecke war offenbar mit Bildern der Stifter ausgefüllt. Wohlerhalten war das nach Osten gewandte Bild einer anbetend stehenden Dame[1]) (Fig. 36).

Die Ostecke des Amitâbhabildes (allein unbeschädigt), die Dame und die Teufelsgruppe ließ ich aussägen und mitnehmen: sie sind unversehrt im Berliner Museum angelangt, trotzdem der Verputz außerordentlich morsch war. Die Bilder der Stifter füllten also auf der einen

[1]) Frauenfiguren mit derselben Kopftracht gibt es viele in den Fresken des großen Tempels von Murtuk (vgl. unten); im Gange von *a* hat sich auch ein Fetzen eines Holzdruckes erhalten, welcher eine Reihe betender Mönche und darunter eine Reihe betender Frauen mit dieser Kopfbedeckung zeigt,

Seite den Raum neben dem Amitâbhabilde aus, dem auf der anderen Seite die Eingangstüre in den Gang entsprach. Besonders bemerkenswert ist übrigens die Tatsache, daß das Bild der uigurischen Dame stilistisch absolut von den übrigen Fresken abweicht, welche geradezu japanischen Stil repräsentieren.

Abgesehen von den durchaus verschiedenen Formen (Behandlung des Haares, des Schmuckes etc.) besteht der Hauptunterschied in der Anlage. Die Konturen der Dame waren, wie fast überall in Idikutschari, zunächst mit schwarzen Linien auf den Verputz fertig gezeichnet, dann waren die Farben aufgetragen und auf die Farben, welche die

Fig. 35. Fresko aus Tempel T′: Ecke eines großen Bildes, welches Amitâbha's Paradies darstellte. Westecke der Südwand der großen Halle. Originalgröße 1 m 40 cm breit, 1 m 5 cm hoch.

Anlagekonturen zudeckten, waren neue schwarze Konturen übergezeichnet, welche sich zum Teil mit den ersten nicht deckten! Die übrigen Gemälde: das Paradies des Amitâbha, die Teufel etc. waren aber außerordentlich kühn direkt schwarz aufgezeichnet — aber die Gewandpartien etc. ausgespart und diese dann direkt mit Farbe in die gelassenen Lücken

daneben chinesische Inschriften (Namen). Diese Kopfbedeckung, welche noch in der Brautkrone der Kirgisenfrauen erhalten ist, war im Mittelalter von Burgund aus Mode geworden, vgl. Herrmann Weiß, Kostümkunde, 1. Abt., Das Kostüm vom 14. bis 16. Jahrhundert, Fig. 62b, Fig. 71a. Interessant ist, daß noch in Sebastian Münsters Cosmographey (mir liegt eine deutsche Ausgabe vom Jahre 1554 vor) auf Seite 296 zu dem Kapitel „von den Gothen, Wandeln und Hunen“ neben anderen zum Teil abenteuerlichen Figuren eine Frau abgebildet ist, welche einen ähnlichen Kopfschmuck trägt.

eingetragen, — eine Art zu arbeiten, die nur ein ganz geübter Zeichner sich leisten kann und die ich sonst nirgends beobachtet habe. Auf den beigegebenen kleinen Zinkos ist dies Verfahren natürlich nicht reproduzierbar. Übrigens hatte auch das Amitâbhabild uigurische Inschriften neben den Figuren der aus den Lotusblumen emporwachsenden Knaben. Leider kam ich nicht dazu, hier noch weiter zu graben; die Schutthaufen in den Höfen konnten noch mancherlei enthalten.

Fig. 36. Fresko aus Tempel I'. Uigurenfürstin mit hohem Kopfschmuck. Die dunklen triche über den Kopfputz sind Reste einer dunklen breiten Linie, die das Bild abschloß. Auf und neben der Tafel sind auf dem Original noch Inschriftspuren (uigurische Schrift), das Gesicht ist im Original übermalt, offenbar war das Deckweiß schon einmal ausgebrochen! Dadurch ist die obere Linie des Nasenrückens und das rechte Auge mitübermalt worden. Ostecke der Südwand der großen Halle. Größe des Originals 78 cm breit, 1 m 4 cm hoch.

Tempel U.

Dies ist ein großer Tempel, welcher einst schöne Fresken gehabt hat, er hat in der Hauptanlage Ähnlichkeit mit Tempel II vor der Ostmauer.

Tempel V.

Genau wo in der Westmauer der große Kuppeltempel O (Fig. 37) steht, befindet sich in der Ostmauer, ebenfalls in einer Ecke der merkwürdige Komplex V, nur daß hinter diesem Gebäude die Stadtmauer ein Pförtchen gehabt hat. Jetzt ist das Gebäude V,

welches stellenweise wohl erhalten, stellenweise aber furchtbar zerstört ist, in eine nördliche und südliche Hälfte zerrissen. Hauptschuld daran scheint die Anlage eines Wassergrabens zu haben, welcher vor der Cella angelegt wurde und wobei die langen Räume, welche an den südlich davor liegenden Teil der östlichen Stadtmauer angebaut waren, bis auf wenige Mauern vernichtet wurden.

Was nun den nördlichen Flügel (Fig. 38) betrifft, so liegt in einem Abstand von 7,16 m S. vor der hier sehr breiten Stadtmauer die Nordmauer des ganzen Systemes des Haupttempelchens, während vom Eingang der Cella an bis zur ebenfalls sehr dicken Südmauer ein Abstand von 23 m sich ergibt, in welchen die erwähnten langen Räumlichkeiten, inmitten welcher jetzt der Wassergraben eingeführt ist, gelegen haben. Der im N. liegende, 7,16 m breite Gang führte zu dem alten Pförtchen in der Stadtmauer, von wo aus wohl

N

Fig. 37. Grundriß der Ruine V.

ein Weg nach der Straße nach Tojok d. h. zunächst nach der Stûpengruppe führte. Die Vorderfront der Cella, welche eine auffallend dicke Mauer hat, ist heute noch 11,40 m breit, war aber wohl breiter, wenn man ihre Fortsetzung nach W., welche den linken Pfeiler zu dem W.-Eingang gebildet hat und jetzt durch einen Schutthaufen bezeichnet wird, hinzurechnet. Durch eine Türe von 1,50 m gelangt man ins Innere, einen rechteckigen Raum von etwas mehr als 6 m an den Seiten und einer Breite von etwas mehr als 5 m. Vor der Rückwand ist eine aus Luftziegeln hergestellte Bank in Sitzhöhe angebracht, welche oben 75 cm breit ist. Über dieser Bank erblickt man in der Rückwand eine nicht sehr hohe, nach oben hin sich verjüngende und abgerundete Nische mit flachem Boden und

flachem Fond, welche offenbar als Raum für ein Kultbild gedient hat. Spuren von Malereien sind in der Cella nirgends mehr zu entdecken. Neben der Cella laufen auf beiden Seiten Gänge entlang, jeder 1,75 m breit; der nach Osten zu ist heute noch wohl erhalten. Seine Überwölbung steht noch, auch die Eingangstorpfeiler — in der Flucht der Front — sind nicht berührt. Erhalten sind ferner die Ausgangstüren nach N., wo ein jetzt völlig verschütteter Gang, in welchem ich graben ließ, von O. nach W. läuft und in ganz ähnlicher Weise auch vom W.-Seitengang aus zugänglich war. Der Ostgang ist nach aussen durch eine lange, 1,20 m dicke Mauer abgeschlossen, welche heute noch 5,60 m vor die Frontfassade vorspringt und einst den jetzt getrennten S.-Teil verbunden hat. Das Gewölbe des Ostganges ist wohlerhalten, innen über 6 m hoch, und war, als ich es sah, noch mit Reihen schöngemalter sitzender Buddhas geschmückt, aber alle Gesichter waren mit langen Stöcken oder Spitzhaken zerstossen, doch innen über der Eingangstür (von S. her) waren die Über-

*Fig. 38. Ruine V nördlicher Teil von der Südseite aus gesehen. In der Mitte sieht man durch die oben zerstörte Türe die Cella mit der Nische und der Bank davor an der Rückwand, r. und l. von der Cella den Rundgang nach W. zu mit zerstörtem Gewölbe, während das östliche Gewölbe wohl erhalten ist. Im Hintergrunde die Stadtmauer.

reste eines prachtvollen Aureols in Fresko zu sehen. Überall im Gange nisteten Tauben und trugen ihrerseits kräftig zur Zerstörung der Fresken bei, welche die Bubenhände verschont hatten. Ob der untere Teil der Wände bemalt war, ließ sich nicht mehr erkennen, da der Stuck überall abgerissen war, doch ist dies wahrscheinlich. In dem parallelen Westgange sind die Torpfeiler zerstört, nur beim Ausgang nach hinten waren noch die unteren Teile erkennbar, das Gewölbe ist eingestürzt und füllt mit seinen Trümmern den Gang aus. Aber dieser Schutt hat die unteren Partien der Fresken erhalten: wir sehen, daß auch hier wieder Praṇidhi-Szenen, wie wir sie in α und β etc. begegnen werden, gemalt waren. Es

waren geradezu dieselben Kompositionen, wie im Gange von *a*. Ich kann nicht umhin, darauf hinzuweisen, welche Bedeutung derartige Entdeckungen für die Rekonstruktion haben. Was der eine Bau nicht bietet, enthält vielleicht ein anderer und es ist somit mit grosser Geduld und sorgfältiger Beobachtung möglich, selbst geringe Reste noch sehr nutzbar zu machen, wenn Stilidentität und Gleichheit des dargestellten Motives einmal erkannt ist. Der W.-Gang war nach aussen durch eine 1,65 m dicke Mauer abgeschlossen, welche sicher ebenfalls einst bis vor die Fassade gereicht und wahrscheinlich sich sogar bis zur Ecke der südlichen Stadtmauer erstreckt, somit den Bau abgeschlossen hat. Diese Westmauer des Ganzen war nach aussen ebenfalls mit alten Fresken geschmückt gewesen: jetzt sind darauf zwei paar 1,20 m dicke von O. nach W. laufende Mauern angebaut, welche in der Mitte einen breiten Raum einschlossen, während die zwei flankierenden Gelasse daneben kaum mehr wie 1,35—40 m breit waren, — sie waren lang, denn das nördliche Gelaß ist noch in einer Länge von 5,50 m erhalten!

Den N. von der Cella liegenden Gang, dessen Ostecke völlig zerstört ist, ließ ich zum Teil freilegen. Dabei fand sich unmittelbar hinter der N.-Wand der Cella ein 1,50 m breiter, nicht ganz mannshoher Sockel, welcher die ganze Länge der Hinterwand ausfüllte. Auf diesem Sockel war die überlebensgroße, schön aus Ton geformte, etwas zerstossene liegende Figur eines ins Nirvâṇa eingehenden Buddha wohl erhalten. Die N.-Mauer des Ganges war nicht sehr hoch (etwa Mannshöhe) und es ist mir sehr fraglich, ob sie je höher gewesen ist. Ich glaube nämlich, daß der hintere Gang freigelegen hat, während die Cella wohl eine stûpaförmige Kuppel als Dach gehabt haben mag, an die sich dann die Gewölbe rechts und links angeschlossen haben werden.

In der Richtung der N.-Wand der Cella verband eine außerordentlich dicke Wand, in welche jetzt eine breite Bresche gelegt ist, die von Schuttbergen umgeben ist, die Cella mit dem abschliessenden Teile der östlichen Stadtmauer. Der unmittelbar S. davon gelegene, jetzt mit Schutt erfüllte Raum war einstöckig: unten ist er völlig zerstört, allein von der oberen Etage sieht man noch Zimmerreste an den vorliegenden Teil der Stadtmauer angelehnt. Daran stößt nach S. zu als Mittelstück der an die O.-Stadtmauer angebauten Gebäude ein viereckiger Hof, dessen nördliche trennende Mauer im Schutt verschwunden ist: in der Mitte dieses Hofes steht ein massiver Pfeiler, 3,35 m ins Geviert groß, und nur etwas mehr als 1 m von der O.-Stadtmauer entfernt, während der Umgang um denselben an den anderen drei Seiten je 2,75 m betrug. Ich ließ den mit Schutt ausgefüllten Zwischenraum zwischen dem Pfeiler und der Stadtmauer freilegen, wie ich überhaupt im Anfang bedacht war, derartige verschüttete Winkel zu untersuchen: es wurde aber nichts gefunden. Auch der Pfeiler selbst wurde angegriffen, was bei der großen Kälte ein sehr schweres Stück Arbeit war. Etwa das obere Drittel des Pfeilers wurde abgehoben und ein großes aus zwei übergelegten Hölzern zusammengebundenes Kreuz herausgeholt, das offenbar dem Bau Festigkeit und bei der Aufmauerung eine gewisse Direktive geben sollte: gefunden wurde sonst nichts. Die Rückseite des Pfeilers war glattes Mauerwerk; die übrigen drei Seiten zeigten langgestreckte Mandorlas in Lehm aufgeformt mit Sockelansatz und den unteren Resten eines Aureols, die Ecke des Pfeilers hatte ein spitzblättriges nach oben um die Ecke liegendes Ornament, das einst bemalt, vielleicht vergoldet war; etwa auf der Mitte des Pfeilers, unter diesem Ornament war eine Kerbe in der Ecke. Ob die S.-Mauer dieses Hofes nach dem nächsten ganz in der Ecke liegenden Hofe, welcher nach W. durch

eine lange, jetzt fast völlig umgestürzte Mauer abgeschlossen war, eine Türe gehabt hat, ist unsicher, wahrscheinlicher, daß der Haupteingang in diesen abgeschlossenen Winkel in der W.-Mauer lag, etwa da, wo heute der Wassergraben endigt. Der so entstandene Hof ist ein Rechteck von 10,20 m Breite und 7,30 m Tiefe, die Stadtmauer bildet also den östlichen Abschluß, und in ihre Mitte ist eine jetzt halbverschüttete, runde Nische gelegt. Durch einen jetzt ebenfalls in der Mitte verschütteten Gang, der 1,80 m breit in der Ecke in die Stadtmauer hineinführt und dann 1,50 m hinter der Nischenwand nach N. sich wendet, um auf der anderen Seite in gleichem Abstand wieder herauszuführen, ist in die Stadtmauer einer jener Gänge gelegt, wie sie uns oft in den Höhlen der Umgebung begegnen. Dieser Gang, an dem ich ohne Erfolg graben ließ, hat Reste dekorativer Fresken, aus denen nicht viel mehr zu erkennen war (Fig. 39).

•Fig. 39. Ruine V südlicher Teil von der Westseite her gesehen. Man sieht in den 10,20 m breiten Raum mit der verschütteten Nische in der Wand der Stadtmauer und den Eingängen in die Höhle dahinter: den offnen rechts vom Beschauer, den verschütteten links vom Beschauer. Reste von Mauerwerk umgeben den viereckigen Pfeiler (Stûpa) vor der Stadtmauer. Die auf dem Plan davorstehende Wand war zur Zeit der photographischen Aufnahme bereits umgelegt.

Über die langen Räume, welche vor diesem Teil des Gebäudes lagen und von denen nur Mauerreste übrig geblieben sind, wage ich nicht viel zu sagen: es waren zwei parallele von O. nach W. gerichtete Räume. An der hypothetischen großen Westmauer war wohl ein etwa ebenso großer dritter, der von N. nach S. gerichtet war. So blieb vor der Cella ein etwa 18 m breiter, 12 m tiefer Hof, durch den ein erhöhter Weg, dessen Spuren noch vorhanden sind, in die Cella führte. Vielleicht aber bildete der vor der Cella liegende mittlere lange Raum den Haupteingang in den ganzen Bau. Eine sichere Spur, wo dieser lag, ist nicht zu erkennen: man müßte sie denn darin erblicken, daß die Türken die Türöffnung

zunächst benutzten, um ihren Wassergraben hineinzulegen, und daß von hier aus die Zerstörung erfolgt ist. Die Breschen an der N.-Seite dienten zur Schuttabfuhr direkt zur Öffnung des Haupttores der Stadtmauer hinaus auf die Felder, welche neben der Stûpagruppe jenseits der Furt liegen.

Ruine W.

Dieser interessante Bau (Fig. 40, 41 a, b) stellt einen Typus dar, welcher in Idikutschari noch öfter vertreten ist. Die Plattform, etwa 1 m hoch, auf der das Gebäude steht, ist an der Nordseite, wo auch der Eingang ist, zerstört. Erhalten ist ein 6,25 m breiter, etwa 10 m tiefer Hof, der rings mit einst sehr hohen, meterdicken Mauern umgeben war; an der Südseite fehlt heute die Mauer. In einem Abstand von 4,48 m vom Tore und 1,50 m von der Südmauer erhebt sich ein 3,5 m ins Geviert messender, noch über 6 m hoher Pfeiler, vor dessen vier Seiten Sockel liegen. Der nach Norden gewendete ist 1,90 m breit und 70 cm tief. Die Nordwand des Pfeilers A (Fig. 41 b) weicht von den anderen Seiten B

*Fig. 40. Pfeilertempelchen W von der Süd-Ost-Seite.

ab: drei große Löcher über dem Sockel beweisen, daß hier eine hohe Statue gestanden hat, über ihr tritt die Wand nischenförmig zurück, doch so, daß ein hoher Sockel stehen bleibt: offenbar haben auch hier Figuren u. dgl. gestanden. Die übrigen drei Seiten des Pfeilers haben unten über den schmäleren Sockeln je eine Rundnische von 1,40 m Höhe und 1,8 m Breite, in denen, den sich markierenden Resten nach zu urteilen, sitzende Buddhas sich befanden und etwa in der Mitte der Wandfläche drei 85 cm hohe Streifen von je fünf schalenförmigen Nischen übereinander, mit runden, mit einer Spitze versehenen Aureolblättern. In diesen 55 cm hohen Nischen sassen ebenfalls Buddhafiguren: Trümmer einzelner Körper sind noch

vorhanden. Über diesen Streifen findet sich eine Reihe kleiner Löcher, die zum Befestigen von Dekorationen gedient haben. Der oberste Teil des Pfeilers ist zerstört.

Auch hier ergeben sich 45 Nischen für kleine Buddhafiguren wie bei der Ruine β, vgl. unten.

Als Probe dieser Buddhafiguren gebe ich Tafel IV, Figur 1 eine wohlerhaltene, welche von dem Schatzgräber Radil gekauft wurde. Hoch ist sie 43 cm, breit 33 cm.

N

Fig. 41a. Grundriß von Ruine W.

B A

Fig. 41b. Skizze des Mittelpfeilers von Ruine W. A. Heutiges Aussehen der Nordseite, B. der Südwest- und Ost-Seiten.

Tempel X.

Der Typus dieses kleinen Baues (Fig. 42) ist in Idikutschari zahlreich vertreten. Er besteht aus einer Plattform, welche 1 m hoch ist und 6 m im Quadrat mißt, der Aufgang war an der Westseite. Da, wo früher Stufen hinaufführten, liegt jetzt ein Schutthaufen. Am Rand der Plattform läuft auf allen vier Seiten eine 90 cm dicke, etwa bis zur Brusthöhe reichende Mauer, die nur an der Westseite eine jetzt 1,85 m breite Lücke zeigt: den alten Eingang. Die Nord- und die Südmauer haben nach Osten zu über die Terrasse hinauslaufende Verlängerungen, von denen nur je ein kleines Stück erhalten ist. Inmitten der Plattform liegt ein quadratischer Pfeiler mit einem dem Eingang zugewandten Sockel: dieser Pfeiler ist zerstört und seine Trümmer füllen den nördlichen Gang zwischen dem Pfeiler und der Randmauer. An der Nord- und Südseite sind diese Gänge 80 cm breit, an der Ostseite (Rückseite) 70 cm, an der West-(Vorder-)Seite

N

Fig. 42. Grundriß der Tempelruine X.

90 cm breit. Der Pfeiler hatte etwa 2,60 m im Quadrat. Ich ließ den nördlichen Gang, der mit dem Schutt des Pfeilers ausgefüllt war, freilegen und fand dort in der Nordwestecke mehr als zwanzig schöne aus Ton geformte Köpfe von Bodhisattvas und Devatâs aufgehäuft vor. Die besterhaltenen wurden mitgenommen. Sonst fand sich nichts von Bedeutung im Schutt.

Die schönen Köpfe (Taf. IV, Fig. 2—4) zeigen noch den Einfluß der Antike in der allgemeinen Anlage. Das Gesicht ist aber bei allen sehr individuell gehalten und zeigt einen fast porträthaften Ausdruck; besonders ist dies bei zwei Köpfen der Fall, deren Haaranordnung eine ganz natürliche, nicht so schematisierte ist, wie dies sonst bei den in Idikutschari gefundenen Köpfen der Fall ist. Die Wangen und Schläfen sind sehr breit, aber das Gesicht selbst, d. h. Augen, Mund und Nase ist nicht so merkwürdig klein, wie dies bei den zum Vergleich beigegebenen Köpfen der Fall ist. Man möchte annehmen, daß diese Verbreiterung der Wangen und Schläfen bei den einen, der Stirnen, Kinn- und unteren Wangenpartien bei dem anderen Typus mit Rücksicht auf die Stellung der Figuren an den Monumenten zu betrachten ist, d. h. daß der erstere Typus tiefer stand und die hinteren Partien durch die Thronlehnen etc. beschattet wurden, was den Former zwang, Wangen und Schläfen zu verbreitern, während die Verlängerungen des zweiten Typus mit Rücksicht auf hohe Position gewählt wurde, um einer Verschiebung des Gesichtes zu begegnen. Aber dagegen spricht, daß auf den Fresken einer bestimmten Periode, wie auf den Leinwandbildern derselben Zeit, vgl. unter Tempel I' und λ (Tojok-Mazar Nr. 10), auch in der Malerei diese breiten Wangenpartien auftreten. Sollte die Plastik so dominiert haben, daß daraus ein allbeherrschender Stil — eine Mode — wurde? Unmöglich wäre dies nicht. Der dritte der hier abgebildeten Köpfe Fig. 3 (alle etwa 20 cm hoch) hat den in Idikutschari gewöhnlichen Typus mit der hohen Stirn etc. und dem schematisierten Haar. Zum Vergleich gebe ich noch die Abbildung eines besser erhaltenen bei (27 cm hoch), dessen Herkunftsort zwar Idikutschari ist, aber von dem nicht sicher ist, auf welcher Ruine (A oder B) er gefunden wurde (Taf. I, Fig. 2). Man sieht deutlich die in gleichmäßige Streifen gelegten Haare und zwischen den obersten Lagen einige kurze Linien, welche dieser Haarpartie etwas Muschelartiges geben. Ich glaube, daß dies nur Stil ist und die kurzen Kerben nur die unten liegenden Haare bezeichnen sollen; wo Farbe vorhanden war, waren diese inneren Partien ebenso hellblau, wie die gelegten Strähnen. Die beiden vorliegenden Köpfe halte ich für weibliche Köpfe, denn die Kerbe über der Stirn des zum Vergleich herangezogenen ist eine äußerliche Verletzung, keine Stirnmarke, welche übrigens bei Buddha- und Bodhisattvaköpfen meist nur aufgemalt war. Ungemein interessant ist aber bei beiden Köpfen der wulstförmige Aufsatz des Scheitels, welcher fast an die aus Stroh gemachten Ringe erinnert, welche indische Frauen auf den Kopf setzen, wenn sie Lasten auf dem Kopfe tragen. Es fand sich übrigens eine Miniatur mit Darstellung uigurischer Damen, deren Namen beigeschrieben sind, welche dieselben runden Wülste auf dem Scheitel tragen. Sie sind weiß bemalt, mit roten Ornamentlinien. Ähnliche Kopfaufsätze kennen wir aber aus den Gandhâraskulpturen, bisweilen mit dahinter steckenden Blumen oder Bandzipfeln.[1])

---

[1]) Vgl. die englische Übersetzung meines Handbuches S. 111, 112, 113 und Cole, Preservation of Indian monuments Taf. 11. Am größten ist dieser Kranz bei der weiblichen Statue aus Mathurâ: Ancient Monuments Pl. 56, aber er ist niedriger als unsere.

Die Mutter Buddhas und ihre Dienerinnen, Nâgîs und Devadâsîs haben diesen Kopfschmuck. Ich möchte daher die so geschmückten Köpfe aus Idikutschari Devatâs nennen. Wahrscheinlich handelt es sich um Reste von Nebenfiguren kolossaler Buddha- und Bodhisattvastatuen.

Terrassentempel Y.

Dieser äusserlich wohlerhaltene Bau (Fig. 43, 44) ist bereits mehrfach in der Literatur erwähnt worden: es ist das Stufenmonument auf Regels Plan, Klementz[1]) hat Abbildungen der verwandten Bauten in Astana (Fig. 45, 46) und in Syrcheb gegeben, unsern Tempel Y kurz und treffend skizziert und endlich hat auch Donner[2]) den Bau erwähnt und eine Umrißzeichnung von der SW.-Seite beigefügt.

*Fig. 43. Ansicht des Terrassentempels Y von NW. gesehen.

Der Bau erhebt sich auf einer ursprünglich rechteckigen Terrasse, welche an den Seiten reichlich 25 m lang, über 20 m breit war und welche nur im Süden und Westen sich hoch abhebt, während sie auf den anderen Seiten im Schutt verschwunden ist. Der Tempel besteht aus drei Terrassen übereinander: die unterste hat 16,10 m an den Längsseiten und 15,20 m an den Breitseiten und ist über 3 m hoch, das erste Stockwerk hat 13,70 m an den Längsseiten und 12,80 m an den Breitseiten und ist 2,40 m hoch, das zweite Stockwerk hat 11,30 m an den Längsseiten und 10,40 m an den Breitseiten und ist 1,60 m hoch: die Umgänge auf jeder Terrasse (parterre und 1 Stock) sind 1,70 m breit. Eigenartig ist der Zugang zu dem Gebäude. An dem Nordrande der Plattform führen

[1]) Nachrichten, etc. S. 30 ff. und Taf. 1.
[2]) Resa, S. 124 und die eingefügte Tafel.

N

Fig. 44. Planskizze des Terrassentempels Y.

jetzt zerstörte Stufen, die etwa 2,80 m breit sind, auf einen 1,66 m hohen Pfeiler oder Postament, welches 2,10 m tief ist, 1,55 m vor der untersten Terrasse liegt und über 3 m breit war, von da geht eine Freitreppe über die erste und zweite Terrasse auf die Plattform der dritten (i. e. des zweiten Stockwerks). Auch diese Treppe ist 2,70 m breit. Auf der untersten Terrasse liegen rechts und links von der Treppe zwei mäßig große Sockelwürfel, welche sich wie Trittsteine ausnehmen, durch die man von der Freitreppe auf den Terrassenumgang gelangen konnte. Auf der Plattform der obersten Terrasse sieht man noch deutlich die Reste eines viereckigen Stûpa oder einer letzten Terrasse, welche etwa 8 m ins Geviert gehabt hat und auf jeder Seite eine einzige mächtige Nische zeigt. Jetzt ist dort oben ein mächtiges Loch in den Boden geschlagen und der Schutt soweit weggeschafft, daß man nicht nur bis zum Boden des Baues, sondern bis zu seinen Kellern, soweit dieselben nicht verschüttet sind, hinabklettern kann. Die Lage dieser Keller (gewölbte Gänge) zeigt die beigefügte Skizze (Fig. 47), nur der quer durchführende Gang und die N.-Seite ist zugänglich, die S.-Seite ist zugeschüttet: gefunden wurde darin nichts. Alle drei Terrassen haben auf den vier Seiten Nischen für Buddhafiguren (Fig. 48) und zwar die unterste je acht auf jeder Seite, die zweite und dritte je sechs nach O., W., S., und je drei neben der Freitreppe im N.

*Fig. 45. Der sogenannte „Tai-san" in Astana, von O. her gesehen.

In der ersten Terrasse liegen vier je rechts und links von der Freitreppe. Mit den vier großen Nischen in der zerstörten obersten stûpenartigen Terrasse erhalten wir also wieder 84 Nischen für Buddhafiguren, wie uns dieselbe Zahl schon in Tempel P begegnet ist. Von den Buddhafiguren sind da und dort noch die Füße erhalten, überall aber, wo der Stuck der Nische noch erhalten ist, sieht man noch die Silhouette der früheren Figur und noch die Reste überaus prächtiger dekorativer Bemalung der Nischenwand in Gestalt eines buntfarbigen, fein ornamentierten Aureols und einer reich geschmückten Thronlehne.

*Fig. 46. Der sogenannte „Tai-san" in Astana von S. her (in einem Garten aufgenommen).

Ich habe da und dort herumkletternd versucht, etwas abzunehmen oder zu kopieren; da die erhaltenen Partien aber nahezu unzugänglich sind und man schon froh sein muß, soweit zu kommen, um die Dinge zu sehen, war meine Absicht unausführbar. Die Nischen waren parterre 70 cm tief, 1 m breit, 1,75 m hoch, die Statuen waren unten 1,45 cm hoch. Im

N

Fig. 47. Keller des Terrassentempels Y.

Fig. 48. Skizze einer Nische mit Buddhabild vom Terrassentempel Y.

ersten Stock waren sie um 15 cm niedriger, sowohl die Nischen als die Statuen, noch niedriger im zweiten Stock, wo sie übrigens nur 87 cm breit sind. Die Zwischenräume zwischen den Nischen der untersten Terrasse waren zwischen 63 und 65 cm, an den Ecken etwas breiter, in der zweiten 60 cm und weniger, in der dritten etwa 50 cm. Sehr merkwürdig

ist es, daß der Bau an bestimmten Stellen, z. B. N. neben der ersten Nische parterre O. von der Freitreppe, Luftlöcher hat, wodurch man durch den ganzen Bau hindurch sehen kann: das entsprechende Luftloch erscheint neben der zweiten Nische der S.-Seite von O. her. Noch muß ich erwähnen, daß um den Bau herum große Mengen von Trümmern schön glasierter Ziegel liegen, von einem Muster, das auch sonst in Idikutschari wiederkehrt. Eine eingehende Untersuchung der Innenräume des Gebäudes würde doch vielleicht lohnen, gefunden habe ich dort nichts.

Tempel Z.

Dieser interessante kleine Tempel — der einzige seiner Art innerhalb der Mauern von Idikutschari — ist schon in dem Reisewerk der finnischen Expedition abgebildet worden. Allein die dort S. 126 gegebene Abbildung, eine Tuschezeichnung nach oder über einer Photographie, läßt den Vorderbau zu sehr vortretend erscheinen und hat das verbindende Stück zwischen dem Vorderbau und dem nördlichen Teil des Gebäudes völlig ausgelassen. Das Tempelchen (Fig. 49), welches ich im November 1902 ziemlich leidlich erhalten sah, so daß ich noch Maße feststellen konnte, wurde im Februar darauf furchtbar zerstört; die schuttabfahrenden Türken schlugen alle an der Innenseite der Westwand befindlichen Fresken herab und rißen dann diese ganze Westwand fort, um aus dem Inneren den Freskenschutt bequemer abfahren zu können!

Fig. 49. Grundriß von Tempel Z.

Das Tempelchen steht auf einer jetzt sehr zerklüfteten Plattform, welche nur an der Südseite, wo die Aufgangstreppe und die Türe war, noch leidlich erhalten war: sie mag etwa 14 m breit und über 20 m tief gewesen sein. In einem Abstande von 4 m vom Südrande und je 2,50 m von den West- und Osträndern der Plattform erhob sich der Vorderbau: ein Tonnengewölbe, dessen größere Länge die Front abgibt. Das Eingangstor war nur 1 m breit. Im Innern ist das Gewölbe 9,10 m breit und 5,30 m tief. Es war im Innern mit äußerst hübschen Fresken bedeckt. Diese Fresken haben fast lamaistischen Charakter und sind stilistisch am nächsten verwandt mit Fresken in den Höhlen nördlich von der Chinesenstadt Turfan. Die Rückwand des Tonnengewölbes war mit fünf Stuckfiguren sitzender Buddhas verziert, deren Umrisse sich noch innerhalb der Throne markieren, welche hinter ihnen auf die Rückwand gemalt waren. In interessanter Weise wurde die Malerei der Wand mit den sitzenden Statuen dadurch verbunden, daß gewisse dekorative Teile der Throne, z. B. die Leisten der Lehnen u. dgl., durch Stuckauflage zu Flachreliefs gemacht waren, daran schlossen sich dann die übrigen dekorativen Figuren: Makaras auf den Lehnen, fliegende Devatâs in Malerei. Besonders zwei heranschwebende Devatâ, je rechts und links von jedem Throne, zeichneten sich durch graziöse Darstellung aus. Diese Figuren kamen in heranstreifenden Wolken, eine Vîṇâ haltend, an die Lehne heran: die Wolken waren durch das bekannte chinesische Glückswolkenmuster gegliedert und liefen in einen langen gewundenen Streifen aus. Eine dieser Figuren (Fig. 50), die ich kopierte, hatte die folgenden Farben: das Inkarnat war lichtfleischfarb, das Lendentuch durchsichtig weiß, so daß die Fleischfarbe durchschimmerte,

der Shâl des Oberkörpers war ebenfalls weiß mit violettem Randstreifen, die Bänder an der Krone waren weiß, der Nimbus hellblaugrün. Die Wolke war schwarzblau, ebenso die Haare, der Kürbis des Instrumentes und seine Wirbel aber grau; Aureolrand, Kronenblätter und aller übrige Schmuck mit echtem Gold bemalt. Auch die übrigen Reste dieser Fresken zeigten diese schönen Farben und ungemein reiche Vergoldung. Letztere war besonders an den dekorativen Teilen der Throne zu bemerken: die Makaras auf den Lehnen, stehende Löwen unter der Lehne (rechts und links) waren vergoldet. Die ganze Decke des etwas über 3 m hohen Gewölbes war, so weit sie erhalten war, bis herab in Gesichtshöhe bemalt: lange Streifen von je einer meditierenden Buddhafigur mit zwei Bodhisattvas, einem weißen und einem blauen, verzierten das eigentliche Gewölbe. An der Südwand waren, den Stuckfiguren der Nordwand entsprechend, gemalte Buddhas mit ebensolchen, aber nur gemalten Thronen. Die Ostwand war in etwa 50 cm hohe Streifen gegliedert, auf denen ganze Reihen von Darstellungen aus dem Leben Gautamas als Buddha dargestellt waren, z. B. Gautama sitzend, vor ihm der Affe, der ihm Honig schenkte etc. Die Buddhafiguren waren golden und hatten rote Kleider, alles war furchtbar zerstört, die Gesichter überall zerschlagen. Alle diese Gemälde zeichneten sich durch einen eigenartigen Schmelz der Farbe aus, welche stellenweise wie Glasur wirkte. Besonders die weiße Farbe hatte diesen Charakter, so daß die darauf aufgemalten Konturlinien der Hände und der Gesichtszüge die Musterung der Gewänder auf dem glasigen Grunde leicht verwischten. Ich ließ die vorspringenden Sockelreste der Nordwand herausnehmen, um die Sockel zu untersuchen, fand aber nichts.

Fig. 50. Devatâ[1]) die Viṇâ spielend, von der Nordwand der gewölbten Vorhalle von Ruine Z. Die Figur ist im Original etwa 25 cm hoch.

Vor dem Vorderbau des Tempels und zwar vor der östlichen Torseite lag noch ein Aufbau, der 4,5 m breit war und etwa 2,50 m tief, — ob dies ein Sockel oder eine Treppe (wohin?) war, konnte ich nicht ausmachen. Aber vor der Ostwand fand sich ein deutlicher Rest eines Sockels, vielleicht für eine Statue oder für eine Fahnenstange oder ein Räucherbecken.

Der hintere Teil des Baues (Fig. 51, 52, 53) ist ein nach oben sich verjüngender Etagenbau, eine Pyramide mit Vorsprüngen nach allen vier Himmelsgegenden, welche einst eine kuppelförmige Erhöhung, die offenbar den altbuddhistischen Terrassenschirm („hti")

[1]) Dekorationsfigur aus dem an die Wand gemalten Parivâra eines Buddhathrones. Die Buddhafigur war eine Figur aus Lehm vor einem gemalten Thron, dessen Lehnenleisten in Relief aufgesetzt waren. — Auf den jetzt formlosen Wolken um die Figur waren in Deckfarbe — wie die erhaltenen Spuren beweisen — Glückswolken aufgemalt. Diese Deckfarben sind jetzt abgefallen.

*Fig. 51. Skizze von Tempel Z von der Nordseite, wo die Plattform, auf welcher der Tempel steht, so zerstört ist, daß man durch die Lücken in den stûpa-förmigen Teil des Baues gelangen kann. Das Fensterchen des dritten Etagenstreifens hat seine Umrahmung eingebüßt.

Fig. 52. Skizze von Tempel Z von der Westseite, die bekrönende Kuppel, die den „Schirm" (htî) darstellt, ist hier in ihrem untersten Teil (Knauf) noch erhalten.

vorstellen sollte, krönte. Nur der untere runde Teil (Knauf) ist auf einer Seite erhalten. Als Grundlage des Gebäudes, welches innen hohl ist, nehmen wir am besten ein Viereck an, welches 3,5 m tief und 3,20 m breit war. Nach Ost und West ragt nur ein Vorsprung vor, welcher 1,55 m breit ist, aber nach Nord und Süd (S. zur Angliederung an den Verbindungspfeiler des Vorderbaues) finden sich drei sich verjüngende Vorsprünge. Die neben den 1,55 m breiten Vorsprüngen in Ost und West frei bleibenden Wandteile sind je 75 cm breit, nach Süd und Nord tritt der erste Vorsprung — der breiteste — 65 cm vor, der zweite 45 cm, der dritte und schmalste bloß 30 cm. Der Mittelvorsprung jeder Seite hat in der dritten Etage ein kleines Fenster, das aber nur an der Südseite noch deutlich erhalten ist (Fig. 54). Der Raum im Innern ist kuppelförmig und ein völlig leerer Rohbau,

Fig. 53. Skizze von Tempel Z von der Ostseite her.

Fig. 54. Fensterchen in der obersten Etage des hinteren Baues nach dem Vorderbau zu über dem verbindenden Teile.

aber auf dem Boden im Schutt fanden wir Trümmer lamaistischer Pasten, Ts'a-ts'a's u. dgl., offenbar junge Niederlegungen buddhistischer Reisender — und außerdem ein chinesisches Manuskript.

Tempel *a*.

In der hohen Mauer (Fig. 55), welche jetzt wie ein gewaltiger Schuttberg von der Südwestecke der „Stadt“ in der Richtung von Süden nach Norden sich erstreckt und den am besten erhaltenen Teil des unten skizzierten Systems bildet, welches gewissermaßen eine innere zweite Ummauerung der „Stadt“ darstellt, so daß es nur an der Ostseite der sogenannten Khâns-Burg offen ist (vgl. S. 10 f.), erblickt man an einzelnen Stellen Reste grösserer Anlagen, welche heute noch entweder durch vorgebaute Pylone oder auf der Höhe erscheinende Mauertrümmer oder aber durch deutlich sich markierende Tore bezeugen, daß in diese lange Mauer Heiligtümer größeren Umfangs mit reicher Fassade eingebaut waren. Eine der interessantesten Anlagen dieser Art ist der mächtige, nach Ost und West aus der langen Mauer stark hervorragende Schuttberg, welcher von der Südwestecke der Stadt, etwa vom Tore des großen Klosters β aus, sich am deutlichsten zeigt, vgl. die Skizze (Fig. 55). Hier sieht man besser als auf der Ostseite der langen Mauer die Reste zweier mächtiger Pylone und nach Süden gewendet ein großes gewölbtes Tor, welches ins Innere führte. Ja, auf dem breiten Plateau der Anlage, welche etwa 15 m hoch ist, sieht man Reste eines Aufbaues, welcher allerdings von der Ostseite aus sich noch komplizierter darstellte als von der Südwestseite.

Als ich begann, mich auf den Trümmern zu orientieren, lag es natürlich nahe, möglichst die hochgelegenen Punkte zu besteigen, um über die einzelnen Quartiere einen

Überblick zu erhalten, denn im Anfange war das Gewirre von Schutt und Ruinen äußerst unübersichtlich. Bei der Suche nach Stellen, in denen noch alter Schutt lag, nach Stellen, wo die heutigen Bewohner noch nicht gegraben oder Schutt ausgefahren hatten, fiel dem mich begleitenden Techniker das Mittelzimmer dieses auf dem Plateau liegenden Systems auf. In der Erde wühlend — es lag hier zweifellos noch alter Schutt — entdeckte er einen prachtvollen Freskoboden und alle Anzeichen sprachen dafür, daß sich hier Grabungen lohnten (Fig. 56).

Dieses Mittelzimmer, welches auf der beiliegenden Skizze innerhalb des mit A bezeichneten Ganges liegt, hat eine Anlage, welche uns auch sonst in Karakhodscha und den Höhlentempeln begegnet. Klementz (Nachrichten S. 37) beschreibt die Anlage in Bezug auf einen Bau zu Sengyma'uz, auf welchen ich zurückkommen werde, sehr bezeichnend

*Fig. 55. Ansicht des Tempels a von Südwesten. Oben auf dem Plateau des Schuttberges (15 m hoch) die Reste der erhaltenen Zimmer, welche um einen pfeilerartigen Stûpa lagen, in der Mitte der Südseite das Gewölbe des großen Tores C (auf dem Plane).

also: „Stellen wir in eine große Kiste eine kleinere, so daß überall die Wände in gleichem Abstande voneinander stehen, so können wir uns ungefähr eine Vorstellung von den Anlagen dieser Art machen. Wir haben nur eine solche Höhle gesehen, in Sengyma'uz, aber auch diese war nicht in die Erde gegraben, sondern aus Ziegeln aufgemauert, so daß man sie nur in beschränktem Sinne zu den Höhlenbauten zählen kann."

Es ist nun aber in der Tat eine wichtige Tatsache, daß dieses System nicht bloß bei den Höhlenbauten vorkommt, d. h. bei den Freibauten im Gebirge, sondern daß dieselbe Anlage, wie wir sehen werden, auch in der Stadt Idikutschari nachweisbar ist: der Zusammenhang der „Stadt" mit den Anlagen im Gebirge ist damit, wenn er überhaupt eines Beweises bedürfte, zweifellos.

Unser Zimmer A (mit Cella G) auf der Ruine α ist jetzt vorne offen, sicher lag davor noch ein anderes, etwa ebenso großes Zimmer, dem Freskenreste angehört haben mögen, die sonst nicht unterzubringen sind und bei unseren Grabungen in den Schuttaufhäufungen an der Ostseite zum Vorschein kamen. Bei Besprechung der verwandten Anlage im Nordturm des Einganges des Klosters β werde ich darauf zurückkommen müssen. Das Zimmer maß an der Rückwand 3,72 m, die Seitenwände 5,10 m. Der Gang, welcher rings um das Zimmer führte, war überall auf allen drei Seiten 1,45 m breit, die Mauer zwischen Gang und Zimmer hatte 91 cm Dicke.

Die Innenwände der Mauern des Zimmers hatten wie die Außenwände des Ganges prachtvolle Fresken. Auf die im Gange erhaltenen werde ich unten zurückkommen. Die Fresken im Zimmer waren bis auf den unteren Rand zerstört: außerdem fanden sich im Schutt zahlreiche Reste, welche diesen inneren Fresken angehört hatten. Am unteren Rande der Wände war noch ein schmaler Streifen Fresko erhalten, welcher in langgezogenen grauen und schwarzen Rauten ein Fußornament bildete, d. h. die Plaketten eines Fußbodens darstellte, auf welcher die Figuren, welche die Wand geschmückt hatten, gestanden hatten. Man sah in der Tat noch zahlreiche Füße mit verschiedener Beschuhung, lange Roben und Kleiderränder; die Bemalung der Rückwand hatte also eine Art Allerheiligenbild dargestellt, dessen Nebenfiguren auf den Seitenwänden fortliefen, natürlich so, daß die Figuren alle nach der Rückwand oder besser gesagt dem vor der Rückwand stehenden Kultbilde zugewandt waren. Nach Analogien in den Höhlentempeln können wir annehmen, daß die Rückwand Reihen von Bodhisattvas enthielt, an die sich an den Seitenwänden dem Range nach höhere und niedrigere Gottheiten, Mönche und Dämonen anschlossen, und fernerhin bis zu den zerstörten Türpfeilern die Bilder der Stifter des Baues mit ihren Frauen und Kindern und sonstiger Umgebung. Im Schutt fanden sich ziemlich die ganze Figur — jetzt aus Trümmern wieder zusammengesetzt — eines hellschokoladenfarbigen, mehrarmigen Dämons, vor

Fig. 56. Skizze von Tempel α.
Auf dem Plateau: A das Freskenzimmer mit Umgang.
B der Pfeiler (Stûpa).
Untergeschoß: C der Haupteingang.
D, E kleine Eingänge.
F Gang zur Treppe.
G Stelle des eingemauerten Pfahles unter dem Fresko des Bodens von A.
H Höhle in der alten Mauer.
Die punktierte Linie ist der von mir zuerst benutzte Weg von der Mitte der „Stadt" aus.

dem ein anderer mit nach Brâhmaṇa-Art über dem Kopfe zusammengebundenem Haare (dschaṭâ) saß oder stand, alle von der inneren Nordwand, und endlich im tiefen Schutt von der Ostecke der Südwand ein Freskenstück, welches die Oberkörper weißgekleideter, schwarzbärtiger Männer in schlichtem Haar darstellte, welche viereckige Mützen trugen (Fig. 57). Daneben fanden sich Reste von bärtigen Köpfen mit eigenartigem Kopfschmuck — zackigen schwarzen Kronen, wie wir sie unten begegnen werden — aber leider so zerbröckelt, daß sie nicht transportiert werden konnten. Daß hier keine Gottheiten mehr vorlagen, war ohne weiteres klar, und der Besuch von Tojokmazar und Murtuk bewies mir in der Folge auch, daß hier Bilder von Privatpersonen, den Stiftern des Tempels, ihren Familien und ihrem „parivâra“ vorlagen. Die „Weißgekleideten“ fielen mir auf, aber es war jeden Tag so viel Neues und Ungewöhnliches zu sehen, daß ich nicht Zeit fand, zunächst viel über die

Fig. 57. Freskenrest aus *a*, zwei Manichäer in weißen Kleidern mit weißen Mützen darstellend, zwischen ihnen der Rest einer Inschrifttafel. Höhe des Originals 27 cm, Breite 36 cm.

Figuren nachzudenken. Andere Arbeiten unterbrachen die Untersuchungen — es war hauptsächlich der Tempel Q, an dem weiterhin gearbeitet wurde. Unterdessen wurden uns Manuskriptreste verkauft, von denen Dr. Huth und auch ich eine ganze Menge erhielten — in jener Schrift, die jetzt als die manichäische durch Dr. Müller erwiesen ist. Während der Arbeiten auf Q hatten türkische Bauern die äußeren Gänge (nördlich und südlich) von unserer Cella angegraben und daher stammten die Manuskriptfunde, sowie aus einem Gewölbe an der Westseite (vgl. unten). So erhielt Huth ein Fragment mit Miniaturen und gleichzeitig ich ein zweites Stück, welche aneinander paßten und welche jene weißgekleideten Männer in Miniatur darstellten. Ich nahm also meine Untersuchungen auf *a* wieder auf und begann erst die Fresken im Gange durchzupausen, dann ließ ich den Gang räumen und hier fanden sich neue Stücke mit Miniaturenresten, welche zu den gekauften paßten, sowie die Reste eines großen Bildes auf Seide zwischen Resten buddhistischer Bilder! Nun sah ich, daß etwas Ungewöhnliches vorlag und suchte noch

bewußter nach diesen Dingen. Im Anfang dachte ich an Nestorianer, da ja von der südlich von Turfan liegenden Moschee[1]) bekannt war, daß sie eine nestorianische Kirche war — aber die Schrift war nicht die nestorianische und, was von Miniaturen und Bilderresten sich fand, konnte auch nicht christlich sein. Der Nachweis des manichäischen Ursprungs der Manuskripte hat die Lösung des Rätsels gebracht. Daß Manichäer in der Funktion von Ärzten und sonstigen Hofbeamten im Gefolge eines Uigurenfürsten vorkommen können, während er selbst als Verehrer Buddhas dargestellt ist, ist bei der Duldsamkeit der Buddhisten[2]) weiter nicht verwunderlich. In der Tat habe ich in Murtuk ähnliche Gestalten in den Prozessionen der Fürsten gesehen und kann nur bedauern, daß es bei der vorgerückten Jahreszeit unmöglich war, in den Höhlen von Murtuk zu arbeiten. Denn während der Wintermonate waren die großen Tempel von Murtuk mit Schnee bedeckt.

Auffallend war, daß die manichäische Schrift — ich kann diese Bestimmung ja jetzt einsetzen — nirgends an den Tempelwänden[3]) vorkam, ferner daß die Manuskripte selbst in ihrer Ausstattung, in der Art, wie sie gebunden waren etc., völlig von dem Landesüblichen abwichen.

Sehr zu bedauern ist, daß auf dem Freskofragment die zwischen den Figuren der Manichäer befindliche Tafel ihre Inschrift eingebüßt hat.

Kehren wir nun zur Besprechung des Zimmers selbst zurück. Der Fußboden des Zimmers, welches offenbar ein ganz besonders heiliger Ort war, war mit jenem prachtvollen Fresko bedeckt, welches mein technischer Begleiter bei unserem ersten Besuch entdeckt hatte. Und wie uns die türkischen Bauern überall nachstiegen, um in ihrer Art zu helfen, so hatten auch hier unglücklicherweise uns beide die stets lauernden Türken beobachtet und obwohl wir die mit den Händen aufgescharrten Stellen des Bodens, so gut es ging, wieder mit Schutt zuwarfen, waren sie uns doch nachgestiegen, um zu sehen, was wir da machen wollten, und hatten den Boden, der bis dahin mit Ausnahme roher älterer Reparaturen (!) unberührt war, mit ihren plumpen Stiefeln zertreten. Trotzdem konnten wir ihn bergen, indem wir alle selbst die kleinsten Splitter mitnahmen. Der Boden ist echtes Fresko in den nassen Verputz gemalt und so weniger empfindlich, als die Temperabilder der Wände, die schon beim bloßen Abstauben furchtbar litten, da die Farbe — besonders Weiß und Hellblau — sich sofort verwischte. Echtes Fresko hatte man für den Boden, der doch, wenn auch ohne Schuhe, betreten wurde, gewählt, um ihn dauerhafter zu machen. Der Freskoboden stellt einen großen Teich dar, aus welchem prachtvoll gemalte Drachenköpfe mit langen dünnen Hörnern auftauchen, dazwischen sieht man Schlangen, Hansas, einen Knaben, der auf einer Ziege reitet, einen alten Mann auf einer

---

[1]) Vgl. Abb. bei Klementz, Nachrichten S. 49 und besser bei Donner, Resa S. 121.

[2]) Über die Manichäer als Ärzte bei den Uigurenfürsten vgl. Barthold, Отчетъ о поѣздкѣ въ среднюю Азію, Записки Имп. Ак. Наукъ С. Петербургъ 1897, S. 114 und über ihre Funktion als Barden derselben ebenda S. 116.

[3]) Von aufgemalten Inschriften findet sich nur Zentralasiatisches Brâhmî, Uigurisch und Chinesisch, Köktürkisch als „sgraffiti“ einmal in Idikutschari, häufig in Tojok-Mazar und in den Höhlen nördlich von Turfan, auch in Yar-choto (nach Klementz). Bei Kumtura (Ming öi Afrâsiâb) sind Steininschriften in Köktürkisch in einer Höhle.

Lotusscheibe (jetzt zerstört) und einen sehr naturwahr gemalten leichtgeflügelten Hirsch „Ki-lin". Zwischen den Tierfiguren schwimmen auf den Wellen prächtig gemalte, stilisierte Blumen: Lotusblumen und päonienartige Phantasieblumen mit phantastischen Blättern und Knospen. Da der Boden infolge eines Raumes unter dem Zimmer hohl klang, ließ ich den Boden in der Mitte aufgraben, um zu sehen, was darunter liegen würde. Es kam Mauerwerk, etwa von Mannshöhe, zum Vorschein, das den Boden bildete, und darunter fand sich ein halbverschüttetes, mit altem Schutt (der nicht von oben gekommen sein konnte) gefülltes Zimmer mit einem eingemauerten Sockelbehälter, welcher aber ausgeraubt und zerschlagen war; von diesem Raume gingen Gänge aus, welche aber alle mit Schutt gefüllt waren. Da es nicht ratsam war, hier weiter zu arbeiten, bevor der Zustand der oberen Zimmer klar war, verfolgte ich sie nicht weiter.

Sehr merkwürdig war es, daß wir in der Mitte des Estrichs auf einen eingemauerten Pfahl stießen. Dieser Pfahl war achtkantig, 84 cm lang und unten spitz und stak fest im Mauerwerk des Bodens. Alle acht Seiten sind mit uigurischen Inschriften in alter Schrift beschrieben, er ist von Pappelholz und die zum Teil recht undeutlichen Inschriften sind mit der Rohrfeder einfach auf das Holz geschrieben. Der Pfahl wurde herausgenommen und wie die Reste des Freskobodens nach Berlin gebracht. Bei dieser Gelegenheit darf ich nicht vergessen zu erwähnen, daß massenhaft im Schutt der Stadt oder auf den Plattformen ihrer Tempel kleine mehrkantige spitze Keilchen, etwa von Fingerlänge, gefunden wurden, welche meist mit Dhâraṇîs in Brâhmîlettern beschrieben sind. Ähnliche Gegenstände sind ja heute noch bei den Lamas im Gebrauch bei Opfern an die Kshitipatis (Sa-bdag) etc.

Aus der Inschrift des Pfahles, deren Publikation Radloff übernommen hat, erhalten wir nun nicht bloß ein Datum, sondern wir können auch annehmen, daß er zu einer Buddhastatue gehörte. Diese Statue, von der außer großen Gewandresten und Gliederresten im Schutt nichts mehr vorhanden war, hat vermutlich auf der Lotusblumenscheibe gestanden, welche das Zentrum des Freskobodens bildete, so daß die Prozessionen von Bodhisattvas, Göttern, Dämonen und den Gründern des Baues, welche an den inneren Wänden der Cella, wie erwähnt, gemalt waren, den „parivâra" zu der Freifigur bildeten. Die Wirkung des Ganzen muß eine außerordentliche gewesen sein. Es ist dies ein sehr wichtiges Faktum, welches auch anderweit zur Erklärung der Fresken unabweislich ist.

Auf der Planskizze ist die Cella mit G bezeichnet. Der in der Mitte eingetragene Punkt gibt die Stelle an, wo der Pfahl unter dem Fußboden stak.

Wie erwähnt, waren auch die Wände des Umgangs A um das Zimmer (Fig. 58) auf beiden Seiten einst mit Fresken bedeckt, denn die Spuren verwitterter Kompositionen zeigten sich in beiden Seitengängen noch deutlich genug, um feststellen zu können, daß sie im wesentlichen dieselben Darstellungen enthielten, wie der Gang hinter der Rückwand, deren untere Teile noch recht wohl erhalten waren, weil die Bedachung des hinteren Ganges noch im Gange besonders bei x x lag. Ich ließ nun zunächst diese herabgestürzte Bedachung herausräumen. Sie bestand aus dichten Lagen langen Rohres, welches über die Gänge gelegt war und von unten als Plafond einen dicken Lehmbelag erhalten hatte; über die Rohrlagen war eine Lage Ziegel gelegt, die ihrerseits wieder mit Lehmlagen oben bedeckt waren. Der Plafond war getüncht und bemalt und zwar mit sich wieder-

holenden Blumenmustern und einem scheibenförmigen Muster, welches fast wie ein Schildkrötenschild oder von unten gesehene Schirme gestaltet war. Diese Dekoration war ziemlich plump und bei weitem nicht so fein, wie die Fresken im Gange, trotz alledem aber an vielen Stellen mit echtem Gold belegt. Fragmente dieser Muster sind mitgenommen worden (Taf. V, Fig. 1—2).

Unter dem herabgestürzten Dache bei x x fand ich ganze Lagen von Bildern, Miniaturen und Manuskriptresten, auf welche ich unten noch zurückkommen werde. An Ort und Stelle war kaum Zeit, sie irgendwie zu sortieren, sondern sie wurden sofort in Papier verpackt und weggeschafft, denn auch in unserem erbärmlichen Wohnraum war keine Möglichkeit, sie durchzusehen. Nur muß hier schon erwähnt werden, daß viele der von Türken gekauften Manuskriptfetzen als zugehörig sich ergaben: sie waren also noch vor meinen Arbeiten in den schon geräumten Gängen gefunden worden.

In der Mitte des hinteren Ganges lagen in der Breite von 65 cm zwei Bahnen (je drei in der Reihe) glasierter Ziegel ($32^1/_2$ cm □), unter denen ein Gang entlang lief; ob einst der ganze Rundgang mit Ziegeln gepflastert war, läßt sich nicht mit Bestimmtheit sagen, ist aber unwahrscheinlich, da unter dem herabgestürzten Dache bei x x keine lagen: man müßte also annehmen, daß die Zerstörer des Daches, welche hier massenhaft Bilder und Bücher zerrissen hatten, vor der Zerstörung des Daches die Ziegel gestohlen hätten. Ich darf nicht vergessen zu bemerken, daß die Türken heute noch mit Vorliebe nach Ziegeln graben, die sie in ihren Häusern verwenden. Einen der sechs gefundenen nahm ich mit nach Berlin, die übrigen fünf baten sich die Türken aus.

Fig. 58. Planskizze des Zimmers mit dem Freskoboden inmitten des Aufbaues von Ruine x.

Bei F hatte der hintere Gang eine Türe, welche in einen langen Gang führte, an der Innenseite hatte die Türe vielleicht eine Stufe.

Was nun die Fresken des Ganges betrifft, so gehörten sie, trotzdem sie schrecklich zerstört waren, zu den schönsten, welche ich in der Gegend gesehen habe. Es waren Praṇidhibilder, wie sie auch sonst in Turfan und Umgebung so oft vorkommen, so daß man sie geradezu als ständige Dekorationen der Gänge betrachten kann.

Alle Fresken, welche irgendwie noch den Transport zu lohnen schienen, ließ ich ausheben und mitnehmen und ebenso auch alle Trümmer von den oberen Teilen der Wände, welche beim Herabstürzen des Daches mit herabgeschlagen worden waren und im Schutt sich fanden, darunter waren eine Menge wohlerhaltener Gesichter, was um so wertvoller war, als sonst überall bei den erhaltenen Fresken die Gesichter zerstoßen sind. Darf man daraus den Schluß ziehen, daß die Zerstörung des Ganges nicht von Anhängern des Islâm vollführt wurde, oder glaubten die Zerstörer genug getan zu haben, wenn sie das Dach herunterstürzten: dann mußten aber die Manuskriptreste, welche in wildem Durcheinander unter dem Dachschutt lagen, vorher in den Gang geworfen worden sein; in der Tat stammten sie aus einem anderen Raume, wie wir sehen werden.

Ich werde die geretteten Fresken und ihre einstige Verteilung an den Wänden sowie ihre Masse und eine eingehende Beschreibung unten anfügen. Hinter dem hinteren Gange von A liegt ein mächtiger, viereckiger Pfeiler, etwa 8 m ins Geviert. Er ist von oben her erbrochen und von der Westseite her ist ein viereckiges Stück Mauerwerk völlig herausgeholt, nach dieser Seite hin bis zum Rand der Plattform ist jetzt lockerer, formloser Schutt: die Luftziegel sind wieder zu knietiefem Staub zermalmt und zermorscht.

Nach Norden zu ist auf der Plattform nur wenig erhalten, hinter der Nordwand von A, welche jetzt sehr demoliert ist, und hinter der Nordwand des Pfeilers B bis an den Rand des Pylons ist derselbe formlose Schutt wie nach West hinter dem Pfeiler, aber er reicht wie ein sanftansteigender Berg bis zum natürlichen Boden herunter; von dieser Seite her ist der Bau am leichtesten zu ersteigen. Nur an der Nordseite des einst vor A gelegenen Vorzimmers ist ein leeres Zimmer ohne Freskenreste etwa von denselben Dimensionen wie A, aber von dem Vorzimmer durch einen sehr schmalen Gang getrennt, der seltsamer Weise in der Mitte durch eine Quermauer gesperrt ist, so daß kein Durchgang da war.

An der Südseite von A und dem zerstörten Vorzimmer und dem dahinter liegenden Pfeiler B lag ein viel komplizierteres System, welches ganz klar zu legen mir nicht möglich war.

Die drei erwähnten Baulichkeiten entlang lief ein langer Gang F, den ich, soweit er verschüttet war, räumen ließ. Südlich vom Vorzimmer von A lagen zwei durch eine Mauer geschiedene zusammengehörige Räume mit Freskenresten, zusammen etwa so groß wie A, und daneben noch weiter nach Süden bis an den Rand des Plateaus ein zweiter etwa ebenso großer. Die entsprechenden Räume dahinter (in der Richtung von A) waren völlig zerstört und ihr Schutt hinabgestürzt. Südlich vom Pfeiler B aber kamen zwei nach Süden gewendete Pfeiler zum Vorschein und nach Osten zu daran ein kleines, etwas tiefer liegendes Zimmer — ähnlich dürfte auch die Westseite ausgesehen haben, während weiter vor noch eine Mauer von Ost nach West und eine von Nord nach Süden das Ganze einschloß: es macht den Eindruck, als ob hier zwischen den Pfeilern eine Treppe heraufgegangen wäre, die in den Gang F mündete. Vor diesem System bis zum Rand der Südterrasse lag formloser Schutt über einem großen Tore und nur die Plattform nach Westen zu bis an den Rand des Pylons war noch festes Mauerwerk.

Die unter den Zimmern und Gängen der Plattform liegenden Räume konnte ich nur unvollkommen untersuchen. Es war außerordentlich mühsam in dem knietiefen, stets abrollenden Staub der zerfallenen Luftziegel, zwischen denen erhaltene Mauertrümmer herumlagen, heraufzuklettern und mit den Mitteln, die zu Gebote standen, unmöglich, alles abfahren zu lassen. Am interessantesten war das große Tor C der Südseite, offenbar der alte Haupteingang des Gebäudes, von dem aus die hypothetische Treppe zwischen den Pfeilern auf das Plateau geführt haben muß. Dieses Tor war wohl gewölbt und führte in mit Schutt gefüllte Zimmer, von denen die nach D zu liegenden wild zerstört waren, aber zahlreiche, höchst merkwürdige Handschriftenfunde enthielten. Es waren hauptsächlich uigurische Schriftreste, welche hier von den Bauern gefunden wurden — sowohl buddhistische Drucke und Manuskripte als auch viele Kauf- und Mietkontrakte.[1])

---

[1]) Einige davon, welche genau bezeichnet sind, habe ich im Gange hinter der Cella zwischen den dortigen Bildern und Schriftresten ausgegraben.

Hier hatten die Türken ihr Manuskriptdepot, alles andere hatten sie nicht berührt — außer Nord- und Südgang neben der Cella, welche sie zu unserer Zeit ausräumten — denn hier war das Tor offen und nicht verschüttet, wie die später von mir aufgedeckten kleineren Tore D (nach Süden gewendet) und E (nach Osten gewendet). Die Räume unter dem Süd-Pylon der Westseite sind noch verschüttet, ebenso alles hinter D Liegende und die Zimmer unter der Nordseite! Ob das viel kleinere Tor D durch eine Seitentreppe mit C verbunden war, läßt sich nicht mehr sagen.

Das nach Osten führende gewölbte Türchen E wurde beim Abräumen des Schuttes des Vorzimmers von A freigelegt. Hier wurde weitergegraben und ein Gang freigemacht, der offenbar einst in das unter A liegende Zimmer geführt hat. Dieser Gang muß einst außerordentlich prächtig gewesen sein. Hier fanden sich Köpfe von Statuen der vier Mahârâdschas — allerdings nur zwei, ferner mehrere Dämonenköpfe etc., welche unten beschrieben werden sollen. Merkwürdig waren Trümmer prachtvoller dekorativer Fresken aus technischen Gründen: auf den Verputz war Relief aus Halmen u. dgl. auf den Stuck aufgesetzt, das Rankenwerk darstellte, es war reich mit echtem Gold belegt und die Zwischenräume bunt bemalt; auch Holzstücke in reicher Bemalung und Vergoldung fanden sich, von Handschriften aber gar nichts. Vermutlich führte eine Freitreppe zu E hinauf, so daß sie an der Ostfassade die Mitte bildete. Auch die Ostfassade dürfte einen südlichen und nördlichen Pylon gehabt haben.

Auffallend ist die Masse von Schutt in den unteren Zimmern, besonders in dem Raume unter A. Es ist schwer zu erklären, wie diese Schuttmassen in die schwer zugänglichen Räume, die auch unseren Türken völlig unbekannt waren, geraten sind. Die darüber liegenden Zimmer A z. B. waren noch intakt, als wir ankamen, von oben konnte er nicht gekommen sein: sollte ein alter, schon einmal zerstörter Bau noch einmal überbaut worden sein? Daß die lange Mauer, welche das Gerippe für *a* wie für ein paar ähnliche Anlagen, die ich nicht mehr untersuchen konnte, bildete, sehr alt ist und schon zur Zeit der letzten Blüte ganz ihre Fassade verloren hatte und zum „Berg" geworden war, dafür haben wir etwas südlich von *a* ein merkwürdiges Beispiel. An der Westseite der südlichen Verlängerung findet sich, nicht weit von *a* entfernt, eine längliche, gewölbte Höhle, etwa in halber Höhe der heutigen Mauer. Sie ist genau so angelegt wie die einfachsten Höhlen im Gebirge. Ein langer gewölbter Raum, dessen Decke von der Mitte ab nach beiden Seiten mit zwei Reihen schön gemalter sitzender Buddhas dekoriert ist, während die Wände andere reichere, jetzt wüst zerkratzte Kompositionen (Bodhisattvas, Amitâbha?) zeigten. Die Höhle ist etwas über Manneshöhe groß und die Fresken sind nach türkischer Art zerstoßen. Sie s c h e i n e n mir aber jünger zu sein als die einst herrlichen Bilder in dem Gange von A.

Immerhin haben wir in *a* eines der interessantesten Heiligtümer von Idikutschari vor uns: einen mächtigen Bau nach Ost und West von vorspringenden Pylonen flankiert, mit einer großen Treppe und Haupttor nach Süden und einem zweiten Tor mit kleinerer Treppe nach Osten. Interessant ist, daß die Anlage im wesentlichen auf die von Tempelchen B zurückgeht, der wir noch öfter begegnen: der Pfeiler und die ihn umliegenden Zimmer bildeten den Kern, die vier Pylone die vier Würfel, die seinen Seiten vorspringen.

Die Fresken des Ganges um die Cella mit dem Freskoboden.

Die Gemälde in den Seitengängen sind von der Witterung zerstört, abgebröckelt und zerrieben, doch wie schon erwähnt, genügen die Reste noch, um zu zeigen, daß sie denselben Charakter hatten wie die besser erhaltenen im hinteren Gange. · Aus den im nördlichen Seitengange und seinem Schutte aufgelesenen Fragmenten ließ sich mancherlei zusammensetzen, ohne jedoch einen bestimmten Platz an den Mauern — der inneren oder äußeren — direkt zu ergänzen. Ich erwähne nur Hände mit den eigenartigen Geräten, in denen man die lokale Stilisierung des Donnerkeiles erkennen muß,[1]) ferner Hände, welche Teller mit Opferbrot halten u. dgl. mehr. Nur die folgenden Stücke ließen sich einigermaßen befriedigend verbinden: der Kopf eines zornigen Gottes von weißer Hautfarbe mit wallendem blauen Bart und Haar, eine linke Hand mit dem oberen Teil eines Donnerkeiles und Teile eines gepanzerten Torso (Taf. V, Fig. 3). Sie gehörten einem meisterhaft gezeichneten Vadschrapâṇi an, der wahrscheinlich an der inneren Ecke der äußeren Mauer des nördlichen Seitenganges an der Wand gewesen ist. Dort wurden die abgelösten Stücke im Schutt gefunden und der Umstand, daß auch an der Ecke der inneren Mauer des hinteren Ganges ein Vadschrapâṇi war, scheint die Annahme zu bekräftigen, daß die einzelnen Wandbilderserien immer an der Ecke mit dieser Figur schlossen.

Im nördlichen Gange war nur noch in der Westecke innen (bei I) eine kniende Figur erhalten, welche wegen der außerordentlichen Schönheit der Gewandanordnung und -dekorierung ausgehoben wurde, so defekt sie sonst war. Auch diese Figur scheint einen König im Panzer dargestellt zu haben, wenigstens tritt aus der Gürtelpartie eine festgefügte Linie hervor, welche in der Mitte mit einem nach unten gelegten Blattornament geschlossen ist, wie es uns aus ostasiatischen Panzern bekannt ist. Äußerst reich ist der Schmuck der Figur gewesen, die Vorderarme haben lange faltige Ärmel bekleidet.

Bei A stand, wie erwähnt, ein gepanzerter König — wohl wieder ein Vadschrapâṇi — neben einem ebenso großen barfüßigen Mönch vor einem jetzt zerstörten, fast 4 m hohen Buddha. Erhalten ist von der Vadschrapâṇifigur der ganze Körper bis auf die rechte Brust und Schulter, die unteren Teile der Figur sind sehr abgerieben, aber die Füße noch erkennbar, er stand auf Lotusblumen. Das Detail seines Panzers ist prachtvoll, besonders fallen mit Ornamenten geschmückte Dastânas, welche offenbar von Gold sein sollten, auf. Ebenso prächtig waren die als golden gedachten Beinschienen, welche die Knie, über denen eine weiße Hose abgebunden ist, frei lassen. Vom Kopf, der wieder dämonischen Charakter trägt, ist nur die linke Gesichtshälfte erhalten. Bei B und C war je ein riesiger Buddha, umgeben von kleineren Bodhisattvas in reichem Schmuck, ein Bodhisattva kniete jedesmal vor der Buddhafigur, die wieder die kolossalen Dimensionen (etwa 4 m) gehabt hat. Leider sind aber von den Buddhafiguren immer nur die unteren Partien von den Lenden abwärts erhalten. Jede Gruppe, in der einem Buddha durch einen Bodhisattva ein Geschenk (Blumen, Guirlanden, Schmuckketten) überreicht wird, ist von der folgenden durch eine prachtvoll dekorierte Schmuckleiste (Teppichborte) getrennt, manchmal durch eine der Nebenfiguren hindurch, die so gewissermaßen aus einer Tapisserie heraustritt. Beachtenswert sind die

---

[1]) In kleinerem Maßstabe werden uns diese merkwürdigen Vadschras unten bei Sengyma'uz z. B. Nr. 1 und Nr. 6 begegnen.

reichen prachtvollen Coiffuren der Bodhisattvas, ihre Arm- und Handbänder, welche fast an Formen erinnern, die noch im Pandschâb getragen werden (bâdschûband, bangrī, tschandrahār als Brustschmuck), und zahlreiche Aufsätze, die man sich nur als aus Chenillen bestehend denken kann. Die zwei gegenüberstehenden Gruppen b, c waren denen bei B, C sehr ähnlich (vgl. Taf. VII). Da und dort finden sich mitten in die Figur hineingeschrieben uigurische Züge, so besonders auf den roten Kleidern der Buddhas — häufig das Wörtchen „bujan“, aber auch größere, schwer lesbare Inschriften. Die Gruppen d, e verwandten Sujets waren leider zu sehr zerstört.

Im Schutt des Daches vor B und C fand sich die große Platte eines herabgerutschten Freskenstückes, das den Kopf eines Buddha wohlerhalten zeigte. Es ist eines der wenigen erhaltenen Buddhagesichter. Auch das farbenschimmernde Aureol und die obere Partie der Mandorla ist erhalten. Die erhaltene Hand zeigt zwischen den Fingern mit roten Konturen im weißen Fleisch die Netzhaut, welche der Kanon verlangt. Neu und als ganz unerhört beachtenswert ist, daß um den uṣnīṣa des Haares ein weißes Flortuch gelegt ist, das wie ein langer weißer Schleier bis zur Mitte des Rückens hinten herabhängt und unten Schellen als Beschwerer trägt! Wir finden dieses Schleiertuch auch aus der Coiffure der Bodhisattvas heraushängend, aber so angeordnet, daß es im Aureol verschwindet und hinter dem oft prächtig ornamentierten Rand des Aureols herabhängt. Ich muß auf dieses Schleiertuch besonderen Wert legen, denn es erscheint immer bei Bodhisattva-Fresken der älteren Stilart. Vgl. Fresken aus Γ, Tojok-Mazar Nr. 10 und das alte Hängebild mit zwei Bodhisattvas aus λ oder das Holzgemälde aus μ. Von ganz besonderer Schönheit war das Bild bei D (Taf. VI). Auch hier ist von der Buddhafigur nur die untere Körperhälfte erhalten, aber auch die rechte Hand, auf welcher eine schwer lesbare uigurische Inschrift aufgemalt ist! Vor diesem Buddha kniet, in prachtvollen Linien gezeichnet, ein Bodhisattva in reichem Schmuck[1]) und bietet eine brennende Prunklampe als Geschenk an. Hinter dem Knienden ist noch ein Jüngling erhalten, und ein zweiter, dessen Kopf und Hals fehlt, füllt den Fond zwischen den Hauptfiguren.

So meisterhaft diese Figuren gezeichnet sind, so läßt sich doch eine gewisse Manieriertheit nicht verkennen. Beachtenswert ist, daß auslaufende Zipfelfalten der Gewänder so stilisiert sind, daß sie eingerissen erscheinen, wo der Aufschlag der Falte zurücktritt. Es ist dies aber nicht bloß bei den Kleidern der Buddhas, sondern auch bei den anderen Figuren der Fall.

Die Stelle an der Wand bei a hatte keine Bilder: sie war leer, bis auf ein paar mit dem Pinsel flüchtig aufgeschriebene Inschriften (Weiheinschriften?) in uigurischer Schrift. Unter dem herabgestürzten Dache im hinteren Gange wurden außer einer Menge von Handschriftenresten eine große Anzahl von Gemäldestücken gefunden, einige besser erhalten, andere ganz in Fetzen gerissen. An Ort und Stelle ließ sich mit den von gelbem Staub ganz durchsättigten Lumpen nicht viel anfangen. Erst als in Berlin die Pakete der dort ausgegrabenen Dinge geöffnet und sortiert wurden, kam manches Überraschende zu Tage.

[1]) Die Einzelnheiten dieses Schmuckes sind ganz besonders merkwürdig. Auffallend sind Ornamentblättchen vom Typus der „dschugnī“ (Feuerfliege) u. dgl., welche Formen stark an Schmucksachen erinnern, die noch im Pandschâb getragen werden. Vgl. zur Sache Baden-Powell, Handbook of the manufactures and arts of the Panjáb, Lahore 1872.

Herr von Lecoq hat sich bei dieser Gelegenheit durch die Sortierung, Reparatur und Zusammenstellung dieser Fragmente ein großes Verdienst erworben, das öffentlich anzuerkennen ich für meine Pflicht halte. Es waren Hängebilder in der Art der lamaistischen oder der japanischen, und es ist von großer Wichtigkeit, feststellen zu können, daß der Stil der Bilder, die dargestellten Sujets u. s. w. sich in den Fresken von gewissen Tempeln der Umgegend wiederfinden. Die Bilder waren auf Seide, Leinwand und Papier in genau derselben Weise wie die tibetischen gemalt, das heißt: die Komposition war erst mit Tusche auf den Untergrund gezeichnet und dann mit Farben ausgefüllt. Unter den buddhistischen sind am häufigsten Abbildungen des vielhändigen Avalokiteśvara und des Kṣitigarbha (vgl. unten, Tempel Nr. 6 und Nr. 10 in Sengyma'uz) und mit letzterem verbunden Darstellungen von Pretas. Das Leben nach dem Tode scheint hier ebenso im Zentrum des Kults gestanden zu haben wie es in China der Fall war, wo die Buddhisten diese Seite besonders entwickelten, um die religiösen Wünsche eines Volkes zu befriedigen, dem das Wohl und Wehe seiner Angehörigen nach dem Tode näher lag als Askese und Spekulation. Die Bilder zeigen also wesentlich die praktische Seite des Buddhismus im Uigurenlande. Höchst merkwürdig ist es, daß unter den Fetzen auch Stücke eines sehr großen manichäischen Bildes zum Vorschein kamen, welche sich leider nicht mehr zu einem Ganzen vereinigen ließen.

Ich führe nunmehr die Bilder im einzelnen auf:

1. Tafel VIII. Großes Bild auf Seide gemalt, von 91 cm Breite und sicher ursprünglich gegen 2 m hoch. Erhalten ist nur etwa die untere Hälfte (noch 1 m 14 cm hoch) und von der Malerei nur die Grundierung; die ursprünglich außerordentlich reiche Vergoldung ist völlig abgefallen, ebenso die mit Deckweiß ausgefüllt gewesenen Partieen und damit leider wohl auch die Namensinschriften der verehrenden Personen. Die Hauptfigur war ein sehr großer vielhändiger Avalokiteśvara, welcher ganz vergoldet war; er steht auf einer Lotusblume und seine zahlreichen Hände bilden, was sehr auffallend ist, gewissermassen sein Aureol; sie sind nicht, wie bei lamaistischen Figuren, an den Rand des Aureols gerückt, so daß die zahlreichen Arme sich fächerartig an die Figur anlehnen, sondern die Hände sind — die attributhaltenden Hauptarme abgerechnet — ohne sichtbare Arme.[1]) Unter der rechten Seite der Hauptfigur kniet ein bärtiger Riṣi, den linken Arm nach oben hebend, unter der linken Seite eine betende Devatâ. Vor dem Hauptbilde, d. h. unter demselben, steht ein Altartischchen mit zahlreichen Opferschalen, in denen strahlende Gaben (Gold? Edelsteine?), aber auch Brot, Granatäpfel, Weintrauben etc. dargeboten werden. Daneben knieen ein Mann und eine Frau, die Arme hochstreckend, doch so, daß die Hände in den langen Ärmeln verborgen sind. Der Kopfschmuck der beiden ist höchst merkwürdig. Der Mann hat eine Krone, welche wie eine nach rückwärts aufgesetzte Grenadiermütze aussieht — ein Kopfputz, welcher vielleicht eine bestimmte Würde darstellt und auch auf den Fresken vorkommt. Vgl. unten die Skizze eines Mannes aus Nr. 12 zu Murtuk. Der Kopfputz der Frau ist am besten aus der Skizze ersichtlich. Sie beten offenbar um Befreiung vor dämonischer Anfechtung; denn hinter der Frau kniet ein kleiner Dämon

[1]) Ganz ähnlich ist das Aureol einer aus Lehm gefertigten Buddhastatue bei M. A. Stein, Arch. Exploration in Chinese Turkestan, Tafel zu S. 63 (Sand-buried Ruins of Khotan, Titelbild) mit kleinen Buddhafiguren ausgefüllt, die Strahlen gleich mit den Köpfen nach außen stehen: eine Darstellung, die ebenso ungewöhnlich ist, wie die oben erwähnte.

mit menschlichem Kopf, über dem ein Eberkopf[1]) erscheint, hinter dem Manne ein ähnlicher mit der Kappe eines anderen Tierkopfes (Elefant?). Das Gebet wird erhört, denn zwei schreckliche Dharmapâlas, welche die unteren Ecken des Bildes ausfüllen, schmettern mit flammenden Waffen die Poltergeister zu Boden. Der Schweinedämon stürzt unter einem Tschakra zu Boden, der andere unter einem mächtigen Donnerkeil.

Beachtenswert ist, daß neben den Anbetern Pfeiler stehen, die die Namen der Verehrer enthalten haben dürften.

Der obere Teil des Bildes, Kopf und Brust der Avalokiteśvarafigur, ist zerstört.

2. Tafel IX. Der untere Teil eines kleineren Bildes, noch 60 cm breit, 68 cm hoch, ebenfalls auf Seide gemalt. Die Erhaltung ist etwa dieselbe wie beim vorigen. Von den zahlreichen Inschriftstreifen, welche jede einzelne der Nebenfiguren bei sich hatte, ist das Deckweiß und die Inschrift verschwunden. Nur bei einer Figur stand die Inschrift schon in der Tuscheanlage, sie ist in uigurischem Charakter und hoffentlich noch lesbar. Es dürfte dies eine Inschrift sein, welche von vornherein feststand, so daß sie der Maler schon in den Entwurf eintrug. Die Hauptfigur war ein auf einem Lotus sitzender Kṣitigarbha (oder Amoghapâśa?), der das linke Bein herabhängen ließ. Sein Kleid ist rot, er hielt den Kakkhara. Unter ihm kniet die größte Nebenfigur mit ausgebreiteten, in den Ärmeln versteckten Armen, mit denen er das rechte Knie und den linken Fuß des Kṣitigarbha stützt. Diese Figur — wohl eine Frau — trägt einen sehr merkwürdigen, schwarzen Kopfputz und verzierten Halskragen. Um sie herum knieen und sitzen mit gefalteten Händen elf jüngere Männer, alle unbärtig und mit schwarzen Flügelmützen, ein zwölfter ähnlicher schwebt in einem Wirbel von Flammen — wohl ein Verstorbener. Unten in der linken Ecke sieht man ein Haus, vor welchem ein gepanzerter Mann mit Helm und Schwert steht, hinter ihm ein Mann, dessen Hände in eine Holzzwinge gefesselt sind. Weiter oben sieht man zwei Pretas, denen auf der anderen Seite ebenfalls zwei Pretas entsprechen. Vor den Pretas der linken Seite sieht man einen Mann einen Sack öffnen, in welchem Kugeln rollen, einige Kugeln fallen von der Mitte herab. Da noch weiter oben offenbar der auf einem Stier reitende Yama abgebildet war, dürfte es sich darum handeln, daß Kṣitigarbha lossprechende Steinchen in den Sack werfen soll — für den, um dessen Seelenheil gebetet wird. Vielleicht ist eine uns noch unbestimmbare Legende dargestellt.

3. Tafel X. Der untere Teil eines ähnlichen Bildes, welches ebenfalls den Kṣitigarbha oder Amoghapâśa als Mittelfigur hatte. Leider ist auch hier nur der untere Teil der Mittelfigur erhalten, aber doch genug, um die Figur ergänzen zu können. Er sitzt, umgeben von Verehrern, auf dem Löwenthron, darunter ein Mann mit einem Räucherbecken, welches einen langen Stiel hat. Vor dem Thron ein Drachenkopf (Fahne eines Adoranten?). Auffallend ist bei diesem Bildfragment, dessen Farben recht gut erhalten sind, die Kopftracht mehrerer Personen, welche in der Hauptsache aus je zwei hörnerartigen Bogen

[1]) Dieser Umstand ist ungewöhnlich interessant dadurch, daß noch in Tibet die Hausgötter (Herdgötter) Schweineköpfe haben, vgl. zur Sache besonders Grenard: J. L. Dutreuil de Rhins, Mission scientifique dans la haute Asie 1890—95, Deuxième partie, Le Turkestan et le Tibet, Paris 1898, 400, 422 und 421, wo G. — ich glaube mit Recht — auf die tibetische Inkarnation der Vadschravarâhî hinweist. Ich habe im Hause eines Türken ein Bild gesehen, welches an die Wand geklebt war und schwarze Schweine zwischen Lilien darstellte — war dies ein Rest des alten Hauskultes?

besteht, die aus der Frisur auf jeder Seite hervortreten.[1]) Der erhaltene Rest ist noch 66 cm breit, 45 cm hoch. Vom Rande ein schmaler Streifen erhalten, der Szenen mit kleineren Figuren enthielt.

4. Tafel XI. Zahlreiche große und kleinere Stücke eines sehr großen manichäischen Hängebildes. Es war ganz in der Art der buddhistischen „Kakemonos" gemalt. Die Mittelfigur ist sehr groß, die sie umgebenden Figuren kleiner und der übrige Fond des Bildes mit noch kleineren Figuren ausgefüllt. Die Mittelfiguren waren bärtig und weiß gekleidet, die kleineren Nebenfiguren ebenfalls; unter den aus dem Fond stammenden Reihen sind unbärtige, weiß gekleidete Figuren mit weißen, oben eckigen Mützen besser erhalten. Sie sitzen auf den Fersen und halten die Arme vor die Brust, doch so, daß die Hände in die Ärmel geschoben sind. Auch Profanfiguren, Verehrer der „Gerechten", scheinen auf dem Bilde gewesen zu sein. Technisch merkwürdig ist, daß der Kopf eines bärtigen Manichäers erst kleiner angelegt — „untertuscht" — worden war, später aber größer gemalt wurde. Dadurch, daß jetzt die Deckfarbe (lachsfarb) des Gesichtes etwas abgerieben ist, hat der Kopf etwas abschreckend Hybrides erhalten. (Nicht reproduzierbar.)

5. Ein Bild auf Leinwand mit sehr zahlreichen Figuren und uigurischen Inschriften. Es ist jetzt noch 96 cm breit und 1 m 10 cm hoch. Dieses außerordentlich interessante Bild hier schon erschöpfend zu behandeln, ist unmöglich. Im folgenden gebe ich eine Beschreibung nach dem beiliegenden Schema. Der obere Teil des Bildes ist defekt, doch kann nicht viel (etwa 10—15 cm) fehlen, und leider ist auch das untere Ende defekt, d. h. die Farbe ist abgerieben. Die Mittelpartie des Bildes ist eine auf einem hohen Unterbau liegende Halle A mit Geländern, einem freien Raum in der Mitte und auf jeder Seite drei langen dünnen Säulen, welche alternierend . · . im Rachen von kleinen weißen Löwen stehen, die den Sockel bilden, den Kopf weit zurückdrückend. Die Säulen tragen ein schön getäfeltes Vordach. Auf jeder Seite sitzt unter dem Dache hinter den drei Säulen je ein Buddha in segnender Haltung und rotem Kleid auf einer Lotusblume, je das Gesicht nach der Mitte gewendet. In der Mitte ist eine lange uigurische Inschrift. Vor der Mitte ist eine kleine Treppe, auf welcher eine vom Rücken her gesehene Gottheit kniet, während eine andere, schon auf der Plattform angekommen, dem rechts sitzenden Buddha die Arme entgegenstreckt. Diese verehrenden Figuren sind bedeutend kleiner als die Buddhas. Vor dem hohen Sockel der Terrasse folgen nunmehr unter A vier Buddhafiguren B 1, 2, B 3, 4, stehend, und in denselben Dimensionen, wie die oben sitzenden Buddhas, von beiden Seiten her nach der Mitte blickend, wo wieder eine uigurische Inschrift ist. Zwischen ihnen sind wieder zwei kleinere Figuren: ein nach vorn gewandter, stehender, kleiner Mönch und eine kniende, nach der Terrasse gewandte Gottheit. Ich kann mich der Vermutung nicht erwehren, daß die Terrasse mit den Buddhafiguren, die doch wohl Statuen darstellen sollen, einen der Terrassentempel von Idikutschari selbst darstellen soll.

Zwischen den Füßen der vier stehenden Buddhas nun und hinter einer langen Leiste, welche rechts und links vom Mittelfelde C nach den Seiten läuft, sind bei × × × Köpfe von Bodhisattvas oder Gottheiten in Profil dargestellt. Auch ganz unten auf der Fußlinie sind noch zwei solcher Köpfe erkennbar.

---

[1]) Dieser Kopfschmuck erinnert an den hörnerartigen Kopfschmuck der Frauen von Hi-mo-ta-lo bei Hiouen-Thsang (Mém. de H. Ths. III, 197: Pfizmaier in: Sitz.-Ber. d. Wiener Ak., phil.-hist. Kl. 97, 1881, S. 469).

Die Gruppen neben A und B sind nicht wie diese auf der Erde gedacht und Kultfiguren, sondern sie schweben in den Wolken; bei A sind Predigten Buddhas dargestellt, in a^1 ist er von einem Kreis von Bodhisattvas oder Göttern umgeben, bei a^2 von Mönchen. Über diesen Gruppen sieht man beiderseits bei **y** eine Reihe von untergeordneten Gottheiten; über a^1 sechs Köpfe von der Ecke her: einen blauen unbärtigen Gott mit Flammenhaaren, einen weißen bärtigen Gott mit Hörnern (Yama), zwei andere unbärtige mit wildem Gesichtsausdruck, aber von weißer Farbe, einen weißen Garuḍa mit rotem Schnabel, einen bärtigen weißen Gott mit Flammenhaaren, über a^2 aber fünf Köpfe von der Seite her: zwei Götter mit weißen Gesichtern und wildem Gesichtsausdruck, einen blauen Garuḍa mit roten Flammenhaaren, einen weißen Mann mit Mütze, wie auf japanischen Bildern Tschitralekha abgebildet wird, und noch einen unbärtigen Gott mit bösem Gesichtsausdruck und einem Schwerte in der Hand, also wohl Atschala. Über a^1 und a^2 und über **y** war je noch eine Predigtszene Buddhas vor Göttern, welche sich vor ihm sehr tief verneigen. Leider ist nur der untere Teil beider Gruppen erhalten. Bei $b^{1,\,2}$ sind betende Gruppen von Bodhisattvas; bei b^1 sitzen sie in Wolken im Kreise, bei b^2 ebenfalls, aber vor ihnen schwebt ein runder Metallspiegel, unter dem ein Inschriftstreifen steht; bei b^1 sind rechts und links kleine Inschriftstreifen. Am Rand von b^1 sind noch zwei Köpfe böser Götter, allerdings von weißer Hautfarbe, bei b^2 am Rand ein einziger, aber ein behelmter. Bei c^1 und c^2 schweben Gruppen betender Devatâs von rechts und links auf die großen Buddhafiguren bei B zu. Unter diesen Buddhas und zwischen zwei Inschriftenstreifen sieht man bei C in Wolken einen predigenden Buddha, von Göttern umgeben, gestützt durch die nach oben gestreckten, in die Ärmel gewickelten Arme einer Profanperson (1), vermutlich des Stifters des Bildes. Bevor ich mich daran mache, diesen unteren interessantesten, leider aber sehr zerstörten Teil des Bildes zu beschreiben, muß ich noch erwähnen, daß in der Ecke bei d^1 und d^2 je ein nach der Mitte sich wendender böser Gott steht (wie die Ni ō der Japaner).

y — y
a^1 — A — a^2
b^1 — b^2
c^1 — B 1, 2 — B 3, 4 — c^2
d^1 — C — d^2
1
5 — 2 — 3 — 4
6 — zerstört

Der unterste Teil des Bildes zeigt, wie erwähnt, bei 1 den Herrn der Familie. Bei 2 neben ihm kommt ein großer zweiräderiger Wagen gefahren von genau dem Typus des heutigen Reisewagens: die beiden Räder sind sehr hoch und auf dem Wagen ist eine Art Haus mit Dach und Vorhängen ganz verschlossen, wie es speziell die Reisewagen für Frauen heute noch sind. Angespannt ist ein Hirsch und dahinter sieht man einen weißen Hund. Darunter und davor sieht man Reste von Inschriften. Bei 3 ist noch die Abbildung einer Jurte erkennbar, bei 4 aber ein sitzender Mann, dem vier andere sich ehrerbietig nahen. Der sitzende und zwei der anderen tragen schwarze Mützen, der vierte nicht; er hält eine Art schwarzen Stock. mit einer schwarzen kugelartigen Verdichtung am oberen

Ende. Darunter sieht man fast nichts mehr, als daß der unterste Streif wohl 6 (auf der anderen Seite) entsprach. Bei 5 ist eine seltsame Darstellung. In einer Art ummauerten Hofes, vor dem eine Gruppe nur mit Schürzchen und Schuhen bekleideter Kinder sich tummeln, steht nach innen gewandt mit erhobener Rechten, rotem langem Gewand und schwarzer Mütze ein unbärtiger Jüngling, welcher andere nur mit Schürzchen und Tuchschuhen bekleidete Knaben zu sich heranruft. Sie folgen ihm mit gefalteten Händen, während im Hintergrunde ein Dämon flieht und ein paar andere zu Boden gestürzt sind. — Davor bei 6 eine Reihe von knienden Frauen in roten schmucklosen Gewändern mit höchst merkwürdigem Kopfputz, der aus einer Art großem Chignon besteht, während über dem Scheitel zwei schwarze hörnerartige Wülste hoch stehen, weiß getupft und mit hochroter Füllung, welche an der Spitze in blattförmigen Zipfeln nach oben ragt. Vor diesen Frauen knieten Reihen von betenden Kindern und alle hatten, wie ihre Mütter, ihre Namen in uigurischen Charakteren neben sich.

Die Erklärung des Bildes im einzelnen ist sehr schwierig und ohne eingehendes Studium verwandter Materialien kaum möglich. Nur soviel möchte angebracht sein zu erwähnen. Der Hof mit den Kindern, welche den Worten eines Jünglings folgen, sowie der vor der Türe dieses Hofes stehende Wagen mit dem eingespannten Hirsch scheint Bezug zu haben auf den bekannten Vergleich im Saddharmapuṇḍarîka, in welchem ein Vater seine Kinder dadurch aus einem brennenden Hause lockt, daß er ihnen allerlei Spielsachen, Wagen mit Hirschen u. dgl. als vor dem Gebäude stehend schildert, worauf die Kinder auf diese Gaben zustürzen und so dem Untergang entrinnen.[1]) Schade, daß das Bild in seinem unteren Teile so zerstört ist, jedenfalls hoffe ich dasselbe später noch eingehender behandeln zu können.

6. Ein großes Bild auf Leinwand (1 m 27 cm hoch, 90 cm breit), das besonders dadurch gelitten hat, daß die Farbe stellenweise vollständig abgerieben ist und daß an anderen Stellen eine bestimmte Farbe — in die verlorenen Felder paßt überall Gold oder Gelb — die Leinwand so vernichtet hat, daß Löcher entstanden sind, die genau den Formen entsprechen, welche die Farbe gedeckt hat. Wahrscheinlich war es der Klebestoff, mit dem Gold aufgeklebt war, welcher die Leinwand zerstörte, während er Seide nicht zu zerstören vermocht hat. So ist viel von dem Bilde verloren gegangen, aber bis auf ein Feld ist trotzdem das Erhaltene ziemlich klar. Das Bild teilt sich in das folgende Schema. Zwei große Mittelfelder übereinander enthalten: das obere A eine noch wohlerhaltene predigende Buddhafigur, umgeben von Mönchen und Bodhisattvas, das untere — ebensogroße — einen sitzenden Kṣitigarbha, dessen Stab zwar verschwunden, aber sicher zu ergänzen ist, umgeben von sechs betenden Devatâs. Das viel niedrigere Feld C darunter ist leider sehr zerstört, doch sieht man noch in der Ecke neben 5 ein Tempelchen, vor dem ein Mönch auf der Erde sitzt, während ein Mann mit einer Fahne mit vielen Zipfeln und Wimpeln

1	A	I
2		II
3	B	III
4		IV
5	C	V
	D	

[1]) Vgl. Burnouf, Lotus de la bonne loi S. 315.

auf ihn zu reitet. Dazwischen ist noch etwas Unerkennbares. Auch unter dem Reiter hat etwas Unerklärbares gelegen und, was hinter ihm war, ist auch zerstört.

In dem langen Streifen D scheinen wieder Verehrer abgebildet gewesen zu sein.

Sehr interessant sind nun die zehn Seitenfelder 1—5, I—V des Bildes. Jedes dieser Felder stellt nämlich ein Totengericht vor. An einem Tische sitzt jedesmal ein Yama, und besonders merkwürdig ist es, daß wir die Zehnzahl der Totengötter, wie sie die Chinesen kennen, vor uns haben, neben ihm sein erster und zweiter Beamter. Yama hat jedesmal ein Schriftstück vor sich und Höllenknechte bringen ihm je zwei Opfer bald in getrennten Halszwingen (1, 2, 4) bald in einer Halszwinge (3); in den Feldern I und II ist nur ein Verdammter. Auch Feld 2 weicht insofern ab, als da eine Gottheit mit Aureol neben dem Yama am Tische sitzt und vor ihnen beiden ein Spiegel sichtbar ist, in welchem man einen Mann erblickt, der ein Tier schlachtet. Feld 5 ist von dem gemeinsamen Schema abweichend dadurch, daß ein lichter Streifen nach oben sich wendet, in dem die Verstorbenen offenbar als Gerechtfertigte nach oben gerichtet sind, während Yama überrascht den linken Arm erhebt.

Interessant ist noch, daß das Gewand Kṣitigarbhas schwarze Streifen mit weißen Tupfen am Rande zeigt.

7. Eine Anzahl kleinerer Stücke aus Höllenbildern, z. B. ein Verdammter, der vor Kṣitigarbha kniet, vor einem hofartigen, mit flammenden Gebäuden umgebenen Raume, in welchem ein Verdammter geröstet wird: auch Stücke von Pferde- oder Garuḍa-köpfigen Höllenknechten, Marterszenen (Zermalmen in einer Mühle etc.), wahrscheinlich Stücke einer Bildrolle, gemalt in derben, mit Farben ausgefüllten Konturen und einst mit uigurischem Text versehen.

8. Rest eines großen Bildes auf Leinwand, dessen volles Feld erhalten ist, 1 m 27 cm hoch, 92 cm breit. Das lange Mittelfeld stellt Buddha unter dem Bodhibaume dar mit einem Aureol, auf dessen äußerem Streifen Reste einer chinesischen Inschrift stehen. Rechts und links sind schmalere Streifen, welche in kleine Bilder abgeteilt sind: man sieht noch Szenen, in denen eine Buddhafigur die Hauptperson bildet, und Heilige und Mönche, in den Resten einiger Felder auch betende Laien. Zwischen den Randbildern und dem Mittelbild laufen lange Streifen mit uigurischen Inschriften herab. Das Bild ist leider sehr abgerieben und stellenweise ganz zerstört.

9. Reste eines ungeheuer großen, auf Papier gemalten vielarmigen Avalokiteśvara. Erhalten sind Teile der Füße, der Gürtelpartie und viele Hände mit Attributen. Alle Hände hatten in der Handfläche Augen.

Von den sonstigen zahlreichen Resten von Bildern, welche hier gefunden wurden, noch größere Stücke zusammen zu finden, ist bis jetzt nicht gelungen. Erwähnenswert ist noch der untere Rand eines Bildes auf Seide, welches eine Reihe betend kniender Figuren darstellt: zwei Mönche, ein paar Frauen in der erwähnten seltsamen Haartracht und einige andere, schwer erkennbare Figuren. Vielleicht gehörte dieser Rest zu 2 und bildete den unteren Rand, doch fehlt zu viel, um ihn anzupassen.

Ferner aus einer uigurischen Schriftrolle ein Stück, welches die mit Tusche äußerst keck gemalte Figur eines Dämons (Tafel XII) darstellt, eine Zeichnung, die man japanisch nennen würde, wenn sie uns ohne Fundangabe in die Hand käme.

Erwähnenswert ist noch, daß unter den Bilderresten sich auch Stücke prachtvoller Seidenstickereien fanden, welche betende Gottheiten darstellten. Die Gewand- und selbst die Haarränder der Gottheiten waren mit Papierstreifen benäht, welche mit Gold umwickelt waren — eine Technik, die uns in Ostasien wohl bekannt ist.

Wie oben erwähnt, fanden sich bei den Bildern viele Reste von Handschriften durcheinandergeworfen unter dem Schutt des Daches: uigurische Kontrakte u. dgl., Reste uigurischer buddhistischer Bücher, manichäische Schriftreste, ein Blatt in indischer Schrift, chinesische Fetzen mit Abbildungen der tausend Buddhas, Stücke eines Si-fan-Blockdruckes,[1]) ein winziges Manuskriptstückchen auf Birkenrinde.

Aus dem Eingange unter E stammen die folgenden Objekte. Tafel XIII:

1. Ein Kopf aus Ton, 23 cm hoch, 16 cm breit: von „zornigem" (krodha°) Gesichtsausdruck, die Augen rund und weit aufgerissen, der Mund, in dessen Winkeln zwei Hauer (seltsamerweise im Oberkiefer!) stehen, offen, das Haar straubig. Das Gesicht ist weiß bemalt, die Haare und der gewellte Schnurrbart, sowie der doppelte Kinnbart ist hellblau. Mit diesem Kopf wurden die völlig zerschmetterten Glieder des Oberkörpers gefunden: es war ein blauer Panzer, der die Brust deckte, mit goldener Füllung und Rosetten, und Arme mit Ärmeln; der rechte Arm scheint in die Höhe gestreckt gewesen zu sein.[2]) Es dürfte sich, da die Figur sicher in der Eingangshalle gestanden hat, um einen der vier Lokapâlas gehandelt haben. Leider waren die Reste des Torso nicht transportierbar, da sie in Staub zerfielen. Taf. XIII, Fig. 1.

2. Ein Kopf aus Ton, 25 cm hoch, 15 cm breit: offenbar das Gegenstück zu dem vorigen. Die Augen sind rund, die Brauen hoch gezogen. Der Kopf hat einen gewellten Schnurrbart und Vollbart, das Gesicht ist weiß, der Bart und das glatt liegende Haar hellblau. Auf dem Haare sitzt eine dreizackige, geschuppte Krone mit verziertem Reif. Auch bei diesem Kopf lag der Torso von ähnlichem Charakter wie der vorige, aber noch mehr zerstört. Taf. XIII, Fig. 2.

3. Ein kleinerer Dämonenkopf aus Ton, mit runden Augen, offenem Mund und straubigem Haar, hinter den Ohren flattern Bänder. Vermutlich einer Nebenfigur zu einer der vorigen Hauptfiguren gehörig, 14 cm hoch, 13 cm breit. Taf. XIII, Fig. 3.

4. Ein ähnlicher Kopf, im ganzen mit 3 übereinstimmend, doch liegen die Haare glatter, 11 cm hoch, 10 cm breit. Beide Köpfchen scheinen weiß bemalt gewesen zu sein, oder waren die erhaltenen weißlichen Spuren nur Grundierung? Taf. XIII, Fig. 4.

5. Eine Tonmaske, 22 cm hoch, 19 cm breit, deren Zweck mir unklar ist, vielleicht stammt sie aus einem Relief. Die Augen sind rund und vortretend, die Brauen zusammengezogen, die Nase eingedrückt, der Mund offen. Interessant ist, daß die Zahnpartien extra eingefügt waren. Besonders merkwürdig ist, daß der Kopf nicht mit Haaren bedeckt ist, sondern mit einem doppelten Kranz viereckiger, gerippter Blätter, welche rautenförmig

[1]) Einige (im ganzen vier Blätter) hat Dr. Huth gekauft. Bei der Gelegenheit will ich erwähnen, daß ich nirgends köktürkische Handschriftenreste gefunden habe. Schon am zweiten Tage wurde uns ein solches Stück in die Karavansarai gebracht, Dr. Huth hat später noch eine Menge gekauft. Woher sie stammen, weiß ich nicht.

[2]) Ganz ähnlich wie Dhṛitarâṣtra in „Histoire de l'Art du Japon", ouvrage publié par la Commission Impériale du Japon à l'exposition universelle de Paris 1900, S. 72.

auf die Spitze gestellt sind und unten eine deutlich sich absetzende runde Markierung zeigen. Dieser Kopfputz, der sonst unerhört ist, erinnert an efeubekränzte antike Masken (Taf. XIII, Fig. 5).

Außer einer Menge kleiner Fragmente, Leistchen und Pfeilerchen, einer kleinen prachtvoll bemalten Holzfüllung — in Hellblau mit Gold und bunten Blumen — stammt wahrscheinlich aus dieser Halle das folgende Bild auf Leinwand (Taf. XIV).

Dieses merkwürdige Bild, das offenbar vor einer Kultusfigur gehangen hat, ist ein $1^1/_2$ m hoher, 48 cm breiter Streifen Leinwand, über dessen oberer Schmalseite ein kleineres dreieckiges Feldchen angefügt war; am unteren Ende hingen lange Bänder herab, welche unten, um schwer abzuhängen, mit Stuck gesteift und ornamental bemalt waren. Das lange Mittelfeld A stellte auf beiden Seiten dasselbe Bild dar: einen langbekleideten, graubärtigen Mann (Vollbart!) mit langen Haaren und Ohrschmuck, gekrönt mit einer schwarzbemalten Zackenkrone, von der ein Schleier herabhängt. Er hält eine Blume, die einer Georgine gleicht, und ist von kleineren Figuren (Knäbchen) umgeben. Darüber (im Dreieck B) ist auf beiden Seiten zwischen schönen Blumenornamenten ein meditierender Buddha in rotem Kleide dargestellt. Vor der Hauptfigur A und hinter der Hauptfigur (oben) sind schwer lesbare Reste uigurischer Inschriften (bujan Heil! ist deutlich). Wir dürften einen der alten Uigurenfürsten vor uns haben, der sich hier als Verehrer Buddhas darstellen ließ. Ähnliche Hängebilder, aber in kleineren Dimensionen und leider sehr zerstört, habe ich in λ ausgegraben. Am Gürtel hat er eine Menge Scheiden und andere Behälter hängen — genau wie verwandte Fresken in Tojok-Mazar und Murtuk, welche die Familien der Stifter darstellen.[1]) Von besonderem Interesse ist das Muster des dunkelroten Gewandes, welches stark an japanische Muster erinnert; es sind asternartige Blumen in Hellblau, Dunkelblau und Weiß abgestuft. Die kleinen bedienenden Knäbchen haben ihre Vorbilder in der Gandhâra-Periode.[2])

Kloster β.

In der Südwestecke der „Stadt" mit der Südseite der Mauerpartie gegenüber, wo diese im Bogen nach Süden sich wendet, mit der Ost- und Hauptseite aber der langen Mauer gegenüber, welche von α an sich nach Süden erstreckt, liegt die riesenhafte Anlage des Klosters β. Dieser einst imposante Bau, dessen Hauptanlage an der Frontseite über 100 m, an den Längsseiten aber über 170 m mißt, war der Gegenstand meiner besonderen Aufmerksamkeit, weil er noch soweit erhalten ist, daß man sich aus ihm über die Anlage der großen Tempel- oder Klosterkomplexe in Idikutschari wenigstens so weit informieren

[1]) „Die Bewohner [der Stadt Tschinandschket = Karâkhodscha? oder das zerstörte Alt-Turfan in den Dunganendörfern S. von Turfan?] tragen alle einen Gürtel und hängen daran ein Messer, einen Dolch und alles, was sie brauchen" W. Barthold, Отчеть о поѣздкѣ въ среднюю Азію: Зап. Имп. Акад. Наукъ VIII. Série, T. 1, Nr. 4, S. 116.

[2]) J. Ph. Vogel, Note, sur une statue du Gandhâra: Bulletin de l'École Française d'Extrême-Orient Avril—Juin 1903.

kann, daß man die anderen zahlreichen, äußerst trümmerhaften Anlagen verwandter Art (z. B. k, o, χ) einigermaßen verstehen lernt. Wie nahe verwandt übrigens die Anlage einiger Freibauten im Tale hinter Sengyma'uz ist, wird das unten darüber Bemerkte ergeben.

Die ganze Anlage β (Fig. 59) stellt ein gewaltiges Rechteck vor, dessen schmälere Vorderseite, wie erwähnt, nach Osten orientiert ist. Hier war auch der Haupteingang in das Gebäude, welches übrigens an der Ost-, Süd- und Nordseite noch von einer ganzen

Fig. 59. Plan der Ruine β.

Anzahl eigenartiger Anlagen umgeben war. An der Westseite habe ich davon nicht die mindeste Spur mehr gefunden. Es sind dies mit niedrigen Mauern umgebene rechteckige oder quadratische Höfe mit zum Teil noch erhaltenem Eingang, in denen je fünf, etwas über Mannshöhe große Tonnengewölbe parallel nebeneinander liegen. Diese Tonnengewölbe (vgl. Fig. 60, 61) haben, wo ihr Ende erhalten ist, eine Art Guckloch oder Fenster, sind innen etwa 3 m breit — abgerechnet etwa erhaltene vorspringende Bänke — und außen

durchschnittlich 12 m lang. Auf der Planskizze sind sie nicht vermerkt, da ihre genauere Aufnahme mir unverhältnismäßig viel Zeit gekostet hätte. Zwischen ihnen gingen nicht sehr breite Gäßchen hindurch, die Orientierungen der Türen und Gewölbeöffnungen waren verschieden. Dem Südost-Eckturme der Hauptanlage vorliegend befand sich der zerstörte Rest eines stûpenartigen Baues, welcher hier in ähnlicher Weise, wie dieser Eckturm den Hauptbau, das System der Höfe (und Gewölbe) abschloß, und ein ähnlicher Schluß dürfte auch an den anderen Ecken wenigstens der Frontpartie gewesen sein, wenn auch heute auf der Nordseite des vorliegenden Systemes nichts mehr erhalten ist. Die Gewölbe waren mit Luftziegeln aufgeführt, von etwa halber Mannshöhe an — wie sich das aus der inneren Ansicht ergibt — waren die Ziegel auf die Seitenkante gelegt und darüber erst das Gewölbe mit konkaven Ziegeln, die auf die hohe Kante gestellt waren, aufgebaut — eine

*Fig. 60. Blick in eine der etwa mannshohen Gewölbereihen, welche, von Höfen umschlossen, an der Süd-, Ost- (und Nord-?) Seite das ganze Kloster β umgaben.

Methode des Gewölbebaues, die auch sonst in Idikutschari vorkommt. Ich glaube annehmen zu dürfen, daß diese eigenartigen Gebäude zum Aufenthalt der Mönche gedient haben — vielleicht externer Mönche, welche hier Vorlesungen hörten, und daß die Vorlesungen in den dabei liegenden Höfen unter freiem Himmel stattfanden, wie es ja heute noch in den Lamaserien Tibets geschieht, und wie es ja altererbte Sitte aus Indien war.

Gehen wir nun zu dem eigentlichen Kloster über. Noch heute ist deutlich zu sehen, daß die vier Ecken durch vier Türme eingenommen waren, wobei der Nordostturm der Frontseite ein besonderes großes System darstellte, welches die ganze rechte Seite vom Tore aus einnahm. Diese Anlage E mit ihren Annexen ist so dominierend, daß sogar das eigentliche Eingangstor dadurch aus der Mitte nach links zu gerückt war.

Der Nordostturm mißt in der Front über 39 m, das südlich daran stoßende System etwa 16 m, die Breite des Toreinganges beträgt 8 m und das südlich vom Tore liegende System F über 38 m. Betreten wir nun den Toreingang, so gelangen wir von dem eigentlichen Tore an — auf dem Plane durch vorstehende Mauerenden markiert — durch einen 27 m langen, zwischen hohen Wänden laufenden Gang in den Hof der Hauptanlage C (Fig. 62). Heute ist dieser lange Gang dadurch verengt, daß der kolossale Oberteil der

*Fig. 61. Abschluß eines der niedrigen Gewölbe, welche mit Mauern umgeben dem Kloster β an der Süd-, Ost- (und Nord-?) Seite vorlagen. Nicht im Plane angegeben. Deutlich ist noch das alte Fenster, die Nische der Hinterwand und die Aufmauerung des Gewölbes mit gekrümmten Ziegeln. Etwa bis zu halber Mannshöhe ist das Gebäude mit flach gelegten Ziegeln gemauert, von da beginnen die gekrümmten, auf die Kante gestellten.

südlichen Mauer, welche den Flügel F völlig abschließt, heruntergesunken ist und in der vollen Höhe der stehen gebliebenen unteren Hälfte vor dieser lehnt. Über die Gründe, welche diese Abrutschungen verursachten, will ich mich später äußern. Interessant ist es, daß die kolossalen Mauern über die ganze Fläche hin mit Pickenhieben leicht gekerbt sind: offenbar hat hier Stuck aufgesessen, der vermutlich bemalt war.

Betreten wir nun den Hof C, so sehen wir die ganze Anlage deutlich vor uns: den Mittelbau A mit der Vorhalle B und an den Seiten und am Ende des Hofes, welcher A noch ganz umgibt, Systeme von Einzelräumen, welche alle ihre Ausgänge nach der Hofseite orientiert haben, und welche wir unten ausführlich beschreiben wollen (Fig. 63).

Der Hof selbst bildet eine tiefer liegende mittlere Fläche zwischen zwei ziemlich breiten Trottoirs, welche den Seitengebäuden vorliegen; in einem Abstande von über 25 m vom Torausgang und einem Abstande von 21 m von der Vorhalle B läuft von Norden nach Süden quer durch den Hof ein hoher Steinweg von 1,80 m Breite, welcher die beiden Trottoirs verbindet.

←N O.-
Turm.

•Fig. 62. Blick auf den Eingang D von Osten her. Innerhalb der Toröffnung sieht man den großen Pfeiler des Mittelbaues A, rechts den Unterbau des großen Turmes E, auf der Plattform desselben die Zimmer, welche noch Fresken enthielten. Davor die auf dem Plane nicht mit eingetragenen niedrigen Mauern (ein Stück sogar noch mit der alten Türe) der kleinen Gewölbe und Höfe, welche den ganzen Bau β im Süden und Osten (und Norden?) umgaben.

Es ist dies abweichend von den lamaistischen Tempeln, in denen der hohe Steinweg in der Richtung des Tores läuft und den Hof halbiert. Merkwürdig ist, daß der Hof von der Nordmauer der Vorhalle B aus durch eine von Norden nach Süden gehende Quermauer (mit Türe?) gesperrt war; daß dies an der Südseite ebenso der Fall war, ist nicht zu beweisen, aber wahrscheinlich.

Die volle Breite des Hofes mit den Trottoirs zu beiden Seiten beträgt 56 m; die volle Länge vom Tore ohne Rücksicht auf die absperrende Mauer bis M über 100 m. Die große Vorhalle B, welche, wie es scheint, nicht mit einem festen Dach versehen war, ist jetzt sehr zerstört. Die Nordmauer ist nur mehr durch die untersten Steinlagen bezeichnet und auch von der Front- (Ost-) Seite steht nicht mehr viel. Erhalten ist jedoch die Südmauer in ziemlicher Höhe, doch ist sie geborsten, und in der Mitte ist ein Eingang durch-

gebrochen. In einer seltsamen Weise ist diese Mauer, wie die entsprechende nördliche, an die Ringmauer des Systemes A angeklebt, d. h. einfach vorgebaut gewesen. Der freie Raum innerhalb dieser Mauern bildet ein Rechteck, dessen Breitseite die Front darstellt, von 26 m Breite und 16 m Tiefe. Die Seitenmauern waren 1,50 m dick. Die Frontseite nahm eine Freitreppe ein, deren Spuren ich deutlich fand, mit zwei ziemlich großen Sockeln — sei es für Fahnen und dergleichen oder für Götterfiguren. Das hinter der Halle B liegende System A zeigt uns die in Idikutschari so verbreitete Form eines viereckigen Pfeilers, der in einem rings von einer Mauer umgebenen viereckigen Hof steht: hier aber in kolossalem Maßstabe. Von diesem Hof ist auch hier die Nordseite, von einem geringen Rest abgesehen, bis auf die unteren Lagen zerstört, die Ostmauer ist völlig zerstört und damit der Haupt-

*Fig. 63. Ansicht des Hauptgebäudes A in Kloster β von der Mitte des großen Hofes C aus gesehen. Das Mäuerchen im Vordergrunde ist der Rest des hohen Steinweges, welcher die einstmals erhöhten Pflaster des Nordflügels mit dem Südflügel verband. Im Hintergrunde der Rest des großen Pfeilers mit der Zinnenmauer, davor die Plattform mit den Sockelresten, davor (etwas undeutlich) und rechts vom Beschauer die Reste des zweiten Gewölbes a. Vgl. die Planskizze (Fig. 59).

eingang verloren gegangen: der viereckige Pfeiler ist von Norden her erbrochen und zur Hälfte herabgestürzt, der hinter dem Pfeiler liegende Teil des Hofes hoch mit Schutt bedeckt, doch so, daß die ganze südliche Ecke frei geblieben ist.

Beginnen wir mit dem Pfeiler. Soweit er erhalten ist (Südseite), ist er immer noch 14 m hoch und 10,60 m ins Geviert. Die Breite des Umganges um den Pfeiler beträgt an der Nord-, Süd- und Westseite etwas über 5 m, an der Ostseite vielleicht das Doppelte. Die Südseite des Pfeilers ist noch am besten erhalten. Wir sehen hier unten einen Doppelsockel von 1,29 m Höhe 60 cm vorspringen und darüber drei größere, schalenförmige, oben in Bogen endende Nischen, in welchen einst drei Buddha- oder Bodhisattva-Figuren saßen. Jede dieser Nischen ist 1,50 m hoch und 1,38 m breit. Darüber liegen drei Reihen

kleinerer, ebenso schalenförmiger Nischen, je fünf in einer Reihe, jede 80 cm hoch und 55 cm breit, in denen einst ebensoviele sitzende Buddhas waren, ganz wie in Tempel W etc. Auch hier sind die Nischen mit prachtvollen Aureolen ausgemalt gewesen. Über diesen drei Reihen war in der Mitte der obersten Wandfläche eine große Figur aufgestellt, denn eine lange, schlitzförmige Höhlung weist darauf hin, daß hier etwas befestigt war, und rechts und links davon befinden sich noch je ein kleineres Loch, worin wohl eine andere Dekoration verdübelt war. Nach unseren Erfahrungen in Idikutschari waren wohl auch die Nord- und die Westseite gleich dekoriert wie die Südseite; wie die Frontseite dekoriert war, wissen wir ebensowenig wie bei dem oben zitierten Tempel W. Interessant ist nur, daß uns auch hier wieder die 45 Nischen begegnen würden. Den Schutt vor den Resten der Ostseite ließ ich einmal etwas wegschaffen, dabei fanden sich Reste eines großen Sockels (etwa 3—4 m breit), auf dem der rechte Fuß einer großen sitzenden Buddhafigur noch erhalten war. Im Schutt selbst fanden sich große, aus Ton geformte, weiß und hellblau gefaßte Voluten, fast wie die Voluten einer jonischen Säule.

Der Hof um den großen Mittelpfeiler wird außen durch eine — wo sie erhalten ist — 12 m hohe Zinnenmauer umschlossen. Nach außen liegt ein profilierter Sockel vor, dessen Umrisse die beigegebene Skizze zeigt (Fig. 64). An der Stelle, wo der Sockel vortritt, ist die Mauer 5 m dick! Dieser Sockel zeigt Spuren früherer Bemalung. Etwa in der Mitte der Außenwände sind kleine Löcher in Abständen und in zwei Reihen darüber drei größere in der Westwand, vier solche in der Südwand. Über diese kleinen Öffnungen hat meines Erachtens Klementz (Nachrichten S. 26—27) das Richtige gesagt. Die Zinnen der Mauer sind sehr breit, die Scharten sehr schmal und zum Teil mit Schutt verstopft. An der Innenseite waren die Wände der Zinnenmauer, soweit sie erhalten sind, ganz glatt. Nur den drei Nischen an der Südseite des Pfeilers gegenüber kam eine Nische zum Vorschein, welche nicht schalenförmig, sondern glattwandig ist und oben in einen Bogen endet, sie ist 1,60 m hoch, 1,25 m breit und 25 cm tief. Durch diese Nische wurde ein breites Ornament unterbrochen, das die Wand unten verziert hat. Von dieser Dekoration, die etwas über 1 m über dem Boden heraufreicht, ist nur der obere, 60 cm breite, mit weißen Ringen in schwarzem Felde bemalte und von hochroten Strich- und Blumenblattornamenten auf weißen Streifen begleitete Streif noch deutlich sichtbar; auf dem unteren Streifen sah ich nur da und dort noch Spuren der vergänglichsten Farbe — hellblau (Fig. 65). Es scheint, daß auch die großen, oberen Flächen der Innenmauer einst bemalt waren; erhalten hat sich davon nichts, was zu fassen gewesen wäre.

Fig. 64. Profil des Sockels der Zinnenmauer von A.

Fig. 65. Bemalung am Fuße der Innenwand der Zinnenmauer von A.

Wenn wir nun annehmen, daß auch im Süden der Vorhalle B eine den Vorhof C abtrennende Mauer war, wie auf der Nordseite, so erhalten wir für die Umgebung des Mittelbaues A ein ziemlich gleichmäßiges System. In einem Abstande von 16,70 m von der Außenmauer von A sehen wir nämlich die beiden einst einstöckigen Seitenflügel des Gebäudes von hier an gleich konstruiert. Beide Seiten haben unten je acht lange Tonnengewölbe, über denen Zimmer lagen. Die Fenster dieser Zimmer des ersten Stockes sind besonders an der Nordseite (Fig. 66) wohl erhalten und in der Nordwestecke auch noch Reste der alten Zimmer, welche dort einst mit prachtvollen Fresken dekoriert waren. Die Tonnengewölbe a, a, a', a' haben alle gleiche Dimensionen, alle sind durch eine durchgezogene Mittelwand in zwei ungleiche Hälften geteilt. An der Nordseite sind die ersten

*Fig. 66. Blick in den Hof und den Mittelbau A von der Nordseite her. Im Vordergrund die noch einstöckige Nordmauer des Klosters, hinter welcher die Gewölbe a, a, a liegen. Die große Bresche, welcher die zwei vordersten Gewölbe a zum Opfer gefallen sind, gestattet den Blick auf den Pfeiler mit dem erhaltenen südlichen Teil der Zinnenmauer und dem Reste der südlichen Mauer des Vorhofes B. Vgl. Fig. 59.

zwei jetzt völlig zerstört, ja bis auf ein paar Reste auch die Nordmauer niedergelegt, an der Südseite ist die trennende Mauer zwischen den ersten zwei Gewölben zerstört und die trennende Wand zwischen dem inneren Teil von Gewölbe a' 2 und a' 3. An der ganzen Südseite fehlt überdies die ganze vordere Wand (nach dem Hofe zu), welche am Nordflügel noch so erhalten ist, daß sie erkannt werden kann (Fig. 67).

Alle diese Tonnengewölbe (Fig. 68, 69) sind im Inneren ohne Schmuck, doch scheinen sie getüncht gewesen zu sein. Die sie trennenden langen Mauern sind überall etwa 1,50 m stark, die Quermauer, welche sie in eine vordere und hintere Reihe schied, etwas weniger dick (1,20—1,30 m). Die nach dem Hof zu gewandten Gewölbe sind 8,80 m, die hintere Reihe 9,15 m lang, beide sind 5,80 m breit. Die alte Ausgangstüre nach dem Hofe

* **Fig. 67.** Ansicht des ganzen Gebäudes β von der „Stadt"-Mauer aus gesehen (etwa von Südwest her). In der Mitte sieht man deutlich den großen Pfeiler A mit der umgebenden Zinnenmauer, davor die Schutthaufen des Turmes H, daneben die Bresche der Rückwand M, durch die man die Hofmauer des Systems M sieht; im Vordergrund, rechts von den Schutthaufen von H, sieht man die Südmauer des Klosters, deren Breschen die Gewölbe a′ a′ a′ zu sehen gestatten. Vgl. Fig. 59.

* **Fig. 68.** Gewölbereste von a′ a′ im Inneren der südlichen Außenmauer des Klosters β, vom Innenhofe aus gesehen. Der Schutt liegt hier sehr hoch, so daß die Gewölbe dadurch sehr niedrig scheinen. Darüber sieht man die Reste des ersten Stockwerkes der Südmauer. Die Lücke in der oberen Wand ist kein Fenster, sondern eine Bresche, gelegt, um von außen hereinklettern zu können.

ist in der Westecke erhalten, sonst sieht man an der Nordseite nur die Züge der Außenmauer. Die Quermauer hatte überall unten in der Mitte ein kleines Türchen, durch das gerade ein Mensch schlüpfen kann, im Gewölbebogen aber ein rechteckiges Fenster mit einer Einfassung wie ein Bilderrahmen; bisweilen findet sich daneben noch je ein kleines Loch. Jedes Gewölbe hatte eine liegend rechteckige Nische an irgend einer Stelle der Wand, welche mit Verputz überzogen, also verschlossen war! Einige waren noch verschlossen: ich ließ den Verputz abnehmen, fand aber die Nische leer. Der Zweck dieser Nischen ist mir völlig dunkel. Wo die Türe des vorderen Gewölbes nach dem Hofe zu erhalten ist, z. B. bei a 8, beträgt die Breite 1,50 m.

*Fig. 69. Blick in die Gewölbe a′ a′ a′ vom Hofe aus. Sie zeigen die Mittelwand, welche die langen Gewölbe in zwei Teile teilt, mit ihren viereckigen Fenstern und den niedrigen Türen darunter. Südliches System.

Nach Westen wird der Hof (Fig. 70) durch ein ähnliches System von Gewölben M geschlossen, nirgends ist aber hier eine Spur von einer die Gewölbe halbierenden Mauer. Nach der Hofseite zu sind eine Anzahl Türen (6 davon noch erhalten), welche vom Hofe aus in regelmäßigen Abständen stehen, während sie von der Innenseite nicht überall die Mitte der Hofwand einnehmen. Rechts und links von jeder Tür ist eine nicht sehr tiefe Nische nach der Hofseite in Form eines liegenden Rechteckes. Im ganzen sind sieben Gewölbe erhalten, welche an der Nordseite durch einen schmalen Gang, der durch ein kleines Türchen zugänglich ist, von dem Ecksystem G geschieden sind; auf der Südseite hat das südlichste Gewölbe die Südwand eingebüßt, und daneben ist eine große Bresche, durch welche die Bauern Schutt ausfahren; aber es dürfte hier wohl ein ähnlicher Gang gewesen sein, wie an der Nordseite. Alle sieben Gewölbe sind etwa 23 m lang; die zwei nördlichsten sind 5,80 m, das nächste 5,50 m, das mittelste 5,18 m, das fünfte 5,50 m,

das sechste aber 6,40 m breit, während die Breite des südlichsten siebenten nicht mehr bestimmbar ist. Das dritte von Norden her ist durch eine Türe in zwei Hälften geteilt, von denen die vordere ansehnlich kleiner ist. Dieser Raum scheint auch — aus anderen Anzeichen zu schließen — anders verwendet gewesen zu sein, als die übrigen, welche im wesentlichen den Gewölben a, a, a', a' entsprechen.

Das System G besteht zunächst aus zwei wohlerhaltenen Tonnengewölben vom Charakter der Gewölbe a, a' und in derselben Richtung liegend, wie diese. Sie sind beide 5,50 m breit, in der Quermauer sind breite Türen, welche in die innere kürzere Hälfte führen; überhaupt sind diese Gewölbe kürzer als die von a a, a' a': die inneren Gewölbe sind 8,20 m, die äußeren 8,50 m lang. In der Ecke bleibt nun noch ein ebenso großer

*Fig. 70. Blick auf die Innenmauer des Systems M (hinterer Flügel des Tempels) mit den Türen, welche in die Gewölbe führen und den viereckigen Nischen der Wand. Im Vordergrund links sieht man die Westecke der großen Zinnenmauer des Mittelbaues A mit dem dicken Sockel der Mauer. Rechts in der Zeichnung die Trümmer der vorderen Mauern der Gewölbe a, ganz rechts oben die Reste der ersten Etage dieses nördlichen Flügels.

Raum wie die letzterwähnten Gewölbe: die vordere Halle ist aber durch eine noch erhaltene Mauer (mit Türe) von West nach Ost geschlossen und der Raum selbst durch eine parallel laufende Mauer in zwei Zimmerchen halbiert, während die hintere Hallenhälfte durch eine sehr dicke Mauer, die von Nord nach Süd läuft, in zwei ungleiche, schmale Gänge halbiert ist. Diese dicke Mauer sollte offenbar das Gewölbe stützen, um einen Aufbau zu tragen, von dem jetzt jede Spur — außer Schutthaufen — verschwunden ist, und der vielleicht mit dem außerhalb des Systems liegenden Unterbau des alten Turmes in Zusammenhang stand.

In dem inneren Gewölbestreifen (Gang B, der nur 1,50 m breit ist) ist in der Ecke nach der Stützmauer C (Fig. 71) zu ein seltsames System; man sieht einen halben Bogen

C

Fig. 71.

eines Gewölbes, unter dem ein kleines Türchen A in ein finsteres Loch führt, das nur vorne offen, weiterhin aber völlig verschüttet ist. Ich glaubte nicht, hier etwas Besonderes finden zu können und ließ daher, da sich viele andere interessantere Dinge boten, nicht graben. Merkwürdig ist die Anlage aber doch. Ich darf nicht vergessen zu erwähnen, daß über den langen Gewölben von G noch der Aufbau des ersten Stockes, wie oben gesagt, wohlerhalten ist, mit zahlreichen Resten herrlicher Fresken. Dieser Umstand hat auch das vorderste, nach dem Hofe zu liegende Gewölbe wohl konserviert: man sieht noch die weiße Tünche und Spuren dekorativer Bemalung — etwa in Ringen, Streifen und Rauten — nur die zahlreich hier nistenden blauen Tauben arbeiten an ihrer Zerstörung. Deutlich ist in Mannshöhe das beistehende rotgemalte Ornament mit weißen Lücken.

Etwas anders ist das südliche System H. Auch hier haben wir zunächst zwei Gewölbe, völlig in der Art der Gewölbe bei a′ a′, aber mit den Dimensionen der Nordseite, dann ein paralleles, schmäleres Gewölbe (nur 4,80 m breit), in dessen Ostecke ein großer Sockel erhalten ist. Es ist bedeutend verkürzt zu Gunsten des Eckturmes, der auch das mittlere innere Gewölbe verengt. Dieser Eckturm, welcher fürchterlich verwüstet ist, enthält im ersten Stock noch ein Zimmer von etwas mehr als 5 m im Quadrat; der untere Raum ist unzugänglich.

Es scheint demnach das Bestreben vorhanden gewesen zu sein, das äußere Aussehen der Ecktürme gleichmäßig zu machen; im Süden verkleinerte man die Gewölbe, im Norden stützte man das Gewölbe durch die Einfügung einer dicken Stützmauer.

Kehren wir nun zu dem vorderen Hof C zurück und betrachten wir die Gebäude, die ihn nördlich und südlich flankieren. Da fallen uns sofort die Reste zweier Kuppeln auf, welche, je eine auf jeder Seite, aber unsymmetrisch zueinander gestellt, eine Art Zentrum der Seiten bilden. Betrachten wir erst die auf der Nordseite des Hofes liegenden Gebäude. Jenseits der trennenden Mauer, welche den hinteren Teil des Hofes mit seinen acht Gewölben a 1—8 abschließt, lagen zunächst zwei weitere Gewölbe, welche ich im Plane ebenfalls mit a bezeichnete: sie sind jetzt völlig zerstört durch Schuttabfuhren im Februar 1903; aber was ich vorher noch eintragen konnte, beweist, daß die verlorenen Anlagen ganz identisch mit den unter a 1—8 bezeichneten waren. Dann folgt nach dem Tore zu ein ähnlicher Raum (im Plane mit K bezeichnet) (Fig. 72): er ist 5,60 m breit und in drei Teile geteilt, einen fast quadratischen Vorraum, dahinter eine Mauer mit Türöffnung, hinter welcher ein sehr wenig tiefer (1,20 m) Raum liegt, dann wieder eine Türöffnung, die nach dem jetzt dachlosen Hinterzimmer führt, welches 8,80 m lang war. Diese Räume waren aber keine Tonnengewölbe, sondern der quadratische Vorraum hatte über sich eine Kuppel mit der in Idikutschari und Umgebung geläufigen Überleitung der Ecken in die Kuppel mittelst eines Vorsetzblattes. Die breiten, nicht durch Türöffnungen zerschnittenen Wände (Ost- und Westwand) hatten einst ungemein reiche Fresken. Aus den spärlichen und schrecklich zerkratzten Resten sieht man nur noch, daß Landschaften, Häuser und Tempel, Balkone und Galerien, Gärten und Baumgruppen, belebt von zahlreichen kleinen menschlichen Figuren, darauf dargestellt gewesen sind. Vielleicht bilden ähnliche Bilder in Sengyma'uz und anderweitig Gegenstücke hiezu. Dort finden sich nämlich

*Fig. 72. Blick in die kleine Halle K (Vorhalle), welche westlich von I sich unmittelbar anschließt. Die weißen Flecke der schraffierten Partie (schattierten Innenseite) entstehen durch Licht, das durch die zerstoßene Kuppel einfällt. Auch hier ist die Überführung von der Ecke in die Kuppel zu bemerken.

Gemälde riesiger Terrassentempel mit reichem, landschaftlichem Hintergrund und ganzen Prozessionen von Andächtigen häufig vor. Die Mauer mit der Türöffnung, welche in das ganz kleine Gelaß führt, das kaum mehr Raum hat als seine Türmauern dick sind, hat etwa in Gesichtshöhe zahlreiche schwarzbraune, uigurische Inschriften, welche aber so erloschen sind, daß ein Kopieren unmöglich war. Darüber lief ein ganz einfaches Ornament hin, das gar nicht einmal ganz zu Ende geführt war und unten (Fig. 73) skizziert ist: ein seltsamer Kontrast zu den reichen und sicher sehr prächtigen Bildern an den Wänden.

An den Raum K schließt sich nun nach dem Tore (nach Osten) zu die große Kuppel I an; sie ruht auf einem quadratischen Unterbau (15,65 m) (Fig. 74, 75, 76) mit gewaltig dicken Mauern und ist bis auf einen geringen Rest eingestürzt.

Fig. 73. Aufgemaltes Ornament über erloschenen Inschriften an der Türe hinter dem quadratischen Raum von K. Die Lücke bezeichnet die Türe. Das Ornament ist etwa viermal so groß.

In der Ecke ihrer Ostwand führt ein Türchen in ein 18 m langes Zimmer von 7 m Breite, und östlich von diesem Zimmer lagen wieder zwei Tonnengewölbe im Typus a und seinen Dimensionen. Das an den Nordostturm E anstoßende ist jetzt völlig zerstört.

An der Südseite schließt sich an die acht Tonnengewölbe, welche hinter der hier hypothetischen Quermauer lagen, ein ganz identisches an, nur war sein Vorderraum kürzer und hinter der Türe in der Ecke der Ostwand ist ein großer Sockel erhalten. Östlich davon folgt ein ähnliches L (5,60 m), jetzt ohne Dach, aber mit 11,80 m langem Vorraum und quadratischem Hinterraum, an dessen Südwand eine Kultfigur gestanden zu haben scheint: vielleicht ging auch ein Türchen in den ostwärts folgenden Kuppelbau (J). Dieser Kuppelbau ist in seinen Dimensionen im wesentlichen identisch mit dem der Nordseite, nur ist in der

*Fig. 74. Blick auf K und I vom Hofe C aus. Vgl. Fig. 59.

Ecke der Ost- und Nordwand ein großer Sockel und in dem quadratischen Unterbau der Südseite eine quadratische Lücke; in der Ecke der West- und Nordwand ist ebenfalls eine Lücke mit schönen Freskenresten, welche vielleicht ein Türchen darstellt, das später vermauert wurde oder — wie so oft — durch eine heruntergesunkene Steinlage sich später schloß. An der Ostwand — dem kleinen Teil gegen Süden zu — finden sich Reste einer eingekratzten köktürkischen Inschrift. Den Raum zwischen J und dem Systeme F an der Südostseite des ganzen Baues nehmen fünf kleine Tonnengewölbe a″ a″ ein von demselben Typus wie a a und a′ a′, getrennt durch eine Quermauer ohne Türen, aber mit Fenstern und bedeutend schmäler, nur etwas über 3 m breit; doch sind hier die vorderen Gewölbe die kürzeren, 6,20 m, die hinteren die längeren, 11 m. Sie hatten Verputz und sind mit chinesischen Kritzeleien bedeckt. Sie waren vermutlich von J aus zugänglich.

*Fig. 75. Blick auf K (im Vordergrund) und die Kuppel von I (im Hintergrund) von Westen her. durch die Bresche des westlich von I liegenden Doppelraumes. Vgl. Fig. 59.

*Fig. 76. Blick in den Kuppelbau I (Nordseite des Baues), etwa vom Steinweg aus, der den Hof C von Norden nach Süden durchschnitt. Besonders deutlich ist die scheibenförmige Überführung der Ecken in die Kuppel.

Fig. 77.

An der Südwand des ersten Gewölbes a'', unmittelbar da, wo die Kuppel von J sich an die Außenmauer anlehnte, ist ein Stückchen des Obergeschosses erhalten und in der Außenwand sieht man ein originelles Fenster. Es ist ein rundes Loch (gavâkṣa), hinter dem ein Gewölbe modelliert ist, das unten in einen Sitz ausläuft, gerade groß genug, daß ein Mann hier sitzen könnte.

Das System F, welches die Südostseite des langen Torweges einnimmt, ist sehr zerstört. Es bildet einen großen Hof, welcher von dem Haupttoreingang völlig abgeschnitten war; die Ecke nimmt ein Turm ein, welcher außen 10,40 m tief und 9,75 m breit ist. Er enthielt zwei ziemlich gleiche Räume (4,80 m breit, 5,10 m tief) übereinander, ein Loch im Boden des oberen Zimmers bezeichnet wohl die alte Verbindung zwischen beiden. Eine Türe ist nicht zu finden, vermutlich war das obere Stockwerk wie bei den „Bergfrieden" der deutschen Burgen von der Nebenmauer aus zugänglich. Ähnlich dürfte es auch beim Südwestturm gewesen sein. Der Südostturm ist an der Südseite durch eine etwa 18 m lange Mauer mit der Hauptmauer verbunden, doch ist diese Mauer dünner und tritt etwas vor: sie scheint da, wo jetzt eine Bresche ist, auch eine kleine Türe gehabt zu haben, welche in die ihr vorliegenden Hallensysteme geführt haben mag. An der Frontseite (Ostseite) ist der Eckturm mit dem Systeme, welches an das Tor angebaut ist, durch eine etwa 18 m lange, ziemlich breite Mauer verbunden; sie bildet heute einen ungeheueren Trümmerhaufen, der noch den größten Teil des Hofes ausfüllt.

Die Bauten unmittelbar an der Südseite des Tores sind sehr zerstört: unmittelbar am Tore stand eine Art Wächterhäuschen, dessen Parterrezimmer mit einer Breite von 9,15 m (Tiefe?) noch erkannt werden kann; dahinter liegen die Reste eines größeren und eines durch eine Türe zugänglichen, kleineren Raumes (8,80 m lang, 2,70 m breit); wiederum dahinter liegt ein großer Saal (11,30 m breit, 9,30 m tief) und als die letzten Räume, welche am Hofe C liegen, sind zwei parallele Räume (4,30 m breit, 6,10 m tief) zu nennen, zwischen welchen ein sehr schmaler Gang gewesen ist, durch den offenbar die verbindende Tür geführt hat. Von all dem stehen nur mehr die Mauern, und auch von diesen (nach der Hofseite des Systems F) ist viel eingestürzt. Von Malereien, Stuck u. dgl. ist hier nichts mehr erhalten.

Wir kommen nun zu dem interessantesten Teil des Baues, der großen Anlage nördlich vom Tore. Sie zerfällt rein äußerlich in ein System von langen Gängen, vor denen eine Art Wächterhäuschen stand, als eigentliche Mitte der Frontanlage neben dem etwas nach Süden geschobenen Haupttore und einem großen Aufbau E, dessen Frontseite durch die vortretenden Pylone diesem Flügel äußerlich dasselbe Ansehen geben mußte, welches F durch die beiden Ecktürme mit der dicken Verbindungsmauer bot. Ich glaube, daß das Mittelsystem in seinen langen Gängen und Gewölben (darunter Gewölbe mit Stützmauern) Empfangshallen etwa zum Ablegen von Opfergaben etc. enthielt. Es ist heute sehr zerstört und man kann nur schwer über das einzelne klar werden. Die Mauer nach dem Torwege zu ist hier sehr dick (3,65 m): sie hat unmittelbar hinter dem „Wächterhäuschen", der Mitte der Front, welches ein 8 m breites, 6,10 m tiefes Zimmer mit auf der Frontseite nach innen tretendem Pfeiler enthielt, eine Türe, von der *vielleicht* Stufen in das Obergeschoß führten. Hinter der Tormauer lag zunächst ein 16,80 m langer, 2,50 m

breiter Raum, hinter diesem ein Zimmerchen mit Türe nach dem Innenhof C; dann ein sehr langer, schmaler Gang und endlich noch ein die ganze Länge des Mittelbaues abscheidendes, 3,70 m breites Gewölbe mit zwei Zimmerchen nach dem Hofe C zu, welches Gewölbe vielleicht einen zweiten schmaleren Haupteingang bildete. Das Obergeschoß ist verwüstet und seine Trümmer bedecken heute alle Räume der Mittelpartie.

Das System E stellt einen großen, massiven Bau dar, mit zwei schwach vortretenden Pylonen nach der Frontseite, jeder 9,75 m breit (wie der Südostturm und wohl auch das Türmchen südlich vom Hauptportal) und zwei Pylonen nach der Nordseite, von denen der vordere ebenso breit ist wie der Südostturm nach der Südseite. Nach Westen zu — also nach dem Hofe zu — stieß, wie erwähnt, außen ein Gewölbe vom Typus a an den Turm E; jenseits des Trottoirs aber trat der Turm in der Richtung des Mittelbaues vor, und hier war wohl vom Trottoir aus eine Haupttreppe zur Besteigung seiner Plattform. Ich darf nicht vergessen, daß an der Hofseite des Mittelsystems an der Ecke neben dem Haupttore und an der Ecke der vortretenden Mauer im Hofe C, mit den Türen dahin gerichtet, zwei kleine Kapellchen oder Zimmerchen lagen.

Die unteren Räume des großen Turmes E sind schmucklose, mit hohem Schutt gefüllte Hallen: aber auf der Plattform sind noch interessante Räume, d. h. wenigstens ihre Mauern erhalten.

An der Südseite liegen von West nach Ost noch vier Zimmer und davor noch ein ziemlich breiter Raum, auf welchem wohl noch ein Zimmer gestanden hat; zwischen dem ersten und zweiten, dem zweiten und dritten sind die verbindenden Türen noch gut erhalten, nicht so zwischen dem dritten und vierten. Alle diese Zimmer waren etwa 6,10 m breit, das erste ist 10,36 m tief, das zweite 6,55 m, das dritte bloß 3,35 m, das vierte 5,50 m. Dieser Zimmerreihe entspricht auf der Nordseite eine doppelte Reihe Zimmer, von denen aber die äußere zerstört ist; die innere enthält von West nach Ost fünf Zimmer, von denen das nach dem Hof zu liegende die Türe nach Süden zu gerichtet hat und 7 m tief, 5,80 m breit ist; dann folgen drei gleichgroße, quadratische Räume (4,85: 4,85 m), aber der vorderste ist zerstört.

Das Mittelsystem ist außerordentlich interessant: leider ist der nach dem Hof zu belegene Raum heute heruntergebrochen, dann folgt als Mittelraum ein ähnliches System wie Raum A in Ruine *a* und davor lag noch ein großer, saalartiger Raum, an dessen Südwand Reste prachtvoller Fresken erhalten sind. Alles andere ist mit Schutt bedeckt. Der Mittelraum, welcher dem Zimmer A in Ruine *a* entspricht, hat wie dieser ein Mittelzimmerchen, um das, durch eine Mauer getrennt, auf der Nord-, Süd- und Westseite ein etwa 2,50 m breiter Gang führte. Das innere Zimmerchen ist völlig zerstört, die Decke herabgestürzt, die Fresken abgerissen, aber in den Gängen waren noch die unteren Teile prachtvoller Fresken erhalten. Die äußere Westwand des Ganges mißt 13 m, die Süd- und Nordwand (äußere Wände) 9,60 m. Auch hier waren Praṇidhâna-Szenen dargestellt. Im Schutte lagen Reste der oberen Partieen des Daches und des ursprünglich prachtvollen Fußbodens, welcher ebenfalls aus echtem Fresko bestand, aber in tausend kleine Stücke zerschlagen war, da man in den Gängen Löcher in den Boden geschlagen hatte, um durch sie in die unteren Räume zu gelangen.

Ich gehe nun zu den Fresken im einzelnen über.

Wie erwähnt, sind an der Südwand des großen Vorzimmers noch Freskenspuren erhalten. Das Gemälde, welches diese Wand einst bedeckt hat, hat sicher eine Menge Figuren enthalten, da der Maßstab derselben ein sehr kleiner ist. Erhalten ist nur eine schöne bunte Borte mit Blumenmustern, welche das untere Ende des Wandgemäldes wie eine Teppichborte abschließt. Man sieht darüber noch die Reste einiger sehr kleiner Figuren, umgeben von undeutlich gewordenen Geräten: es scheint sich um eine große Almosendarreichung an das Volk durch einen Bodhisattva zu handeln. Der Bodhisattva — eine kleine zierliche Figur (Fig. 78) in indischer Tracht — sitzt auf einem goldgelbgemalten Throne, hinter ihm liegt auf dem Boden ein Korb, gefüllt mit Dynien, jenen köstlichen Melonen, welche im Tale von Turfan vortrefflich gedeihen. Viel mehr ist nicht mehr zu erkennen, aber die Reste zeigen noch deutlich, wie außerordentlich fein das ganze Bild gewesen sein muß. Besonders beachtenswert ist die Abstufung der goldgelben Farbe, welche viel besser als wirkliches Gold den Eindruck von Gold erweckt und noch wirksamer gewesen sein muß, wenn, wie wahrscheinlich ist, Einzelheiten des Ornamentes durch kleine „Lichter" von echtem Gold aufgesetzt waren.

Fig. 78. Bodhisattvafigur vom unteren Rande der Südwand des Vorsaales im Obergeschoß von E, Kloster β. Breite 18 cm, Höhe mit der hier weggelassenen Borte 34 cm.

Der Gang um das Mittelzimmer, welches hinter diesem Vorsaal liegt, hat, wie erwähnt, große Ähnlichkeit mit dem Mittelsystem von α dadurch, daß die dargestellten Szenen wiederum große Buddhafiguren enthielten, welchen Andächtige Geschenke bringen, um Weissagungen zu erhalten. Jede dieser einzelnen Szenen ist von der nebenstehenden durch Bordüren mit Blumenornamenten getrennt. An sich als Kompositionen betrachtet, erscheinen sie wie die Ausläufer der durch Pfeiler getrennten Gandhârareliefs, in welchen der Buddha die Hauptfigur spielt: ich meine jene Reliefs, welche nach dem Typus des eine allocutio haltenden Feldherrn komponiert sind, und zum Teile schon eine Neigung zeigen, die Buddhafigur größer darzustellen, als seine Umgebung. Hier in α und β — sowie in den verwandten Bildern in V, Sengyma'uz Nr. 1 und Murtuk — sind die Buddhafiguren geradezu riesengroß.

Leider sind in unserem Gange die oberen Teile der Figuren völlig zerstört und von den Buddhas kaum mehr als die Füße, von den Adoranten nur mehr die unteren Körperhälften erhalten. Allein in einem Falle ist dadurch doch soviel geblieben, daß das Bild noch bestimmbar ist, und seltsamerweise ist im Gange von Nr. 1 in Sengyma'uz (vgl. unten) der obere Teil, wenn auch nach der anderen Seite gewendet, erhalten. Es ist dies der Rest eines Bildes in der Mitte der inneren Wand des östlichen Ganges, d. h. des hinter dem Mittelzimmer laufenden Ganges. Die Darstellung ist identisch mit denen des Dîpankaradschâtaka unter den Gandhâraskulpturen (zweimal), und in Grotte XXXV zu Kaṇheri[1]) (einmal) (Fig. 79a, b). Sumedha (oder Megha) trifft mit dem Buddha Dîpankara zusammen, nimmt von einem Wasser holenden Mädchen Bhadrâ einige blaue Lotusblumen und wirft

[1]) Vgl. die englische Übersetzung meines Handbuches S. 143 und die dort gegebenen Zitate, außerdem „Ancient Monuments" Pl. 140, 148 (Fragment eines dritten Reliefs desselben Sujets).

sie über dem Buddha in die Luft, dann legt er über eine schmutzige Stelle auf dem Wege sein Asketenfell und breitet sein langes Haar darüber aus. Er erhält so die Gewährung seines Wunsches, daß er in einer späteren Geburt Śâkyamunibuddha werden möge und Bhadrâ während der Vorexistenzen sein Weib. Dann erhebt er sich in die Luft und verneigt sich vor Dîpankara. Hier in β ist nun die Szene erhalten, wie Megha oder Sumedha sein Haar ausbreitet, in Sengyma'uz die Prosternation in der Luft — Szenen, welche in den beiden Gandhâraskulpturen auf einer Platte vereinigt sind.[1] Die übrigen Figuren sind leider in beiden Fällen verloren.

Fig. 79a. Freskenrest aus E. Kloster β, das Dîpankara-dschâtaka darstellend. Größe des Originals 70 cm breit.

Fig. 79b. Ornamente des Gewandes des Bodhisattva.[2]

Auf derselben Wand — doch etwas mehr nach Norden — ist noch der untere Teil einer langbekleideten Figur erhalten gewesen in langem rotbraunen Kleide und sehr merkwürdigen, goldgelben Schuhen mit dunkelbraunen Ornamenten, deren Skizze hier beigegeben ist. (Fig. 80).

Die folgenden Bilder gehören alle dem nördlichen Gange an. In der Mitte der inneren Wand war das folgende Bild, das leider nicht bestimmbar ist, aber doch viel interessantes Detail enthält. Man sieht einen riesigen Buddha, d. h. nur die Füße von ihm, auf einem Schiffe oder vielmehr einer Fähre, neben ihm hat ein viel kleinerer Fährmann gestanden. Am Ufer vor ihm kniete ein gepanzerter Mann, nur der Unterkörper ist

[1]) Bei dieser Gelegenheit muß ich darauf hinweisen, daß die einschlägigen Gandhâraskulpturen wirklich Wiederholungen derselben Figur auf einer Platte enthalten. Das Relief im British Museum zeigt Sumedha dreimal: einmal die Blumen werfend, einmal vor Dîpankara liegend, einmal in der Luft in einem Maṇḍala, das im Lahor-Museum sogar vielleicht viermal: einmal die Blumen von Bhadrâ empfangend, einmal die Blumen werfend, einmal vor Dîpankara liegend und einmal (?) anbetend in der Luft. Leider ist diese Figur etwas lädiert, das Relief selbst sehr roh. Ein Bild des Guṇavarman: la scène de Dipankara et du jeune étudiant répandant sa chevelure wird erwähnt im T'oung-Pao Série II, Vol. V, 1904, Nr. 2, S. 200.

[2]) Farben des Bildes: Blaugrau: Haare, Hintergrund, untere Sandalenstreifen, Bart, Gewand mit Triskeles-Ornament. Hellocker: Fleisch, Nägel, Schmuck, Gewandränder, Gewandmuster, Punkte auf den Schuhriemen, Linien und Punkte auf dem Fruchtboden der Lotusblumen, die hellen Teile der Blumenblätter und des Sockelmusters. Hellblau: Fruchtboden der Lotusblume. Braunrot: Shâl des Bodhisattva, Unterkleid mit Sternornament, Samenzwickel der Lotusblume, die dunklen Streifen der Blume, Sandalenblätter, die oberen Schuhriemen, die dunklen Felder des Sockelmusters. Weiß: das nach hinten hängende Tuch des Sumedha und der Gewandstreif zwischen den Beinen. Rosa: Die Streifen über den gefiederten Streifen der Blumenblätter.

Fig. 80. Figur in der Nähe des Dipankaradschâtaka.

erhalten. Beachtenswert sind seine Beinschienen und das lange unter dem rechten Arme hängende Schwert. Hinter ihm stand noch ein Mann, nur ein schwarzer Schuh ist erhalten (Fig. 81a bis 81d). Daß eine feste Symmetrie bei diesen Wandgemälden beachtet wurde, geht aus der Tatsache hervor, daß in der Mitte der gegenüberstehenden Wand ebenfalls eine Szene dargestellt war, in der der betreffende Buddha auf einem Schiffe fuhr. Von den übrigen Bildern, welche einst diese Wand geschmückt haben, ist das an der Westecke das besterhaltene. Es ist auf der folgenden Skizze wiedergegeben und stellt wiederum einen großen Buddha dar, auf den zwei kleinere Figuren zuschreiten — auf der Skizze ist nur die vordere, welche besser erhalten war, abgebildet; die zweite Figur in denselben Dimensionen, wie die vordere, war bis zu den Füßen in ein rotes Gewand gekleidet. Die vordere Figur, welche wohl nur ein Diener war, trägt einen Krug in den Händen und

Fig. 81b. Ornament vom Rand der Panzerschürze.

Fig. 81c. Spiralmuster des Gewandes des Königs.

Fig. 81a. Freskenrest aus der Südwand des nördlichen Ganges um das Mittelzimmer in E. Länge des Originals 90 cm. [1])

Fig. 81d. Ornamente auf dem Randstreifen des Rockes des Königs.

hat als Fußbekleidung merkwürdige Wadenstrümpfe,[2]) welche ich außer in β und in Sengyma'uz Nr. 1 nirgends abgebildet gesehen habe. Gegenüber an der Ecke war eine ähnliche Figur, d. h. nur noch die Füße erhalten, alles andere leider zerstört! Welches Volk

[1]) Farben: Buddha wie auf dem folgenden Bild. Kleid des knienden Königs braunrot: von den Spiralmustern sind die äußeren Bogen hellblau mit weißem Strich bis zum Knick nach außen. Mittelspirale äußerer Streif weiß, innerer gelb. Kleiderrand blaugrau: Muster dunkelbraun mit hellbraunem Rande. Schienenteile (außer den schwarzen Stellen) gelb.

[2]) Ähnliche Wadenstrümpfe tragen sonst nur die Dämonen, z. B. der von Klementz aus Murtuk mitgebrachte Dämon, welchen er Mahâkâla nennt und Pl. 5 (S. 43 falsch: VI) abbildet. Diese Fußbekleidung besteht aber deutlich aus Fellen, deren Rauhseite nach innen gedreht ist. Sie ist den ostasiatischen

mit dieser merkwürdigen Fußbekleidung dargestellt werden sollte, wage ich nicht zu entscheiden (Fig. 82, 83). So gering diese Reste sind, so haben sie doch ein ungewöhnliches Interesse durch das antiquarische Detail, besonders der Fußbekleidungen. Die Wahl der Farben war eine äußerst harmonische, die Ausführung eine sehr feine; aber gegenüber den lebhaft bewegten, schön gezeichneten Figuren in dem entsprechenden Gange von *a* waren die Figuren seltsam flach und steif. Beachtenswert ist, daß alle Figuren die doppelten

Fig. 82. Freskenrest[1]) aus der Südwand des nördl. Ganges um das Mittelzimmer in E. Länge des Originals 72 cm.

Fig. 83. Fresko, halbzerstörte Figur von der Pfeilerecke nach Ost desselben Ganges wie voriges Bild, entgegengesetzte Wand.

Konturen zeigen, welche einer gewissen, noch unbestimmbaren Periode anzugehören scheinen; alle hellfarbigen Figuren, besonders ihre Fleischteile, haben neben den schwarzen Umrißlinien noch hellrotbraune, wie die Bilder in Tempel I' und die der Höhle 10 in Tojok-Mazar.

Im Schutt fanden sich noch manche Fragmente der Bilder. So z. B. die Hände einer großen Buddhafigur, welche dantakaṭṭhas hielten. Es scheint demnach, daß sie einer Darstellung des bekannten „Zahnholzwunders" angehört haben.[2]) König Prasenadschit

---

(besonders japanischen) Dämonendarstellungen verblieben. — Innerhalb des indischen Kulturkreises tragen nur die Angami Nagas Assams Wadenstrümpfe aus rot- und gelbgefärbtem Stroh. Dass das oben zitierte kleine Fresko aus Sengyma'uz Nr. 1 (vgl. unten) nicht mehr bestimmbar ist, ist sehr bedauerlich.

[1]) Farben: Braunrot: Die dunklen Teile der Lotusblumen, die Robe des Buddha, seine oberen Schuhriemen, die Staubfadenzwickel der Lotusblumen, die Strahlenornamente der Schuhe außer dem vordersten in der Mitte, das Gürteltuch des Krugträgers, der breite Strich auf dem Krug über dem Wellenmuster, die Brustguirlande, die Bogen des Ornaments auf der Hose, Sandalenblätter. Ockergelb: Fleischteile, Nägel, Vase, Ringe und Punkte der Schuhe und Kleider, Guirlande über dem rechten Schenkel des Krugträgers und unter dem Kruge, Wadenstrümpfe und Armbänder. Hellblau: Hose des Krugträgers, obere Streifen seines Armbandes; Mittelornament von Buddhas Sandalen (nach unten hängend). Fruchtboden der Blumen — Köpfchen und Staubgefässe mattgelb. Hellgraublau: Tuch über Buddhas linkem Schenkel, Hintergrund des Ganzen, die mandelförmigen Ausschnitte der Wadenstrümpfe, die unteren Sandalenstreifen des Krugträgers.

[2]) Vgl. zur Sache: Burnouf, Introduction S. 190; Kandschur Vinaya Vol. DA (11); Asiatic Researches 20, 1836 S. 90; Dsanglun S. 74 ff.; Pozdněev, Очерки S. 277 ff.; James Legge, Fâ-hien, Oxford. 1886 S. 54; S. Julien, Hiouen-Thsang II, 304.

beschenkte Buddha mit Zahnhölzern, welche dieser in die Erde steckte, worauf sie zu einem Wunderbaume aufwuchsen. Wenn dies Fragment, welches durchaus denselben Charakter hatte wie die an der Wand erhaltenen Fresken, wirklich dazu gehörte, so hätten wir in diesem Gange die Darstellung der fünfzehn Wunder Buddhas vor uns, also ein anderes Sujet als auf der Rückwand, wo sicher Praṇidhis dargestellt waren. Allein da alle diese Bilder beider Serien gleichartig komponiert waren, hätte ihre Darstellung nebeneinander, doch in verschiedenen Gängen nichts Auffallendes. Könnte man dann die Szenen, wo Buddha — dann also Gautama — auf einer Fähre dargestellt war, den unter den „fünfzehn Wundern“ erscheinenden Überschwemmungsszenen zuweisen? Könnten die Männer mit den Wadenstrümpfen dann die Litschtschhavis sein? Leider muß ich dies offen lassen, vielleicht finden sich anderswo die „fünfzehn Wunder“ sicher beglaubigt vor.

Ebenfalls, und das sicher, gehörte unseren Fresken ein Stück an, welches den Kopf einer Göttin mit reichem Schmuck zeigt — gleichfalls im Schutte des Ganges gefunden. Beachtenswert an dem Bilde sind die Marken an der Stirne und hinter dem Auge — letzteres ist vielleicht Tattuierung. Vgl. die beiliegende Skizze (Fig. 84).

Fig. 84. Fresko aus dem nördlichen Gange des Mittelsystems von E.
Größe des Originals 26 cm breit, 33 cm hoch.

Das merkwürdigste Fragment, welches ich zunächst gar nicht unterbringen konnte, ist aber das Bild eines Reiters (vgl. die Abbildung), welches vor dem Westausgang des nördlichen Ganges im Schutte sich fand (Fig. 85). Die kleineren Dimensionen des Fragments weisen absolut auf die Vorhalle; denn der Decke des Ganges, welche aus Blumenmustern bestanden hat (wie in *a*), konnte die Figur nicht angehören. Der Besuch von Sengyma'uz brachte die Aufklärung. Es ist zweifellos, daß der Vorsaal eine Kuppel gehabt hat, und der Mitte der herabgestürzten Kuppel muß das Bild angehört haben.

In der Kuppel des Tempelchens Nr. 6, unmittelbar hinter Sengyma'uz (vgl. unten), ist die allerdings nach der anderen Seite gewendete untere Partie desselben Reiters (Fig. 86) dargestellt. Allein hier wie dort sind auch die Dämonen, welche das Pferd — einen Schimmel — tragen, zerstört. Ich habe oft bemerkt, daß in Fresken, die sonst verschont waren, wenigstens die Dämonenköpfe zerstört waren — oder die Köpfe böser Gottheiten — eine besondere Art der Zerstörung, die älter zu sein scheint, als die volle Verwüstung aller Fresken, welche nur abliegende Lokalitäten verschonte. Es hat dieser Vorgang ein merkwürdiges Gegenstück am Tempel von Angkor-vat in Kambodscha. Auch dort sind immer die Dämonen-

Fig. 85. Fragment einer Abhiniṣkramaṇa-Darstellung aus E. Größe des Originals 25 cm breit, 28 cm hoch.

Fig. 86. Abhiniṣkramana des Bodhisattva aus der Kuppel des Tempelchens Nr. 6 hinter Sengyma'uz, hier zur Ergänzung beigefügt. Vgl. unten Fig. 165.

köpfe, besonders in der Darstellung der Hölle, zerstoßen. Unser Reiter ist eine interessante Variation der bekannten Darstellung des Abhiniṣkramaṇa des Bodhisattva.[1]) Bemerkenswert ist das zwar etwas stilisierte, aber sonst äußerst natürlich gezeichnete Pferd. Überhaupt sind die Tierbilder unserer Fresken sehr gut gezeichnet: ich erinnere nur an den wie eine Naturstudie wirkenden, zum Kilin umgestalteten Hirsch auf dem Freskoboden von *α*.

Noch muß ich erwähnen, daß türkische Bauern aus den unteren Räumen des Nordostturmes allerlei Dinge ausgruben. Erhalten haben wir davon Stücke eines sehr schönen geschnitzten Holzsockels (38 cm hoch, der Plinthus hat 40 cm Durchmesser), der nach der Absicht seiner Finder eigentlich hätte als Brennholz dienen sollen.

---

[1]) Vgl. Handbuch S. 99 ff. und die dort gegebenen Abbildungen, englische Ausgabe S. 101 f.

Tempel γ.

*Fig. 87. Ansicht des Tempels γ von der Nordseite; die neben dem Tore des inneren Hofes stehende Menschengestalt dient zur Bestimmung der Höhe der erhaltenen Teile des Baues.

Die Plattform, auf welchem dieses noch heute unter den Ruinen des Westteiles der alten Stadt auffallende Gebäude (Fig. 87) steht, ist unter dem Schutt der Umgebung verloren gegangen und in ihrer ursprünglichen Höhe nicht mehr erkennbar. Das erhaltene Gebäude stellt sich als ein Rechteck dar (Fig. 88), welches etwa 30 m lang und 12 m breit ist. Der Eingang war nach Norden gerichtet: vor demselben sind rechts und links noch niedrige Mauerreste; betritt man durch die heute sehr erweiterte Toröffnung — nur die Westmauer ist noch in ziemlicher Höhe erhalten — den ersten Hof, so gelangt man in einen rechteckigen Raum, der von hohen, 1,52 m dicken Mauern umgeben ist, und der innen 9,75 m in der Breite und 15,24 m in der Länge mißt. Die Südwand dieses Hofes enthält ein Rundbogentor von 2,44 m Breite mit vorspringenden Ecken. Dieser Bogen ist mit runden Ziegeln gebaut, d. h. die Luftziegel sind so geformt, daß sie, auf die Schmalkante gestellt, die gewünschte Gewölberundung herstellen: sie sind also an Ort und Stelle dem Bedürfnis entsprechend geformt. Durch dieses Tor betritt man den zweiten Hof, der rings mit Mauern ganz umschlossen ist: er ist fast quadratisch, denn er mißt 11,58 m in der Länge und 9,75 m in der Breite. In der Mitte dieses Hofes erhebt sich ein hoher Pfeiler auf einem massiven, mit Karniesen versehenen Sockel, der 4,56 m ins Geviert mißt und nach Norden zu vom Tore ab einen Abstand von 3,65 m läßt, während

Fig. 88. Grundriß von Ruine γ.

sein Abstand von der Südwand und den Seitenwänden nur 2,14 m beträgt. Auf allen vier Seiten hatte der Sockel des Pfeilers kleine Postamente, welche nicht die volle Länge der Seiten hatten und nur etwa 60 cm vorsprangen. Auf dem Sockelunterbau erhebt sich ein jetzt formloser Aufbau fast bis zur Höhe der erhaltenen Außenmauern. Darauf liegt ein jetzt zerstörter Karnies, auf dem zwei durch einen Karnies unterbrochene Würfel aufliegen, die oben wieder mit einem Karnies enden und dann in eine ziemliche hohe Kuppelform ausliefen, wie dieselbe z. B. — aber etwas niedriger — in Jar-choto erhalten ist.[1]) Im Schutt lagen zahlreiche Reste von Buddha- und Bodhisattva-Figuren und um das Gebäude herum eine große Menge derselben glasierten Ziegelfragmente, die uns auch anderweitig begegneten. Ob dieselben von dem Bau γ herrühren, ist nicht auszumachen, da kein Stück mehr an Ort und Stelle war und die Stücke recht wohl verschleppt sein können. Der Sockel war einst prächtig bemalt: ungemein zierlich gemalte kleine Buddhafiguren dekorierten in langen Reihen den Sockel unter dem ebenfalls früher bemalten Karnies desselben.

Mit den Buchstaben $\delta - \varkappa$ sind im Plane eine Reihe von ziemlich unregelmäßig liegenden kleinen Bauten verzeichnet, welche, alle mehr oder weniger zerstört, denselben Typus und fast dieselben Dimensionen zeigen, wie der kleine Tempel λ, dessen Maße im folgenden ausführlich angegeben werden sollen — nur $\varkappa$ hat etwas größere Dimensionen; ϑ ist ein Doppelbau, die beiden Terrassen liegen aber ganz unregelmäßig nebeneinander. Auf der Terrasse von η zeigte der Sockel ungemein bunte Fresken: Garuḍas und ähnliche Sockelträger, wobei Hellblau in einer auffallenden Weise hervortrat. Leider wurde in der Weihnachtswoche 1902 von mutwilligen Türkenburschen der größte Teil dieser Fresken heruntergeschlagen. Nach dieser Heldentat amüsierten sich die Burschen, welche anscheinend nicht zu den Leuten des Dorfes gehörten, damit, mit ihren Reuthauen (Ketmen) einzelne Tempelwandreste etwas über der Erde so lange einzuhauen, bis sie imstande waren, durch gemeinschaftliches mit dem Rücken gegen die Wand Rennen die Wand umzuwerfen. Als sie mich kommen sahen, liefen sie erst davon, waren mir aber dann beim Messen behilflich!

Tempel λ.

Dieser Tempel (Fig. 89) bildet eine Plattform, welche 2,20 m hoch ist und von Norden nach Süden 13,30 m, von Ost nach West 8,50 m mißt. Der Eingang lag nach Süden. Betritt man von hier aus die Plattform, welche hier noch in der Breite eines Meters vortritt, so gelangt man in einen unteren viereckigen Hof (6,60 m breit, 4,40 m tief) mit etwa 85 cm dicken, etwa bis zur Brusthöhe reichenden Mauern; die Türe liegt nicht in der Mitte, sondern beginnt bei der Westmauer in einer Breite von 2,9 m. Von diesem leeren Hof gelangt man durch eine ebenso breite Türe mit vorliegender 60 cm tiefer Stufe, welche ziemlich in der Mitte liegt, in den oberen Teil der Plattform, welche wieder einen Hof von 6,40 m im Quadrat bildet; die Westmauer ist hier 85 cm, die Nordmauer 75 cm, die Ostmauer aber 1,25 m dick, alle sind kaum mannshoch. In einem Abstand von 2,25 m von der Eingangstüre, 1,75 m von der Ostmauer, 1,50 m von der Westmauer und 1 m von der Nordmauer liegt der 3,15 m im Quadrat messende viereckige, mit einem vorspringenden dreistreifigen Gesims versehene Sockel eines noch 2,40 m hohen Pfeilers, der jetzt ausgeplündert ist. Das nördlichste Stück der Westmauer ist jetzt herab-

[1]) Vgl. Klementz, Nachrichten etc., S. 26–7.

gebrochen und von einem Anbau mit zwei parallelen Mauern, die von Ost nach West laufen und von denen die südliche in der Richtung der Nordmauer weiterläuft, steht noch ein Mauerrest, der diese beiden Parallelen schloß: er ist heute so hoch als die Plattform und dient zum leichteren Besteigen der Ruine. Über die Nordmauer hinaus sind Reste von fünf Mauern zu erkennen, vielleicht Überbleibsel alter Gewölbe. Vor der dicken Ostmauer befindet sich an der südlichen Ecke ein 60 cm hoher, 1,50 m breiter und 70 cm tiefer Sockel, der beim Freilegen des Ganges zum Vorschein kam. Hier fand ich ganze Lagen von Manuskripten, Reste von Bodhisattvafiguren und ganze Pakete zusammengerollter interessanter Hängebildchen aus Leinwandstreifen.

N

Fig. 89. Grundriß der Ruine λ.

Mitgebracht wurden:

1. Ein kleiner Kopf einer Devatâ (Taf. XV, Fig. 1; vgl. Ruine χ) mit roh geordnetem Haar, das über der Stirn fast ein muschelartiges Ornament bildet, und deutlich erhaltener Krone, auf welcher noch das Perlstabornament und das Mittelstück gut zu sehen ist; Hals und Ohren sind weggeschlagen. Hoch 16 cm, breit 11 cm.
2. Ein großer Kopf eines Bodhisattva, hoch 29 cm (Taf. XV, Fig. 2). Das Gesicht zeigt noch die antiken Züge; die Stirne ist sehr hoch, die Ohren, welche hier wohlerhalten sind, haben lange herabhängende Lappen. Die Haare sind schematisch behandelt: der in Idikutschari gewöhnliche Bodhisattvatypus. (Vgl. Ruine B.)
3. Ein kleinerer Bodhisattvakopf mit wohlerhaltener Bemalung, 19 cm hoch, 14 cm breit.

Die Hängebildchen haben alle dieselbe Form, wie das in α (E) gefundene (vgl. oben), doch sind sie kleiner. Das Hauptbild ist ein Bodhisattva, den ein Gläubiger mit aufgehobenen Armen hochhält (vgl. die Bilder aus α oben), im Dreieck darüber stets ein meditierender Buddha, oder ein stehender Bodhisattva ohne Nebenfiguren (Taf. XVI, Fig. 2). Diese Bodhisattvafiguren sind auf beiden Seiten des Fähnchens so genau gleich gemalt, daß man sich des Gedankens nicht erwehren kann, daß die Konturen durch Pausen oder vielmehr Punktierschablonen, wie sie die Lamas noch gebrauchen, übertragen worden sind. Das hier in Umriß als Probe gegebene ist 57 cm hoch, 21 cm breit.

Ferner fand sich in λ der Rest eines ähnlichen Bildes mit gepanzerten Lokapâlas, von denen nur Kopf und Brust erhalten sind. Dafür ist aber die Farbe gut stehen geblieben, während die Bodhisattvas meist so abgerieben sind, daß nur mehr die Anlagekonturen mit ein paar Farbresten übrig blieben.

Gleich in der Anlage, aber verschieden in der Zeichnung ist ein anderes, ebenfalls in λ gefundenes Bild (Taf. XVI, Fig. 1a, b). Auf jeder Seite ist ein Buddha die Hauptfigur, den je ein Gläubiger mit den Armen hochhält, auf der einen Seite ein Laie, auf der anderen ein Mönch, unter den Nebenfiguren sehen wir auch eine betende Frau mit der merkwürdigen Haartracht, die uns schon bei α begegnet ist. Dies letzte Bild ist 50 cm hoch, 20 cm breit, die Hänger am unteren Ende, welche unten einst dick mit Stuck belegt waren, sind noch 33 cm lang. Ungewöhnlich interessant ist der Rest eines anderen Bildchens (Taf. XVII, Fig. 2a, b). Erhalten ist noch ein Stück von 25 cm Höhe und 20 cm Breite und von den Personen, welche dargestellt waren, nur Kopf und Brust; das sonst mit einem Buddha ausgefüllte Dreieck über der Figur war — wie übrigens auch in manchen der oben erwähnten Bildchen — mit dekorativen Mustern: Zeltdachgehängen ausgefüllt. Auf jeder Seite war eine Göttin dargestellt: auf der einen Seite eine vierarmige Göttin mit merkwürdigem Kopfschmuck, der stark an Sassanidisches erinnert; zwei Arme sind in die Höhe gestreckt, der rechte hält eine rote, der linke eine weiße Scheibe — also wohl Sonne und Mond,[1]) während die anderen zwei Hände eine Platte mit Dynien vor die Brust halten. Die andere Seite stellt ebenfalls eine Göttin dar, welche mit (nur) zwei Armen eine Platte mit Dynien und Weintrauben hält. Ihr Kopfputz ist ebenfalls sehr merkwürdig: Haarbüschel sind rechts und links wie Blumen hochgebunden, den Scheitel schmückt eine blattförmige Scheibe und die Stirne künstliche Blumen. Im Haare stecken auf beiden Seiten je zwei lange Nadeln — wohl aus Holz oder Metall — und über die sehr langen unteren sind die zwei Zöpfe des schwarzen Haares gelegt, so daß sie nach vorne herabhängen. Neben der Frisur sind je zwei große Blumen im Hintergrund des Bildes. Leider sind neben dem Kopf Löcher im Fond des Bildes, so daß sich nicht ausmachen läßt, ob diese großen Blumen mit der Haartracht verbunden sind, oder ob sie, was wahrscheinlich ist, nur Füller des Hintergrundes sind, wie dies auf den Fresken z. B. in der Cella von Sengyma'uz Nr. 1 so oft der Fall ist.

Die beiden Göttinnen gehören sicher zu den interessantesten Figuren, welche uns Idikutschari aufbewahrt hat.

---

[1]) Vergleiche die vierarmige Göttin auf der sassanidischen Silberschale, welche im Permschen Gouvernement gefunden wurde, im Bulletin de la Classe Historico-Philologique de l'Académie . . . de St. Pétersbourg T. IVème 1848. Nr. 11, S. 169 und die beigegebene Tafel.

Besonders beachtenswert ist ein Bild (Taf. XVII, Fig. 1) von 50 cm Höhe und 32 cm Breite. Es war sicher das Mittelbild eines Hängebildes; die dreieckige Bekrönung, die Randborten und die Gehänge haben sich aber abgelöst. Leider ist es zum Teil durchlöchert und die Köpfe sind sehr abgerieben, die Rückseite ist leer. Es ist auf grobe Leinwand gemalt und stellt zwei Bodhisattvas dar, welche einander gegenüberstehen. Der rechts stehende hebt die Linke, der links stehende die Rechte und so halten sie einen unerklärbaren Gegenstand; in der anderen Hand, welche vor die Hüfte gehalten ist, halten sie je eine Flasche. Stilistisch sind diese Bodhisattvafiguren identisch mit den Gemälden von Höhle Nr. 10 in Tojok-Mazar und Tempel I′ in Idikutschari. Die Anordnung des Kopfputzes mit den lang herabhängenden Hängern und einer Art nach hinten hängendem Schleiertuch ist besonders auffallend, wie auch die dicken Konturen der Zeichnung und die wulstige braune Schattierung des übermäßig schlanken Körpers. Die Lotusblumen, auf denen die Figuren stehen, sind wie flache Strohteller mit schwarzen Konturen gezeichnet und die Bemalung der Strahlenblätter ist mit einem Strich ohne besondere Gliederung etwa des einzelnen Blattes hergestellt. Zwischen den beiden Bodhisattvas stehen zwei kleine langbekleidete Figuren in bunten Kleidern, von ganz eigenartigem Aussehen — sind Chinesen gemeint? Eine genauere Bestimmung der beiden Bodhisattvas ist dadurch möglich, daß in dem Kopfputz des einen deutlich Amitâbha sitzt: es handelt sich also um Padmapâṇi, der andere ist dann vermutlich Maitreya.

In der Ecke dieses Tempelchens fand sich auch ein flacher, fast runder Stein auf dem Boden liegend, auf dem ein kleinerer lag. Solche Steine liegen vielfach innerhalb der Mauern von Idikutschari umher, aber der hier gefundene war der einzige, der noch in loco getroffen wurde. Vermutlich dienten diese Steine als Reibsteine, ohne daß man bestimmt sagen könnte, was damit zerrieben worden ist. Durchmesser 33 cm, ohne Deckplatte 18 cm hoch.

Tempel μ.

Auf dieser fast zur Formlosigkeit (Fig. 90) zerstörten Terrasse ließ Dr. Huth einmal graben. Die Ausbeute war eine ungemein reiche, denn die gefundenen Gegenstände lagen in sehr geringer Tiefe, inmitten der mit Schutt bedeckten Plattform, so daß es sehr wahrscheinlich ist, daß die Dinge eigentlich von anderen Tempeln stammten. Die interessantesten Stücke sind:

1. Die untere Hälfte einer in Holz geschnitzten Bodhisattvafigur, vollständig Gandhârastil, nahezu identisch mit einer großen Steinfigur der Leitnerschen Sammlung, welche sich jetzt im Berliner Museum befindet (vgl. Taf. XVIII, Fig. 1, mein „Handbuch“ engl. Ausgabe S. 191, Fig. 139 und die beigegebene Skizze (Fig. 91).
2. Ein kleines Reliefchen aus Holz, welches einst eine kleine Zapfentüre hatte — die Löcher dafür sind noch erhalten — es stellt einen nur mit Lendentuch, von dem ein spitzer Schurz herabfällt, bekleideten Mann mit straubigem Haar und großen Ohrpflöcken vor, welcher in der rechten Hand einen Speer hält und mit der linken Hand ein Kind führt, das ebenfalls straubiges Haar und große Ohrpflöcke hatte. Das Relief war einst reich vergoldet. Auf der Rückseite war eine eigentümliche Blume aufgemalt. Auch dies Relief hat den Charakter der Gandhârakunstwerke (Taf. XVIII, Fig. 2).

3. Trümmer eines großen hochinteressanten Holzbildes, im Stil der Bilder von Tempel I'. Es war ein großes Gemälde, wie es scheint mit angesetzten Rändern beiderseits auf ein etwa 90 cm hohes, 20 cm breites Brett gemalt. Die eine Seite enthielt einen großen meditierenden Buddha in rotgoldener Robe mit meisterhafter Anordnung der Falten, vor ihm spielende Schwäne in einem Lotusteich. Den Hintergrund schmückte eine merkwürdige Dekoration: er war rautenförmig geteilt und in jeder reich mit Gold verzierten Raute waren abwechselnd Köpfe von Gottheiten in Lotuskelchen, abwechselnd Gestelle oder Tabletten aus Terrassen gemalt, wie diejenigen sind, in denen man in Siam den Mönchen Kleider überreicht; auf diesen Gestellen liegen längliche Pakete, vermutlich stilisierte Darstellungen von Büchern. Die Gesichter sind von außerordentlicher Feinheit.

*Fig. 90. Skizze der Ansicht des Tempels μ von Südwest aus gesehen.

Die andere Seite hatte als Hauptfigur einen stehenden Bodhisattva, in dessen reicher Krone Gottheiten, sich herausbeugend, saßen; er trug das lange Kopftuch, das wir aus I' und *a* bei den Bodhisattvas in Idikutschari kennen, und reichen Schmuck. Die rechte Hand hält eine Lotusblume hoch, in der ein kleiner, sehr zierlicher Buddha sitzt. Die Hand greift die Blume unmittelbar hinter den Deckblättern, der lange Stil der Wasserpflanze hängt in voller Länge rechts an der Figur herunter. Ungemein interessant muß das Maṇḍala, der Strahlenkranz, der der Figur gewesen sein, denn sein äußerer Rand enthielt kleine Bilder. Erhalten davon ist unter dem rechten Arm ein Streifen, welcher kleine Figuren darstellt, die in einem Behälter sitzend flehend die Hände hochstrecken: offenbar Verdammte in einer Hölle.

An den Rändern waren sicher noch Nebenfiguren. Das Bild war durch Ketmenhiebe zerschlagen, und es ist leider nur die Hälfte erhalten: von dem Bodhisattva die rechte Hälfte, vom Buddha natürlich die linke. Vermutlich waren die Dargestellten Amitâbha und Padmapâṇi.

4. Außerdem eine Masse zerschlagener Tonfiguren und Glieder von Holzfiguren.

Fig. 91. Gandhâra-Bodhisattva aus der Sammlung Leitner zur Rekonstruktion des auf Tafel XVIII, Fig. 1 abgebildeten Holzfragments.

Tempel ν.

Dies ist die Ruine eines größeren Tempels etwa vom Typus λ, aber in viel größeren Dimensionen. Hier fanden sich im Schutt einige hübsche Ornamente aus Lehm geformt, besonders betende Devatâs mit blauen Haaren, welche aber wohl von anderswoher verschleppt sind. Höhe 15 cm, Breite 9 cm (Taf. XIX, Fig. 1; vgl. auch die von M. A. Stein gefundenen: Sand-buried Ruins, Umschlag).

Tempel ξ.

Dieser kleine Bau ist ein kleiner Terrassentempel vom Typus λ und ziemlich denselben Dimensionen.

Ruine *o*.

Dieser große Komplex von zerstörten Gebäuden gehört zu den interessantesten Ruinen der „Stadt", so daß ich es aufrichtig bedaure, nicht mehr die Zeit gefunden zu haben, davon einen Plan zu machen. Aber bei der Masse des Vorhandenen war es wirklich schwer, allem Wünschenswerten sein Recht zu geben, und so blieben auf meiner Desideratenliste ein paar Dinge stehen, die erst eine neue Expedition aufklären muß. Aus dem Gewirr zerstörter Räumlichkeiten ragt ein Flügel des Gebäudes (der südliche) hervor, weil er noch leidlich erhalten und recht eigentümlich ist. Ein enges, massives, nach Süden orientiertes Tor mit dahinter liegenden Zimmern führt in einen sehr schmalen Hof, der rechts und links von einer Anzahl sehr kleiner Gewölbe (Zellen) flankiert ist; an der Nordseite schließt wiederum ein massives Tor den Hof ab. Im Anfang glaubte ich hier ein Gefängnis zu sehen. Aber es ist wohl richtiger, hier eine Reihe von Asketenwohnungen zu suchen. Dazu kommt, daß nichts an dem Gebäude spezifisch buddhistisch ist, vielleicht mag das bei dem nördlichen Teil des Komplexes der Fall sein, dessen Zusammengehörigkeit mit der südlichen Anlage ja auch nicht feststeht. Es ist mir nachträglich der Gedanke gekommen, daß hier die Wohnungen der Manichäer gewesen sein könnten. Die daneben liegende hochgebaute Ruine zeigt ja überall im Schutt Reste manichäischer Manuskripte, auf α mit türkischen u. s. w. durcheinander gemengt, dann weiter nördlich auf N und in den Schuttlagen auf dem Turme weiter nördlich desselben hochliegenden Systems. Vielleicht haben die Plünderer die aus *o* geraubten Manuskripte auf den hochliegenden Terrassen zerstört, um sie von hier in alle Winde zerstreuen zu können und zugleich selbst vor Verfolgern sicher zu sein.

Die Ruinen π—τ.

Diese kleinen Gebäude sind von Klementz in seinem Berichte S. 32 nach meiner Meinung durchaus richtig beurteilt worden. Ich kann daher nur auf ihn verweisen. Die uns hier vorliegenden, welche in einer Reihe von der Ruine o an nach Osten aufeinander folgen und wie es scheint an einer alten Straße lagen, sind verkleinerte Formen eines Typus, welcher oben unter Ruine W beschrieben worden ist, nur hat π (Fig. 92) gar keine Nischen

*Fig. 92. Pfeilertempelchen π von der Südostseite her aufgenommen.

am Pfeiler, ϱ (Fig. 93) eine geringere Zahl. Von diesen Bauten muß eine große Menge in Idikutschari existiert haben, besonders auch im östlichen Flügel; leicht vom Wasser unterspült, stürzen sie ein und werden dann als Schutt auf das Feld gebracht, an dessen Rain sie eine Zeitlang gestanden haben als Rendezvousplatz für die Feldarbeiter oder die Hirten, deren Schafe die süßlichen Schäfte der Kunakstoppeln abweiden, wenn die Ernte eingebracht ist.

*Fig. 93. Pfeilertempelchen ϱ von der Südostseite her aufgenommen.

Die Ruinen υ und φ.

Diese grandiosen Bauten im Süden der „Stadt" sind schon Regel aufgefallen. Es sind Reihen von hohen Bogengängen, die mit den Eingängen, wie es scheint, nach Süden orientiert waren und parallel nebeneinander liegen. Der einst über den grandiosen Gewölben aufgeführte Aufbau liegt in Trümmern. Regel führt in seiner oben wieder abgebildeten Skizze nur eine derartige Ruine auf; es muß hier ein Versehen vorliegen, denn ich konnte keine Spuren finden, daß die beiden Bauten einst verbunden waren: zweifellos sind sie aber Gegenstücke, die in der Anordnung durchaus einander entsprechen, und dieser Umstand mag Regels Auffassung veranlaßt haben. In keinem der Räume ist heute nur eine Spur von Fresko oder sonstiger Verzierung. Einer eingehenden Untersuchung wären sie aber dennoch wert. Aus den Gewölben von φ brachten die türkischen Bauern viele Reste von Manuskripten (z. B. ein größeres Fragment in Brâhmî, uigurische Blockdrucke und einen chinesischen Druck).

Ruine ν'.

Diese einst grandiose Ruine ist ebenfalls schrecklich zerstört. Sie macht den Eindruck eines neueren Anbaues an das alte System der inneren Mauer, welche im Süden der Stadt in sehr ruinösem Zustand sich an unseren Bau anschließt. Auch dieser Bau enthält eine Reihe hochliegender, sehr hoher, paralleler Tonnengewölbe, welche wieder von einem Aufbau überragt waren. Dieser Aufbau hatte einst eine Reihe von Zimmern mit prachtvollen Fresken, welche stark an Ruine α erinnerten. Nach der Ecke zu lag ein Turm mit ebensolchen Zimmern. Nach Norden hatte er einen kleinen Tempel als Vorbau, von dem aus die Treppe emporgeführt haben muß. In dem oberen Zimmer dieses Vorbaues waren noch Freskenreste erhalten, ungemein bunt gemalte, sicher sehr junge, sitzende Buddhas in fast lamaistischem Stil. Die Fresken lagen im Schutt, gehörten also wohl der Decke des Raumes an.

Im Schutt dieses Baues fanden die türkischen Bauern drei Torsos (Büsten) von schönen Götterfiguren, welche sie uns nach der Karavansarai brachten. Diese drei Büsten zeichnen sich durch einen ungemein lieblichen Ausdruck in den Gesichtern aus. Auch der Schmuck: Halsketten, Brustketten und Ohrgehänge, sind noch erhalten. Interessant ist es, daß die Augen dadurch belebt sind, daß in die Mitte der Pupille eine Vertiefung gebohrt ist. Eine davon (38 cm hoch, Taf. XIX, Fig. 2) blickt nach oben und hielt sicher auch den linken Arm nach oben, entweder um Blumen zu werfen oder einen Kranz oder sonst eine Gabe einem Buddha zu überreichen. Die anderen zwei (hoch 41 cm und 34 cm, Taf. XX, Fig. 1—2) haben die Arme verloren, sodaß über die Art, wie die Figuren standen, sich nichts sagen läßt; vielleicht hatten sie die Hände gefaltet. Hände, welche Blumen halten, fanden sich übrigens überall auf den Ruinen, sodaß plastische Figuren solcher Bodhisattvas und Devatâs als ganz zweifellos angenommen werden können. Eine solche Hand habe ich als Belegstück mitgenommen, sie wurde uns schon am ersten Tage überbracht. Ich habe aber noch viele im Schutt gefunden, hielt es aber für überflüssig, alle diese Fragmente mitzunehmen. Außer diesen drei Büsten fand sich noch ein ganz verwandter Kopf eines Bodhisattva (20 cm hoch). Die erste erwähnte Büste ist rotbraun bemalt, die anderen zwei sind weiß, ebenso der Kopf; alle haben Tilakas,[1]) zwei konzentrische Kreise, welche mit Punkten umgeben sind, auf die Stirne gemalt und alle haben aufgemalten Schnurr- und Kinnbart oder die Spuren davon.

Ruine φ vgl. unter ν.

Ruine χ.

Dies ist die Ruine eines großen Klosters, welches ähnliche Bauformen gehabt haben muß, wie Kloster β in der Südwestecke. Es ist dies zweifellos die Anlage, von dessen Mittelbau Klementz (Bericht etc. S. 33) sagt: „An der Nordseite zeigt es eine Mauer mit vier Vorsprüngen und einspringenden rechten Winkeln, während an der Südseite zwei gewölbte Türen in eine niedrige, mit Malerei bedeckte Galerie führen. Von hier aus leiteten

[1]) Die Ûrṇâ bei Buddhaköpfen ist ein kleiner aufgemalter Kreis, umgeben von nach oben strebenden flammenartigen Linien.

zwei Treppen nach den inneren Räumen, doch sind diese gänzlich verschüttet und von den Treppen ist nichts mehr übrig geblieben. Offenbar ist das Gewölbe von einer Kuppel gekrönt gewesen, denn es liegt ein hoher Schutthaufen darauf, der an ein Bogengewölbe erinnert.“ — Von dem Schutt ist jetzt viel abgefahren, dafür aber ist die Galerie mit den Fresken nach Süden eingestürzt und so mit Schutt verstopft, daß man nur von Norden her mit großer Mühe hineinkriechen kann. Von den Fresken ist noch ein Streifen mit Buddhafiguren erhalten, unter denen eine Zeile in Brāhmī (a), dann hübsche Ornamente und noch eine Zeile in Brāhmīschrift (b) hinliefen (Fig. 94). Diese Inschriften sind aber völlig zerkratzt. In einem Raume östlich von diesem engen Gange sind an der Nord- und Westwand zerkratzte Reste wundervoll gezeichneter Fresken erhalten, während die Ost- und Südwand verschwunden sind. Besonders hübsche Köpfe von Devatās haben sich da und dort noch erhalten. Der südlich davon liegende Raum, über dem sich einst die Kuppel wölbte, ist sehr merkwürdig dadurch, daß seine erloschenen Fresken nicht auf Stuck, d. h. auf der glattgestrichenen Lehmschicht aufgetragen waren; sondern Papierbrei war in ziemlicher Dicke auf die Wände aufgetragen und ist zum Teil noch in der südöstlichen Ecke erhalten, die Bilder aber sind verschwunden bis auf die rohen Umrisse eines großen Schiffes an der Südwand.

a

b

Fig. 94.

Ruinen ψ und ψ'.

Über diese beiden Bauten kann ich nur so viel sagen, daß der erstere eine hübsche Wiederholung des Typus W darstellt, während der andere kleine Tempel dadurch merkwürdig ist, daß er vermauerte alte Fresken zeigt.

Tempel ω.

Dieser kleine Tempel besteht aus einer Terrasse mit Sockel und dahinter liegendem Stūpa. Die Untersuchung dieses Baues stand noch auf meinem Programm, ich mußte aber aus Zeitmangel darauf verzichten. Am Sockel sind Reste hübscher Fresken, musizierende Devatâs, welche zwar zerkratzt, aber rekonstruierbar waren. Interessant ist es, daß bei diesem Tempel, offenbar um ihn noch einzugliedern, die Stadtmauer stark vortritt.

Wenn man die Straße, welche nördlich von Idikutschari nach Tojok-Mazar und Luktschun führt, nach dieser (östlichen) Richtung weitergeht, so trifft man auf eine Reihe von Ruinen zu beiden Seiten der Straße, über welche ich hier noch ein paar Worte sagen will. Noch bevor man die kleine Brücke erreicht hat, sieht man unter den zahlreichen fast formlosen Gebäuderesten, welche die Straße begleiten, nördlich von der Straße einen hochliegenden pavillonartigen Bau, der schon mohammedanischen Charakter hat, und etwa fünf Minuten nordöstlich davon zwischen Feldern und Bauernhäusern einen einstöckigen größeren Bau desselben Charakters. Ich hatte nicht die Zeit, diese Bauten genauer zu studieren, will sie aber erwähnen, da sie mir zu beweisen scheinen, daß sie einer moham-

medanischen Periode angehörten, die kulturell bedeutend höher stand als die heutige Bevölkerung. Hat man die Brücke überschritten, so gelangt man an Bauernhäusern vorbei an die große Mauer der Festung Jakub Begs, welche bereits Regel in seinen Plan eingetragen hat. Die Mauern sind noch ziemlich gut erhalten und an der Nord-, Ost- und Westseite auch noch der Graben davor. Das umschlossene Areal aber ist heute beackert, und die Breschen, die durch die Mauer gelegt sind, dienen vornehmlich den Bauern zum Aus- und Einfahren, zum Ausfahren der Ernte, zum Einfahren des Ruinenschuttes, wie bei Idikutschari. Die Mauern der Festung sind mit sehr breiten Zinnen versehen, zwischen denen nur schmale Lücken stehen. An der Außenseite jeder Zinne ist ein kleines Loch, wie vielfach an chinesischen Festungen, über dessen Zweck ich leider nichts sagen kann. Die Zinnen sind aus großen Luftziegeln auf die Mauer aufgebaut (Fig. 95a), etwa fünf Mauersteine hoch, darauf sind zwei Steine mit den Kanten dachartig hochgestellt (Fig. 95b) aneinandergelehnt und dann mit Lehm verschmiert, so daß die ganze Zinne oben dachförmig ist. Der Platz, wo die Verteidiger hinter den Zinnen stehen konnten, ist durch einen Anbau an die Innenseite der Mauer hergestellt (Fig. 95c).

Fig. 95.

Südlich davon, aber noch nördlich von der Straße liegt ein kleiner Tempel, welcher auf dem Plane mit B bezeichnet ist, ihm gegenüber ein großer bezeichnet mit Ц und ein dritter liegt näher an der Ostmauer der Stadt des Dakianus. Südlich von Ц liegen zwei große Gruppen von Ruinen, auffallend durch ihre langen Mauern, Stûpen und pfeilerartigen Bauten: eine größere nördliche Gruppe und eine kleinere südliche.

Noch weiter auf dem Wege nach Tojok-Mazar liegen sowohl nördlich wie südlich noch Reste von Gebäuden, meist schrecklich zerstört; bemerkenswert ist aber ein großer Stûpa nördlich an der Straße, welcher eine gute halbe Stunde von Idikutschari entfernt liegt. Er ist außen formlos, aber innen hohl, und es führt im Innern eine Bank herum. Über diesen Stûpa hinaus gibt es bis Tojok-Mazar keine nennenswerten Ruinen mehr.

Bevor ich ein paar Worte über die Stûpengruppe sage, möchte ich noch die Tempel B und Ц behandeln.

Tempel B.

Dieser kleine, einst recht hübsche Tempel (Fig. 96) besteht aus einem Hof von etwa 15 m Breite und sicher mehr als 20 m Tiefe, der einst überall mit Mauern umgeben war; die Front, nach Süden orientiert, ist jetzt zerstört, so daß sich nichts mehr darüber sagen läßt. In einem Abstand von 2,75 m von der West- und Ostwand und von 5,80 m von der Nordwand steht das Hauptgebäude, welches in zwei Teile zerfällt: einen massiven Pfeiler mit vorliegenden Seitensockeln in ganzer Breite, welcher mit diesen 9,45 m breit und 5,50 m tief ist, und hinter welchem ein quadratischer Sockel, 2,75 m ins Geviert, liegt. Vor diesem Pfeiler liegt eine kleine Zella mit 2,14 m dicken Wänden und einem nach Süden gewendeten, 2,75 m breiten Eingang, welche ganz mit Trümmern von Tonstatuen angefüllt ist; Füße, welche auf bemalten Lotusblumen stehen, Ohrschmuck, Schmuckketten, Kleiderteile und Körperglieder etwa in Lebensgröße, alle aus Ton geformt und bunt bemalt, liegen wirr durcheinander unter anderen Trümmern, welche wohl dem Dache angehört haben. An der Nordwand der Zella ist ein 3 m breiter, etwa 2 m tiefer Sockel für die Hauptfigur;

vor der West- und Ostwand im Innern der Zella liegen bankartige Sockel, kaum 1 m breit, welche später auch an die Türwand weiter geführt wurden; aber dieser Umbau, welcher offenbar dazu gedient hat, noch mehr Figuren aufzustellen, ging auf Kosten der alten Fresken, denn der Sockel ist hier überall auf die Fresken aufgesetzt!

Diese Fresken waren dekorativer Art und sehr hübsch ausgeführt; auf hochrotem Grunde, welcher mit Sternen, die aus weißen Punkten gebildet sind, gemustert ist, erscheinen Lotusknospen und andere zum Teil seltsame Blumen. Diese Blumen bestehen aus einem viereckigen Pfeiler mit hellgrau (Licht-) und dunkelgrau (Schattenseite) bemalten Seiten, auf der weißen oberen Fläche des Pfeilers ist ein Kreuzornament in schwarzem Rand und schwarzen Strichen, nur die punktierten Linien sind hochrot. Dieser Pfeiler bildet den Stempel einer dreiblättrigen Blume mit weißen Blättern, die hochrot geadert sind. Sie steht in einem dunkelgrünen Kelch (Fig. 97). Interessant ist es, daß dies Pfeilerornament

Fig. 96. Grundriß von Ruine B.

Fig. 97. Rest der Wanddekoration aus B.

noch heute ein Lieblingsmotiv in zentralasiatischen Teppichen ist. Ich kann mir nicht versagen, darauf hinzuweisen, welche Fülle von Material sich ergeben würde, wenn man die Zeit hätte, alle Ornamente der Frei- und Höhlentempel, die noch in der modernen Teppichweberei fortleben, systematisch zusammenzustellen.

Tempel Iϙ.

Von dem Typus dieses großen Tempels (Fig. 98) gibt es auch einige innerhalb der Mauer von Idikutschari, besonders in der Nähe der von mir mit den Buchstaben I, I′ und T bezeichneten Ruinen; aber keiner derselben ist noch so deutlich in seiner Anlage, wie der vorliegende. Immerhin hat auch er gelitten; ein großer Anbau an der Nordseite ist bis auf eine kurze, von Süden nach Norden laufende Mauer und eine zweite sehr dicke mit der Nordwand parallel laufende und an sie angebaute Mauer zerstört, und auf der Südseite ist der entsprechende Flügel mit der nach Süden orientierten Mittel-Zella in eine Art Unterstandshaus verunstaltet, moderne Lehmmauern der elendesten Art sind durchgezogen und ein Kang und Kochstellen eingerichtet. Betrachten wir den Plan, so sehen wir, daß die

Endpunkte der erhaltenen Mauern nach den vier Himmelsgegenden, bezeichnet mit einem Sternchen, ein Quadrat von 30 m darstellen. Die Frontseite des Tempels liegt gegen Osten: dort bildet eine fast 16 m breite Terrasse den Eingang zu dem Hauptbau zwischen den mächtigen, 90 cm dicken und 30 m langen Nord- und Südmauern des ganzen Systems, das an der Ostseite (Rückseite) durch eine 16 m lange Mauer, welche jetzt starke Breschen zeigt, abgeschlossen wurde und vielleicht ebenso wie die Frontseite von Norden nach Süden laufende Vorsprünge an allen vier Ecken hatte.

Den Mittelbau machte ein kolossaler, viereckiger Pfeiler aus, welcher etwa 7,50 m im Quadrat hatte; noch etwa 6 m hoch steht sein Gemäuer, aber die oberen Teile des Baues sind herabgestürzt und bilden einen Schuttberg, der hauptsächlich nach Norden und Osten sich aufgehäuft hat. Vor diesem Pfeiler liegt dem Eingang gegenüber eine Zella, durch einen nur 1,70 m breiten Zugang — ein 3 m hohes gewölbtes Tor — zugänglich,

N

Fig. 98. Grundriß des großen Tempels II.

6,75 m tief und 5,50 m breit: die Mauern der Zella und der Türe sind 1,40 m dick. Die Entfernung der Türe von dem Rand der Eingangsterrasse beträgt 5,30 m. Die kleinere, hintere Hälfte der Zella, Tiefe 3 m, ist ihrer ganzen Breite durch einen mächtigen, übermannshohen Sockel ausgefüllt, auf welchem ein Buddhakoloß saß. Die Rückwand (also die Frontwand des Mittelpfeilers) ist noch wohlerhalten, und so läßt sich, obwohl von der Figur nur der Bauch und die Füße erhalten sind, feststellen, daß der Koloß 6,70 m hoch war. Rechts und links von dieser Mittel- und Hauptzella entstehen zwischen der Nord- und Südwand zwei andere Zellen an der Front ohne besondere Türe, aber an der Nord- und Südmauer durch ganz schmale (90 cm) Türchen auch von außen zugänglich. Je an die Mauer der Mittelzella angeschmiegt, stehen auch hier Sockel für sitzende Figuren, aber etwas niedriger, nur 3,20 m breit und 2,20 m tief. Auch hier sind nur die Füße der

Statuen erhalten, die überhaupt auch kleiner waren als der Koloß der Mittelzella. Die Rückwände dieser Seitenzellen sind 4,20 m breit, und durch den freien Raum neben den Figurensockeln in der nördlichen Zella nördlich vom Sockel, in der südlichen südlich davon führt je ein schmaler gewölbter Gang (90 cm breit, etwas über Mannshöhe) weiter durch die Wand in zwei neue Zellen, welche nördlich und südlich vom Mittelpfeiler liegen. Diese gewölbten Gänge, welche im Norden mit Schutt verstopft, im Süden, wie gesagt, modern vermauert sind, haben und hatten interessante Fresken. Im Norden sieht man Reihen von Göttern mit uigurischen Inschriften. Leider hatte ich nicht mehr die Zeit, die Gänge freizulegen und Fresken herauszunehmen. Die beiden Seitenzellen, nach Nord und Süd orientiert, sind 3,50 m breit und 5,40 m tief; auch ihre Pfeilerwand hat vor sich je einen Buddhasockel in voller Breite der Zella, aber nur 1,20 m tief, auch hier sind nur mehr die Füße der Buddhas erhalten. An den Wänden zeigen sich überall Freskenspuren. Die Ostwände dieser Seitenzellen sind 2 m dick und wiederum durch niedrige gewölbte Gänge passierbar, durch welche man in den sehr zerstörten Raum an der Rückseite des ganzen Gebäudes gelangt. Nach Osten orientiert, liegt an der Hinterwand des Mittelpfeilers ein mächtiger, aber sehr zerstörter Sockel, welcher nahezu 8 m tief war, zwischen zwei Mauern, die ihn begrenzten und jetzt sehr zerstört sind. Die Buddhafigur, welche auf dem Sockel saß, ist indes noch zu erkennen. Der Abstand des Sockels von der Rückwand des ganzen Baues beträgt 3,50 m. Vor diesem Sockel, nach Osten zu, liegen noch die Reste eines langen Sockels, auf denen deutlich noch die Überbleibsel einer großen Figur des ins Nirvâṇa eingehenden Buddha sich erhalten haben. Die Räume rechts und links von dem großen Sockel sind jetzt zerstört, im Norden durch Einsturz, im Süden durch Einbauten, aber an den noch sehr hohen Mauern sieht man deutlich, daß hier Tonnengewölbe waren: vermutlich liefen diese Gewölbe bis zur Ostmauer, so daß nur vor dem Sockel des Nirvâṇabuddha ein langer schmaler Hof übrig blieb. Graben konnte ich hier leider nicht mehr.

Die Stûpengruppen südlich von der Straße sind von Klementz und Donner bereits erwähnt worden, beide Reisende[1]) geben überdies Abbildungen von drei Stûpas aus der südlichen kleineren Gruppe. Leider kann ich über diese interessanten Anlagen nicht viel sagen; auch meine Planskizzen sind ohne Maßangaben, da es mir bei der Empfindlichkeit der Chinesen gegenüber Ausgrabungen auf Kirchhöfen bedenklich schien, mich hier zu lange und zu eingehend zu beschäftigen. Denn es ist zweifellos, daß die beiden Stûpengruppen die Nekropole von Idikutschari darstellen. Die türkischen Bauern waren freilich weniger rücksichtsvoll als ich, denn in den trüben Wintertagen waren immer einige von ihnen beschäftigt, die Gräber neben den Stûpen auszugraben. Aber jedesmal flohen sie, wenn sie mich nur von weitem kommen sahen.

Die südliche Gruppe (Fig. 99) besteht aus einem größeren und einem südlich daran liegenden kleineren, mit mannshohen Mauern umgebenen Hof. Die Südmauer des kleineren Hofes ist jetzt zerstört. An der Ostseite des größeren Hofes liegen vier große Gräber, ferner der runde Unterbau eines größeren Stûpa und ein kleinerer mit einer kleinen Vor-

[1]) Klementz, Berichte etc. S. 32 und Taf. II. Donner, Resa S. 129. Die Abbildung bei Donner ist stark retuschiert, so daß die balkenartigen Ornamente zu stark hervortreten. Auf beiden Abbildungen sieht man im Hintergrund die Ostmauer von Idikutschari.

mauer. In dem größeren Hofe sind vier Stûpas und in der nordwestlichen Ecke noch ein Gebäuderest, neben welchem wiederum Gräber liegen (C). Aus dieser Ecke stammt ein Schädel, der ins Museum gelangt ist. Es war am 24. Dezember, als ich hier um die Mauer biegend, einige Türken verscheuchte, welche die Gräber geöffnet hatten. Alle Stûpas haben auf dem Sockel hübsche, schildförmige Ornamente (Fig. 100) gehabt, welche bei dem Stûpa der Südwestecke (D) (Fig. 101) am besten erhalten waren. Sie sind stilistisch sehr interessant, weil ähnliche Schildornamente auf den manichäischen Miniaturen, welche aus α in Idikutschari stammen, vorkommen. Der über dem Sockel sich erhebende Körper des Stûpa hat überall bis zum Übergang in die Kuppel Balkenornamente: aufrechtstehende Balken mit seitwärtsgehenden Tragbalken, welche aus Lehm geformt sind, aber deutlich Holzbau nachahmen. In der Tat muß es in den Bauten von Idikutschari solche Holzeinbauten gegeben haben, abgesehen von den aus Holz aufgesetzten Aureolen mit Pfeilern und Dächern und den eingesetzten meist einst prächtig bemalt gewesenen Türrahmen. Die Ähnlichkeit dieses Dekors mit den Balkenanlagen alter deutscher Bauernhäuser ist zu auffällig, um nicht erwähnt zu werden.

Fig. 99. Planskizze der kleineren südlichen Stûpengruppe, östlich von der Mauer von Idikutschari.

Der Eingang des großen Hofes hat nach Süden gelegen; unmittelbar vor diesem Eingang steht ein viereckiger Pfeiler, der einst Nischen gehabt hat. In dem südlichen Hofe liegt nur ein Stûpa (A).

Fig. 100. Ornament auf dem Sockel von Stûpa D.

Alle Stûpas unterscheiden sich von den übrigen der buddhistischen Welt dadurch, daß sie nicht massiv sind, sondern aus hohlen Gebäuden bestehen, deren Kuppel auf einen quadratischen Unterbau aufgesetzt ist; den Übergang vom Unterbau zur Kuppel vermittelt das den Stalaktiten ersetzende, schon oben erwähnte, muschelförmige Vorsetzblatt. Bisweilen besteht die Kuppel aus zwei Gewölben übereinander (wie bei Stûpa A); in diesem Falle hat das untere Gewölbe in der Mitte der Decke eine runde Öffnung, so daß man von unten aus das obere Gewölbe erblickt. Klementz teilt in seinem Berichte mit, daß er in keinem dieser Gebäude Spuren von Fresken entdecken konnte. Ich habe mich, durch die Sonderbarkeit der Bauten gereizt, die Mühe nicht verdrießen lassen und bin in alle Gebäude hineingekrochen. In Stûpa A der kleinen Gruppe fand sich in der Tat Spur von Bemalung und zwar sehr reicher. Ich habe erwähnt, daß dieser Bau ein Doppelgewölbe hat: das untere hatte einst prachtvolle dekorative Fresken, welche aber jetzt völlig zerstört sind, während das obere Gewölbe bloß getüncht war. Der etwa mannshohe, quadratische Unterbau war ebenfalls prachtvoll dekoriert, ist aber jetzt völlig verkratzt; nur das viermal vorkommende Ornament des in den Ecken liegenden Vorsetzblattes (Taf. XXI, Fig. 1) war, da hier und dort ein Stück erhalten war, zweifellos zu rekonstruieren und ebenso die in denselben prächtigen Farben gehaltene Borte des Unterbaues (Taf. XXI, Fig. 2). Den Eingang bildete ein schmaler, jetzt

halbverschütteter Gang, welcher ebenfalls Fresken gehabt hat und zwar das bekannte durch die ganze indische (auch lamaistische) Kunst gehende Löwenkopfornament. Eine Reihe stilisierter Löwenköpfe bildete die Mitteldekoration der Wände, aus den Rachen der Köpfe hingen Perlenketten. Es ist dies das einzige Mal, daß ich dieses aus dem antiken Wasserspeier entstandene Muster in den Ruinen in und um Turfan sah. Die nördliche (Fig. 102) größere Stûpengruppe ist viel komplizierter, aber auch viel unregelmässiger als die südliche. Das Zentrum bildet ein großer ummauerter Hof (b) mit einem kleinen Stûpa in der Südostecke und Spuren von Gräbern; in der Mitte dieses Hofes liegt ein zweiter Hof mit drei jetzt formlosen Kompartimenten vor der Nordwand und je sieben einander gegenüberliegenden kleinen Tonnengewölben an den Seiten; der Eingang war von Süden. Nördlich von b ist eine beachtenswerte Anlage ein Stûpa innerhalb eines kleinen

*Fig. 101. Ansicht des Stûpa D mit der südlichen Hofmauer dahinter und dem pfeilerartigen Monument B.

ummauerten Hofes mit einem äußerst massiven Tore (a) davor, die Innenwand dieses nicht viel mehr als mannshohen und nicht viel mehr als 2 m breiten Tores ist einst mit dekorativen Fresken geschmückt gewesen. Südlich von b folgen wieder Stûpen, Gräber und Pfeiler und wiederum ein größerer Hof mit einem sehr großen Stûpa c (Fig. 103, 104) auf achteckiger Basis mit einer alten Freitreppe nach Westen und einem einstöckigen, aus vier Zimmern (zwei oben, zwei unten) bestehenden Anbau nach Osten. Leider ist dieser sicher einst sehr bedeutsame Stûpa ganz ausgeplündert und bis auf den Sockel zerstört. Aus dem Gewirr der übrigen Stûpen mit und ohne Höfe, Pfeiler und Gräber möchte ich nur die folgenden Einzelnheiten erwähnen. Zunächst einen besonders hübschen Pfeiler auf dem Plane mit y eingetragen. Er enthielt offenbar ebenfalls ein Grab, das von der Seite her erbrochen ist. Interessant ist die Verzierung der vier Wände seines oberen Teiles

(Fig. 105). Acht Reihen von 10—12 Stück Kleemustern, aus Ton geformt, sind auf seiner Fläche aufgesetzt: viele davon allerdings sind schon zerschlagen oder abgefallen. Ferner möchte ich zwei blinde Fenster (Fig. 106) erwähnen, welche an der Südseite der Hofmauer bei x aus Lehm modelliert sind. Da sonst nirgends Fenster oder Türen erhalten sind, war mir diese offenbar auch Holzstil imitierende Fensterform besonders auffallend. Ferner möchte ich noch hinweisen auf ein durch die Zerstörer förmlich halbiertes Doppelgewölbe, welches im Plane bei z eingetragen ist (Fig. 107), sowie auf einen Pfeiler mit Nischen auf allen vier Seiten (Fig. 108). Die Türken scheinen in den Gräbern nach Gold und Schmucksachen zu wühlen und, wie ich gehört habe, soll sich die Sache gelohnt haben. An Festtagen sieht man bei den Frauen da und dort antike Schmuckstücke, welche aus den Gräbern stammen mögen: ja sie behaupten, wenn die großen Stürme kämen, fände man im Sande Schmucksachen und besonders Perlen.

Etwa eine Wegstunde nördlich von Idikutschari liegt der Flecken Sengyma'uz (Sengym, Fig. 109) am Ausgang des Karakhodscha-Flüßchens aus einer ziemlichen engen Talschlucht. Dieses Flüßchen, welches eine gute halbe Stunde weiter nördlich aus zwei Quellbächen, dem von Nordwesten herkommenden Murtuk (Multuk) und dem von Osten kommenden Upreng (Uprang), zusammenfließt, bildet in den Vorbergen erst ein ziemlich enges Tal, solange es gerade von Norden nach Süden fließt, aber etwa in der Mitte seines Laufes macht es vor einem Bergvorsprung eine starke Biegung nach Südwest, um von hier an wieder in fast südlicher Richtung dem Ausgange des Gebirges zuzueilen. Kurz bevor der Fluß an die Ebene gelangt, strömt er sehr nahe an einer steilen Felswand entlang, die zu seiner Linken abfällt, während zu seiner Rechten die Berge stärker zurücktreten, leiser ansteigen, und sich so ein ziemlich breites hochliegendes Tälchen bildet. Genau da, wo der Fels der östlich vom Flüßchen liegenden hohen und steilen Berge unmittelbar über dem Flußlaufe

Tonnengewölbe.
Stûpas.
Zerstörte Stûpas.
Pfeiler.
Gräber.
Moderne Wege.

Fig. 102. Planskizze der entfernteren großen (nördlichen) Stûpengruppe.

*Fig. 103. Ansicht der großen Stûpenanlage c im Süden der großen (nördlichen) Gruppe von Westen her gesehen.

↑c

*Fig. 104. Die große nördliche Stûpengruppe von Osten her gesehen.

*Fig. 105. Pfeilermonument aus der großen (nördlichen) Stûpengruppe. Im Vordergrund sieht man den mit Kleeblattmuster verzierten Bau y etwa von Südost her, der Stelle des Fußweges, wo auf der Planskizze der Buchstabe y steht. Zwischen diesem Monument und dem von einem Hofe umgebenen Stûpa sieht man in der Ferne das Tor von Anlage a.

Fig. 106. Blindes Fenster bei x, Höhe 3,35 m.

ansteigt, liegt auf der rechten Seite das Örtchen Sengyma'uz, welches nur eine einzige Straße bildet, nämlich die Landstraße, welche von Astana sowohl wie Karakhodscha hier durchläuft, um hinter Sengyma'uz über eine kleine Brücke zu führen und dann immer auf dem linken Ufer dem Flusse entlang nach Norden sich zu erstrecken. Hier an der Brücke sind die Flußufer ziemlich flach, während sie sonst fast auf der ganzen Strecke ziemlich hoch und steil sind, so daß man in gar nicht weiter Entfernung den Fluß überhaupt aus den Augen verliert und ihn erst wieder zu Gesicht bekommt, wenn man an den Bergen ziemlich hoch hinanklettert. Südlich von Sengyma'uz[1]) teilt sich der Fluß. Der östliche Arm fließt in direkt südlicher Richtung hinter Obstgärten nach Karakhodscha, um dort, nachdem er einen Arm in westlicher Richtung nach Astana gesandt hat, wieder in Bäche zerschnitten zu werden, von denen der eine unmittelbar vor der östlichen Stadtmauer von Idikutschari, der andere, wie wir erwähnt haben, etwas weiter ab von der westlichen Mauer nach Süden fließt, um endlich in den Bodschanta-See zu münden. Der westliche Arm, welcher unmittelbar bei Sengyma'uz sich abzweigt, läuft in südwestlicher Richtung, stellenweise in eine Menge kleiner Rinnsale zerrissen, stellenweise zwischen hohen Ufern, durch die Wüste

[1]) „Beim Austritt des Karakhodschaflüßchens aus den Bergen liegt die kleine Ortschaft Sengyma'uz oder, wie man hier sagt, Syngmauz. Der Weg teilt sich hier: der südöstliche [fast direkt südliche] Ast biegt ab nach dem Dorfe Karakhodscha, der südwestliche geht direkt nach Turfan durch eine steinige Wüste, auf welcher Capparis spinosa („Kappa"), Alhagi Kirghisorum und Zollikofera acanthoides wuchert" G. Gržimajlo, Описаніе путешествія . . . I, 273.

*Fig. 107. Große (nördliche) Stûpengruppe. In der Ferne der Stûpa des vorigen Bildes, rechts im Vordergrunde ein halbzerstörtes stûpaartiges Doppelgewölbe (z).

*Fig. 108. Pfeiler aus der großen nördlichen Stûpenanlage, mit Nischen auf allen vier Seiten.

Fig. 109.
Skizze des Tales von Sengyma'uz (Sengym).

← Nr. 12
← Nr. 11
← Nr. 10
← Nr. 9
← Nr. 7–8
← Nr. 6
← Nr. 5
← Nr. 3
Nr. 4
↑ Nr. 1 und Nr. 2

in der Richtung nach Astana. An zwei Stellen bildet er Furten, von denen aus man auf das hochliegende Ufer südwestlich vor Sengyma'uz gelangen kann: dort liegt der Kirchhof des Dörfchens und ein großer moderner Kuppelbau, während kurz vor der Hauptfurt ein alter viereckiger Turm am Wege liegt. Über den Kirchhof führen schmale Fußwege hinter dem Dorfe auf dem rechten Ufer nach Norden, vorbei an einem kleinen Bauernhof mit einigen Bäumen, welcher in einem Tälchen liegt, das sich nördlich von der oben erwähnten Wendung des Baches nach Westen zwischen einzelnen Hügeln bildet. Außer den Furten, welche den Zugang vom rechten Ufer her ermöglichen, kann man auch vom linken Ufer her nach Sengyma'uz gelangen mittelst eines höchst primitiven Steges, der aus Knüppeln, Strohbündeln und Steinen gebildet quer über das Flüßchen gelegt ist, bevor es sich in zwei Arme teilt. Von hier aus kann man am linken Ufer entlang, die vorspringenden Berge zur Rechten, auf einen Fahrweg gelangen, welcher südlich an der Bergkette entlang bis Tojok-Mazar führt.

Beide Ufer rechts und links vom Flusse enthalten zahlreiche Altertümer, doch sind die interessanteren auf dem linken Ufer.

Schon von der Landstraße aus, welche nördlich von der Stadtmauer von Idikutschari nach Tojok-Mazar geht, sieht man, wo nicht die Häuser der Ortschaft Karakhodscha im Wege stehen, an den eigenartig geformten Bergecken links vom Karakhodscha-Bache bei Sengyma'uz eine hochliegende imponierende Ruinengruppe. Es sind dies die Tempel Nr. 1 und Nr. 2 des Herrn Klementz mit ihren Annexen, welche wir zunächst genauer betrachten wollen (Fig. 110, 111).

Das Hauptgebäude von Nr. 1 und Nr. 2 liegt auf einem sanft ansteigenden, etwas zurücktretenden Vorberge, an den sich rechts und links mehrere kleinere, steilere Hügel anschließen, welche durch Gießbäche entstandene tiefe Einrisse aufweisen. Die Hauptgruppe der Gebäude ist durch zwei Fußwege leicht ersteigbar, von denen der eine östlich vom Bau ansteigt und einen kleinen abzweigenden Seitenweg hat, welcher zur unteren

Fig. 110. Ansicht der Ruinen Nr. 1 und Nr. 2 in den Vorbergen bei Sengyma'uz, gesehen von der Straße von Karakhodscha nach Sengyma'uz unmittelbar vor dem Turme („Tasch"), der Stelle, wo auf der Planskizze (Fig. 109) das Wort „nach" in dem Absatz „Richtung nach Karakhodscha steht. Die Höhlen Nr. 3 und Nr. 4 sind nicht zu sehen, da die langgezogene, moderne Gartenmauer vor dem Ostarm des Karakhodscha sie versteckt. Hinter dem „Tasch" sieht man den Tempel Nr. 5.

Fig. 111. Ansicht von Sengyma'uz von dem Südufer der „Furt" (Fig. 109) westlich von dem „Tasch". 1 über dem „Tasch" ist Ruine Nr. 1 (Klementz), bei 2 sieht man die halbverschüttete Höhle Nr. 4, bei 3 sieht man Ruine Nr. 5, bei 4 Ruine Nr. 7, bei 5 Ruine Nr. 9, bei 6 sieht man die ruinöse hochliegende Halle (mit zwei zerstörten Stûpas), die an dem anderen Ufer auf einem Hügel steht, unter welchem der Fluß die Wendung nach Westen macht.

Terrasse (Klementz Nr. 2) hinabführt, während der westliche direkt bis zur oberen Terrasse (Nr. 1) führt und einen Seitenweg hat, durch welchen man den massiven Turm der unteren Terrasse erreicht. Auf einem durch eine tiefe Schlucht getrennten Vorberge in östlicher Richtung liegt oben ein Mauerrest, am Fuße desselben ein kleiner bis auf den Sockel zerstörter Stûpa (Fig. 112), wieder östlich ebenfalls am Fuße des nächsten Hügels ein zweiter kleiner Stûpa, der mit Sockel etwa noch 2,30 m hoch ist und genau die Formen von Tempel Z in Idikutschari zeigt, und noch weiter östlich auf einem steilen Hügel sieht man einen kleinen Pfeilerbau mit einem zerstörten Rundgang, der einst zierliche Fresken hatte, aber jetzt völlig demoliert ist.

Das zwischen den zwei Fußwegen liegende Hauptgebäude zerfällt äußerlich in zwei Gruppen: eine untere Terrasse mit einem Vorbau' am Fuße des Berges (Nr. 2) und eine obere Terrasse (Nr. 1) (Fig. 113).

Beginnen wir, da die untere Terrasse den Eingang und das Hauptsystem bildete, zunächst mit diesem Gebäude. Vor der eigentlichen Fassade des noch auf der Erdsohle stehenden Vorbaues ist noch ein Mäuerchen und eine kleine Kammer erhalten. Der an den Berg sich anlehnende Vorbau ist jetzt sehr zerstört, doch sind zwei Ecktürme deutlich erkennbar, und eine Teilung der ganzen 25 m breiten Anlage in einen westlichen und östlichen Flügel. Der westliche Flügel bildet oben auf der Terrasse einen rechteckigen, mit der größeren Länge sich nach hinten erstreckenden Hof nebst einem kleinen Seitenbau nach Westen: etwa zwei Dritteile

Fig. 112. Rest des entfernteren kleinen Stûpa östlich von Ruine Nr. 1 und Nr. 2 vor Sengyma'uz, mit Sockel 2 m 30 cm hoch.

Fig. 113. Skizze von Tempel Nr. 1 (oben) und Nr. 2 (Klementz) (unten) bei Sengyma'uz.

dieses heute leeren Raumes dürften früher eine Freiterrasse gewesen sein, während der hintere Raum, wie die erhaltenen Reste beweisen, einst von einer ungeheuren Kuppel überspannt war.

Die östliche Partie des Vorbaues hatte zwei Eingänge etwa in ihrer Mitte, aber nicht in der Mitte der ganzen Fassade, und darüber eine Freiterrasse, die 12,40 m tief war: dahinter erhoben sich einige hochinteressante Anlagen, welche an und in den Berg gelegt waren. Die Mitte nahm eine etwa 6 m breite Treppe ein, die in nicht mehr bestimmbaren Stufen zu einer kleinen Freiterrasse führte, in deren Mitte ein System stand, welchem wir schon öfter begegnet sind: ein viereckiger Pfeiler innerhalb eines viereckigen Hofes.

Der Sockel des Pfeilers, der allein unter dem Schutt erhalten geblieben ist, war ebenso mit prachtvoll ausgeführten Fresken bedeckt wie die Innenwände des Hofes. Im Schutt lagen wieder massenhaft Reste von Bodhisattvastatuen etwa in Lebensgröße und von kleineren Devatâs, zum Teil von außerordentlicher Schönheit, aber alles so hoffnungslos zerstört, daß sich Mitnehmen nicht lohnte. Die Fresken gehörten zu den schönsten, welche ich dort gesehen habe. Auch sie waren so schrecklich zerstört, daß sich nichts mit ihnen anfangen ließ; auffallend waren die Darstellungen insofern, als Häuser, Gärten, Brücken und Tempelterrassen sich zeigten mit zahlreichen kleinen Figuren von großer Feinheit in Zeichnung und Farbe. Anzeichen waren da, daß der Gang um den Pfeiler einst ein Dach gehabt hat, wie der Umgang um das Zimmer mit dem Inschriftenpfahl auf der Ruine *a* in Idikutschari. Nach dem westlichen Flügel der Terrasse schließt heute eine etwa 6 m lange Quermauer die Ostterrasse nach hinten ab: all dies ist aber heute von den ungeheuren Trümmern der Kuppel, welche nebenan gestanden hat, bedeckt. Viel interessanter ist die andere Seite. Da liegen zwei Tonnengewölbe, welche bis in den Berg hineinreichen. Beide sind etwa gleich breit: 2,50 m, und gleich tief: 3,50 m. Die außen liegende ist bloß getüncht; die innen liegende Höhle aber, bei Klementz Nr. 2, ist mit so wunderschönen und interessanten Fresken ausgemalt gewesen, daß sie eine ausführliche Beschreibung wohl verdient.[1])

Genau gemessen ist die Höhle (Fig. 114) 2,42 m breit, 3,50 m tief und 2,80 m hoch. Es ist eine Nischenhöhle, wie sie Klementz so geschickt beschreibt, und zwar hat sie auf jeder Seite drei nicht ganz gleich große Nischen, in der Mitte der Rückwand nur eine. Die Nischen sind oben bogenförmig und haben von dem Eingang her die folgenden Breiten: 1 und I messen 58 cm, 2 und II 64 cm, 3 und III 63 cm, die Nische der Rückwand war 74 cm breit und 41 cm tief: die Tiefe aller übrigen betrug 46 cm. Die dazwischen liegenden Mauerteile haben die folgenden Maße: A und A′ 12 cm, B und B′ 54 cm, C und C′ 50 cm, D und D′ 46 cm. Die Fresken in den Nischen stellten sitzende Figuren dar und zwar in der Nische der Rückwand Gautama Buddha und in den Seitennischen sechs andere Lehrer, umgeben von lesenden Schülern, während Gautama Buddha von Tschauriträgern, lesenden Mönchen und blumenhaltenden Mönchen umgeben war. Über jeder Nische sind Inschriftstreifen von 58 cm Länge und 36 cm Höhe. Das Gewölbe selbst ist mit einem prachtvollen Ornament bemalt, welches das Dach eines Zeltes vorstellt, dessen Borten da enden, wo das Gewölbe in die gerade Wand übergeht.

Die Seiten des Zeltes sind geöffnet oder weggenommen und man blickt in einen Obstgarten mit spielenden Vögeln (Elstern sind erhalten). Unter den Bäumen sitzen die sechs lesenden Lehrer, umgeben von ihren bücherlesenden Schülern. Wenn man in der Höhle steht, so muß man die Geschicklichkeit dieser Komposition bewundern. Wendet man sich gegen Süden so blickt man auf die Terrasse hinaus und sieht das ganze Tal im Panorama vor sich, auch Idikutschari und in der Ferne den schimmernden Bodschanta-See. Wenn

[1]) Es ist dieselbe Höhle, welche E. Senart im Journal asiatique Mars-Avril 1900 S. 343 (Note sur quelques fragments d'inscriptions du Turfan) nach O. Donners Mitteilungen, „la Chambre aux oiseaux“ nennt: ou une chambre où est représenté un personnage jouant d'un instrument de musique. Il était entouré d'arbres sur lesquels étaient posés des oiseaux, le tout peint sur le fond blanc du mur revêtu de chaux. Ich habe diesen Bericht erst nach meiner Rückkehr gelesen. Die Identität der Höhle mit der unserigen beweisen die Inschriften, welche Senart S. 356 abbildet, sonst nichts.

nun wirklich die spärlichen Obstgärten am Fuße unseres Berges die Reste der Obstkulturen sind, welche einst die buddhistischen Mönche hier betrieben haben, so ist die Illusion unter einem Zeltdach zu stehen, von dem aus man nach allen Seiten in Gärten blickt, eine vollständige. Dieser außerordentlich geschickten Kompositon entspricht auch die meisterhafte Zeichnung der Mönche.

Beginnen wir nun mit der Beschreibung im einzelnen. Die innere Türwand der Höhle zeigt auf der westlichen Seite β noch den Rest eines Fresko (Fig. 115). Man sieht zwei langbekleidete Figuren nach der Ecke zuschreiten, eine davon hält den langen Stiel einer Blume vor sich hin, beide Gewandfiguren tragen dunkelrote Kleider, schwarze Schuhe mit gelblichen Schnurstreifen. Vor diesen Figuren, deren Köpfe leider heruntergeschlagen sind, gehen zwei Kinder, kahlköpfig, nur über der Stirne eine Lage nach unten

Fig. 114. Plan von Höhle Nr. 2 in Sengyma'uz (Klementz).

Fig. 115. Türwand von Nr. 2. Laienfiguren hinter der Türe bei β. Vgl. Fig. 114.

gekämmter schwarzer Haare, von weißer Körperfarbe in mattgelben Bastschuhen. Das nach der Ecke zuschreitende vordere Kind trägt ein hellblaues Röckchen; das nach hinten blickende, dessen rechter Vorderarm zerstört ist, trägt ein hellgelbes Röckchen. Die Tragebänder der Röckchen sind bei beiden Kindern hochrot. Nach Analogie anderer Höhlen z. B. der Einsiedlerhöhle in Tojok-Mazar sind hier hinter der Türe die Figuren der Stifter abgebildet. Ich kann nicht umhin, auch hier wieder auf die vortreffliche Verteilung der Figuren an der Wandfläche hinzuweisen: für den in der Mitte der Höhle stehenden machen diese neben der Türe gemalten Figuren direkt den Eindruck von eintretenden Personen, und mit einer Feinheit, welche an griechische Kompositionsart erinnert, ist dieser Eindruck dadurch vollständig erreicht, daß das vorderste Kind direkt nach der Ecke geht, das zweite nach hinten blickt und die Gewandfiguren im Hintergrund fast vollständig en face

erscheinen. Die Wandecke, wo β mit der Westwand zusammenstößt, war durch eingewehten Sand fast ausgefüllt, ich ließ sie ausschaufeln und fand im Sand die Trümmer einer großen Inschrifttafel, etwas schmäler als die unten noch zu erwähnenden Tafeln über den Nischen der Westwand. Sie hat sicher über den Figuren auf β gesessen.

Die Fresken der anderen Seite der Türwand β' sind leider völlig zerstört. Gehen wir nunmehr zur Westwand über (Fig. 116a—d, 117—122). Die erste Nische (1) ist ziemlich klein, wenn auch ebenso tief wie die anderen beiden. Die Mönchfigur, welche auf europäische Weise sitzend an der Rückwand der Nische predigend abgebildet ist, ist leider so zerstört, daß man nicht über alle Einzelnheiten mit absoluter Sicherheit sprechen kann. Die Körperfarbe dunkelfleischfarb, die Robe rotbraun, der Thron grau und weiß, die Haare blau; vorne auf der Brust hat die Robe einen breiten braunen Streifen. Über die Streifen vor dem Munde vgl. Nische 2. Die kleine Wand A, die Nische 1 mit den Nischenwänden 1a und 1b und die breitere Wand B bilden die erste Gruppe eines der sechs Lehrer, welche außer Buddha die Freskos der Höhle darstellten. Bei A ist nur ein schmaler Rest des Kopfes und Obergewandes eines Mönches erhalten: der Kopf ist fast schwarz, die geschornen Haare blau, die Gewandreste rotgelb. Den Hintergrund bildet ein Birnbaum mit bukettförmig gruppierten gelben, rotgebäckten Birnen; die darunter befindliche Brâhmî-Inschrift ist jetzt so vollständig zerkratzt, daß man eben nur noch sieht, daß es eine Inschrift in zentralasiatischem Brâhmî war.

Südliche Innenwand der Nische 1a (Fig. 117). Ein knieender Mönch, nach dem Mittelfeld gewendet, welcher in einem Buche liest. Die Figur ist wohl erhalten, nur waren die Augen ausgebohrt und später wieder mit einer Paste hergestellt. Über der Figur war eine Inschrift in zentralasiatischem Brâhmî, die auszuschneiden von ungeschickter Hand versucht ist. Dabei ist die vordere Hälfte abgebrochen. Eine schlechte Kopie der Inschrift vor der Zerstörung findet sich im Journal asiatique Sér. IX, XV, Mars-Avril 1900 S. 356 (obere Inschrift). Ich wage sie bei meiner geringen Übung, zentralasiatisches Brâhmî zu lesen, nicht ganz wiederzugeben, zweifellos ist für mich der Name Śîlabhadra;[1]) ob der hier abgebildete Mönch aber den Śîlabhadra darstellen sollte, ist mir zweifelhaft; vielleicht war er als Schüler des Śîlabhadra bezeichnet, der dann selbst in Nische 1 (Hinterwand) abgebildet war. Die untere im Journal asiatique l. c. wiedergegebene Inschrift, welche angeblich auf einem Musikinstrument stand, steht in Wirklichkeit auf dem ersten Blatte des Buches, in welchem der Mönch liest. Ich wage nur zwei Akṣaras der zweiten Zeile als „skandha" zu lesen. Aus dem Buche gehen Glückswolken aus: der Mönch liest also laut. Über den Wolken sieht man das Ende der Stuhllehne der Mittelfigur auf der Rückwand der Nische: ganz der alte Drachenkopf mit der verlängerten Zunge, den auch die indische Archäologie kennt. Der Mönch war hellfleischfarb — fast weiß — die Haare hellblau, die Robe dunkelrot, die Schuhe schwarz mit mattgelben Streifen. Die Buchschnüre sind hellblau. Diese ganze Tafel ist jetzt im Berliner Museum.

Nördliche Seitenwand der Nische 1b (Fig. 118). Ein knieender Mönch in hellroter Robe mit dunkler Schattierung, er macht sich eben daran, die rosenroten Schnüre seines

[1]) Wir haben also den berühmten Śîlabhadra vor uns, der uns aus Hiuen-Thsang bekannt ist. Vgl. St. Julien, Mémoires sur les contrées occidentales etc. I, 144 ff., 215; II, 451; III, 47, 78. In diesem Zusammenhang ist es besonders interessant, daß auf dieser Wand auch ein chinesischer Mönch abgebildet ist. Vgl. D.

Fig. 116a. Fresken der unteren Höhle von Sengyma'uz (Nr. 2 bei Klementz), westliche Wand. Die Nummern 1—3 bezeichnen die Bilder der Lehrer in den Nischen, die Buchstaben A—D die dazwischen liegenden Wandflächen. Vgl. den Plan.

Buches zu lockern. Die Fleischpartien der Figur sind fast schwarz: der Mönch ist also ein Indier. Von Inschriften ist aber nichts mehr erkennbar.

Wandfläche B. Hier sind noch drei Mönchsfiguren erkennbar: ein hinten stehender mit noch geschlossenem Buche, seine Hautfarbe ist weiß, die Haare und der Bart grau, seine Robe rot. Die Buchdeckel haben roten Rand, die Buchschnüre sind rosa. Von den vorne stehenden hat der erste an der Nische dunkelbraunes Gesicht, graue Haare; der hinten stehende ist dunkelfleischfarb, seine Haare sind ebenfalls grau, die Robe war hellrot. Sein Buch hatte braune Deckelränder mit weißen Punkten (Nägelköpfen) und rosenrote Schnüre.

Schon aus dem bisher Gesagten ist klar, daß die Mönche Leute verschiedener Abstammung sind, noch mehr tritt dies im folgenden hervor.

Die Nische 2 (Fig. 116) bildet mit den Figuren auf dem Wandstücke C die nächste Gruppe.

Der in der Nische 2 (Rückwand) abgebildete Lehrer hat weiße Gesichtsfarbe, blauen Bart und Haare, er sitzt auf einem reich dekorierten Thronsessel, von grauer Farbe mit weißen Leisten und hellblauen Füllungen. Seine rechte Hand ist erhoben: er predigt also. In höchst merkwürdiger Weise ist dies dadurch ausgedrückt, daß vor seinem Gesichte eine kleine Wolke erscheint, auf welcher ein kleiner Löwe steht: er ist also siṃhanâda![1]) Dadurch wird uns auch der Rest einer kleinen Wolke vor dem Lehrer auf der Rückwand von Nische 1 verständlich: hier ist nur der Löwe zerstört. Interessant ist auch die hier erhaltene Bemalung des Nischenrandes dadurch, daß die auf weißem Grunde aufgemalten Linienornamente auf dem Bogen die Wiederholung jenes Flammenornaments enthalten, welches uns schon im Stûpa A der kleinen Stûpengruppe bei Idikutschari begegnet ist. Hinter der Nische ist ein großer Baum (Zizyphus?) gemalt mit rötlichgelben Beeren: die Inschrifttafel vor dem Baume enthielt Brâhmî, aber die Inschrift ist völlig zerkratzt. Um den Baum winden sich Schlingpflanzen: ein zier-

Fig. 116 b—d.

Details aus der vorigen Skizze.

b) Oben: ein Stück der Lehne des Stuhles des Lehrers in Nr. 3. Der obere Streifen ist hellgrau mit weißen Rändern und fast erloschener weißer Zeichnung, der untere Streifen ist hellblau mit weißen Rändern und weißen konzentrischen Mustern.

c) In der Mitte: Muster des Ballons, welcher über 3 am Baume hängt: weiß mit dunkelgrüner Zeichnung, nur Kapsel und [Zeichen] ist rosenrot.

d) Unten: Lehnenstück zum Auflegen der Arme, weiß mit hellgrauer Füllung und Schattierung; nur der untere Streifen und die oben aufgesetzten Kleeblätter haben hellblaue Füllung.

[1]) Diese Darstellung ist ganz neu und ungewöhnlich. Vgl. zur Sache mein Buch: Mythologie des Buddhismus in Tibet und der Mongolei, S. 128 ff. und Note 84, S. 209.

liches Körbchen, das an einem seiner unteren Zweige hängt, enthält hellblaue Doldenblüten, und an demselben Ast hängt ein Ballon mit schönen, dunkelgrünen und rosenroten Ornamenten.

Südwand der Nische 2a (Fig. 119). Hier ist der Oberkörper eines Mönches erhalten, welcher eben ein Blatt seines Buches umwendet. Über ihm war eine Inschrift in Brâhmi und sechs Zeilen darüber in uigurischer Schrift, die leider unleserlich geworden sind. Er ist hellfleischfarb, die Robe ist hellrot mit braunem Schulterstreifen, Bart und Haare, sowie die Buchschnüre sind hellblau. Die Glückswolke, welche aus dem Buche aufsteigt, besteht aus vier hellblauen Linien, zwischen denen je eine hellgraue läuft.

Nordwand der Nische 2b (Fig. 120). Ein Mönch, der eben sein Buch öffnet. Er ist dunkelfleischfarb, die Robe hellrot mit dunkler Schattierung, das Gewand hat hellblaue Füllung. Der Buchrand ist rotbraun, die Buchschnüre rosenrot.

Wandfläche C (Fig. 116). Hier sind fünf Mönche abgebildet, welche mit noch verschlossenen Büchern vor ihrem Lehrer in Nische 2 stehen. Auch hier sind wieder deutlich verschiedene Völker dargestellt. Der an der Nische 2 stehende der obersten Reihe ist dunkelfleischfarb mit hellgrauem Haar, der Rand seines Buches ist rot mit weißen Punkten, das Buchband hellgrün; der hinter ihm stehende hat weiße Hautfarbe, blaues Haar, sein Buch hat dunkelbraunen Rand mit hellblauer Buchschnur, seine Robe war dunkelrosa mit fast schwarzem Rand. Der vordere der zweiten Reihe ist in Farbe gleich dem ersten der oberen Reihe, nur ist seine Gesichtsfarbe heller; der zweite ebenfalls, das Gesicht ist aber wieder dunkel, die Robe rosenrot, die Buchbretter braun mit hellblauen Bändern. Der unterste und vorderste Mönch ist hellfleischfarb, die Haare blau, er trägt eine nußbraune Robe, rote Weste, die Schnüre seines Buches sind rosenrot.

Die Nische 3 bildet mit den Figuren auf der Wandfläche D die letzte Gruppe der Westwand.

Der auf der Rückwand der Nische 3 abgebildete Lehrer ist im wesentlichen dem in Nische 2 abgebildeten gleich. Der Thron hat dieselben Farben, seine Details sind besser erhalten. Die Ringe auf dem Gewande des Mönches sind braun aufgezeichnet: im übrigen gleichen auch die Farben des Mönches dem in Nische 2. Auch er ist als siṃhanâda bezeichnet. Über ihm erhebt sich ein Baum mit gelben Doldenblüten, auf welchem ein Elsterpärchen spielt, am Baume hängt wieder ein Ballon mit rosenroten und dunkelgrünen Ornamenten, ein Blumenkörbchen und um den Stamm laufen Schlingpflanzen.

An der Südwand der Nische 3a (Fig. 121) ist ein Mönch erhalten, der mit geschlossenem Buche sitzt, über ihm sieht man Zweige einer Schlingpflanze mit bunten Blüten und Blättern wie Hepatica nobilis.. Die Blüten sind aber hängende Glöckchen mit hellblauem Fond. der gelben Rand hat, und hellroten Zipfeln. Der Mönch ist dunkelfleischfarb, die Robe hellrot, die Buchränder braun mit weißen Punkten (Nagelköpfen), die Buchbänder hellblau.

Die gegenüberstehende Nische 3b (Fig. 122) füllt ein Mönch mit einem großen Buche. Über ihm dieselbe Pflanze wie in 3a. Er hat weiße Hautfarbe, blaue Haare und Bart, hellblaues Unterkleid und nußbraune Robe. Die Schnüre seines Buches sind hellblau.

Wand D (Fig. 116) enthält die Schülergruppe des Lehrers in Nische 3. Sie sind wieder deutlich Vertreter verschiedener Völker. Der vorderste (ganz unten) ist dunkelfleischfarb, er hat hellgraues Haar und Bart, seine Robe ist dunkelrosa, die Schnur seines

1a
Fig. 117.

1b
Fig. 118.

2a
Fig. 119.

2b
Fig. 120.

3a
Fig. 121.

3b
Fig. 122.

Fresken der Westwand von Nr. 2, die Nebenfiguren der drei Lehrerfiguren in den Nischen 1, 2, 3. Vgl. Planskizze, Fig. 114. Die Nameninschriften sind leider alle unlesbar. Vgl. indes 1a.

Buches braun. Von den zwei Mönchen der Mittelgruppe ist der vordere weiß von Hautfarbe, hat blaue Haare, hellrote Robe, einen kleinen hellblauen Gürtel, seine Buchränder sind rot mit weißen Punkten, die Buchbänder sind rosenrot. Der zweite ist ein langfingeriger junger Mönch (Fig. 123), er ist dunkelfleischfarb (bräunlich), seine Robe ist dunkelrot, die Haare mattgrau, die Buchschnüre sind hellblau. Der oberste und letzte Mönch dieser Gruppe hat weiße Hautfarbe, zwischen den Brauen zwei Haarbüschel, Schnurrbart und graue Haare, die Robe ist schmutzig braun, seine Buchränder braun mit schwarzen Punkten, die Buchschnüre sind hochrot, deutlich ein Chinese.

Alle erhaltenen Gesichter haben furchtbar gelitten dadurch, daß mit einem spitzen Instrument überall die Augen ausgebohrt sind. Irgend eine spätere Generation hat diese Löcher wieder mit einer Paste ausgeschmiert, die aber graugelb ist und nicht zu den Gesichtsfarben paßt: dadurch haben die Köpfe einen geradezu furchtbaren Ausdruck erhalten. Meine Skizzen lassen nur leere Stellen für diese barbarischen Verstümmelungen. So ist erreicht, daß eine Freskendekoration, die hinsichtlich der Raumverteilung, der Zeichnung der Figuren, der reizvollen Wiedergabe der Natur zu den schönsten und inhaltlich zu den

Fig. 123. Mönch bei D nach einer Pause.

interessantesten gehörte, die ich gesehen habe, eine Galerie von skelettierten Gesichtern geworden ist, die um so schrecklicher wirken, je lebenswahrer und lebendiger das Ganze angelegt war.

Nur nebenbei will ich erwähnen, daß ich mit Haar und Bart in den gegebenen Beschreibungen nur geschorne Haare und geschornen Bart meine. Da nach meiner Meinung das Fresko sehr alt ist — denn seine Formengebung ist noch geradezu antik —, wäre es eigentlich überflüssig, darauf hinzuweisen, daß nirgends ein Lama, nirgends gelbe Roben vor-

kommen. Gelbe Roben habe ich nirgends in Turfan gesehen, auch da nicht, wo sicher Lamas abgebildet waren.

Die Ostwand mit ihren drei Nischen I, II, III war sicher ganz ähnlich bemalt, wie die Westwand, aber ihre Fresken sind fast ganz zerstört.

Erhalten ist hier nichts als Spuren lesender Mönche (Fig. 124) und ein großer Weinstock mit dunklen Trauben, der prachtvoll gemalt war, etwa bei B′; ein Streifen lesender Mönche, welcher an die Wand C′ gehörte, war abgerissen und kam im Schutt zum Vorschein; in der Nische III war noch der Rest des Kopfes eines Lehrers erhalten, eines alten Mannes, den ebenfalls ein Löwe als siṃhanâda bezeichnete (Fig. 125). Er wandte sich wie alle Lehrer der Rückwand (*a* 4 *a*′) zu.

Fig. 124. Freskenrest der Mönchgruppe bei C′ an der Ostwand von Nr. 2.

Fig. 125. Freskenrest von der Ostwand von Nr. 2. Kopf des Mönches (siṃhanâda!) aus Nische III.

Von den Fresken der Rückwand Nische 4 mit Seitenwänden 4a und 4b und Wandstreifen *a* und *a*′ ist wenig erhalten. Die Nische enthielt, nach den Resten, welche noch da und dort erkennbar sind, zu schließen, einen predigenden Gautama auf einem Throne sitzend. Auf der Seitenwand 4a ist noch der Kopf eines nach dem Buddha blickenden Mönches (Fig. 126) erhalten, auf 4b eine Hand mit einem Tschaurî. Die Fresken von *a*′ sind völlig verschwunden, die auf *a* aber noch leidlich erhalten. Erhalten sind vier Figuren von Mönchen (Fig. 127): ein ungemein flott gemalter, stehender, bärtiger Mönch, der Hahnenkammblumen vor sich hinhält, und zwei lesende, ein knieender und ein stehender, im Hintergrund noch ein vierter Mönch. Hinter dem stehenden Mönch ist noch ein Teil der Robe eines Mönches der Westwand um die Ecke herumgemalt, ein Umstand, der sehr dazu beiträgt, den panoramaartigen Charakter der Höhlendekoration zu verstärken. Der blumenhaltende Mönch ist hellfleischfarb, Haare und Bart sind graublau, die Robe ist hellhochrot und geschickt drapiert, die Blumen dunkelhochrot. Der kahlköpfige stehende und lesende Mönch ist hellbraun, seine Robe rosa, seine Buchränder rotbraun mit weißen Punkten, die Buchschnüre hellblau. Der knieende und lesende Mönch ist genau wie der stehende mit den Blumen, nur ist Bart und Haar hellblau. Der Mönch im Hintergrund ist hellfleischfarb, Haar und Bart waren blau, die Robe dunkelnußbraun, seine Buchdeckel sind rotbraun mit weißen Schnüren, die einen hochroten Strich in der Mitte haben. Die Glückswolken über den Gruppen sind mit hochroten Linien gezogen, nur die unterste Halblinie ist hellblau, die darüber flatternden Bänder sind nußbraun. Über der Nische war eine Inschrift, die zerstört ist, nur eine Randecke ist noch zu sehen.

Sachlich ist noch nachzutragen, daß Buchdeckel aus Holz mit Knochenleistchen benagelt, genau wie sie hier abgebildet sind, in Idikutschari gefunden wurden.

Die Zerstörung der Höhle ist sehr zu bedauern. Künstlerisch stehen die Bilder sehr hoch und die Inschriften hätten uns sicher ungewöhnliche Auskünfte gegeben: sie enthielten sicher die Namen von sechs berühmten Lehrern und je zweier Hauptschüler derselben und die Namen der Stifter der Höhle. Ob die bei β gefundene, aus Stücken zu reparierende (übrigens in unbekannter Sprache verfaßte) Brāhmiinschrift noch lesbar und erklärbar ist, wird die Zeit lehren.

Fig. 126. Rückwand von Nr. 2, Nebenfigur Buddhas (einst in Nische 4). Auf dem Plane bei 4a. Vgl. Fig. 114.

Fig. 127. Rückwand von Nr. 2 bei *a*. Vgl. Planskizze Fig. 114. Hinter dem Mönch mit den Blumen die linke Schulter des letzten Mönches der Wandfläche D über die Ecke herüber. gemalt. Diese Methode macht die Bilder ungemein wirkungsvoll; da bei dem schwachen Licht die Ecken wenig Schatten werfen, wirken die um die Ecken gemalten Figuren wie ein Panorama.

Die Deckenbemalung der Höhle (Taf. XXII, XXIII) ist in äußerst geschmackvollen Farben ausgeführt. Die Muster, ein eigenartiger Stil aus spätantiken und anderen schwer definierbaren Elementen zusammengesetzt, sind auf weiße Tünche gemalt, welche als Fond etwa soweit reicht als der Bogen des Gewölbes. Da, wo der Bogen in die gerade Wand übergeht, läuft eine breite bunte Borte, mit Fransen und Troddeln entlang, unter welcher gewissermassen die Enden des weißen Daches, das als Zeltdach gedacht ist, zum Vorschein kommen; diese Enden sind in sich aushängende Zipfelfalten geordnet, an denen als Beschwerer je ein Glöckchen hängt; die Zwischenflächen sind elegant gelegt und darüber läuft ein Schmuckkettenornament mit je einer eingelegten Schmuckplatte über den Zipfelfalten. Über dieser Schmuckplatte ist ein juwelierter fünfzackiger Halbstern und unten ein doppeltes Kugelgehänge, je rechts und links von der Mittelplatte vermittelt je eine

große, blau abgetönte Perle den Übergang in die juwelbesetzten Hängeketten. Es war mir unmöglich, alle vorkommenden Variationen des Musters zu kopieren.

Die Dekoration der Decke selbst zeigt in der Mitte noch drei etwa 1 m Durchmesser haltende Ornamentsterne. Ihr Kern ist je eine zehnstrahlige Lotusblume, um welche fünf herzförmige Ornamente sternförmig gelegt sind; sie bestehen aus bügelförmigen Ranken mit Blattwerk und Blumenkelchen; auch die Zwischenräume zwischen diesen Sternspitzen sind durch ein Blumen- und Rankenornament gefüllt, in denen Formen auftauchen, die geradezu an das chinesische Fledermausmotiv erinnern. Vom Rande der Borte steigen zwischen den Mittelsternen der Decke etwa 56 cm hohe, prächtig gegliederte Pflanzenornamente auf. Leider ist die Decke am Eingang zerstört, so daß sich nicht sagen läßt, wie hier der Deckenschmuck eingeleitet war; vor der Rückwand sind die Seitenornamente nur halb. Eine weitere Beschreibung ist hier überflüssig, da die Abbildungen klarer sprechen als alle Beschreibung: erwähnt muß nur werden, das alle Ornamente durchaus flach gehalten, nie rund schattiert, nie kanneliert sind; rote und weiße, auch dunkelbraune Linien, die sachlich auf einer Stufe stehen wie dieselben Farben als Blumenmusterung, dienen andererseits zur Gliederung der Blattornamente, die außerdem noch durch den steten Wechsel der Farben sich glücklich von einander lösen, so daß sie nirgends einen unförmigen Komplex bilden können. Die Farben der übrigen zwei Rosetten sind dieselben, wie die auf der Tafel angegebenen, nur sind sie anders verteilt. Auf einer besonderen kleinen Erhöhung noch hinter dem Westflügel der unteren Terrasse steht ein massiver viereckiger Turm, welcher von unten aus unzugänglich ist: im Plane als schwarzes Quadrat eingetragen.

Wir gehen nunmehr zur oberen Terrasse: Klementz Sengyma'uz Nr. 1 über. Vgl. Fig. 112. Vor der Südostecke der oberen Terrasse, welche jetzt heruntergebrochen ist, so daß hier der Fußweg durchgeht, steht an der Seite ein sehr kleiner Bau mit zwei kleinen, übereinander liegenden Räumen.

Das obere kleine quadratische Zimmerchen war durchaus mit Fresken: Buddhabildern mit Reihen von Schülern u. dgl. bemalt, aber diese Bilder sind alle schrecklich zerkratzt; einem ähnlichen Kämmerchen werden wir unten bei einem weiter nördlich im Karakhodscha-Tale liegenden großen Tempel begegnen. In dem unteren Raume unseres Türmchens konnte ich nichts Besonderes entdecken.

Die obere Terrasse, welche den Tempel trägt, den Klementz mit Sengyma'uz Nr. 1 bezeichnet, hat eine Randmauer, welche etwa noch zur Brusthöhe ansteigt; ein kleiner Turm in der Frontlinie trennte eine kleinere Westhälfte ab. In etwa 8 m Abstand vom Rand der Terrasse dieses Flügels steht noch ein Turmrest, der zwei parallele völlig leere Gewölbe enthält, und in geringem Abstand dahinter ein zweiter, in dem sich nichts besonderes entdecken ließ. Doch schien es mir, als ob der Boden darunter hohl wäre. Leider aber kam ich nicht dazu, hier nachzugraben. In der Mitte der breiten Ostterrasse öffnete sich die Rampe und ließ einer kleinen Freitreppe Raum. Die Zahl der Stufen ist nicht mehr festzustellen, aber die Treppe ist noch deutlich genug. Von dieser Treppe aus gelangte man zu dem Hauptgebäude der Terrasse, welches in der Mitte des Ostflügels stand. Es stand selbst wieder auf einem Sockel, der etwa 1 m hoch gewesen sein mag und sicher noch weiter vortrat, als die heutigen Trümmer auf bloßen Augenschein zeigen; ich glaube, daß ein freier Platz von etwa 4 m Tiefe vor dem eigentlichen Gebäude so gut

wie sicher ist; auch diese Plattform, die etwa 9 m (8,50 m) in der Breite maß, dürfte in der Mitte noch ein paar Stufen gehabt haben. Die hinteren zwei Drittel nimmt das Gebäude ein, welches Klementz[1]) so gut beschrieben hat. Wir haben, kurz gesagt, dieselbe Anlage vor uns, welche wir schon als Mittelzimmer der Ruine α und im Nordostturm des großen Tempelklosters β in Idikutschari fanden und von der der erwähnte Reisende sagt: „Stellen wir in eine große Kiste eine kleinere, so daß überall die Wände in gleichem Abstande von einander stehen, so können wir uns ungefähr eine Vorstellung von den Anlagen dieser Art machen“ (Fig. 128). Hier ist noch das Dach erhalten, auch die Vorderwand (Südwand) mit den Eingängen ist noch intakt, und schon von weitem her sieht man die drei durch ein Bogengewölbe oben geschlossenen Türöffnungen, welche durch ihre ungleiche Größe auffallen, denn die Mitteltüre ist niedriger und etwas schmäler als die zwei Seitentüren. Die Seitentüren haben sogar nach Ost und West keine Türwand, sondern die 70 cm dicke Mauer endet hier einfach als Türe und ebenso die Innenmauern der Cella. Die Seiteneingänge sind je 1,44 m breit, die Mitteltüre 1,40 m, die ganze Front beträgt, außen gemessen, 8,50 m, so daß auf die Wandflächen, welche zwischen der Mitteltür und den Seiteneingängen stehen, je 1,40 m kommen. Die Ost- und West-Außenmauern haben eine Tiefe von 8 m, die 8,50 m (außen) messende Hinterwand ist ungewöhnlich dick (1,40 m). Innen messen die Ost- und Westmauer 6,60 m, die Hinterwand 7,18 m. Die Seitengänge haben, wie erwähnt, die volle Breite der Eingänge (1,44 m), der hintere Gang hat 1,40 m Breite. Der Gang ist ein Tonnengewölbe (2,50 m hoch), wie wir sie schon wiederholt fanden, in den Ecken ohne Vorsatzscheibe (Stalaktiten), sondern die Kuppel im Lehm gewissermaßen hohl modelliert. Von der Stelle an, wo die Gewölbe in die gerade Wand übergehen (etwa 1,80 m vom Boden), ist die ganze Decke der Gänge mit sitzenden Buddhafiguren von etwa 30 cm Höhe bemalt, welche in der Mitte des Gewölbes mit den Scheiteln sich treffen, während die Fußstücke ihrer Reihen nach den glatten Wänden gerichtet sind.

Fig. 128. Planskizze des Hauptgebäudes der oberen Terrasse: Klementz, Sengyma'uz Nr. 1.

Jede Seite hatte drei Reihen von Buddhas in blauer Grundierung, über den schmaleren (inneren) Wänden waren z. B. einundzwanzig sitzende Buddhas. Gemeint waren mit diesem Deckenschmuck wahrscheinlich die tausend Buddhas, die ja heute noch in keinem Lamatempel fehlen dürfen. Gezählt habe ich die Figuren freilich nicht. Die geraden Wände (Langwände) des Ganges enthalten nun Darstellungen, welche uns schon in Idikutschari in diesen Gängen begegnet sind, wenn auch da nur in sehr fragmentarischer Form: nämlich die oben wiederholt erwähnten Praṇidhidarstellungen. Hier in Sengyma'uz zwar flüchtig und schlecht gemalt, aber alle noch so leidlich erhalten, mit ziemlich gleichmäßigen Szenen: immer eine sehr große Buddhafigur umgeben von Verehrern und der Bodhisattva unmittelbar vor dem Buddha knieend, um die Prophezeiung, daß er ebenfalls ein Buddha

[1]) Nachrichten etc. S. 37 und seine Planskizze Nr. 12, S. 38.

für seine Heilstat oder für sein Geschenk werden würde, zu empfangen. Diese Nebenfiguren sind aber immer, wie wir schon oben gesehen haben, bedeutend kleiner, als die Hauptfigur. Vgl. die Umrißskizze (Fig. 129).

So sind auf den Seitenwänden je sechs Felder mit je einem Buddha, jedes dieser Felder ist 1,10 m breit und 1,75 m hoch. An der Rückwand sind acht solche Felder, aber jedes nur etwa 90 cm breit, die Höhe ist natürlich die gleiche. Was aber diese im ganzen wohlerhaltenen Bilder äußerst wertvoll gemacht hätte, ist der Umstand, daß über jedem Bildfelde ein schmaler Streifen entlang lief (unter der untersten Reihe der „tausend Buddhas“), welcher lange Sanskritinschriften in zentralasiatischem Brâhmî trug. Alle sind entweder herausgeschnitten oder beim Herausschneiden so verstümmelt, daß sich aus den kläglichen Resten nur eben ergibt, daß die Inschriften in Sanskrit waren und zu den Bildern gehörten. Ich kann nicht umhin, darauf hinzuweisen, ein wie wertloses und verwerfliches Geschäft es ist, auf solche Weise Inschriften zu sammeln, welche da außer Connex mit dem Bilde schwer deutbar und an sich wertlos sind und höchstens als Schriftproben einigermaßen entschuldbar sein mögen — ein trauriges Resultat gegenüber dem unerhörten Schaden, den solche „Erforschung“ anrichtet. Ich kann es nun wohl begreifen, daß nicht jeder soweit buddhistische Ikonographie kennt und doch sich berufen fühlt, das Glück, dies Wunderland zu sehen, zu Gunsten einer von ihm nicht betriebenen Wissenschaft auszunützen; aber so viel Mutterwitz sollte doch erwartet werden können, daß man nicht Inschriften, welche deutlich zu Bildern gehören, welche der Attentäter nicht versteht, wegschneiden kann, ohne mehr zu zerstören, als er verantworten kann.

Fig. 129. Pranidhiszene aus dem Gange um Cella Nr. 1 vor Sengyma'uz. Höhe des Originals 1,75 m. Breite 1.10 m. Der Bodhisattva und sein Begleiter knieen vor dem Buddha. Im Hintergrunde ein Tschaurîträger. Hinter dem Buddha Mönche mit Flammenaureolen. Vgl. unten Tempel Nr. 10. Die Inschrift über dem Bilde ist herausgeschnitten.

Von ganz ungewöhnlichem Interesse ist die erste Darstellung unmittelbar am Eingang des östlichen Ganges, vielleicht in der Reihenfolge die letzte. Wie die beigegebene Skizze (Fig. 130) beweist, handelt es sich wieder um das Dîpankarajâtaka, und zwar in einer Darstellungsart, welche unter den Gandhâra-Skulpturen vorkommt. Leider ist hier — am Eingang — die untere Hälfte des Bildes verloren gegangen.

Beachtenswert sind wieder die farbenspielenden Aureolen der Buddhas und die eigentümliche Art, wie die Mönche neben den Buddhafiguren als heilige Männer bezeichnet sind. Statt eines Aureols erscheinen hinter den Köpfen, Schultern und Knieen der Mönche Flammen, ein Ersatz des Nimbus, den wir bis jetzt nur aus persischen Miniaturen kennen und der meines Wissens der übrigen buddhistischen Kunst fremd ist.

Da nur zwanzig Buddhafiguren abgebildet sind, aber vierundzwanzig die gewöhnliche Zahl der Vorgänger des Gautama ist, so wäre es interessant gewesen aus den Inschriften zu erfahren, welche zwanzig genannt waren.

Die gegenüberliegenden kürzeren Wände (die Gangseiten der drei Mauern der Cella) sind ebenfalls mit interessanten Gemälden bedeckt, die jetzt sehr zerkratzt sind, aber doch herstellbar wären. Wem es entgangen ist, daß viele Wandgemälde in Turfan und Umgebung nur der gemalte Hintergrund zu plastischen Darstellungen in Ton waren, die einst vor den Bildern standen, wird sich vergebens bemühen, in diesen figurenreichen Bildern Sinn und Witz zu finden. Daß historische Darstellungen nicht vorliegen können, geht aus den zahlreichen Figuren von Göttern und Dämonen hervor. Auf der Ostwand scheint sogar eine Art Schlacht abgebildet zu sein, wobei Dämonen hier angreifend, dort fliehend eine Rolle spielen (Fig. 131). Das sieht aber alles anders aus, wenn wir uns näher umsehen; in der

Fig. 130. Oberer Teil der Darstellung Sumedhas und Dîpankarabuddhas unmittelbar am Eingang, östl. Gang von Ruine Nr. 1. vor Sengyma'uz. Zur Sache vgl. oben unter Ruine β, Idikutschari. Größe des Originals wie das vorige Bild.

Fig. 131. Kopf eines Dämons aus Mâras Heer von der inneren Wand des östlichen Ganges, ziemlich beim Eingang.

Tat liegt vor jeder Wand je ein Sockel, und zwar vor den Seitenwänden kleine, vor der Rückwand ein langer. Wir haben in Idikutschari gesehen, daß an den Rückseiten der Pfeiler meist Buddhas Nirvâna dargestellt wird und in der Tat entdecken wir an der Rückwand die Spuren eines liegenden Buddha, der auf dem langen Sockel lag. Dazu paßt das Fresko vollkommen gut: alle übrigen Figuren wiederholen mit mancherlei Varianten die uns wohlbekannte Komposition. So entdecken wir ferner vor der Ostwand die Spuren, daß hier eine sitzende Buddhafigur den Sockel schmückte: auch hier paßt die Umgebung, Mâras Dämonenheer, welches von beiden Seiten auf ihn einstürmt. Die Rekonstruktion der Bilder, die mit Geduld und viel Zeit möglich war, mußte ich unterlassen: als Probe gebe ich nur die Skizze eines Dämons mit Schweinskopf, einen Typus, der uns auch sonst bekannt ist. Die Farben sind die Folgenden: Gesicht und Schmuck hellgelb, Haare graublau, die Zähne mattgrau, Bart, Augenwimpern und Augensterne schwarz, alle Konturen dunkelhochrot, die Hörner weiß. Auch auf der Westseite finden wir die Spuren einer „clay figure" des Gautama Buddha, rechts und links davon aber sehen wir je einen predigenden, gemalten

Buddha an der Wand und um sie herum eine reiche Gefolgschaft von Königen, Göttern und Dämonen, also eine Predigt Buddhas, welche? ist nicht auszumachen.

Alle diese Figuren haben dieselbe eigenartige blaue Untermalung, die ich schon bei der Beschreibung der Decke erwähnte.

Gehen wir nun zu der Cella über. Sie bildet einen Raum von 3,7 m Breite und 4,2 m Tiefe und war mit ungewöhnlich interessanten Fresken geschmückt. Diese Gemälde machen zunächst durch ihre eigenartigen Farben einen seltsamen Eindruck; vor allem sehen wir vielfach dunkle Farben (blau, schwarz), da wo wir helle erwarten, eine Menge dunkelgefärbter Gesichter fallen uns auf; wenn man aber genauer zusieht, so wird bald klar, daß wir überall nur mehr die Grundierung vor uns haben, über welche, wie manche in den Ecken erhaltene prachtvolle Reste beweisen, eine feinere Übermalung in jenen schmelzartigen Deckfarben gelegen hat, wie wir sie in Ruine Z in Idikutschari sahen; ja auf diesen Lasuren war vielfach Gold aufgetragen, so waren z. B. jetzt schwarze oder braune Gewandpartien mit hellblauer oder lichtroter Übermalung versehen, auf welcher feine Goldornamente aufgesetzt waren. Auf diese Weise näherten sich die Fresken dieser Cella der Technik der Miniaturenmalerei, einer Technik, welcher der Gouachemalerei in den Mitteln und den damit erzielten Abstufungen nahe stand. Diese Abstufungen waren Tuschezeichnung der Konturen auf den Verputz, Grundierung mit derben Unterlagen, ohne gerade peinliche Festhaltung der Konturen, soweit erhalten. Darüber dann fein ausgeführte Übermalung und reiche Vergoldung. Die Farben dieser Übermalung werden leicht rissig und bröckeln ab, oft in ganzen Lagen, und das reichlich verwendete echte Gold mag wohl abgekratzt worden sein. Eine ganz eigenartige Erscheinung bezüglich der zahlreichen Inschriften zeigt die Decke dieses Gewölbes. Die Inschriften sind nämlich auf Papier geschrieben und die Streifen auf den Stuck aufgeklebt, und zwar um den Klebstoff und sein Nachdunkeln zu maskieren auf tiefgelbe Streifen! Der Grund war wohl die Schwierigkeit, mit Pinsel oder Kalam auf schmale Streifen, die in einem Gewölbe standen, zu schreiben, ohne die Gemälde zu beflecken, wenn das Schreibmaterial bei der unbequemen Stellung des Schreibers ausglitt oder kleckste. Unsere Cella Nr. 1 ist nicht das einzige Gebäude, welches sowohl die beschriebene Maltechnik als die Aufklebetechnik zeigte. Auch andere Lokalitäten zeigten diesen eigentümlichen Stil und verwandte Bilder.

V

37	25	12	24
38	26	11	23
39	27	10	22
40	28	9	21
41	29	8	20
42	30	7	19
43	31	6	18
44	32	5	17
45	33	4	16
46	34	3	15
47	35	2	14
48	36	1	13

W — O

Λ

Gehen wir nun zu den Einzelnheiten über. Die Decke der Cella ist in vier Streifen geteilt und jeder Streifen in zwölf kleinere Abschnitte, von denen jeder 43 cm hoch und 33 cm breit ist. Auf diesen achtundvierzig Feldern ist je ein Buddha auf einem Throne abgebildet, umgeben von anderen, unten zu bezeichnenden Figuren, über und unter dem Bilde ist je ein gelber Streifen, auf welchem die oben erwähnten Papierinschriften aufgeklebt sind: sie sind in zentralasiatischem Brâhmî und enthalten Sanskritverse. Die Mitte gilt als Scheitellinie für die Figuren: hier stoßen die Scheitel der zweiten Reihe von Ost und West gerechnet aufeinander und die oberen Inschriften der beiden Streifen stehen kopfüber

aufeinander; die Fußpartien der beiden Bilderstreifen wenden sich von der Mitte aus auf der Skizze nach außen, auf dem Originale der Übergangsstelle des Gewölbes in die gerade Wand zu. Das Schema der Buddhabilder entspricht dem von Nr. 12 in Figur 132. Die Mitte bildet jedesmal eine Buddhafigur, welche auf einem hohen Throne sitzt, hinter dem Buddha ist jedesmal sein Bodhibaum abgebildet. Wo die Gesichter erhalten sind, sieht man deutlich, daß die Buddhafiguren bärtig sind; sie haben den feinen Schnurr- und Kinnbart, dem wir auch sonst überall in den Ruinen bei Turfan begegnen, und welcher genau so behandelt ist, wie auf altjapanischen Buddhafiguren. Hinter der rechten Schulter der Buddhafigur steht jedesmal ein Vadschrapāṇi in Helm und Panzer mit Donnerkeil und Tschauri, hinter der linken Schulter ein anderer Buddha meist mit einem Gefäß in der Linken und einem anderen Attribut (Rasselstab etc.) in der Rechten. Vor dem linken Knie des Buddha kniet jedesmal ein Mönch mit zusammengelegten Handflächen und Flammennimbus hinter Kopf und Schultern, der aber, da er nur in der Untermalung vorhanden ist, unverständlich sein würde, wenn nicht die ähnlichen Bilder im Gange und ganz besonders die Lehrerbilder in Tempel 10 zu Sengyma'uz erklärend zur Seite stünden. Die Stelle vor dem rechten Knie der Buddhafigur nimmt auf jedem Bilde eine andere Figur ein: auf Nr. 12 ein König mit Aureol oder ein Bodhisattva, auf Nr. 11 ein Tier (Löwe); es war mir unmöglich alle Varianten zu fixieren: Nr. 37 z. B. fehlte der Buddha hinter der linken Schulter der Hauptfigur und war durch eine fliegende Gottheit ersetzt, vor dem rechten Knie stand eine opfernde Gottheit. Die Inschriften über und unter den Bildern waren in zentralasiatischem Brâhmî und in Sanskrit; da sie Dr. Huth nahezu alle photographiert und außerdem abgeschrieben hat, muß ich auf seine Erklärung der Inschriften verweisen. Buddhadarstellungen ganz identischer Art waren auf dem Plafond der kleinen dreiteiligen Kapelle hinter Tempel Nr. 9 im Tale von Sengyma'uz, ferner in Murtuk, so daß durch Vergleichung die Herstellung der ganzen Serie möglich sein dürfte. Hier in Nr. 1 waren viele zerstört, besonders hatten die Inschriften dadurch gelitten, daß das aufgeklebte Papier sich abgeblättert hatte.

Fig. 132. Buddhafigur mit Begleitern von der Decke der Cella von Nr. 1, auf dem Schema Feld 12. Nur die Grundierung erhalten. Die Inschriften leider fast völlig zerstört.

Eine Erklärung der Bedeutung dieser merkwürdigen Serie von achtundvierzig Buddhas möchte ich mit dem dürftigen Material, bevor die Inschriften, soweit sie zugänglich waren, erklärt sind, nicht wagen. Vielleicht sind es auch Praṇidhis. Nur möchte ich auf die

merkwürdige Form der Donnerkeile hinweisen, denen die der Nakṣatras in Tempel 6 (und oben Idikutschari *a*) sich anschließen. Sie waren hier merkwürdig bemalt: jedes Blatt war in der Mitte der Länge nach geteilt und im oberen Teile etwa rechts gelb, links hellblau, unten rechts hellblau, links gelb oder umgekehrt, während die Donnerkeile der Nakṣatras (unten Nr. 6) weiß gelassen sind, vielleicht aber einst gelb bemalt waren. Allerdings waren die letzteren nicht in Deckfarbenmalerei wie hier ausgeführt, sondern mit dünner Farbe ausgefüllt, wenn sie überhaupt ausgetuscht waren. Noch schwieriger als die Deckenbilder sind die Gemälde an den Wänden von Nr. 1 zu erklären, schon aus dem Grunde, daß die meisten und hauptsächlichsten von ihnen zerstört sind. Zerstört ist vor allem das große Bild der Rückwand. Es enthielt ganze Reihen von stehend betenden Bodhisattvas und Gottheiten, alle mit Aureolen, eine Art „Allerheiligenbild". Ich glaube, wir müssen auch hier annehmen, daß in der Mitte der Cella eine Buddhastatue gestanden hat, zu der das Bild auf der Rückwand den parivâra gebildet hat. Von einer Statue ist freilich keine Spur mehr vorhanden: sie wird zuerst zum Opfer gefallen sein; aber in der Mitte des Estrichs ist eine Vertiefung, die doch den Eindruck macht, als ob hier etwas gestanden hätte. Dies und die Analogie anderer Anlagen, z. B. *a*, wo wir dasselbe annehmen müssen, sind die einzigen Hinweise, außer dem Umstand, daß sonst das Rückwandbild, das nicht etwa im Zentrum eine Buddhafigur hatte, gegenstandslos wäre.

Die Gemälde hinter der Türwand sind völlig zerstört, so daß sich etwas Bestimmtes über sie nicht mehr sagen läßt.

Die Ost- und Westwand der Cella sind im wesentlichen gleichartig in Felder abgeteilt. Auf beiden Wänden liegen anstoßend an die Hinterwand zwei Streifen mit je fünf untereinanderliegenden Feldern; jedes mißt mit dem darüberliegenden Schriftstreifen — die Schrift ist hier, wo die Wand gerade ist, aufgemalt — 52 cm Breite, 48 cm Höhe; die Bordüren, welche die Streifen trennten, waren 9 cm breit. Es sind dies die Felder 65—84 auf dem beigegebenen Schema. Die Mitte der übrigen Wandfläche nimmt je ein etwa 2 m breites großes Bild ein, an dessen Seiten jedesmal je ein Streifen herabläuft, welcher in je acht übereinanderstehende kleine Felder zerfällt; Bordürenbreite wieder 9 cm, Breite der einzelnen Bildchen 36 cm, Höhe mit Schriftstreifen darüber 30 cm. Es sind dies die Felder 49—64, 85—100 des beigegebenen Schemas.

Die beiden großen Mittelbilder (Fig. 133, 134), welche von der Mitte aus furchtbar zerstört sind, enthielten als Mittelfigur je einen großen Buddha und unter der Buddhafigur je ein Rad, von denen das auf der Westwand 90 cm, das auf der Ostwand aber

Fig. 133. Schema der Ostwand der Cella von Nr. 1.

Fig. 134. Schema der Westwand der Cella von Nr. 1.

nur 48 cm Durchmesser hatte. Es läßt sich heute nur mehr erkennen, daß die Räder durch einen (oder mehr?) konzentrische Ringe geteilt und die Streifen durch Speichen in Kompartimente abgeteilt waren. Nur der äußere Streifen ist noch besser erhalten, so daß man erkennen kann, daß darin Tierbilder dargestellt waren. Auf der Westwand sieht man daneben im Fond des Bildes zwei Tempelpaläste, bewohnt von Bodhisattvas mit anbetender Umgebung — die punktierten Stellen des Schemas sind ausgehoben und nach Berlin gebracht — und darüber befinden sich Reihen von sockelartigen Bauten mit dahinterstehenden Pfeilern, auf denen je eine mit Nimbus und Mandorla umgebene sitzende kleine Buddhafigur abgebildet ist. Die Buddhafiguren sind weiß gemalt, Bäume sind dabei, und bei jeder ist auf einem besonderen Schildchen auf dunklem Grund der Name in Brâhmî beigemalt gewesen, lesbar waren noch Sikhî, Kâśyapa und einige andere. Es sind also wieder die früheren Buddhas gemeint.

Auf der Ostwand war der Raum über der Buddhafigur und der hinter derselben in achtzehn etwa 12 cm hohe Streifen geteilt, in welchen ganze Reihen von Mönchen abgebildet waren, welche neben und unter Bäumen saßen; der darunter folgende Raum war ebenfalls bemalt, aber die Gemälde völlig zerstört. Es ist sehr zu bedauern, daß diese Bilder und ihre Inschriften so zerstört sind; denn, da alles mit Namen versehen war, hätten wir hier über vieles Auskunft erhalten können. Ähnliche Bilder, wie die auf diesen Wänden einst befindlichen, habe ich sonst nicht gesehen.

Dasselbe gilt auch von den kleinen Feldern, sowohl von den größeren vor der Hinterwand, als von den kleineren rechts und links von den großen Bildern. Viele sind zerstört, von allen nur die Grundierung erhalten, nur in den Ecken sieht man noch da und dort Reste der alten Pracht: die schmelzartigen Deckfarben und die einst reiche Vergoldung wie Goldmuster auf den Gewändern, vergoldeter Schmuck u. dgl. Da so viel vernichtet war, hielt ich es auch nicht für Unrecht einige Platten auszuheben, die Felder 66, 76, 80, 81 sind nach Berlin gekommen. Was sie darstellen, wage ich nicht zu bestimmen. Die Inschriften sind meist zerstört, die Darstellungen mit ein paar Ausnahmen, in denen Tiere vorkommen, meist sehr gleichartig. Mönchgruppen in Verhandlung mit Gaben spendenden Laien (76) (Fig. 135) vor einem Tempelchen, über dem Devatâs schweben, scheinen das Hauptthema zu sein. Meist sitzt in dem Tempelchen ein Buddha, manchmal aber zwei (66) (Fig. 136). Dabei erscheint viel interessantes Detail: dekorative Gehänge am Schlußstein des „Htî“ der Tempelchen, Schreibtafeln und Lesepulte vor den Mönchen u. s. w. möchte ich nur nebenbei erwähnen. Alle Laien haben indische Tracht. In Feld 80 (Fig. 137) bedroht ein Mann einen anderen sitzenden mit einem langen Schwerte. Sehr eigenartig ist Feld 81 (Fig. 138) (unmittelbar unter 80). Hier sitzt ein predigender Buddha (?) im Vordergrunde vor einem stehenden Laien (Gottheit?), der lebhaft bewegt ist. Dahinter sieht man seltsam stilisiertes Gebirge, durch das ein Fluß strömt, über der Gruppe schweben zwei Devatâs. Im Hintergrunde sitzt ein weißer Löwe. Außerdem ist noch ein Baum und ein Mann (Laie) erhalten: der Rest ist weggebrochen. Ein anderes Feld, daß sehr zerstört ist, zeigt laufende Füchse im Hintergrund. Erklärungen der Bilder wage ich nicht. Beachtenswert ist, daß die heute dunkel erscheinenden Roben der Mönche einst gelbrot übermalt und die Falten der Gewänder hochrot darauf gesetzt waren; für die Ausnutzung des Raumes ist die fast ängstliche Ausfüllung der Lücken durch große Blumen und Knospen interessant.

Sehr beachtenswert ist das Stellbrett, auf welches der vordere Mönch der Mittelgruppe sein Buch gelegt hat: es ist vollkommen das moderne „Koranbrett". (Vgl. Fig. 136.)

Wenn man die beiden Tempel Nr. 1 und Nr. 2 verläßt, indem man sich nach dem Flußarm wendet, welcher nach Karakhodscha geleitet ist, und um die Bergecke nach Norden zu geht, so sieht man die Talenge vor sich, in welcher das Dörfchen liegt; zugleich aber erblickt man an der Westseite des Berges, auf dem die Nr. 1 und Nr. 2 genannten Ruinen liegen, zwei Gewölbe und weiter hinten eine größere Tempel- und Klosteranlage. Die beiden Gewölbe (Nr. 3 und 4) führten einst von der Talsohle in den Berg hinein, sie sind aber jetzt so versandet, daß man eben nur noch das getünchte Gewölbe sieht. Sie ausräumen zu lassen, hätte viel Zeit gekostet und wahrscheinlich nicht gelohnt. Dagegen hielt ich es für angezeigt, den Tempel hinter der Berglehne, den wir, um die Zählung des Herrn Klementz fortzusetzen, mit Nr. 5 bezeichnen wollen, etwas näher anzusehen.

Fig. 135. Fresko aus der Ostwand der Cella von Nr. 1 Feld 76. Größe des Originals 48 cm hoch (mit dem hier weggelassenen unteren Rand, dessen Inschrift zerstört war), 52 cm breit.

Dieser Tempel (Fig. 139) hat zwar allen Schmuck eingebüßt, aber da er nicht versandet ist, ist ein ziemlich klares Bild seines Grundrisses leicht zu gewinnen, was für mich wertvoll war, da ich mich auf Grund hier gemachter Beobachtungen auf mancher Ruine von Idikutschari leichter zurecht fand. Gerne will ich zugeben, daß ich manche unnütze und unwichtige Arbeit gemacht habe; aber ich halte es für nötig, hier zu zeigen, auf welchem Wege ich zu meinen Beobachtungen kam, und so über Dinge zu berichten, deren Bedeutung nicht sofort ins Auge springt, nur um Rechenschaft über meine Bemühungen zu geben.

Dieser Tempel Nr. 5 steht nun auf einer Plattform von etwas mehr als 60 m Breite und 40 m Tiefe nahe an dem Kanale des Karakhodscha-Su, welcher nach der Ortschaft Karakhodscha geleitet ist, um sich innerhalb dieses Ortes zu teilen und einen Arm parallel

der Ostmauer, den anderen parallel der Westmauer von Idikutschari strömen zu lassen, wie oben erwähnt ist. Die ganze Rückwand des Tempels und die Seitenwände der ganzen hinteren Hälfte des Baues sind durch eine mächtige Wehrmauer mit abgerundeten Ecken gegen die Abrutschungen des dahinterliegenden Berges geschützt. An der Rückseite entsteht so zwischen der 48 m langen Rückwand und der Wehrmauer ein freier Gang von 6,60 m Breite, der in derselben Breite an der Südseite weiterläuft, an der Nordseite aber nur 5,90 m breit ist. Hier liegt vor der Wehrmauer ein Nebengebäude, welches etwa 13 m breit, 15 m tief war und in zwei Hauptteile zerfällt: ein etwas über 2 m breites, durch

Fig. 136. Fresko aus der Westwand der Cella von Nr. 1 Feld 66. Größe des Originals war 48 cm hoch, 52 cm breit.

eine Wand geteiltes Tonnengewölbe, dessen Eingangstüren nicht zu erkennen sind, und ein größeres anders gegliedertes System, dessen Vorderbau verschüttet ist. Dahinter liegen vier sehr schmale Gewölbe: die zwei nach Osten liegenden sind kürzer als die mittleren und enden in eine kleine Halle, welche 2,80 m im Quadrat hatte und mit einer Kuppel gedeckt war. Wenn man von diesem Nebenbau noch etwa 60 Schritt in nördlicher Richtung den Berg etwas hinansteigt, so trifft man noch auf ein ähnliches Doppelgewölbe (nicht auf dem Plane), welches aber völlig verschüttet ist. Vielleicht waren es Wohnräume für Laienbesucher des Tempels oder Vorratsräume.

Kehren wir nun zu dem Tempel zurück. Er zerfällt deutlich in zwei Hauptteile, einen Vorhof mit zwei viereckigen, jetzt noch einstöckigen Türmen, welche 14 m ins Geviert messen, und den hinten liegenden eigentlichen Tempel. Die Türme, welche den Vorhof — etwa 20 m breit — abschließen, hatten in ihrem Obergeschoß Zimmer mit schönen Fresken, welche aber völlig zerstört sind; nur da und dort sind noch Reste an den Mauern oder im Schutt zu finden. Nach der Front zu liegt vor jedem Turme ein ansteigender Vorbau wie ein großer Sockel. Die West- oder Hauptseite des Hofes ist durch eine Tormauer abgeschlossen. In der Mitte ist ein Tor aus zwei Pfeilern, welche 3,10 m dick und 6,70 m tief sind. So entsteht ein Vestibül von 4 m Tiefe zwischen den 1,35 m vorspringenden Torecken der beiden Pfeiler, die Türbreite selbst beträgt nur 2,80 m. Vor dem Tore springt noch eine Terrasse vor, welche 5,50 m tief ist und etwa 12 m breit gewesen sein mag. Vom Tore ging ein hoher „Steinweg“ in der Mitte des Hofes auf den Haupttempel

Fig. 137. Fresko[1]) aus der Ostwand der Cella von Nr. 1 Feld 80. Größe des Originals 48 cm hoch, 52 cm breit.

zu und zwar soweit die Innenseiten der Seitentürme reichen: von den Ecken der Seitentürme geht ein zweiter Steinweg quer durch den Hof und schließt denselben vor dem Haupttempel ab. Die zwischen dem Mittelweg und dem von Nord nach Süd laufenden Wege liegenden Hälften des Vorderhofes sind je 9,25 m breit und 12,50 m tief, der Steinweg war 1,50 m breit. Die Ähnlichkeit der Anlage mit der freilich viel komplizierteren des Klosters α in Idikutschari liegt auf der Hand, nur daß dort von dem Steinweg, der vom Tor zum Haupttempel führt, keine Spur mehr übrig geblieben ist.

Dieser Haupttempel besteht aus einem Mittelbau und zwei Seitenflügeln, welche alle drei durch eine mächtige Mauer umfaßt werden, die jedoch an der Frontseite nur noch

---

[1]) Beachtenswert sind die Wadenstrümpfe der Figur im Vordergrunde vor dem im Tempelchen sitzenden Heiligen. Vgl. oben Tempel β.

die Nebenflügel umfaßt. Hier entstehen zwischen den Ostmauern dieser Seitenflügel und der Hinterwand der Tortürme Seiteneingänge von 3,30 m Breite. Die Außenmauer des Hauptbaues ist 3,30 m dick und hat in ihrer ganzen Länge im Inneren einen gewölbten Gang, welcher 1,40 m breit und etwas über mannshoch ist.

Der Mittelbau, welcher offenbar die Cella gebildet hat, besteht aus einem mit noch ziemlich hohen Mauern umgebenen viereckigen Hof von 9,50 m Breite und mehr als 11 m Tiefe. Inmitten des Hofes steht wieder ein ähnliches kleineres System, so daß an den Seiten und an der Rückseite ein Gang von $1^1/_2$ m Breite freibleibt. Die Rückmauer dieses inneren Systems ist 6,50 m breit, leider ist die Vorderseite zerstört, so daß auch die Länge der Seitenmauer unklar bleibt. Von Fresken, Kultbildern etc. ist leider nichts mehr erhalten. Lange, freie Gänge von 4 m Breite, welche durch die dicke Rückmauer abgeschlossen werden, trennen die Seitengebäude von dem Mittelbau.

Fig. 138. Fresko aus der Ostwand der Cella von Nr. 1 Feld 81. Größe des Originals 48 cm hoch, 52 cm breit.

Das südliche Seitengebäude ist einfacher. Es enthält noch zwei Gewölbe, welche durch eine türlose Wand von einander getrennt sind und ihre Türen nach dem Seitengange hatten. Das eine hintere Gewölbe ist 8,30 m tief und 4,50 m breit, das vordere aber 5,30 m breit.

Das nördliche Seitengebäude ist gleichfalls durch Türen vom Seitengange aus zugänglich. Es zerfällt ebenfalls in zwei ungleiche Hälften. Beide sind in einen vorderen und hinteren Raum durch eine Mauer mit breiter Türe getrennt. Der hintere Raum hat vom Gang aus zunächst ein Tonnengewölbe, dahinter noch ein zweites, stark zerstörtes Zimmer; der vordere Raum zeigt jetzt zerstörte, starke Einbauten, welche die Ostmauer außerordentlich verstärken, so daß das hintere Zimmer nur 2,60 m breit und 2,50 m tief ist. Der Zweck dieser Einbauten ist leider völlig unklar, vielleicht dienten sie zur Stütze eines jetzt verlorenen Aufbaues. Gefunden wurde hier nichts Nennenswertes.

Auf dieser Seite des Flusses weiter nach Norden zu gehen, ist unmöglich, da die Felsen steil in den Fluß abfallen. Man muß auf einem elenden, aus Steinblöcken, Pappelstämmchen und Kunak-Stroh zusammengestoppelten Steg den Fluß passieren und die Straße durch das Örtchen Sengyma'uz einschlagen.

Wenn man durch den kleinen Ort Sengyma'uz in der Richtung nach Norden geht und die kleine Brücke überschreitet (Fig. 140), welche unmittelbar am Ende des Dörfchens über den Karakhodschafluß führt, so sieht man auf einer kleinen Anhöhe rechter Hand ein kleines Gebäude stehen (Fig. 141), welches mit seiner Rückseite sich in die Wand eines

Fig. 139. Skizze des Grundrisses von Tempel Nr. 5 gegenüber von Sengyma'uz. Vgl. Fig. 111.

der Vorberge schmiegt, welche hier etwas weiter vom Flusse zurücktreten. Zur Hälfte Höhle, zur Hälfte Anbau, hat es den Charakter eines kleinen Kuppeltempels, welcher in seiner inneren Ausgestaltung an die Stûpas vor der Ostmauer von Idikutschari erinnert. Es ist, trotzdem es so nahe an einem Dorfe und an der Landstraße liegt, merkwürdigerweise wohlerhalten, so daß es sich lohnt, es eingehend zu beschreiben. Zwischen zwei etwa meterdicken Mauern, welche an den Berg selbst angemauert sind, ist ein quadratischer Unterbau A (Fig. 142) aufgemauert, über welchem eine Kuppel sich erhebt, von der heute etwa das vordere Drittel eingestürzt ist und mit seinen Trümmern den Boden füllt, während der alte, nach Westen orientierte Eingang noch wohlerhalten ist; nur ist durch den Einsturz

des vorderen Teiles der Kuppel für uns die Formierung des oberen Teiles der Türe verloren gegangen. Die vier Seiten des quadratischen Unterbaues A messen 4,90 m, der Unterbau selbst ist noch 1,20 m hoch, und der Übergang der fast 5 m darüber sich erhebenden Kuppel auf den quadratischen Unterbau ist in den Ecken durch die muschelförmigen Vorsetzblätter B, B vermittelt, welche wir bei Besprechung der Bauten von Idikutschari wiederholt erwähnen mußten. Dieser Unterbau, wie die Vorsetzblätter, hatten einst prächtige Bemalung, welche aber leider jetzt völlig zerstört ist; nur scheint es, als ob der Unterbau figürliche Darstellungen hatte; der Schmuck der Vorsetzblätter B, B bestand, wie aus den Resten ersichtlich ist, aus einem sitzenden Buddha mit je zwei auf Lotusblumen sitzenden Knaben. Die ganze innere Wölbung der Kuppel war bemalt, und es ist

↑ Nr. 6.

↑ Richtung des Flusses und der Strasse nach Süden.

Fig. 140. Der Paß von Sengyma'uz, von der Anhöhe nordwestlich von dem Dorfe aus; man sieht die Brücke, welche am Ende des Dorfes über den Karakhodscha-su führt, und an der Berglehne über der Straße den Eingang des Tempelchens Nr. 6 (Tempelchen mit den Nakṣatra-Bildern).

noch das Meiste erhalten. In der Mitte der Rückwand, der Nord- und Südwand tritt die Kuppelwölbung vom Rand des Unterbaues 25 cm zurück und dies ist das Zentrum dreier Bilder, welche von hier aus die ganze untere Kuppelwand bedecken. Jedesmal ist eine Buddhafigur das Zentrum und ihre Umgebung, Bodhisattvas u. s. w., dehnen sich nach den Flügeln aus. Diese Bilder, von denen jedes etwa 2,70—90 m mißt, sind etwa 2,10 m hoch; über ihnen sind rings im Kreise einundzwanzig Figuren (oder Figurengruppen) (D: Fig. 142) erhalten, welche durch ihre chinesischen und Sanskritinschriften (letztere in uigurischer Schrift) als Darstellungen der Mondhäuser (Nakṣatras) sich ergeben. Von Süden nach Norden herumgehend sehen wir die hier der Reihe nach folgenden Figuren, welche im Original durchschnittlich 60 cm hoch sind. Sie sind in schwarzen Konturen flott gezeichnet und nur wenig ausgemalt: Weinrot, Grün und Braun ist da und dort erhalten, auch scheint

jetzt erloschenes Hellgelb reichlich zur Fassung des Schmuckes etc. verwendet gewesen zu sein. Die beigegebenen Skizzen (Taf. XXIV—XXVII) machen eine ausführliche Beschreibung überflüssig; erwähnen möchte ich nur, daß die Attribute von den mir bekannten Darstellungen abweichen.

Leider sind nicht in allen Fällen die Inschriften, welche stets auf einem besonderen Täfelchen beigeschrieben waren, wohlerhalten. Interessant ist wiederum die Form des Donnerkeiles in den Händen von drei der Gestalten. Neben jeder der Figuren sind die Sternbilder dargestellt. Als ich hier arbeitete, besuchte mich wiederholt ein Chinese, welcher den herumstehenden Bauern erklärte, die Gemälde stellten den Himmel (āsmān) und seine Sterne (yūldūz) vor. Sollte der Umstand, daß Chinesen in der Nähe sind, hier für die Anlage erhaltend gewirkt haben?

O
N
S
W

Fig. 141. Planskizze der Ruine Nr. 6.

A
B
B
C
D

Fig. 142. Durchschnitt des Gebäudes Nr. 6.

Über den Nakṣatras ist die Mitte der Decke durch eine prachtvolle Ornamentrosette geschmückt, deren Rekonstruktion hier beigegeben ist. (Taf. XXVIII.) Die Mitte bildet eine mächtige Lotusblume mit fünf Reihen nach außen größer werdender Blumenblätter, der Fruchtboden ist durch ein Gemälde ersetzt, das mit einem Kugelornament zwischen zwei weißen Streifen umgeben ist; um die Blume läuft eine breite Borte mit schönen Blumen- und Blattmustern, und ganz nach dem Rande zu sehen wir wieder die herabhängenden Tücher mit den gefalteten Zipfeln, welche wir schon in Nr. 2 (Sengyma'uz) erwähnen konnten. Die Tücher haben weiche Wollquästchen, die Zipfel Schellen am unteren Ende. Zwischen den Zipfeln hängen wieder Schmuckgirlanden mit kleinen Medaillons in der Mitte. Diese Dekoration ist eine außerordentlich wirkungsvolle; denn die Verjüngung der Ornamente nach der Mitte strebt nach oben und lenkt den Blick meisterhaft auf das Bildchen.

Dieses Mittelbild, leider sehr zerkratzt, scheint mir aber ungewöhnlich interessant. Im Schutte des Nordostturmes von Kloster β in Idikutschari hatte ich im Freskenzimmer ein

Fragment gefunden, welches unser zerstörtes Bildchen hier leicht und sicher ergänzt. Wir haben das Abhiniṣkramaṇa des Siddhârtha vor uns. Das Pferd des Bodhisattva wird von Dämonen in die Luft gehoben.[1])

Da das Freskenstück, welches in dem Nordostturme von β gefunden wurde, unmöglich von einer der Wände der dortigen Zimmer stammen konnte, so war ich eine Zeitlang im unklaren darüber, wo es gesessen haben mochte. Das Tempelchen hinter Sengyma'uz beweist nun, daß auch das in β gefundene Stück, welches in Stil und Farbe so stark von den Fresken der Wände abweicht, nur in der Mitte der Decke gesessen haben konnte und zwar, wie ich glaube, über dem jetzt vollständig zerstörten Zimmer vor dem Freskenzimmer. Ich glaube Anzeichen bemerkt zu haben, daß hier eine Kuppel gewesen ist. Sei dem wie es wolle, eine Beobachtung und daran schließend eine Vermutung drängt sich hier auf. Diese Kuppelbauten, welche das Aussehen von Stûpas haben, aber da sie innen hohl sind, offene Türen hatten und offenbar zum Kult gedient haben, also etwa kleinen Kapellen entsprechen, sind sonst in der buddhistischen Welt unbekannt. Ich glaube annehmen zu können, daß ihre Form sich an die einheimische Jurte angelehnt haben mag, obwohl die Konstruktion des Steinbaues selbst auf sassanidische Vorbilder hinweist. Liegt die Jurte irgendwie zu Grunde, so erhält das Abhiniṣkramaṇabild eine interessante Begründung; es ist nämlich genau da angebracht, wo die Jurte das Luftloch, welches über der Feuerstelle ist, zeigt: in der Mitte der Decke. Auch die Dekoration der Innendecke weist darauf hin. Schon bei Besprechung von Höhle Nr. 2 mußte ich darauf hinweisen, daß als Grundidee der Dekoration der Höhle ein Zeltdach mit Ausblick in einen Garten gedacht ist; hier haben wir ebenfalls ein Zeltdach vor uns, aber nicht eines Gartenzeltes, sondern einer Jurte. Die Idee, in das Luftloch den hinausreitenden Bodhisattva zu malen, ist eine ganz vortreffliche und die Art, wie die nach oben strebende Deckenbemalung auf dies Bildchen hinweist, eine durchaus künstlerische. Ich kann überhaupt nur meiner Bewunderung Ausdruck geben über die meisterhafte Art, wie die Maler dieser Fresken den Raum zu gliedern und wirkungsvoll zu schmücken wußten. Ich will schon hier erwähnen, daß ich hieher gehörige Proben in Murtuk und Tojok-Mazar gesehen habe: die Gruppe der weinenden Mönche in der Nirvâṇa-Grotte in Murtuk oder die Dämonen, welche auf Raubtieren reiten, in einer anderen Höhle ebenda, sind geradezu meisterhaft. In vielen Fällen wurde der Eindruck der Bilder noch verstärkt dadurch, daß die Hauptgruppe in Stuck geformt davorstand; in dem Halbdunkel der Höhlen muß diese in sorgfältig abgewogenen Farben gehaltene plastische Dekoration mit den gemalten Hintergründen, bei denen alle optischen Möglichkeiten wohlerwogen und geschickt ausgenutzt waren, geradezu überwältigend gewesen sein. Wie sehr diese Dinge heute in ihrem kläglichen Zustande noch wirken, kann ich dadurch bestätigen, daß ich und mein Begleiter Bartus vor der Dämonenhöhle von Murtuk uns nach unseren, in einer anderen Höhle abgestellten Gewehren umsahen, da wir den Eindruck hatten, ein wirkliches Tier sitze in der Höhle!

Kehren wir zu unserem Thema zurück, so bleibt uns noch die untere Bemalung des Tempelchens: die drei Bilder an der Ost-, Süd- und Nordwand zu besprechen.

Das Bild der Ostwand (Rückwand) (bei C: Fig. 142) ist natürlich das interessanteste (Fig. 143a). Es besteht aus einem großen Mittelfelde, über welchem zwei Längsstreifen

[1]) Vgl. zur Sache oben S. 95, wo in der Bemerkung zu Fig. 86 statt: „Figur 165“ zu lesen ist: „Taf. XXVIII“.

Fig. 143a. Bild an der Rückwand des Gebäudes bei C: Fig. 142.

laufen; je zwei aufsteigende Streifen schließen es rechts und links ab. In dem obersten Längsstreifen sehen wir zwischen zusammengerafften Vorhängen sieben sitzende Buddhas, also wohl die sieben letzten Mânuṣibuddhas Vipaśyin, Śikhin, Viśvabhû, Krakutschtschhanda, Kanakamuni, Kâśyapa und Śâkyamuni. Der zweite Streifen enthält fünf kleine Gebäude, welche offenbar Stûpas darstellen sollen, obgleich ihre Form für Stûpas ungewöhnlich ist; auch erwartet man sieben Stûpas, den erwähnten Buddhas entsprechend. Diese Dekoration ist uralt und im buddhistischen Indien — ich erinnere nur an die Tore von Sântschî — ganz geläufig. Zwischen den Gebäuden stehen Blumenbüsche mit je drei dunkelroten Blumen.

Das Hauptbild darunter hat, wie oben erwähnt, als Zentrum eine sitzende Buddhafigur auf einem hohen Throne. Über der Figur hängt ein Baldachin (canopy) und rechts und links davon sieht man Zweige eines Baumes mit großen Blumen, dessen Stamm als hinter dem Buddha stehend zu denken ist. Glückswolken schweben auf die Mitte zu und in ihnen je ein nackter blumenwerfender Knabe. Wir kennen diese Figuren aus den Reliefs von Gandhâra (und den Fresken von Adschaṇṭâ) wohl; neu ist hier nur das geschorne Haupt mit den stehengebliebenen Seitenlöckchen und dem kleinen Büschel über der Stirne, welche Haartracht bei Kindern wir schon in Höhle Nr. 2 fanden, wo übrigens wirkliche Kinder, keine Genien dargestellt sind, wie auf dem Amitâbhabild in Ruine T in Idikutschari und hier. Es ist dies also landesübliche Haartracht, welche unwillkürlich an die japanische erinnert. Die Buddhafigur ist leider sehr zerkratzt und ebenso ist eines der Knäbchen verloren gegangen: aber es ist ganz zweifellos aus den Resten und der Symmetrie des Bildes zu rekonstruieren. Vor dem Throne Buddhas sitzt ein aufwartender Knabe mit einem Fächer und leider sehr zerkratzt in einer Flammengarbe der Gott Atschala; er ist kleiner als die übrigen Figuren. In der Rechten hält er ein langes Schwert; was die Linke gehalten hat, ist unsicher. Der Buddha, welcher in predigender Haltung sitzt — und dem ich keinen Namen zu geben wage — ist umgeben von vier sitzenden Mönchen und zwölf Bodhisattvas. Sie tragen indische Tracht und Kopfputzformen, die am ehesten denen gleichen, welche buddhistische Gottheiten auf altjapanischen Bildern tragen. Die meisten der Bodhisattvas halten die Hände gefaltet, einer hält mit der Linken einen Blumenkorb und wirft mit der Rechten eine Blume, einer hält einen gehenkelten Krug hoch und ein dritter spielt die indische Bügelharfe, welche ja ebenfalls in den Gandhâra-Skulpturen vorkommt. Der Vordergrund des Bildes ist in viel kleineren Dimensionen gedacht und würde, wenn erklärbar, ungemein interessante Aufklärungen geben können. Aber leider ist die Inschrift, welche sein Mittelfeld zeigt, so vollständig zerkratzt, daß sich nicht einmal mehr sagen läßt, in welcher Schrift sie geschrieben war. Über der Inschrift ist eine viereckige Figur mit eingezeichneten Ecken und einer Lotusblume in der Mitte: offenbar ein Plan, vielleicht eines Teiches oder Wasserreservoirs. Daneben sieht man einige Häuschen in chinesischem Stil und rechts und links schwebt in einer Glückswolke auf ihrem Vâhana sitzend je eine Gottheit herab. Die eine sitzt auf einem Löwen: es ist also Mañdschuśrî, die andere auf einem Elefanten, dessen Rüssel leider weggekratzt ist: es ist Samantabhadra. Was sonst zwischen den Häuschen noch abgebildet war, ist erloschen oder zerkratzt, nur eine recht merkwürdige Ecke ist erhalten. Wir sehen zwischen einem Baume und einer Gruppe wilder Tiere — Bär, Wolf, Schlange und Rabe sind bestimmbar — einen Mönch, der vor Gebeinen steht, welche auf dem Boden liegen. Unter seinen Segens-

händen wächst neben den Knochen ein Lotus auf, in welchem ein betendes Kind — offenbar der wiedergeborne Verstorbene — zum Vorschein kommt. Von den vier Seitenstreifen des Bildes ist jedesmal der äußerste rein dekorativ. Aufsteigende Lotusblumen, welche aus Wasser hervorwachsen, tragen je vier Gottheiten in indischer Tracht auf ihrem Fruchtboden: eine hält einen Becher, eine ein Saiteninstrument, wieder eine andere auf dem gegenüberstehenden Felde ein Blasinstrument, welches wir als in China und Japan gebräuchlich wohl kennen.

Fig. 143b. Aus dem Bilde bei C. Kopf des zweiten Bodhisattvas der oberen Reihe, linke Seite. Größer gezeichnet.

Fig. 143c. Aus dem Bilde bei C. Der dritte Bodhisattva der oberen Reihe, linke Seite. Größer gezeichnet. Das Obergewand ist hellgrün, die Armbänder sind hellblau gemalt.

Die inneren Seitenstreifen sind aber noch merkwürdiger. Rechts vom Beschauer sitzen vier Figuren übereinander: oben ein meditierender Buddha, darunter ein Bodhisattva mit einem Deckelkruge (Fig. 143d), darunter ein Mönch neben einem Häuschen und unter ihm ein Bodhisattva mit einem Dreizack; die unterste fünfte Figur ist verloren. Diese Figuren scheinen Bezug auf die Lokalität zu haben und vielleicht darf man die weißen Linien vor dem Dreizackträger auf einen Fluß — den heutigen Karakhodscha-su? — deuten. Noch mehr drängt sich diese Hypothese auf bei den Figuren der gegenüberstehenden Seite. Wir sehen oben wieder weiße Linien — wieder der Fluß? —, darunter einen Bodhisattva mit einer Glocke, vor dem dieselbe Planfigur abgebildet ist (Fig. 143g), welche über der

Inschrift des Mittelfeldes steht. Darunter sitzt wieder ein Bodhisattva mit zusammengelegten Händen (añdschali). Vor diesem knieen mit aufgehobenen Händen ein Mann und eine Frau auf dem Boden — nicht auf einer Lotusblume — nach Analogie anderer Bilder in Tojok-Mazar, Murtuk u. s. w. Stifter eines Heiligtumes. Vor ihnen oder unter ihnen sehen wir eine Brücke — wohl dieselbe, welche heute bei Sengyma'uz die alte breite Straße über den Karakhodscha-su führt. Dieser Brücke zur Seite sitzt ein Mönch mit einem Fähnchen (Fig. 143f). Ganz unten noch ein Bodhisattva, wieder auf einem Lotus sitzend. Auf beiden Seiten ist unter den zwei Seitenstreifen jeder Seite noch ein kleines Feld ausgespart. Beide sind leider sehr zerkratzt, doch ist in jedem Falle wiederum die Komposition noch ergänzbar. Links vom Beschauer ist das größere Feld: es stellt einen betenden Mann (Kopf und Brust zerstört!) vor, der vor Kṣitigarbha demütig steht. Kṣitigarbha, der buddhistische Totengeleiter, geht, den Rasselstab in der Linken, auf ihn zu. Hinter dem Betenden wächst ein Lotus auf, auf dessen Fruchtboden ein Kind sitzt. Es handelt sich also um ein Gebet um gute Wiedergeburt. Auf der anderen sehen wir einen sehr zerkratzten gepanzerten Reiter rasch dahin reiten: vor ihm erscheinen in Flammen zwei Pretas, die ewig durstigen Verdammten des Buddhismus. Vielleicht handelt es sich hier um ein Reiseerlebnis, wobei ein Angehöriger der Familie des Stifters oder dieser selbst im Geheul des Sturmes, welcher besonders im März in diesem Tale furchtbar toben soll, die Stimmen Verdammter vernommen hat. Ich muß schon hier erwähnen, daß auch ein weiter nördlich liegender, einst grandioser Tempel eine äußerst beredte Pretadarstellung in einer seiner Kammern zeigt. Es ist dies ein Bau, der heute fast völlig versandet ist und dessen hochstehende Türme von den in ihrem Rücken liegenden Bergkanten her mit mehr als menschenkopfgroßen Steinen gespickt sind, welche der auf dem Plateau des Gebirges die Steine in Wirbeln herumtreibende „Buran" zugleich mit den Kanten der Felsenterrasse heruntergeschleudert hat — und jedes Frühjahr weiter herabschleudert. Es dürfte wohl nicht zu viel behauptet sein, wenn aus dem Bilde geschlossen wird, wie folgt. Es handelt sich um ein Weihebild zu Gunsten der Verstorbenen der Familie des Stifters, vielleicht für einen hier angelegten Teich. Noch heute wird von hier aus das Wasser des Karakhodscha-su vermessen, d. h. den Gemeinden zur Bewässerung ihrer Felder zugeteilt und dementsprechend die Kanäle nach Karakhodscha, Astana u. s. w. gefüllt. Die Brücke hinter Sengyma'uz ist alt, denn über sie ging die Straße durch den Paß von Idikutschari etc. nach Murtuk oder den Upreng hinauf. Die hier in dieser Kapelle diensttuenden Mönche, vielleicht Angehörige der Familie des Stifters, hatten wohl eine Art Aufsicht über das Reservoir und über die Brücke. Zum Schluß will ich nicht vergessen zu erwähnen, daß noch heute in den Bergen zwischen Sengyma'uz und Tojok-Mazar Wölfe vorkommen.

Es bleiben nur noch die zwei Gemälde rechts und links vom Hauptbilde an der Nord- und Südwand der Kuppel zu besprechen übrig. Beide waren im wesentlichen gleich: das südliche ist aber mehr zerstört als das nördliche. Von beiden sind nur die Innenseiten erhalten, die offenbar ganz entsprechenden Außenseiten sind erloschen. In beiden war die Mittelgruppe ein predigender Buddha unter einem Blütenbaume (Fig. 144a) und einem daran befestigten Baldachin, mit je zwei betenden Mönchen. Neben ihnen knieten zwei Reihen von Bodhisattvas mit zusammengelegten Handflächen. Abgeschlossen wurden die Bilder durch je zwei reizvoll gemalte Göttermädchen (Fig. 144b, c), welche in Wolken schwebend die Gruppe mit Blumen bewarfen, und je zwei (? nur einer erhalten)

Fig. 143 d. Aus dem Bilde bei C. Zweite Figur des inneren Seitenstreifens l.

Fig. 143 e. Aus dem Bilde bei C. Zweite Figur des äußeren Seitenstreifens l.

Fig. 143 f. Aus dem Bilde bei C. Der Mönch an der Brücke, innerer Seitenstreifen r.

Fig. 143 g. Aus dem Bilde bei C. Figur einer Gottheit, erste Figur des inneren Seitenstreifens r.

Fig. 143 h. Aus dem Bilde bei C. Krug des vordersten Bodhisattva, untere Reihe r.

Fig. 143 i. Aus dem Bilde bei C. Musterung der Blumenblätter des Lotus, auf dem die Hauptfigur sitzt.

heranschwebende Knaben. Auffallend ist die Stilisierung der Wolken, die wir bis jetzt als chinesisch ansprechen, und die an byzantinische Gewandlegung erinnernde Bekleidung der oberen fliegenden Mädchen. Auf die Analogie dieser Figuren mit blumenwerfenden Nikefiguren in den Gandhârareliefs habe ich schon oben hingewiesen.

Die Straße, welche von hier auf dem rechten Ufer nach Norden geht, führt nun an zwei großen Tempeln vorüber, von denen der vordere kleiner ist, aber nichts Besonderes bietet: ich gebe ihm Klementz' System folgend die Nr. 7. Über diesem stark zerstörten Bau, welcher manche Ähnlichkeit mit Nr. 5 hatte, ist hoch oben an der Felswand eine kleine quadratische Kapelle Nr. 8, welche schön mit Ornamenten bemalt war und in welcher bis vor kurzem eine Buddhafigur gestanden haben muß. Hier fanden sich Scherben von sehr großen Tongefässen, wie antiken Weinkrügen angehörig, auf denen Reste einer uigurischen

Fig. 144 a. Buddhafigur mit Umgebung von der Nordwand, Tempelchen Nr. 6, Sengyma'uz.

Fig. 144 b. Fig. 144 c.

Zwei Devatâs aus dem vorigen Bilde nach viel größeren Zeichnungen.

Inschrift sich zeigen. Sie sind ins Museum gelangt, konnten aber nicht zu einem ganzen Gefäße vereinigt werden. Weiter hinten steht ein zweiter großer Tempel Nr. 9 (Fig. 145), auf einer vorspringenden Plattform, welche nach Nordosten sehr steil abfällt und hier einen tiefen Winkel bildet, da der Fluß vor dem Plateau die oben erwähnte Wendung nach Südwesten macht. Dieser einst grandiose Bau, im wesentlichen wieder mit Nr. 5 verwandt, ist von der Rückseite furchtbar durch Steinschläge beschädigt; riesige Blöcke, welche der Sturm heruntergeschleudert hat, stecken wie Kanonenkugeln in den Rückwänden des Baues, eingebohrt in die vermorschten Luftziegel. Um den Tempel stehen in ziemlich unregelmäßiger Verteilung acht jetzt mehr oder weniger zerstörte Stûpas, über deren Form ich weiter unten etwas sagen will. Über dem südöstlichen Turm der Umfassungsmauer ist eine kleine Kammer im ersten Stocke erhalten, welche einst prachtvolle Bilder gehabt hat, besonders eine äußerst schön gemalte Decke und zwar im Stil von Nr. 1 Mittelcella. Auch auf dem Südwestturm ist noch ein Restchen eines ähnlichen

Fig. 145. Das vordere Tal hinter Sengyma'uz von der östlichen Berglehne kurz vor Tempelruine Nr. 9 gesehen. Hinter Ruine Nr. 9 macht der Fluß, der hinter ihr verschwindet, bei **x** die Wendung nach Westen; auf dem Vorberge dahinter der einzelne Stûpa des anderen Ufers, weiter hinten (über Nr. 9) die lange Halle auf dem Berge hinter den modernen Bauernhäusern. Bei **y** die Stûpas der Vorberge des westlichen Ufers. Vgl. Fig. 109.

Kapellchens erhalten. Im Hofe vor dem Sacellum steht ebenfalls ein Stûpa, der aber wie alle anderen ausgeplündert ist. Bei den fünf Stûparesten, welche vor der Nordwand des Tempels stehen, ist eine dreiflügelige kleine Kapelle erhalten, deren Fresken ebenfalls den Stil der Bilder von Sengyma'uz Nr. 1 zeigen. Leider sind sie furchtbar zerkratzt. Die Decke hat dieselbe Dekoration von Buddhafiguren wie Nr. 1 und in denselben Farben, auch waren hier die Sanskritinschriften in zentralasiatischem Brâhmî Papierstreifen, welche auf den Verputz geleimt waren. Sie sind jedoch alle zerkratzt. Immerhin wäre es möglich, durch Kollationierung aller dieser sich wiederholenden Bilder eine Rekonstruktion herzustellen, aber dazu hatte ich leider nicht die Zeit, denn diese stilistisch identischen Gebäude liegen weit auseinander.

Wenn wir nun von diesem Plateau auf die Straße herabsteigen und um die Ecke biegen, so erblicken wir zu unserer Überraschung in dem Winkel hinter der steilen Nordostwand eine grandiose Anlage Nr. 10 (Fig. 146, 147), welche jedoch durch Bergrutsch

so versandet ist, daß nur zwei Terrassen zugänglich sind; viele Türöffnungen der hohen Türme sind jetzt überhaupt nicht erreichbar und das Begehen der Ruine von der Bergseite aus ist bei der Morschheit der Gewölbe nicht ungefährlich. Auch dieser großartige Komplex hatte eine mächtige Wehrmauer gegen die Bergabrutschungen, sie hat sich aber als unzureichend erwiesen, denn sie steckt tief im Sande. Die Türme des Baues sind noch viel schlimmer wie die des oben erwähnten mit herabgeschleuderten Steinen gespickt, die Gewölbe zum Teil von rückwärts durch herabgerollte Steine eingeschlagen. Es war sehr unangenehm, hier zu arbeiten; denn es war sehr kalt in den Gewölben, da durch die ein-

Fig. 146. Tempel Nr. 10 von der Bergecke hinter Ruine Nr. 9 gesehen. Vgl. Skizze 109.

geschlagenen Dächer ein eisiger Wind hereinpfiff, der ganze Staubwirbel mitbrachte, und als ich einmal versuchte, eine Höhle zu heizen, mir eine solche Rauchwolke in alle Räume trieb, daß ich mich gezwungen sah, schleunigst auf die Freiterrasse zu flüchten. Am meisten hat der Mittelbau gelitten, denn hier haben ganze Schlammergüsse mit nachfolgendem Geröll die Wehrmauer zerrissen und die davor liegenden Gebäude zerstört. So sind jetzt nur zwei Haupterrassen, eine südliche und eine nördliche, unmittelbar zugänglich und ich will daher im folgenden das Wenige mitteilen, was ich hier unter der Ungunst der Verhältnisse beobachten konnte.

Die Südterrasse, welche, wie die beigegebenen Skizzen (Fig. 148) zeigen, eine ganz beachtenswerte Höhe hat, ist nur ein kleiner Teil des südlichen Flügels des Gebäudes. Vor dieser Terrasse liegt ein Vorbau mit drei Türen, der in einen Hof von 10 m Breite und 3,40 m Tiefe führt. Dieser Hof wird wie die gleich zu erwähnenden Räume heute noch als Unterstand von Reisenden benutzt, welche hier vom Sturm überrascht werden und Zuflucht suchen. Gewisse Vorrichtungen, welche dazu dienen, Pferde u. dgl. unterzubringen, weisen nur zu deutlich auf diesen modernen Gebrauch. In der Richtung der mittleren Türe geht nun eine zweite Türe in die Terrasse hinein und trifft hier zunächst auf einen langen, etwa 1 m breiten, gewölbten Gang, der die ganze Länge der Terrasse entlang und wahrscheinlich noch weiter unter der Terrasse fortläuft. Ich verfolgte ihn, soweit er nicht mit Schutt ausgefüllt war. Diesen Gang schneidet unser Weg ins Innere und führt, nachdem er sich sehr verengt hat, in ein großes viereckiges finsteres Zimmer, welches unter der Mitte der Terrasse liegt und von dem aus weitere Türen nicht zu finden waren. Ich habe alle Wände abgeleuchtet, aber nichts gefunden, als die Spuren von modernen Reisenden, die hier genächtigt hatten.

Fig. 147. Tempel Nr. 10 vom anderen Ufer aus gesehen.

Fig. 148. Planskizze der südlichen Terrasse von Tempel Nr. 10 („Cella mit dem Preta").

Betreten wir nun die Terrasse selbst, so stehen wir vor einer Torwand mit breiter Toröffnung und zwei Fenstern rechts und links von diesem Eingang. Wir gelangen durch diesen Eingang in eine lange Halle von 11,15 m Breite und 3,10 m Tiefe. Die Tiefe der Terrasse vom Rand bis zur Tormauer beträgt 7 m. Von der großen Vorhalle aus sind uns drei Räume zugänglich, welche den hinteren Teil des Gebäudeflügels bilden: eine Mittelcella von 2,33 m im Quadrat mit einem durch vorspringende, hier 90 cm dicke Mauern gebildeten Eingang, und zwei Nebenkammern mit je eignem Eingang, der aber nur an den äußeren Seiten Türmauern hat; das Zimmer links vom Beschauer ist 2,70 m breit und 2,25 m tief und völlig abgeschlossen, während das rechts liegende 2,55 m breit und 2,33 m tief ist, aber nach rechts noch eine Tür hat, welche in ein leider völlig verschüttetes Zimmer führt. Beide Zimmer haben gerades Dach und sind völlig ohne Schmuck. Die Mittelcella hingegen, welche eine Doppelkuppel als Bedachung hatte, ist mit figurenreichen, äußerst feinen Fresken geschmückt gewesen. Die Doppelkuppel ist durch einen herab-

gerollten Steinblock von rückwärts eingeschlagen und hat so Licht erhalten, aber durch die Öffnung wird auch Sand herabgeweht, der durch die Türe auf die Terrasse hinausdringt und gelegentlich auch den unvorsichtigen Beschauer wieder durch die Türe hinausrutschen macht. Über der Türe, an der Innenseite der Türwand, welche auf der Planskizze unkorrekt als ganz offen eingetragen ist, ist ein interessantes Bild erhalten: nämlich ein deutlicher vielarmiger Avalokiteśvara, umgeben von verehrenden Personen, offenbar einer Familie von Stiftern, und neben diesem ein ungemein grotesker, von Flammen umwirbelter Preta. Die Hinterwand der Kuppel hat sicher einst ein Kultbild („Clay-figure") geschmückt, die beiden Seitenwände waren bis unter die Decke mit außerordentlich figurenreichen Bildern bemalt: Reihen von Bodhisattvas auf Terrassentempeln sind da und dort noch erkennbar. Die Malerei erinnert an das Bild der Rückwand der Cella von Sengyma'uz Nr. 1.

Reicher ist die Nordterrasse (Fig. 149), welche auch noch höher und breiter ist als die beschriebene südliche, soweit diese zugänglich ist. Auch sie hat einen Vorbau gehabt,

Fig. 149. Skizze des Planes der nördlichen Terrasse von Tempel Nr. 10.

von dem aber nur noch eine durch Breschen durchbrochene Mauer einigermaßen erhalten ist. Von der Mitte der Terrasse ist eine solche Masse von Sand und Schutt hier herabgerollt, daß es sich nicht beweisen läßt, ob auch diese Terrasse, wie übrigens mir so gut wie sicher ist, unterirdische Räume gehabt hat. Es zeigen sich sogar da und dort Türen, aber man kann nicht weit hinein vordringen und kann also nicht sagen, ob bloß kleine Gewölbe oder ein größeres unterirdisches System, das etwa mit dem der Südterrasse in Konnex stand, vermutet werden darf. Vor den zugänglichen Räumen erstreckt sich die Terrasse auf eine Länge von etwas mehr als 30 m, ihre Tiefe vom Rand bis zur Torwand der Mittelanlage beträgt 5 m. An den Seiten tritt der Bau weiter an den Terrassenrand

heran und hier liegen noch von der Seite her zugängliche Räume. Beginnen wir von links aus mit der Aufzählung der einzelnen Kammern und Säle. Der linke Seitenflügel ist nicht zugänglich, denn gleich hinter der Türe ist das dahinterliegende Zimmer mit Sand gefüllt. Daran nach rechts tritt die Frontmauer etwas zurück: durch eine 2,30 m breite offene, nach der Front liegende Türe entstehen zwei ungleiche Flügel: einer (links) ist 4,25 m breit, der rechts nur 3 m. Diese Türe führt in ein Gewölbe A, welches 4,48 m tief und wie der Eingang 2,30 m breit ist. Die Wände dieser Höhle (Gewölbe) sind mit prachtvoll gemalten Fruchtbäumen und Blumen geschmückt. Die Bäume und Blumen sind durchaus naturalistisch, durchaus nicht stilisiert; besonders schön sind die Reben mit reifen Trauben, welche die Decke schmücken. Weiter nach rechts treffen wir auf einen breiten Eingang, der durch eine mächtige Bresche vergrößert und durch das herabgestürzte Dach fast versperrt ist: er führt uns in eine Vorhalle, welche etwa 9,50 m breit und 3,10 m tief ist. Die erhaltene Hälfte der Tormauer hatte nach der Terrasse zu ein Fenster. Die linke Seite der Vorhalle war in ein besonderes Zimmer verwandelt, dessen Türe deutlich erhalten, dessen Inneres aber verschüttet ist. Von dieser Vorhalle gelangen wir in einen großen Raum, welcher, als seine Fresken alle noch wohlerhalten waren, einst geradezu herrlich gewesen sein muß. Er besteht aus einer Halle B von 10,40 m Breite und 3,20 m Tiefe und stellt ein Tonnengewölbe dar, welches vor einem 7,30 m breiten, 1,60 m tiefen Mittelpfeiler liegt, aus dieser sehr hohen Halle B führen niedrigere und nur 1,55 m breite Gänge, ebenfalls Gewölbe, in einen Gang C, der ebenso lang wie Halle B und so breit wie die Seitengänge hinter dem Mittelpfeiler entlang läuft. Auch dieser Gang C ist wie die Seitengänge nicht viel mehr als mannshoch. Die Mitte des Mittelpfeilers nimmt der Rest eines Aureols für eine Statue ein, von der kein Rest mehr zu sehen ist; Trümmer davon mögen unter dem Schuttberg liegen, der unmittelbar vor dem Eingang liegt. An den Seiten des Pfeilers ist je eine, auf der Rückseite zwei etwas größere Nischen vorhanden, in denen einst kleine Figuren gewesen sind. Die Wände der vorderen Halle B waren, wie erwähnt, prachtvoll bemalt; so enthielten die Seitenwände bis in den Bogen des Gewölbes hinauf ungemein figurenreiche Szenen von anbetenden, in Prozession vor und auf Terassentempeln einherschreitenden Figuren: es macht beinahe den Eindruck, als ob große religiöse Festaufzüge dargestellt seien. Die Bilder sind sehr zerkratzt, aber trotzdem wäre bei langem Aufenthalt eine Rekonstruktion möglich. Die Wintertage, welche ich in jenen Räumen zubrachte, waren aber wirklich nicht dazu angetan, ein mehrere Meter hohes, von vielen hundert Figuren belebtes Bild zu kopieren oder zu rekonstruieren. Photographieren ist nach meiner Meinung aus verschiedenen Gründen unmöglich: die richtigste Methode ist Durchzeichnen mit Pauspapier in kleinen, aneinanderzupassenden Teilen mit nachheriger Ergänzung und Eintragung der Farben. Die dekorative Wirkung der Decke, welche reich bemalt ist, ist trotz der großen Lücken noch heute eine außerordentliche. Die Decke ist mit zwei Reihen von kreisrunden Scheiben dekoriert, an welche sich bis an die Übergangsstelle des Gewölbes in die gerade Wand Halbscheiben (Taf. XXIX) anreihen, unter ihnen schließt ein Perlenstab ab. Höchst merkwürdig wirken diese ziemlich großen weißen Perlen zwischen den weißen Strichen, in denen sie laufen. Sie sind nämlich so schattiert, daß bei jeder Perle der Schatten anders fällt! Es wird damit erreicht, daß man den Eindruck, rollende Glaskugeln vor sich zu haben, erhalten muß. Die Scheiben haben alle ein blaugraues Mittelfeld, welches ein mattweißes Wolkenkranzornament umgibt; innerhalb dieses

Kranzes ist je eine zwei- oder dreifigurige Gruppe in ungemein zarten Farben gemalt: leider sind viele durch die Türken herausgestoßen, aber die erhaltenen zeigen brahmanische Asketen, Bodhisattvafiguren mit Adoranten u. s. w. Die äußere Bahn der Scheibe enthält auf hochrotem Grunde farbenreiche Ornamente. Acht herzförmige, mit der Spitze nach außen gewandte Blätter geben dem Ganzen den Charakter einer Lotusblume: nur ist für die Hauptkonstruktion nicht der Charakter der Blume beibehalten, sondern so stilisiert, daß die sechs Blätter nur durch Bahnen stilisierter Formen ausgedrückt sind, so daß, wo die Bogenlinien sich zur Spitze nach innen wenden, eine wirkliche Blume aufgesetzt ist, während die an den Rand gehenden Spitzen der acht Blätter volutenartig umgebogen sich nähern und mit einer Palmette gefüllt sind. Zwischen den Bügeln tritt der hochrote Hintergrund wieder hervor. Von den Voluten herab füllen Weintrauben und Blätter aus. Blumenblattförmige Ornamente binden die einzelnen Teile, und in den Lücken zwischen den verbundenen Herzblättern erscheint ein kurzes, aus zwei Blumen bestehendes Ornament auf hochrotem Grunde. Es ist unmöglich, alle Farben des äußerst geschmackvollen Musters aufzuzählen; es kommen vor: Hochrot als Grund, Schwarz, Weiß. Braunrot und Dunkelbraun, Hellblau und Dunkelblau, Hellgrau und Dunkelgrau. Der rechte und der linke Flügel jedes herzförmigen Blattes hat eine andere Verteilung der Farben, doch so, daß diese zwei Kombinationen sich regelmäßig wiederholen, auch die Blumen innerhalb der Herzblätter wechseln ab. Eine Farbe aber ist erloschen, da immer eine Stufe fehlt; wahrscheinlich war es Gold, das abblätterte, oder Hellgelb, das nur selten in unseren Fresken sich erhalten hat und sicher oft ergänzt werden muß. Die Teile der Decke, welche zwischen den beschriebenen Scheiben freibleiben, große vierstrahlige Sterne, sind hellblau bemalt, und vier weiße fliegende Kraniche sind so verteilt, daß ihre Füße nach den Spitzen liegen. Ich habe leider keine Gelegenheit mehr gehabt, dieses ebenso schöne als interessante Muster, das uns in der ostasiatischen Kunst so oft begegnet, noch kopieren zu können. Der Aufenthalt in diesen eisig kalten Räumen konnte nie zu lange dauern und so habe ich leider schließlich unter dem Eindrucke anderer Dinge darauf vergessen.

Auch die niedrigen Nebengänge und der Gang hinter dem Pfeiler waren mit Fresken geschmückt, sie waren aber viel minderwertiger als die der großen Halle B und sind sehr zerstört.

Weiter nach rechts treffen wir auf einen neuen Eingang. Er führt in eine gewölbte Halle D von 2,70 m Breite und 7,40 m Tiefe, hinter der eine durch eine Stufe markierte Cella E liegt von ebenfalls 2,70 m Breite und 3,70 m Tiefe. Hier hat allem Anschein nach eine große Buddhastatue gestanden, aber alles ist zerschlagen und zerstört. In den Seitenwänden der Halle D sind auf beiden Seiten je drei Nischen, welche 1,50 m tief und etwas über Mannshöhe hoch sind. Die sechs Wandflächen: hinter dem Eingange, hinter der ersten und hinter der zweiten Nische sind je mit der Figur eines sitzenden Mönches bemalt. Jede dieser sehr hübsch gezeichneten Figuren hat eine Höhe von 1,20 m und darüber; jedesmal ist das Gesicht, das der Cella E zugewandt war, zerkratzt und leider ebenso eine große rote Inschrifttafel neben der Figur, so daß nichts mehr zu lesen ist. Hinter dem Mönche (vgl. die Skizze) ist jedesmal ein Baum, meist ein Obstbaum, an dem in einem Sacke (Pâli: thavikâ) die Almosenschale des Mönches hängt, daneben wohl auch ein dütenförmiges Blumenkörbchen und vor dem Mönche eine Wasserflasche. Wir haben schon einmal sechs Hauptschüler Buddhas begegnet: in der Höhle Nr. 2 vor Sengym'auz, dort waren ihre Bilder aber auf den Rückwänden der Nischen. Ebenso haben wir in der

oberen Höhle Nr. 1 Mönchsbilder gesehen, deren Heiligkeit durch spitze flammenartige Aureole hinter Kopf und Schultern (und Knieen) bezeichnet war: dasselbe begegnet uns auch hier wieder. Ich habe diese Ausdrucksform noch nie auf einem buddhistischen Bilde gesehen (Fig. 150). Ich möchte nicht vergessen, zu erwähnen, daß in der großen Mittelhalle des großen Tempelkomplexes auf dem rechten Ufer des Tojok-su zu Tojok-mazar ebenfalls ähnliche Mönchsbilder gemalt sind, während hinter der Eingangstüre ganze Familien von Laien mit uigurischen Inschriften, offenbar die Stifter des Baues, abgemalt sind. Von dieser Grotte zu Tojok-mazar gingen viele kleine Gänge in kleine dunkle Zimmerchen, über deren Tür jedesmal ein meist recht roh gemalter indischer Asket abgebildet war — offenbar Einsiedlerwohnungen. Ich habe schon an einem anderen Orte kurz darauf hingewiesen, daß mir diese Einsiedlerhöhlen irgendwie im Zusammenhang zu stehen schienen mit der in Tojok-mazar lokalisierten muhammadanischen Form der Siebenschläferlegende.

Auch unsere Halle D hat einen Nebenraum. Die dritte Nische auf der rechten Seite. vom Eingang an gerechnet, bildet den Eingang in ein dunkles viereckiges Zimmer von 3,20 m Breite und 3,40 m Tiefe.

Noch ist zu erwähnen, daß die Wände von Halle D überall bedeckt sind mit modernen chinesischen, mongolischen und tibetischen Kritzeleien, mehrmals findet sich die bekannte Dhâraṇî: oṃ maṇi padme hûṃ in U-tschan-Lettern.

Gehen wir nun die Frontwand entlang (von hier ab noch 4,50 m) weiter nach rechts, so treffen wir auf einen vortretenden Bau, wie auf der anderen Seite der Terrasse. Eine schmale Türe führt uns in ein dunkles Zimmer von 3 m Breite und 5,40 m Tiefe (G) und von da durch eine weitere Türe in ein zweites Zimmer (H) von 1,65 m Breite und 3,70 m Tiefe. Trotz alles Ableuchtens der Wände konnte ich hier nicht das geringste entdecken, ebensowenig wie im Zimmer F. Dabei will ich nicht vergessen, zu erwähnen, daß die Einsiedlerkammern zu Tojok-mazar, die übrigens viel kleiner sind und kaum für den Aufenthalt eines Menschen genügen, mit „sgraffiti" in köktürkischer Schrift so verkritzelt und wieder überkritzelt sind, daß es unmöglich ist, die Inschriften zu kopieren!

Ob hinter den übrigen vermauerten Nischen von Halle D noch Zimmer sind, kann ich nicht behaupten, möglich wäre es.

Tempel Nr. 10 gehört zu den interessantesten Bauten des Gebietes und seine zahlreichen verschütteten Türme und Gelasse mögen bedeutende Dinge enthalten: hier zu graben, ist aber auch ganz außerordentlich schwer, da der Sand immer wieder nachrinnt und wegen der Felsabrutschungen und der morschen Gewölbe und Terrassen, von denen man nie weiß, ob sie massiv sind, auch nicht ungefährlich.

Geht man nun gute zehn Minuten den Fluß aufwärts weiter, so trifft man noch ziemlich an der Straße einen kleineren, sehr zerstörten Bau (Nr. 11) an einen Berg angeschmiegt an und darunter unmittelbar an der Straße zwei große Türme (Tash?) und eine andere kleinere Ruine, noch weiter hinten einen Gewölberest (Nr. 12) und einige andere verschüttete Trümmer, die vielleicht des Ausgrabens wert wären. Noch weiter den Fluß hinauf trifft man auf den von Herrn Klementz erwähnten großen Stein, der ein Svastikazeichen und verschiedene andere zum Teil moderne Kritzeleien zeigt.

Damit sind die Altertümer auf dem rechten Flußufer erledigt.

Die Altertümer des linken Flußufers sind viel weniger bedeutend.

Folgen wir dem schmalen Fußweg, der von der Gräbergruppe vor Sengyma'uz an den Vorbergen entlang geht, so fallen uns zwölf kleine Stûpas (Fig. 151) auf, von denen zunächst fünf ziemlich in einer Reihe hoch auf dem Berge stehen, während zwei eine kleine, einst schön bemalte Kapelle flankieren, vier davon getrennt ein Dreieck bilden und einer auf einem besonderen Hügel davor liegt. Alle diese Stûpas sind erbrochen, am besten erhalten ist der allein auf dem Vorhügel liegende. Wie die beigegebene Skizze zeigt, hat er große Ähnlichkeit mit den auf den Fresken, z. B. des Tempels I' in Idikutschari oder der oberen Höhle zu Sengyma'uz (Nr. 1), erhaltenen Stûpen. Der Unterbau gleicht mit seinen vorstehenden Ecken durchaus dem Tempel Z in Idikutschari, doch sind die Bauten in Sengyma'uz bedeutend kleiner: ihre volle Höhe mag 6—7 m gewesen sein, da der skizzierte Stûpa

Fig. 150. Tempel Nr. 10, Nordterrasse. Bild eines Mönches, von der Nordwand erster Pfeiler vom Altar gerechnet in D; die Mönche sind nicht in den Nischen wie in Nr. 2. Das Original ist 1 m 20 cm hoch, neben der Figur war ein hochrotes längliches Schild mit dem Namen, der leider zerstört ist. Beachtenswert sind die Flammen hinter Kopf, Schultern und Knieen. Der Mönch sitzt unter einem Birnbaum, an dem ein Blumenkörbchen und die Almosenschale mit Netztasche (Pâli thavikâ) hängen, vor der Figur ein Wasserfilter.

Fig. 151. Skizze eines Stûpa vom westlichen Ufer des Karakhodschaflusses hinter Sengyma'uz, Höhe 4 m 50 cm, soweit erhalten. Es ist der Stûpa auf dem Vorberge gegenüber Tempel Nr. 9.

noch 4,50 m hoch ist; dabei ist von dem „Hti" nur die untere Hälfte erhalten, auch die Bekrönung fehlt. Die Stufen des Unterbaues sind meist zerstört, häufig hat man sogar von hier aus den Bau erbrochen und häufig haben durch die Löcher in dem alten Stufensockel vorüberziehende Buddhisten wieder Opfergaben: Pasten, Amulettzettel, Bücherblätter deponiert!

Hinter diesem Vorberge geht der Fußweg in einem kleinen Hohlweg weiter und erreicht ein kleines Tal, welches an dem Knie des Flusses den Tempeln Nr. 9 und Nr. 10 gegenüberliegt. Hier sind ein paar moderne Häuser und ein kleiner Baumgarten. Hinter diesen Häusern erreicht man ein kleines Plateau, dessen Bauten durch ihre hohe Lage ungewöhnlich hervorragen. Da der Fluß hier in einer tiefen Schlucht läuft, so verschwindet er für das Auge und wird nur, wo er Krümmungen macht, erkannt und so

machen die auf unserem Plateau liegenden Bauten vom rechten Ufer aus den Eindruck, als ob sie auf demselben Ufer lägen. Es sind leider nur Ruinen, ein langes, jetzt völlig leeres Gewölbe, vor dem zwei Stûpas stehen, und unten am Fuß des Berges nach Osten gewandt eine verschüttete Höhle. Weiter hinten und etwas höher liegend war noch eine kleine Kapelle mit einst prächtigen Fresken, welche aber erst kurz vor unserer Ankunft zerstört worden sein müßen. Alles lag voll von frisch abgerissenen Stücken schöner ornamentaler und figürlicher Motive!

Damit sind die Ruinen im Tale von Sengyma'uz erschöpft. Nur wenig weiter nördlich (5 Minuten) von dem an der Straße liegenden großen Steine trifft man die Stelle, wo der von Nordwesten kommende Murtuk-su sich mit dem von Nordosten kommenden Upreng zum Karakhodscha-su vereinigt. In der Ecke südlich des Murtuk-su und östlich des neuen Karakhodscha-su springen die Uferfelsen hart an den Fluß und hinter diesem Felsvorsprung liegt ein Bauernhaus, umgeben von Bäumen. Die Straße nach Murtuk führt hier südlich des Murtuk-su den Berg hinauf und geht über die welligen Vorberge und tiefe Einrisse auf der Höhe weiter, bis man etwa nach einstündigem Marsch in der Ferne das Tal erblickt, in welchem das Örtchen selbst liegt. Folgt man dieser Hochstraße, so erblickt man nichts von Ruinen, außer etwa zehn Minuten vor der Hauptgruppe einen großen Obô bei einer tiefen Schlucht, über welche die Straße hinweggeht, und daneben Reste alter Türme und am Ende der südlich von der Straße liegenden Schlucht verschüttete Ruinen von anderen Bauten und eine hochliegende Höhle, die verschüttet ist. Folgt man aber dem Flusse aufwärts bis zur Hauptruinengruppe, so sieht man da und dort am Ufer kleine viereckige und gewölbte Höhlen, bis man am rechten Ufer eine kleine Blöße erreicht, wo ein modernes Heiligengrab neben bestellten Baumwollenfeldern liegt. Von hier aus sieht der Reisende, der, um hieher zu gelangen, elfmal den Fluß durchreiten muß, die große Terrasse des Haupttempels. Ich sah den Bau von diesem Wege aus zuerst und werde den Eindruck des Anblickes nie vergessen. Die Terrasse war wie die Dächer mit Schnee bedeckt und die in das öde Tal einfallende Abendsonne streifte noch die großartigen Ruinen. Wer die obere eigentliche Straße reitet, wird nur durch die auf der Höhe stehende Ruine eines kleinen Stûpa an Altertümer erinnert und, obwohl die Straße nahe an den tief in der Schlucht liegenden Bauten vorbeiführt, kann er sie leicht übersehen, wenn er sich nicht die Mühe gibt, abzusteigen und an den Rand des Berges zu gehen. Gleich hinter der Stelle, wo der Haupttempel steht, hört das Gebirge auf und man sieht ein Tal vor sich, an der Nordwestseite von einer neuen Reihe von Vorbergen des Bogdo ôla begrenzt, in welchem Murtuk liegt. Der Tempel liegt in einer Ecke der westlichen Uferberge des Murtuk-su, auf der Ostseite steigt ein gewaltiger Berg auf, der von den obersten Zinnen bis zum Fluß herab eine ungeheure Schutthalde gebildet hat (Fig. 152, 153, 154).

Ich bin nur zweimal in Murtuk gewesen und kann daher wenig über den großartigen Bau, den zu untersuchen Monate kosten würde, sagen, doch gebe ich mich der Hoffnung hin, daß, so ungenau meine Planskizze sein mag — sie dient nur dazu, die übrigen Notizen zu lokalisieren —, meine Beobachtungen nicht ganz wertlos sind. Da ich einfach über meine Tätigkeit berichten will, so mag auch flüchtig Notiertes nicht übergangen werden.

Der Bau gliedert sich so, daß in die Ecke des Berges eine Terrasse im Winkel eingesetzt ist: im Süden läuft eine noch 96 m lange und 20 m breite Terrasse von Ost

nach West, von der aus zahlreiche Eingänge in die Höhlen führen; im Norden läuft eine noch längere und breitere Terrasse von Nord nach Süd; von ihr ist durch eine Mauer ein nördlicher Teil abgetrennt und vor der Mitte des Mittelstückes lag unten in der Talsohle ein großer Vorbau, von dem aus eine nicht sehr breite Treppe, die jetzt in Trümmern liegt, heraufführte. Hier sind nur Höhlen, wo der Berg vortrat; sonst ist die ganze Rückseite der Terrasse mit Freibauten bedeckt; ganz gegen Norden, wo der Berg wieder näher an den Fluß herantritt, sind wieder Höhlen in den Berg gelegt, zum Teil allerdings mit Vorbauten. Alle Höhlen und viele Freibauten sind mit Fresken verschiedener Stilarten bedeckt, es gibt chinesische, uigurische und Brâhmî-Inschriften. Viele Gebäude sind völlig zerstört, andere besser erhalten, die Fresken bald gut erhalten, bald schändlich zerkratzt und verräuchert.

Fig. 152. Planskizze des großen Tempels von Murtuk.

Alle Sockel, Reliefs, Statuen, Stûpas in den Höhlen sind zerschlagen und füllen mit ihren Trümmern die Höhlen; aber da noch alles da ist, ist es möglich, mit Geduld und durch stete Vergleiche das meiste zu rekonstruieren. Auf der Südterrasse führen die mit den Nummern 1—8 bezeichneten Eingänge in parallel laufende, zum Teil sehr große, hohe und tiefe Höhlen. Nr. 1 z. B. war eine der größten, die Decke (Gewölbe) ist prachtvoll mit den „tausend Buddhas“ bemalt (Taf. XXX). In der Mitte der Höhle stand ein hoher Stûpa[1]) und die Rückwand hatte grandiose Reliefs in bemaltem und vergoldetem Stuck, der aber überall heruntergeschlagen ist: Reliefs, welche an der Wand flacher werden und all-

[1]) Vgl. den Plan von Karli: Fergusson, Hist. of Ind. Arch. 117.

mählich in Fresken übergehen. Noch schöner war die Höhle Nr. 3, ihre Wände waren mit jetzt sehr zerkratzten, aber noch rekonstruierbaren kolossalen Praṇidhi-Bildern bemalt, auch die Dîpankara-Szene ist darunter wie in dem Tempel Nr. 1 in Sengyma'uz oder in *a* in Idikutschari etc. Die schönsten und interessantesten Bilder enthält aber die große Höhle Nr. 8. Die mehrere Meter breite Rückwand füllte ein kolossaler Nirvâṇa-Buddha, dessen Trümmer den Boden bedecken. Die Seitenwände rechts und links davon sind mit Gemälden geschmückt, welche zu der Nirvâṇagruppe gehörten.[1]) Es sind überlebensgroße, gemalte Gruppen klagender Mönche von einer Schönheit der Zeichnung, Kraft der Komposition und einem solchen Pathos in den Köpfen, daß man unwillkürlich zurücktritt. Sie gehören zu den besten Fresken, die ich im Lande gesehen habe. Die übrigen Wandflächen (die vorderen Wandflächen) sind außerordentlich interessant. Sie enthalten Fresken von riesengroßen Buddhafiguren, umgeben von Aureolen und prachtvollen farbenspielenden Nimben, alle stehend, wie in den Praṇidhi-Szenen. Sie segnen und erteilen Prophezeiungen, die

Fig. 153. Skizze der Nordterrasse des Tempels von Murtuk.

Fig. 154. Skizze der Südterrasse des Tempels von Murtuk.

offenbar auf Zentralasien Bezug haben. Denn kleinere Figuren — nicht viel kleiner als in Lebensgröße und kleiner werdend — umgeben je die einzelnen Buddhas. Es sind Könige und Volk, Seßhafte und Nomaden in den groteskesten Trachten (Fig. 155—157.) Es würde Wochen kosten, alle diese verräucherten herrlichen Bilder in der halbdunklen Höhle zu kopieren, aber es würde der Mühe wert sein! Inschriften habe ich nicht gesehen: sie mögen aber da sein, wenn man Zeit hat, diese kolossalen Bilder näher zu betrachten. Aus vielen Trümmern und Resten kann ich mit Sicherheit sagen, daß es in Idikutschari dieselben Dinge — wahrscheinlich noch schöner — gegeben hat; es wirkt aufs Äußerste deprimierend, wenn man sich überlegt, was hier zu Grunde gegangen ist!

Hinter den kolossalen Gewölben 1—8 liegen sicher noch einzelne Zimmer im Innern des Berges, welche aber jetzt nicht zugänglich sind. Die Zahlen 9—10 gehören einem etwas weiter vor liegendem Aufbau an und darüber liegen zwei Nischen im Felsen, offenbar für Statuen. Die folgenden zwei Höhlen gehören schon der Mittelterrasse an. In Nr. 12

[1]) Es kann nicht oft und nicht eindringlich genug darauf hingewiesen werden, daß die Fresken meist nur den Hintergrund zu in Ton geformten Figuren oder Figurengruppen bilden. Wenn diese zerstört oder nicht erkannt werden, ist das Verständnis der Freskos manchmal unmöglich. In Murtuk gab es vier Abstufungen: Vordergrund Statue; Mittelgrund vorne Hochrelief, hinten Flachrelief; eigentlicher Hintergrund, der an den Seiten oft mit meisterhafter Ausnützung der optischen Gesetze weiterläuft, Fresko.

sind große sitzende „Clayfigures" von Bodhisattvas gewesen, je vier (?) vor jeder Wand; die besterhaltenen Sockel der in Trümmern herumliegenden Figuren sind mit interessanten Fresken bemalt: je an der Ecke der Sockel sind wieder Stifter der Figuren, offenbar Uigurenfürsten mit ihren Frauen, abgebildet. Ihre eigenartigen Kopfbedeckungen fallen besonders auf (vgl. Taf. XXXI, Fig. 2—3). Interessant ist es, daß der bärtige langhaarige Mann unter Fig. 3 in braungelbem, hochrot gemustertem Kleide denselben Kopfschmuck (Würdezeichen) trägt, wie der Adorant auf dem Bilde des tausendhändigen Avalokiteśvara, welches im Gange von *a* gefunden wurde (vgl. oben S. 66). Diese seltsame, an sassanidische Kopfbedeckungen erinnernde Mütze ist mattgelb mit roten Ornamenten. Interessant

Fig. 155. Murtuk, Nr. 8, Westwand. Mann aus einer Praṇidhidarstellung, welcher Früchte auf einem Teller bringt; er reitet auf einem Maultier, davor steht ein Kamel. Hut rot mit goldgelbem Schmuck und weißem Hutrand, Zwickel nach vorne hochrot.

Fig. 156. Murtuk, Nr. 8, Westwand. Figuren hinter dem großen Buddha der Praṇidhidarstellung; der vordere Mann kniet, er hat ein langes Gewand und hohe schwarze Stiefel. Der Hut ist rot mit gelbem Ornament, die Figur hinter ihm hat weiße Mütze und weißen Rock.

ist auch das hier wieder detailliert ausgeführte Gürtelgehänge; das Bildchen ist 16 cm breit, 36 cm hoch. Die betende Dame (Taf. XXXI, Fig. 2), von einem anderen Sockel derselben Höhle, hat den ebenfalls schon oben erwähnten hohen Kopfputz (vgl. oben S. 39 f.); das Bildchen ist 25 cm breit und 44 cm hoch. Ihr Kleid ist rot, der Kopfaufsatz rot mit gelbem gemusterten Querband. Die breiten Streifen auf dem Oberarm sind ebenfalls gelb gemalt.

Nr. 13—16 sind Gebäude etwa in der Größe und der Art des Nakṣatratempelchens Nr. 6 bei Sengyma'uz; aber alle haben doppelte Gewölbe, wie die Stūpen östlich von Idikutschari. Ähnlich sind auch die vier Gebäude 17, 1—4. Davon ist 17, 2 wie der Tempel Nr. 1 in Sengyma'uz, mit Mittelpfeiler und Gängen, Buddhastatuen in den Gängen

und einem Nirvâṇabuddha im hinteren Gange. Die Nr. 18 und 19 gleichen den Nummern 13—16, nur hat Nr. 19 zahlreiche chinesische Inschriften. Es folgt nun ein seltsamer Bau drei gemauerter Gewölbe mit zwei Fenstern nach Süden, wie als Gegenstück zu den zwei Nischen auf der Südterrasse (Nr. 9, 10), und drei Gewölbe mit Ausgängen nach der Tempelfront; ein noch seltsamerer Bau ist dahinter Nr. 20, eine Art Labyrinth — ich habe nicht daraus klug werden können. Fresken sind hier keine. Von hier ab tritt der Berg wieder vor und wir finden noch zwei große Höhlen Nr. 21 und Nr. 22. Die letztere ist mit einem Mittelpfeiler versehen, etwa wie Nr. 10 zu Sengyma'uz. Sie hat eine herrlich ornamentierte Decke und ist ringsherum mit wundervoll gemalten Bodhisattvaköpfen, hunderte in Reihen übereinander (Taf. XXXI, Fig. 1), bemalt; wahrscheinlich stand die vorderste Reihe in betender Stellung und hinter ihr stiegen die folgenden Reihen hoch bis zu der Stelle, wo das Gewölbe in die gerade Wand übergeht. Über Nr. 22 hinaus nach Norden sind noch mehrere Höhlen, die bloß weiß getüncht sind.

Noch sind einige Höhlen zu erwähnen, welche am Uferrand der Südterrasse liegen und von denen ich die zugänglichen mit x und y bezeichnet habe. Hinter diesen Höhlen kommt ein halbverschütteter Gang zum Vorschein mit langen Reihen von Figuren in prachtvollem Fresko: Bodhisattvas, Fürsten und ihre Frauen in interessanten Kostümen. Es bedürfte aber langer Arbeit, um hier aufzuräumen. In den Januarwochen, wo wir in der Gegend verweilten, war wegen der großen Kälte und des Schnees, der die morschen Gewölbe bedeckte und ihre Baufälligkeit verhüllte, nicht an eine eingehende Untersuchung zu denken! Leider, denn noch merkwürdiger scheinen die Höhlen zu sein, welche hinter dem erwähnten Gang an der völlig abschüssigen Seite nach dem Fluß zu liegen. Der Techniker, welcher mich begleitete, wagte als alter Seemann einen Sprung um die Ecke und erzählte mir, die nächste Höhle enthalte in Fresko die Darstellung eines Kindes, das auf einem Kamele sitze, welches ein altes Ehepaar führe; betende Mönche stünden um die Gruppe. Den Sprung konnte ich nicht nachmachen, ich hoffe aber die Höhle noch zu sehen, besser vorbereitet und zu günstiger Zeit. Vermutungen über das Bild wage ich nicht vorzubringen, bis ich es selbst gesehen habe: vielleicht handelt es sich nur um einen jugendlichen Landesfürsten oder besser Nomadenchef, der in Prozession zu dem Tempel pilgert.

Fig. 157. Figur einer Frau vom Sockel eines Bodhisattva in Nr. 12 (Murtuk). Krone, die stark an sassanidischen Schmuck erinnert, goldgelbe Blätter auf schwarzem Grund.

Dies ist das wenige, was ich über Murtuk berichten kann. Der verhältnismässig gute Zustand der Höhlen würde, wenn aufmerksam studiert, vieles andere erklären lassen; wenn diese Höhlen von Nichtfachleuten exploriert würden, könnte ein unendlicher Schaden angerichtet werden. Sorgfältiges Vermessen, Bestimmung der Bilder sind hier mehr als irgendwo das Haupterfordernis, bevor Hand an die Fresken gelegt wird. Durch sorgfältiges Vergleichen — lange Arbeit an Ort und Stelle — wäre diese Anlage nach meiner Überzeugung als Idealtypus altuigurischer Höhlenklöster völlig wieder herstellbar.

Die folgenden Notizen sind das Resultat einer eintägigen Fußtour nach den Ruinen, welche in den Vorbergen nördlich der Stadt Turfan etwa in der Entfernung einer Wegstunde liegen und von der Straße aus hinter der Baumwollenfaktorei des Achror Khân sichtbar sind.

Kurûtḳa
Ruinen
Bûlârăḳ
Bâghrâ
Tarantschen-
stadt
Turfan
Chinesen-
stadt
Turfan

Unmittelbar hinter der Tarantschenstadt Turfan liegt in Entfernung einer Stunde das Dorf Kurûtḳa, nördlich von der Chinesenstadt liegt zunächst das Dorf Bâghrâ und weiter hinten an den Vorbergen Bûlârăḳ.[1] Diese Vorberge sind durch mehrere kleine Täler zerrissen, in denen je ein Springwasser sich zeigt; durch das zweite Tal führt eine schmale Straße. Diese kleinen Täler sind zwischen Kurûtḳa und Bûlârăḳ mit Ruinen buddhistischer Bauten besetzt und zwar von Kurûtḳa beginnend nach Osten hin in nachstehender Reihenfolge (Fig. 158). Das erste Tal beginnt hinter Baumanlagen, ein kleines Flüßchen durchströmt es in südwestlicher Richtung. Auf dem westlichen Ufer liegt vor dem Berge ein langes Gewölbe mit breitem Eingang, auf seinem Dache erhebt sich eine kleinere Kuppel, rechts und links davon stehen ein paar kleinere quadratische Gebäude. Die ganze Anlage hat etwa 150 Schritt Breite und 50 Schritt Tiefe bis zum Berge. Etwas weiter hinten im Tale liegen auf dem Berge zwei kleine Stûpas hintereinander. Von Fresken ist hier nichts zu entdecken. Gute fünf Minuten weiter östlich liegt ein zweites Tal (Fig. 159), durch welches eine schmale Straße führt. Es ist vorne ganz eng, erweitert sich aber immer ansteigend weiter nördlich, und beide Hügelreihen westlich und östlich von dem Sträßchen sind mit zwar kleinen, aber interessanten Ruinen bedeckt — interessant, weil zweifellos lamaistische Anlagen hier vorliegen. Die Bauten sind alle klein, keine hat mehr als etwa 3—4 m ins Geviert.

Auf einem besonderen kleinen Hügelchen liegt auf der Ostseite des Tales ein origineller Bau Nr. 1. Es ist ein quadratischer Bau mit der Eingangstür gegen Süden, auf dessen glattem Dache fünf kleine Kuppeln aufgesetzt sind, vier kleinere an den Ecken, eine größere in der Mitte. Sie ist innen mit Fresken in lamaistischem Stil geschmückt: die Nord-, West- und Ost-Wand hat als Bild in der Mitte einen thronenden Buddha, umgeben von Bodhisattvas und Mönchen; aber die Innenseiten der Türwand sind bemalt: der Westflügel mit einem durchaus lamaistischen, das Schwert schwingenden Atschala (Krodhâtschala), der Ostflügel mit einem ganz ähnlichen Mahâkâla, der einen Keulenstock (Tib. be-čon) schwingt. Die ganze Decke ist mit Buddhabildern bemalt. Nördlich davon folgen auf der Ostseite zunächst in ungleicher Gruppierung sechs etwas kleinere quadratische Ruinen und weiter hinten noch zwei zerstörte ohne irgendwelchen Freskenschmuck.

Reicher ist die Westseite, deren Hügelböschung auch steiler und viel reicher gegliedert ist. Zunächst finden wir den Bau Nr. 2, dem Nr. 1 ziemlich gegenüber und ihm im wesentlichen gleichend; nur ist die Süd-(Tür-)Wand zerstört und auf dem Dache erhob sich ein Bau im Stil des hinteren Teiles des Tempels Z in Idikutschari. Nördlich davon folgen nun in der hohen abschüssigen Böschung mehrere Höhlen, alle mit Fresken: Nr. 3—6. Nr. 3 ist mit Buddhafiguren bemalt, Nr. 4 ebenfalls, die Hauptfigur war ein

[1] Diese Namen hat Dr. Huth festgestellt. Sie wurden in folgender Orthographie aufgeschrieben: قروتقا, بولاراق, باغرا Vgl. übrigens auch Grum-Gržimajlos Булурюкъ, Regels Buluk.

sehr schöner thronender Buddha. Der Thron ist mit prachtvoll gezeichneten Garuḍas und gehörnten Elefanten an den Lehnen verziert. Nr. 5 ist eine Doppelhöhle: an eine runde Vorhalle mit engen Seitengängen, welche bei ← sich in den Berg verlaufen, schließt sich eine viereckige dunkle Kammer, in welcher man bei 1, 2, 3 noch Buddhaaureole sieht. In diesem hinteren Raume finden sich zahlreiche köktürkische „Sgraffiti". Nr. 6 ist ein halbverschüttetes, aber höchst kompliziertes System: ein Mittelpfeiler mit Rundgang, von dem aus enge Seitengänge in den Berg liefen, ist die Hauptsache. Außerdem gehen eine Reihe ganz enger Stollen mit kaminartigen Löchern, die wohl Luft

Fig. 158. Skizze des ersten (westlichsten) Tales (bei Kurûtka).

Fig. 159. Skizze des Tales, welches östlich von dem vorigen liegt.

zuführen sollten, nach oben und nach der anderen Seite des Berges. Die Gruppe Nr. 7 liegt auf einem besonderen kleinen Hügel: es sind zwei quadratische Tempelchen mit Kuppeldach; die Türe des südlichen wendet sich nach Osten, die des nördlichen nach Süden. Dahinter steht eine Reihe von fünf mehr oder weniger zerstörten kleinen Stûpas. Der südliche Bau hat ein Buddhaaureol; die Wände sind in zwei Streifen bemalt, davon stellt die obere Reihe predigende Buddhas mit Gruppen von Mönchen dar. Die Decke ist mit großen, schön gemalten Buddhafiguren geschmückt. Der nördliche Bau hatte vor sich eine große Plattform mit Unterwölbung; die Anlage mit drei Türen ist dem oberen Tempel Nr. 1 in Sengyma'uz ähnlich, nur ist der Rundgang um die Cella ohne Fresken. Der Stil der Bilder aber ist mit Nr. 1 in Sengyma'uz identisch; an den Fresken ist die oberste Farbenlage wohlerhalten, während in Sengyma'uz nur die Grundierung übrig geblieben ist. Trotz alledem haben die Fresken furchtbar gelitten dadurch, daß der Bau sicher lange als Wohnung gedient hat. Die Wände sind über und über mit modernen türkischen In-

schriften in Tusche, zum Teil sehr schönen, beschrieben! Auf dem nächsten Hügel folgt eine völlig verräucherte Höhle Nr. 8, die offenbar die Bewohner von Nr. 7 als Küche benutzt haben. Auf dem nächsten nördlich davon belegenen Hügel folgt nun die interessanteste Höhle des ganzen Tales Nr. 9, welche uns zugleich beweist, daß wir es mit jungen Ruinen zu tun haben; denn wir haben hier die Abbildungen von Tantrikern. Die Höhle besteht zunächst aus einer Vorhalle, die etwa vier und einen halben Meter tief und zwei und einen halben Meter breit ist. Dieses Maß der Tiefe gilt bis zur Altarwand, um diesen Ausdruck zu gebrauchen: die Mitte derselben nimmt nämlich ein kleiner Sockel ein, auf dem offenbar eine Statue gesessen hat, rechts und links davon geht ein schmaler Gang ins Innere; hinter der Figur ist eine schmale dunkle Kammer. Wir haben also das System des Pfeilers mit Umgang im denkbar kleinsten Maßstab um einen Figurensockel herum! Die Decke der Vorhalle ist mit vierfachen Donnerkeilen, d. h. lamaistischen Vajras (Viśvavajra Tib. sna-tsʿogs rdo-rje) dekoriert. Die beiden Seitenwände sind mit Fresken bedeckt und zwar in vier Streifen übereinander, jeder Streifen etwa 34 cm hoch. Diese Streifen sind wieder in kleine Felder von etwa 40 cm Breite geteilt. Es waren in jedem Streifen elf, wie sich deutlich aus der Südwand ergibt. Wir erhalten somit auf beiden Wänden 88 kleine Felder. Da aber in der untersten Reihe das vorderste Feld an der Türe und das letzte Feld vor der Cella durch einen Mönch ausgefüllt war oder ist und zwar durch einen Mönch mit Rasselstab (kakkhara), so bleiben uns außer diesen Füllfiguren 84 Felder mit anderen Darstellungen übrig. Alle diese 84 Felder belehren uns — soweit sie erhalten sind — auf besonderen kleinen Schildchen, daß wir die Abbildungen von Bakšis vor uns haben, also wohl die der 84 Zauberer (mahâsiddha Tib. grub-čʿen), welche im Tantrabuddhismus eine so große Rolle spielen. Beginnen wir mit der Nordwand, so umfaßt die oberste Linie von der Türe aus beginnend die folgenden elf Figuren. Nr. 1 ist leider zerstört, Nr. 2 zeigt einen Mann (sehr verwischt), der auf einem Schiffe fährt, Nr. 3 einen blau gemalten Mann in Hindûtracht, welcher Leder bearbeitet. Nr. 4 ist ein sitzender Asket auf einem Tigerfell, der einen Spiegel hält. Nr. 5 ist ein blau gemalter Töpfer. Nr. 6 ist ebenfalls von blauer Körperfarbe, er benimmt sich wie ein Schwerttänzer. Nr. 7 ist hellblau, er hält mit der rechten Hand einen Vadschra vor die rechte Brust; die linke liegt, eine Glocke (ghaṇṭâ) haltend, im Schoß. Nr. 8 ist von grüner Körperfarbe, er macht eine Mudrâ (?) vor der Brust. Nr. 9 ist rot, er hat die Hände sitzend im Schoß wie Amitâbha. Nr. 10 ist ein Wäscher von weißer Körperfarbe. Nr. 11 ist blau und reitet auf einem Tiger.

In der zweiten Reihe Nr. 12—22 sind die ersten zwei Figuren zerstört. Nr. 14 ist von weißer Körperfarbe, sitzt, hält die Hände wie Nr. 7, doch ohne Attribute. Nr. 15 ist nackt und von dunkelblauer Hautfarbe, er hält eine abgezogene Menschenhaut hinter sich wie einen Mantel. Nr. 16 war blau von Farbe, ist im übrigen völlig undeutlich. Nr. 17 ist von blauer Hautfarbe, lehnt auf einem runden Kissen, doch so, daß der Kopf nach links herabhängt. Nr. 18 sitzend und von weißer Hautfarbe, er wendet sich nach rechts, neben ihm stand ein Tier. Nr. 19 war grün gemalt, er hält einen Vogel auf der rechten Hand. Nr. 20 nach vorne gewandt, sitzend, von roter Hautfarbe; er bildet eine Mudrâ, indem er den linken Arm quer über die Brust bis zum rechten Arm dreht, also gewissermaßen winkt, den rechten Arm in großer Biegung mit gekrümmten Fingern an die rechte Lendenseite hält. Nr. 21 ist blau, er hält Glocke und Donnerkeil; Nr. 22 gleicht Nr. 9, nur ist die Körperfarbe grün. In der dritten Reihe Nr. 23—33 ist die erste Figur

zerstört. Nr. 29 gleicht im wesentlichen Nr. 7, doch sind die Hände leer und die Körperfarbe weiß. Nr. 25 hat rote Körperfarbe, er hockt mit hochgezogenen Beinen und ist rings von Fischen umgeben. Nr. 26 ist zerstört, dürfte grüne Hautfarbe gehabt haben. Nr. 27 behaut einen Stein, er ist von weißer Körperfarbe. Nr. 28 sitzend, mit Schlangen hinter dem Aureol, wie Nâgârdschuna. Nr. 29 und 30 sind leider zerstört. Nr. 31 ist eine merkwürdige Darstellung; von weißer Körperfarbe, en face und ausschreitend halbiert sich die Gestalt, wie entzwei geschnitten: in den Lücken zwischen den Körperhälften springt ein zürnender Dharmapâla oder Mahâkâla hervor. Nr. 32 ist zerstört, hatte aber wohl grüne Hautfarbe. Nr. 33 spaltet Holz und ist blau gemalt. In der vierten Reihe Nr. 34—44 sind die Nr. 34—38 völlig zerstört. Nr. 39 ist von blauer Körperfarbe, trägt im übrigen nackt den bekannten Tantrikerschmuck aus Knochen und tanzt. Die nächsten vier Nr. 40—43 sind zerstört, doch waren Nr. 40, 41, 43 blau, Nr. 42 rot. Nr. 44 war ein Mönch mit Kakkhara, also dürfte wohl auch Nr. 34 eine solche Figur enthalten haben, vgl. die Südwand. Die vier Streifen der Südwand enthalten vom Eingang an gerechnet die folgenden Figuren. In der ersten Reihe sind die Nr. 45—48 völlig zerstört. Nr. 49 ist graubraun. Er steht auf dem rechten Beine in fast tanzender Stellung, hält die beiden Arme hoch und hält den gestreckten Zeigefinger beider nach oben mit der Fläche gedrehten Hände an die Stirn, der linke Fuß ist ganz nach oben gedreht, das Knie nach außen, die Sohle nach oben und so in den Ellenbogen des linken Armes eingehakt (Fig. 160). Nr. 50 hat dieselbe Farbe wie der vorige, er sitzt schlummernd auf einem Teppich, der Kopf ruht auf der rechten Hand und mit ihr auf einem Rundkissen, das in der Luft schwebt (Fig. 161). Nr. 51 ist von hellroter Farbe und tanzt, indem er mit der Rechten ein ḍamaru, in der Linken ein Schwert schwingt. Nr. 52 ist blau, sitzend, en face und sein Aureol von Schlangen überragt, wie bei Nâgârdschuna, vgl. Nr. 28. Nr. 53 sitzt, wendet sich nach links und ist ganz in ein Gewand gehüllt, er ist von hellroter Farbe. Nr. 54 ist von hellblauer Farbe, er hält en face sitzend den linken Arm vor die Brust und stemmt die Rechte in die Seite. Um die Knie ist jener Riemen geschlungen, mit dem die brahmanischen Asketen die Knie zusammenhalten. Nr. 55 war grün und hielt die Arme, eine Mudrâ bildend, vor die Brust.

In der zweiten Reihe Nr. 56—66 sind die Nr. 56—59 zerstört. Nr. 60 ist sitzend dargestellt, er hält eine Schale in der rechten Hand, ein blaues Weib sitzt neben ihm auf seinem linken Schenkel. Nr. 61 ist von weißer Farbe, er tanzt, indem er in der Rechten einen Vadschra, in der Linken ein ḍamaru hält. Auch Nr. 62 ist weiß, er schreitet nach links auf einen knieenden Mann unter einem Baume zu. Nr. 63 hält die Hände wie Amitâbha im Schoß (dhyânamudrâ), er ist von weißer Farbe. Nr. 64 ist graubraun, er sitzt nach links gewendet. Nr. 65 ist wieder weiß, er schreitet vorwärts in der Stellung des Krodhavadschrapâṇi; was die Rechte hielt, ist unklar, die Linke ist leer. Nr. 66 ist grau, er ist in tanzender Stellung.

In der dritten Reihe Nr. 67—77 sind die vorderen fünf Felder völlig zerstört. Nr. 72 ist hellbraun, er steht, das Gesicht und den Körper nach der Cella gewendet, auf dem linken Beine, das rechte hat er hochgezogen, als ob er knieen wollte, und hält das Knie mit den herabhängenden Armen umfaßt. Nr. 73 ist weiß und sitzt nach links gewendet. Nr. 74 ist hellgrau, er sitzt, eine Schale haltend, nach rechts gedreht, neben ihm steht ein Krug. Nr. 75 ist blau und sitzt in tiefer Meditation, zwei Skelette tanzen neben ihm.

Nr. 76 ist ebenfalls blau, er hält mit der Linken ein Buch vor die Brust. Auch Nr. 77 ist blau, auf seinem linken Schenkel sitzt ein graues Weib.

Die vierte Reihe umfaßt die Nr. 78—88. Die erste und die letzte Nummer stellt einen Mönch mit Rasselstab (kakkhara) dar: die oben erwähnten Raumfüller. Nr. 79 ist wie die folgenden zwei von blauen Figuren ausgefüllt; während Nr. 81 im übrigen undeutlich ist, sind die anderen zwei besser erhalten. Nr. 79 scheint zu hobeln oder etwas zu reiben, hinter ihm liegt ein Stein und eine Keule. Nr. 80 tanzt, er trägt ein langes weißes Unterkleid. Nr. 82 sitzt en face, er ist grau und macht die dharmatschakramudrâ. Nr. 83 ist fleischfarb, er hält eine rote Schreibtafel vor die Brust. Nr. 84 ist von weißer Farbe und sitzt nach rechts gewendet. Nr. 85 sitzt mit dhyânamudrâ, einen schwarzen Rosenkranz in der Rechten haltend. Nr. 86 ist Nr. 84 gleich, doch wendet er sich nach der linken Seite. Nr. 87 ist fleischfarb und sitzt die Hände in dhyânamudrâ haltend.

Ich habe eine Anzahl der sehr schwer erkennbaren Inschriften abgeschrieben, aber ich wage es nicht, sie zu reproduzieren. Es ist außerordentlich mißlich, uigurische Schrift zu kopieren, wenn man nicht sofort die Wörter erkennt. Ich hielt diese Inschriften erst für mongolisch, bin aber jetzt überzeugt, daß sie ebenfalls uigurisch sind. Zweifellos deutlich ist überall das Wort „bakši". Ich habe diese Figuren eingehender behandelt, weil sie zweifellos lamaistisch und tantrisch und insofern einzig in ihrer Art unter den Fresken von Turfan und Umgebung sind. Hiezu stimmen die Funde von Tantratexten, die Dr. Huth und ich kauften und von denen ich leider nicht genau feststellen konnte, woher sie stammten.

Auffallend ist, daß die Attribute dieser Bakšis, wenn sie mit den sogenannten Mahâsiddhas der Lamaisten identisch sind, vielfach von den uns bekannten der letzteren abweichen — andererseits könnte man eine ganze Anzahl der hier vorliegenden Nummern direkt mit tibetischen Namen bezeichnen!

Das nächste Gebäude Nr. 10 ist ein ungemein zierliches Tempelchen mit sehr feinen Fresken gewesen. Die Türe des Gebäudes war nach Süden orientiert. Die Nord- und Südwand des viereckigen Raumes mißt 1 m 40 cm, die Seitenwände sind etwas breiter (1 m 50 cm). Der Stil der in Felder verteilten Fresken ist denen zu Idikutschari Tempel Z gleich, Brâhmî-Inschriften waren vorhanden, sind aber leider zerstört. Die Fresken sind ungemein figurenreich und es würde lange Zeit erfordern, sie zu kopieren oder in ihrem defekten Zustande so zu ergänzen, daß man klar wird, was alles dargestellt war. Klar ist auf der Westwand die Überreichung des Pâtra an Buddha, dargestellt mit Reihen von Nâgas, Kinnaras (Fig. 162) und sonstiger zahlreicher Umgebung in kleinen, höchst zierlichen Figuren. Auf der Ostwand sieht man eine riesige Tempelterrasse mit Plattformen, Geländern, Brücken u. s. w. und ganzen Reihen von Adoranten.

Geht man von dieser Ruinengruppe über ein paar sandige Hügel nach Osten weiter, so trifft man ein drittes kleines Tal mit einigen merkwürdigen Ruinen (Fig. 163). Ein ziemlich hoher Vorberg bildet die Ostgrenze dieses Tälchens; von diesem Vorberg zweigt sich ein kleines niedriges Plateau ab, welches die Mitte des Einschnittes füllt, während die Westgrenze des Tales durch eine steilabschneidende Höhe gebildet wird, über welcher sich ein noch höher liegendes Plateau markiert. Auf dem östlichen Berge liegt etwas zurück nur die Ruine eines kleinen Stûpa, auf dem Mittelplateau aber ein kleiner, ziemlich wohlerhaltener Tempel, auf der Planskizze mit A bezeichnet. Dieser Tempel besteht aus einem Vorplatz, vor dem vielleicht Stufen lagen und der auf beiden Seiten mit Mauern begrenzt

ist; die Türe war nach Süden orientiert. Von diesem Vorplatz aus betritt man ein Tonnengewölbe, an dessen Hinterwand noch das riesige Aureol einer Buddhastatue zu sehen ist. Die Statue selbst ist natürlich zerstört. Hinter der Buddhastatue steht ein viereckiger Pfeiler in einem ummauerten Hofe. Von diesem Hofe aus geht eine kleine Türe in das letzte Gebäude des Systems: einen noch einstöckigen, viereckigen Turm, welcher zweifellos Wohnräume enthielt, denn die Gewölbe seines Unterstockes hatten Kamine mit zum Teil merkwürdigen Ornamenten. Die beiliegende flüchtige Skizze (Fig. 164) zeigt den wohlerhaltenen Kamin des südöstlichen Zimmers des Unterstockes. Spuren weisen darauf hin, daß dieser kleine Tempel auch Fresken gehabt hat. Etwas weiter hinten liegt auf demselben Hügel ein Doppelgewölbe, wohl die Unterkunftsstelle für Gläubige, welche das kleine Heiligtum besuchten.

Fig. 160. Skizze von Nr. 49, aus Höhle 9.
Wenn ich den daneben in uigur. Schrift geschriebenen Namen „Tšiluk-pa bakši“ richtig gelesen habe, ist er mit dem Siddha Tsi-lu-ki der tibet. Liste identisch.

Fig. 161. Skizze von Nr. 50, aus Höhle 9.

Fig. 162. Garuḍa oder Kinnara aus dem Bilde der Westwand von Nr. 10.

Das Plateau auf dem westlichen Berge nimmt ein anderes interessantes Bauwerk B ein. Es ist eine etwa 7 m breite Terrasse, welche nach Osten gewendet wohl nach dieser Seite eine Treppe gehabt hat; an der Nord- und Südseite schließen sie kurze Mauern ab, während die Westmauer die ganze Terrasse entlang läuft: diese bildet mit ihrer Mitteltüre den Eingang in ein langes Gewölbe, während die zwei Seitentüren jetzt ins Freie hinausführen. Das Gewölbe ist mit schönen Fresken verziert, besonders schöne Bodhisattvabilder in lamaistischem Stil fallen auf. Der Mitteltür gegenüber ist ein Fresko, welches Buddha darstellt; neben ihm rechts von der Türe ist ein blauer Krodhâtschala mit gezücktem Schwert gemalt, links davon ein dreiköpfiger blauer Krodhamahâkâla. Das Vorkommen eines rotmützigen Lama unter den Nebenfiguren eines der Bilder ist besonders zu betonen.

Im Hintergrund des Berges etwas südlich von der beschriebenen Ruine liegt ein kleiner Stûpa.

In den steilen Abhang dieses Berges sind sechs Höhlen eingebohrt. Von Süden nach Norden gezählt ist die erste, zweite, fünfte und sechste völlig verschüttet. Alle aber hatten einst schöne Fresken. Besonders schön waren die in Nr. 3. Auf der Nordwand sieht man Buddha auf einem Throne sitzen, umgeben von tanzenden Dämonen. Auf der Westwand ist noch ein prachtvoller Thron mit Garuḍas an den Lehnen erhalten. Unten sind besondere Felder abgeteilt mit Szenen aus Buddhas Leben: man sieht z. B. Buddha als brahma-

nischen Asketen von Büßern umgeben, ferner Buddha den Nâgas predigend und den Affen, welcher Buddha zu Vadschrâsana Honig bringt. Andere sind zerstört. Die Vorgänge in Gayâ scheinen also der Stoff zu den Fresken dieser Höhle gewesen zu sein, wie ähnliche Darstellungen auch an der Ostwand des Tempels Z zu Idikutschari vorhanden waren. Geht man von hier nach Osten weiter, so trifft man zunächst drei durch Schluchten getrennte Vorhügel, von denen der erste ein kleines Tempelchen trug, der zweite einen Stûpa, der dritte gleichfalls einen Stûpa, und ebenso lag am Ende der Schlucht noch ein Stûpa. Hinter dieser Schlucht erhebt sich ein hoher Berg, auf dem ein Tempelchen stand, das jetzt furchtbar zerstört ist. Nach den ersten drei ziemlich gleichen vorspringenden Kuppen

Fig. 164. Skizze des Kamins im Unterstock des Turmes, welcher den nördlichsten Teil des Tempels A bildet.

Fig. 163. Skizze des östlichsten Tales in den Vorbergen nördlich von Turfan.

trifft man wieder ein größeres Tal: dort liegt die wild zerstörte formlose Ruine eines großen Tempels, nordöstlich dahinter ein Stûpa. Das Tal selbst füllt ein kleiner Teich und eine schöne Quelle, neben der ein großer Garten mit schönen Bäumen in Stand gehalten wird. Weiter nach Osten trifft man noch zwei Vorhügel je mit einem Stûpa und einem Baurest über dem Absturz der sie trennenden Schlucht. Hinter diesen Vorhügeln erreicht man das Dorf Bulärük.

Die drei Monate, während welcher ich in Idikutschari und Umgegend Beobachtungen anstellen konnte, genügen natürlich durchaus nicht, um ein einigermaßen abgerundetes Bild zu geben; allein das Folgende glaube ich doch als feste Ergebnisse ansetzen zu können.

Als Hauptresultat erscheint die Tatsache, daß das, was heute unter dem Namen der „Stadt des Dakianus" oder Idikutschari gilt, eine ungeheure Kloster- und Tempelstadt war, innerhalb welcher nur sehr wenige Gebäude (etwa der „Khâns-Palast") Profanzwecken dienten, daß ferner diese heilige Stadt das Zentrum jener zahlreichen Anlagen in den Vorbergen war, welche, an den Flußläufen liegend, bald Höhlen im Berge, häufiger aber noch Anbauten mit Höhlen sind. Ja es scheint sogar, daß gewisse Anlagen in der Stadt in

Beziehung standen zu gewissen Tempelchen im Gebirge, welche stilistisch identisch sind, dieselben Gemälde wiederholen u. s. w. Das Hiehergehörige im einzelnen ist oben jedesmal bemerkt.

Alle Bauten sind buddhistisch. Gebäude, welche man etwa nur für Manichäer in Anspruch nehmen könnte, habe ich nicht gesehen, denn selbst das Gebäude (vgl. unter *o*, S. 102), von dem ich vermuten möchte, daß sie dort gewohnt haben, weicht nicht von den gewöhnlichen ab. Es hat nur keine Fresken. Verwunderlich ist das nicht, da wir wissen, daß die Manichäer keine Tempel kannten. Obwohl man also alle Gebäude als buddhistische bezeichnen muß, ist doch höchst bemerkenswert, daß uns so viel Neues und Unbekanntes in der Anlage der Bauten begegnet, so daß die alten indischen Bezeichnungen nicht ausreichen. Wir finden Stûpas, welche innen hohle Gewölbe haben und nicht massiv sind, wie die der übrigen buddhistischen Welt, obwohl auch solche vorhanden sind. Am ehesten läßt sich der Ausdruck Tschaitja und Vihâra anwenden. Denn es gab wirkliche Tschaitjas, wie in Indien, und Höhlen, in denen ein massiver Stûpa stand (vgl. Murtuk). An Stelle des Stûpa finden wir vielfach den viereckigen Pfeiler (und ich habe diesen Ausdruck im Kontext des Berichtes vielfach gleich gesetzt) mit vorliegenden Sockeln auf allen vier Seiten oder mit Nischen in den Wänden. Klementz möchte — ich halte dies für recht annehmbar — diese Pfeiler als verkleinerte Kopien des einzigen Baues von rein indischem Typus ansehen, welcher im Tale von Turfan in drei Exemplaren erhalten ist. Es ist dies der Terrassentempel Y in Idikutschari, der Tai-san von Astana und der große Tempel von Syrcheb, alle drei mit Treppenanlagen, welche direkt auf die erste Terrasse führen. Zweifellos sind diese drei Bauten Kopien des berühmten Tempels von Gayâ. Es klingt nun sehr glaubhaft, daß die Pfeilerbauten mit Hof im Zentrum von β, ferner die kleinen Pfeilertempelchen W, $\pi - \tau$ solche verkleinerte Kopien sind; aber alle unterscheiden sich von ihrem Vorbild dadurch, daß sie auf den Terrassen, auf welchen sie liegen, mit bald niedrigen, bald aber sehr hohen Mauern umgeben sind. Dadurch nähern sie sich aber den Höhlenbauten mit einem Pfeiler in der Mitte, hinter dem ein Rundgang herumführt, z. B. Nordterrasse von Tempel Nr. 10 hinter Sengyma'uz. Sie ersetzen also hier den Stûpa. Dieselbe Bedeutung haben sie sicher auf den Plattformen anderer größerer Terrassen wie λ, A, C, I, T, X.

Bisweilen sehen wir die Mauer, welche den Pfeiler (oder „Stûpa") umgibt, an allen vier Seiten durch Türen geöffnet, wie in Yar-choto, und noch häufiger sehen wir vor jeder Ecke des Pfeilers einen kleineren viereckigen Bau vorgelegt, z. B. Idikutschari B, H′, P, Q.

Ebenfalls eine Variation des gegebenen Schemas: Pfeiler mit umgebendem viereckigem Hof möchte ich die Anlage nennen, welche statt des Pfeilers ein kleines Zimmer in die Mitte setzt, dasselbe aber mit der Eingangsseite der Außenmauer so nähert, daß auf der Eingangseite der vorliegende Gang verschwindet. Es sind dies Anlagen, welche uns sowohl in Idikutschari als im Gebirge begegnen: Idikutschari α, β, V, Sengyma'uz Nr. 1, Sengyma'uz Nr. 10. Ich glaube die Berechtigung dieser Gleichsetzung wird gestützt durch die Tatsache, daß die Seitenwände und die Rückwand dieser Cellen

meist nach der Gangseite liegende Sockel für Statuen hatten, wie die massiven Pfeiler. Nur an der Eingangsseite war kein vorliegender Sockel, dafür müssen wir aber als einst in der Mitte der Cella stehend eine freistehende Kultfigur annehmen (Sengyma'uz Nr. 1). Einen Wink nach dieser Richtung gibt, glaube ich, die ganz junge Höhle Nr. 9 nördlich von Turfan, wo nur mehr ein Buddhasockel als Rest der Cella erhalten ist mit ein paar Stützpfeilern dahinter.

Wir kommen dabei auf eine Frage, welche auch in der indischen Baukunst noch nicht recht gelöst ist: die Umwandlung des massiven Stûpa in den Tempel mit dem darin stehenden Kultbild. Ich wage nichts zu entscheiden, schon aus dem Grunde nicht, weil die Anlage eines Zimmers in einem kleinen eckigen Hof iranischen (parthischen) Ursprungs (Ruinen von Hatra)[1]) sein kann und wir über die westwärts von Turfan liegenden Bauten noch zu wenig wissen. Noch auffallender sind die iranischen Parallelen zu den folgenden Typen. Im Kontext der Beschreibung ist bereits darauf hingewiesen, daß eine Reihe Kuppelbauten, welche äußerlich durch ihre Kuppel an Stûpas erinnern — über einen viereckigen Unterbau ist eine Kuppel gesetzt —, eine Überleitung des Unterbaues in die Kuppel zeigen, die uns als sassanidisch bekannt ist: ich meine die Kuppeln in β, O, T' etc. in Idikutschari, Nr. 6 zu Sengyma'uz, Murtuk u. s. w. und ihre Parallelen in Ferachâbâd. Leider sind die meisten dieser Kuppeln heute in Trümmern, aber in dem Falle, wo die Hauptpartie der Kuppel erhalten ist: Nr. 6 in Sengyma'uz (vgl. Nordostturm von β), ist das „Auge" inmitten der Decke durch das Abhiniṣkramaṇabildchen ersetzt — also trotzdem als Lichtgeber zu fassen. Ich habe oben auf die Ähnlichkeit der Anlage mit der Jurte hingewiesen.

In den Stûpas vor der Ostmauer von Idikutschari sehen wir diese Anlage in den indischen Stûpentypus hineingetragen, denn im Innern gleichen diese Gebäude ganz den obenerwähnten. Manche hatten Doppelkuppeln!

Daneben steht die, wie ich glaube, jüngere Form des Pyramidenbaues mit Vorsprüngen: Idikutschari Z, Sengyma'uz, kleine Bauten an der Straße nach Murtuk.

Ein viel verwendeter Typus ist das lange Tonnengewölbe: vgl. Idikutschari β — in Z mit Terrassenbau kombiniert — und auch sonst sehr häufig. Denselben Charakter treffen wir als Höhle im Gebirge: Sengyma'uz Nr. 2, Nr. 10 u. s. w., Tojok-mazar, und häufig mit Nebenzimmern. Vielfach haben diese Höhlen Nischen, bald sehr niedrige bald höhere; auch dies erinnert an iranische Anlagen. Merkwürdig ist es, daß es meist drei auf jeder Seite und eine Hauptnische gegenüber dem Eingang sind und daß hier die Wände zwischen den Nischen, dort die Nischen selbst den Fond zu Fresken bilden, in denen berühmte Lehrer dargestellt sind: sechs Lehrer und Buddha in der Hauptnische. In Tojok-mazar schließen sich an eine solche Halle viele kleine Zimmerchen an, in denen gerade ein Mensch sitzen kann. Überall ist über der Tür dieser Kämmerchen ein Asket mit Topf, Schlafkrücke und Filter unter einem Baume abgebildet, während die Wände von koktürkischen „sgraffiti" wimmeln. Es sind offenbar Einsiedlerwohnungen. Schon an einem anderen Orte habe ich erwähnt, daß es wohl nicht zufällig ist, daß gerade in Tojok-mazar die „Siebenschläferlegende" in mohammedanischer Fassung vorhanden ist.[2])

---

[1]) G. Rawlinson, The sixth great oriental monarchy. Lond. 1873, S. 375.

[2]) Vgl. Bulletin de l'Association internationale pour l'Exploration ... de l'Asie Centrale No. 3. St.-Pétersbourg, Avril 1904, S. 20. Die Siebenschläferlegende von Tojok-mazar in Записки восточнаго

Wie die Kuppeln eingestürzt sind, so fehlen auch fast alle Plafonds der Freibauten. Möglich ist es, daß die älteren Bauten dieselben flachen schmucklosen Dächer hatten, wie die Bauten der Sassaniden; aber an vielen Stellen beweisen die über den Mauern hinlaufenden Löcher, wie Klementz mit Recht bemerkt hat, daß Holzgalerien (und vielleicht auch Holzdächer) gewisse Gebäude krönten.[1]) Daß nichts mehr vorhanden ist, darf in dem holzarmen Lande nicht wundern. Noch jetzt ist das Graben nach Holz in den Ruinen beliebt, wenn der Winter einsetzt. Pfeiler und Sockel, Kapitäle und Altarteile (Geländer und Füllungen) nähren im Winter die Kochfeuer der Bevölkerung.[2]) Eingehendes Studium der Fresken — besonders der zu Murtuk erhaltenen — dürfte nach dieser Richtung manches aufklären (vgl. auch Bild auf Leinwand Nr. 5 aus a). Was nun Plastik und Malerei betrifft, so kann man ja von einem mehr indischen, oder mehr chinesischen Stil reden. Allein viel läßt sich mit diesen Ausdrücken nicht anfangen, da wir entschieden eine eigene, besondere Entwickelung vor uns haben. Da der Stoff — die Religion — indisch ist, muß natürlich Indisches da sein; dabei ist ebensoviel, was wir „chinesisch" nennen. Aber daneben ist so viel Fremdartiges, daß wir uns zunächst genügen lassen müssen, die verwandten Stilformen der einzelnen Bauten zu notieren. Ich denke mir die Entwickelung ganz hypothetisch also:

1. Alte Schicht, welche den Charakter der Gandhâraskulpturen hat; vgl. Reste im Schutt von Idikutschari μ.
2. Älterer Lokal-Stil. Hiezu die zahlreichen Tonköpfe von Devatâs und Bodhisattvas. Tempel I' (= Tojok-mazar Nr. 10), Holzbild aus μ, Hängebild mit zwei Bodhisattvas aus λ.
3. Jüngerer Stil: Blütezeit. Typus des Ganges von a und der Cella, Nirvâṇahöhle von Murtuk etc., etwa 800—900 n. Chr. Ganz eigenartig, aber wohl jüngerer Zeit angehörig der Typus von Nr. 1 Sengyma'uz.
4. Verfallperiode, charakterisiert durch Annäherung an lamaistische Formen, etwa bis 1400 n. Chr.

отдѣленія имп. русск. археолог. общества VIII, 1893—1894, S. 223 f. Татарскія сказанія о семи спящихъ отрокахъ (Н. Катановъ).

[1]) Beliebt in dieser Periode sind Punktornamente in den Miniaturenresten der Manuskripte, mit dickem Deckweiß aufgesetzt, entweder in Streifen ○ ○ ○ ○ ○ ○ / ○ ○ ○ ○ ○ ○ oder in Sternen ⁘, doch scheinen die letzteren sich länger gehalten zu haben, besonders aber ein Ornament von eiförmigen, nebeneinander fortlaufenden Figuren, von denen jede in der Mitte eine runde, dunklere oder wohl auch hellere Perle enthält. Dies Ornament begegnet uns an den Friesen der Bauten von Hatra; vgl. G. Rawlinson The sixth great oriental monarchy. Lond. 1873, S. 377. Dies Ornament ist besonders beliebt bei gewissen Darstellungen von Buddhas und Bodhisattvas in den Gewölben der Höhlen von Kumtura bei Kutscha.

[2]) Die Beleuchtung der Höhlen geschah stets durch die offenen Türen, für die völlig dunklen Seitengelasse war Lampenbeleuchtung nötig und man sieht auch da und dort noch Lampennischen. Nirgends habe ich in der Umgebung von Turfan: Sengyma'uz, Murtuk, Tojok-mazar, eine Spur von Verschluß dieser Türen der Höhlen entdecken können. Aber in den Höhlen von Kumtura bei Kutscha gab es Einrichtungen zum Hochziehen von Matten und Vorhängen vor die Türen der Höhlen, genau in derselben Weise wie an den indischen Tempeln; vgl. Fergusson, History of Indian and Eastern Architecture, S. 127.

Antike Elemente stecken noch in den Köpfen der Tonfiguren. Daß die in Idikutschari gefundenen Figuren noch mit den Gandhâraskulpturen zusammenhängen, ist auf den ersten Blick ersichtlich. Als antikes Erbgut muß ich ferner die meisterhafte Gliederung des Raumes ansprechen, wenn es galt, eine Höhle mit Fresken zu schmücken; vgl. das zu Nr. 2 Sengyma'uz und das zu Murtuk Bemerkte. Die gemalten Praṇidhi- und Wunderszenen sind die Ausläufer der durch Pfeiler getrennten Gandhârareliefs; vgl. mein Handbuch S. 117, Abb. 47, 60.

Iranischen Charakter haben die folgenden Einzelheiten in den Fresken. Vor allem die Teppichmuster der Dekorationen, ferner manche Kopfbedeckungen der einheimischen Bevölkerung, die flatternden Bänder an manchen Gemälden, z. B. des vielarmigen Avalokiteśvara aus α, ferner die Flammen bei den heiligen Mönchen (Sengyma'uz Nr. 1, Nr. 10). die vierarmige Göttin auf einem Hängebildchen aus λ. National scheint es zu sein, wenn die Pferde mit besonderer Naturtreue abgebildet werden.

Indem wir auf die dargestellten Stoffe übergehen, so ist ein Hauptresultat der archäologischen Arbeiten, daß das bewegliche Gut, welches sich in den Ruinen fand, sicher in der Hauptsache aus derselben Zeit stammt, wie die Gebäude; denn die Reste der Hängebilder auf Seide und Leinwand, die Miniaturenreste aus den Manuskripten haben denselben Stil und dieselben Stoffe, wie die Wandgemälde. Natürlich sind sie nur mit den derselben Periode zugehörigen zu vergleichen. Wenn z. B. auf Seidenbildern aus Idikutschari Avalokiteśvara vorkommt, so ist zwar nicht zu leugnen, daß heute in Idikutschari in den Freskenresten kein Avalokiteśvara erhalten ist — wir haben aber stilistisch und stofflich verwandte Fresken in Sengyma'uz.

Von Steinfiguren fanden sich nur kleine Pfeiler mit Buddhareliefs und chinesischen Inschriften.

Aus Ton waren Buddhafiguren stehend und sitzend oft in kolossalen Dimensionen, Nirvâṇa-Buddhas ebenfalls zum Teil in kolossalem Maßstabe. Wenn Buddhafiguren an den Seiten eines Pfeilers standen, ist die Nirvâṇa-Szene vor der Rückwand. Ferner Bodhisattvas und Devatâs. Letztere häufig in schwebender Stellung, Kränze bringend und Blumen werfend. Weiter die Figuren der vier Lokapâlas mit Nebenfiguren. Alle diese Figuren waren in folgender Weise hergestellt. Über einem Gerüst aus Pappelstöcken waren Körper und Extremitäten aus zusammengebundenem Rohr, die Hauptformen der Gestalt nachahmend, aufgebaut; darüber war der Lehm modelliert und die Figur bunt bemalt oder reich vergoldet.

Besonders beachtenswert und zur Bestimmung der Wandgemälde höchst wichtig ist die Tatsache, daß die Figuren der Buddhas so vor die Wände gestellt waren, daß die Fresken das „Parivâra" bildeten. In den Höhlentempeln (z. B. Murtuk) war häufig noch ein in die Wand übergehendes Relief der Vermittler zum Fresko, oder die Figur des Buddha saß vor einer Thronlehne in Relief, an die sich Fresken anschlossen (z. B. Idikutschari Z). Ohne diese Erkenntnis sind viele Fresken völlig unverständlich. Von Buddhastatuen kamen Gruppen zu 84 und 45 vor, zur Füllung der Sockel und Nischen der Terrassen- und Pfeilertempel.

Von dargestellten Stoffen in den Fresken kann ich das folgende zusammenstellen. Auf den Plafonds ganze Reihen von Buddhas, offenbar die „tausend Buddhas", welche heute noch in jedem lamaistischen Tempel abgebildet sein müssen. Ferner in den Gängen die

Prophezeiungs-Szenen (Praṇidhis) und verwandte Bilder, wohl auch auf den Plafonds, z. B. Nr. 1 Sengyma'uz (und in den stilistisch verwandten Kapellen). Außerdem gab es große Bilder: lange Prozessionen zu Tempelpalästen, schwer im einzelnen bestimmbar. In einem Falle glaubte ich die Überreichung der Almosenschale durch die Nâgas erkennen zu können. Bilder aus Gautamas Leben sind verhältnismäßig selten (vgl. oben S. 53. 172). In ähnlicher Komposition wie die Praṇidhis kommen die fünfzehn Wunder vor. Das Abhiniṣkramaṇa wird geschickt dekorativ verwendet (vgl. Idikutschari *α*, Nr. 6 bei Sengyma'uz). An sonstigen Darstellungen: Reihen von Zuhörern (Bodhisattvas, Götter, Mönche etc.) als Fond für zerstörte Statuen, in derselben Verwendung der „Parivâra" zum Nirvâṇa und zu Mâras Attacke (kein Schlachtenbild!). Fresken in und zwischen Nischen: Buddha mit sechs Hauptschülern wurden oben schon erwähnt. An sonstigen Gruppen sind häufig Bilder der Nakṣatras (stets in den Kuppeln) und auf anderen Bildern Reihen von Dharmapâlas: großartig und alt auf ihren Vâhanas in Murtuk, fast lamaistisch auf dem nördlichsten Hof des großen Tempels auf dem Berge östlich vom Tojok-su in Tojok-mazar. Einmal bei Turfan vermutlich die 84 Siddhas in einer Höhle mit Tantraemblemen. Abbildungen von Lamas und lamaistischen Drag-gsheds finden sich ebenfalls bei Turfan.

In den Felsentempeln (Fresken) und den Hängebildern ist auffallend die Betonung des Totenkultus. Kṣitigarbha erscheint häufig mit Wiedergeburtsszenen und inmitten von Pretas, einige Male auch der vielhändige Avalokiteśvara in neuer unbekannter Anordnung der attributhaltenden Hände.

Häufig ist Vadschrapâṇi in Fresken und Hängebildern. Auch Yama kommt vor auf Bildern und sogar die zehn Yamas. Ferner sind zu erwähnen Garuḍa (Fresko und Hängebilder), Atschala (Fresko) und andere Dharmapâlas, abgesehen von den lamaistischen in den Höhlen nördlich von Turfan. Die Figur einer vierhändigen Göttin von zweifellos iranischem Charakter in *λ* ist sehr beachtenswert. Ein großes Bild auf Leinwaud aus *α* enthält ganze Reihen von schwer bestimmbaren Göttern, darunter zwei Garuḍas und einen bärtigen Gott mit Stierhörnern.

Von ganz besonderem Interesse sind die Darstellungen der Stifter und ihrer Frauen und Familien, häufig mit Inschriften. Leider sind viele dieser Inschriften zerstört. Sie finden sich an den Bauten an den exponiertesten Orten: auf den Türwänden der Höhlentempel (Tojok-mazar, Sengyma'uz), auf den Sockeln der Statuen (Murtuk) — die natürlich zerschlagen sind — und endlich unten an den Hängebildern auf Seide und Leinwand. Leider sind auch hier meist die Inschriften verloren gegangen, da die bröcklige Unterlage (Deckweiß, das oft schon in alter Zeit repariert wurde, wie zahlreiche Spuren beweisen) meist ausgefallen ist.

Diese Stifter-Bilder enthalten ungemein reiches antiquarisches Detail in Kostüm und Attributen. Sie verdienen besondere Aufmerksamkeit seitens einer neuen Expedition, denn sie sind imstande, uns besonders wichtige Auskünfte zur Geschichte des Landes zu geben.

In dem Gefolge dieser Fürsten kommen auch die weißgekleideten Manichäer vor (vgl. *α*, Murtuk). Stilistisch unterscheiden sie sich in nichts von den übrigen Figuren, aber die weiße Tracht und die hohen viereckigen Mützen fallen sofort auf.

Unter den Stücken buddhistischer Bilder fanden sich auch Fetzen eines manichäischen Hängebildes. Die manichäischen Miniaturen sind stilistisch verwandt, aber viel feiner in

der Ausführung als die buddhistischen. Auf ein genaueres Eingehen auf diese Miniaturreste muß ich aber hier verzichten.

Inschriften an den Bauten gab es in Stein nur chinesische; aufgemalt kommt Chinesisch, Uigurisch und Brâhmî (in Sanskrit und einer anderen Sprache) vor; die manichäische Schrift habe ich nie auf Wänden gesehen.

Über die Blockdrucke und Manuskripte, welche eine viel reichere Musterkarte von Alphabeten und Sprachen enthalten, muß ich mich bescheiden, auf die Separatberichte zu verweisen.

Zum Schluß möchte ich noch ein paar Beobachtungen über die Zerstörung niederschreiben, ohne jedoch behaupten zu wollen, daß damit irgendwie das letzte getan ist. Innerhalb der Mauern von Idikutschari fallen die zahlreichen Umbauten auf (E, I′ etc.), ferner das hohe Mauersystem, welches in der Einleitung erwähnt ist. Es scheint dies die Ruine einer alten Mauer zu sein, welche einst eine kleinere Stadt umschloß (vgl. das über Schutt im Innern von *α* Angeführte). Darauf folgte eine neue Blüte und die Anlage der großen Mauer. Ob die erste Plünderung dieser späteren Stadt den Mohammedanern zugeschrieben werden muß, ist nicht ausgemacht. Man möchte auf die Idee kommen, daß die chinesischen Edikte[1]) gegen den Buddhismus oder gegen die „Mo-ni“ hier ausgeführt worden sind. Bei Besprechung der Funde auf *α* habe ich die Schwierigkeiten auseinander gesetzt, die sich hier bieten. Nimmt man an, was an und für sich wahrscheinlich ist, daß die Manuskripte, welche unter dem herabgestürzten Dach lagen, oben, wo ein weiter Ausblick und die Möglichkeit des Zerstreuens in alle Winde sich bot, zerrissen wurden, so muß man annehmen, daß das Dach erst später darauf herabgeworfen worden ist. Auf dieser Plattform und in dem Gewölbe darunter ist mit besonderer Bosheit zerrissen und zerfetzt worden. Haben dann später erst plündernde Türken beim Ausrauben des Stûpenpfeilers das Dach herabgestürzt? Daß dieser Sturm speziell den „Mo-ni“ galt,[2]) möchte man daraus schließen, daß ihre Manuskripte besonders raffiniert zerfetzt sind[3]) und daß der größte Teil der buddhistischen Statuen und Fresken sicher erst einer späteren Plünderung zum Opfer fielen. Man erzählte mir, das hätten erst die Dunganen zu Jakub Begs Zeit getan — und das halte ich für wahrscheinlich.

Daneben läuft die Zerstörung im kleinen fort und, wenn man auch zugeben muß, daß die heutige türkische Bevölkerung einen besonderen Spaß hat, gelegentlich gefundene Buddhaköpfe zu zerschlagen, ihnen erst mit Spitzhacken die Augen auszupicken und Fresken zu zerstoßen und zu verkratzen, so muß ich doch andererseits darauf hinweisen, daß die Zerstörung im kleinen mehr aus praktischen Zwecken geschieht: die Bauern holen die Fresken als Dung, brechen Wände ab, um bequemer herausfahren zu können, graben in den Ruinen nach Holz als Brennmaterial, nach Lederstücken und nach Schmuck und Wertstücken. Die letzteren scheinen übrigens in Idikutschari so ziemlich zu Ende zu sein.

[1]) Vgl. de Groot. Sectarianism and religious persecution in China 59—60.

[2]) Dafür spricht vor allem, daß die Gesichter der Buddha-, Bodhisattva- und Vadschrapâṇi-Figuren auf den Fresken im Gange von A in *α* nicht zerstört waren. Wo sie fehlten, waren sie abgelöst durch die einbrechenden Rohrbündel des herabgestürzten Daches. Die Anhänger des Islam zerstören aber überall zuerst die Gesichter und häufig sonst überhaupt nichts — wenn sie nicht die ganzen Fresken als Dung abschlagen.

[3]) Ebenso aber auch die Sanskritmanuskripte in K. Hier lagen ganze Haufen loser Brâhmî-Buchstaben auf dickem gelben Papier, Reste von Blockdrucken u. dgl.; man hätte Säcke damit füllen können. Aber hier scheint Nässe und an anderen Stellen Würmer gearbeitet zu haben.

Schrecklich ist es, daß man sie dabei nicht hindern kann; das Gebiet ist zu groß und von allen Seiten zugänglich, so daß eine Kontrolle unmöglich ist.

Die Ankunft eines Europäers setzt alle in Bewegung: alle wollen finden und verkaufen. Sowie der Europäer wieder abreist, wird einige Zeitlang weitergewühlt, dann aber hört das Schatzgraben im großen Stil wieder auf und die langsame Demolierungsarbeit zu Utilitätszwecken der Bauern selbst setzt wieder ein. Trotz alledem lernt man die alten Ruinen bald von den neuen unterscheiden und kann noch viel beobachten, wo erst nur ein formloser Schutthaufen zu sein schien. So zerrissen und verschleudert das Material in der Stadt selbst ist, so lassen sich doch da und dort unberührte alte Stellen finden, welche stets wichtige Dinge enthalten. Ich habe mir die größte Mühe gegeben, bestimmte Zentren herauszuholen und daraus ein Bild zu konstruieren; leider war die Zeit um, als ich anfing, mich eigentlich recht in die Sache zu finden. Für die wichtigste Aufgabe muß ich es halten, eine Ruine, womöglich einen der besser erhaltenen Höhlentempel im Gebirge, völlig aufzunehmen, alles zu kopieren und zu beschreiben und tiefe Grabungen zu machen. Denn eine wirklich wissenschaftliche Behandlung ist nur auf Grund eingehender Forschungen an Ort und Stelle möglich. Es ist ja richtig, daß Handschriftenreste noch immer sprechen, selbst wenn sie aus dem Zusammenhang gerissen sind, während ja Fresken ohne den Zusammenhang, ohne Plan, ohne detaillierte Ortsangabe fast wertlos sind; aber von wissenschaftlichem Standpunkt muß ich auch bei Handschriftenfunden auf die Notwendigkeit solch eingehender Angaben hinweisen. Es ist durchaus nicht gleichgültig, wo sie gefunden werden, in welchem Zustand sie gefunden werden, ob es deponierte einzelne Blätter waren oder ob man auf Reste von Bibliotheken rechnen darf. Wenngleich der größte Teil der Literatur religiösen Inhalts sein wird, woraus natürlich wenig für die Gebäude erschlossen werden kann, so gibt es doch gerade in Idikutschari eine große Menge Privatdokumente, aus denen wichtige Aufschlüsse sich ergeben können. Schließlich ist die Art der Zerstörung der Manuskripte auch für die der Lokalität von Bedeutung, in welcher sie lagen.

Damit komme ich zu dem wundesten Punkt der Exploration der Ruinen. Es ist dies die Privatexploration, welche darin besteht, daß irgend eine Sarte eine Art Depot einrichtet und Handschriftenreste, Münzen und andere kleinere Altertümer sammelt — durch Schatzgräber, welche die Gegend durchstreifen und überall die Ruinen aufwühlen. Dabei werden alle noch leidlich erhaltenen Stûpas zerstört, Sockel von Buddha- und Bodhisattvastatuen zerschlagen und Wände mit Fresken sinnlos weggerissen. Diese Schatzgräberei hat sicher immer existiert: sie ging natürlich zunächst auf Edelmetalle, Schmucksachen, Edelsteine, Metallgeräte u. dgl.,[1]) später, als die Handschriftenreste von Europäern gesucht wurden,

[1]) Für diese einheimische Schatzgräberei ist die folgende Stelle bei G. E. Grum-Gržimajlo (Описаніе путешествія въ западный Китай, Томъ II ст. 13) besonders interessant. Ich gebe sie in deutscher Übersetzung, da sie auch sonst sehr merkwürdig ist. „Synyr heißt jetzt eine nur kleine Ansiedelung, deren Gründung nicht mehr als ein halbes Jahrhundert zurückliegt. Aber daß Synyr, unter welchem Namen wahrscheinlich das ganze System wasserreicher Täler zwischen dem Kuruktagh und Tscholtagh nach Westen vom Meridian von Toksun begriffen wurde, auch in alter Zeit besiedelt war, das beweisen uns die von Kozlov angetroffenen Ruinen einer alten Festung, die Überreste von Grabdenkmälern, die Spuren einer Ortschaft, Gebäude, welche zum Teil durch die Wirkung des Wassers vernichtet sind, und alte Erzgruben. Aber das ist noch nicht alles von Überresten der alten Zeit in diesem Teil des Bei-

auch auf Handschriften. Entsteht von irgendwoher eine Nachfrage, so beginnt der Sturm, der sich bei der Faulheit der Bevölkerung bald wieder legt, sobald die direkte Nachfrage aufhört.

Bei der Herausnahme von Fresken habe ich etwa nach den folgenden Grundsätzen gehandelt. Nirgends wurde ein Bild ausgeschnitten, bevor ich nicht einen Plan — so gut es eben möglich war — hergestellt und mich soweit orientiert hatte, als es die Umstände erlaubten. Bei Gebäuden, die ohnehin der Vernichtung preisgegeben waren, nahm ich unter jeder möglichen Orientierung alles, was von Wert schien; leidlich intakte Gebäude wie den Nakṣatratempel hinter Sengyma'uz habe ich nicht berührt. Fresken, welche uns in die Karawanserai gebracht wurden, nahm ich nie, wenn ich nicht imstande war, festzustellen, woher sie stammten, was übrigens in der letzten Zeit gar nicht mehr besonders schwer fiel.

Zum Schluß habe ich noch die angenehme Pflicht, allen den Männern zu danken, welche uns helfend zur Seite standen. In erster Linie gebührt der Dank der Expedition den Herren James Simon in Berlin und dem verstorbenen Kommerzienrat Krupp, sowie dem Vorsitzenden des ethnologischen Hilfskomitees in Berlin, Herrn Kommerzienrat Fränkel, für seine Bereitwilligkeit, das noch Fehlende zu ergänzen.

Ferner habe ich zu danken den Mitgliedern der Kaiserlich Russischen Akademie, den Herren Radloff Exz. und Salemann Exz., welche durch Rat und Tat die Expedition förderten, Herrn D. Klementz, der uns mit wichtigen Mitteilungen beisprang, weiter den kaiserlich russischen Konsuln auf chinesischem Boden, den Herren Generalkonsul Feodorov in Kuldscha, Konsul Krotkov in Urumtsi und ganz besonders Generalkonsul Petrovskij in Kaschgar, welche sich der Expedition in liebenswürdigster Weise annahmen, sowie den schwedischen Missionaren in Kaschgar, den Herren Anderson und dem leider zu früh verstorbenen Dr. Backlund, endlich dem britischen Agenten in Kaschgar Mr. Miles.

Zum Schluß muß ich noch mit besonderer Freude der liebenswürdigen Aufnahme seitens der chinesischen Behörden gedenken. Auch die Bevölkerung hat sich überall gefällig, freundlich und hilfsbereit erwiesen.

Schan. Ich gebe den folgenden Auszug aus meinem Briefe an den Sekretär der Geographischen Gesellschaft, datiert vom 8. Januar 1890: „Ruinen gibt es in Syngym (Synyr) eine Menge. Jedes Jahr ziehen aus Luktschun Schatzgräber hieher, welche für ihre Mühe wohl auf ihre Rechnung kommen, denn sie finden hier ausgiebig (порядочно!) Arbeiten aus Gold und Silber, außerdem eine Menge metallener Gefäße, Räuchergefäße und ähnliche Dinge, welche von ihnen an die Metallarbeiter von Luktschun verkauft werden. Trotz all meiner Bemühungen konnte ich nichts von diesen Überresten des uigurischen Altertums erhalten (denn die Eingebornen schreiben diese Ruinen den Uiguren zu), auch sogar nichts von den Schriftstücken, von denen sie mir mitteilten, daß sie häufiger als alles andere zusammen mit Weizenkörnern in einer besonderen Art tönerner Krüge vorkommen; es finden sich ferner auch Blättchen (листики), im Kreis herum beschrieben, in Futteralen aus Holz oder Bein, aber diese Blättchen sind sehr bröcklig und beim Auseinandernehmen zerbrechen sie und zerfallen zu Staub". Sollten mit diesen Blättchen Palmblatthandschriften oder aber Amulette auf Birkenrinde, wie sie in Kaschmir noch gebräuchlich sind, gemeint sein? Noch will ich bemerken, daß dieses viel weiter südlich liegende Syngym (Sangym, Synyr) nicht mit Sengyma'uz (Syngyma'uz, Syngma'uz) nördlich von Karakhodscha zu verwechseln ist.

Anhang

Uigurische Schriftstücke, in Text und Übersetzung.

Von **W. Radloff.**

Vorbemerkung.

Zu den im folgenden mitgeteilten uigurischen Schriftstücken aus Idikutšari möchte ich nur nachstehendes bemerken:

Nr. 1. 24 cm hoch, 21 cm breit (Höhe und Breite ist nach der Richtung der Schrift bestimmt).

Nr. 2. 19 cm hoch, 23 cm breit, hat leider einige Löcher.

Nr. 1 und 2 wurden mit Nr. 7 zusammen und mit noch drei anderen in der Karavansarai gekauft. Katalog des Museums für Völkerkunde zu Berlin: D 176.

Nr. 4. 11 cm hoch, 19 cm breit. Das Papier dieses Schriftstücks ist ganz besonders grobfaserig.

Nr. 5. 25 cm hoch, 19 cm breit.

Nr. 6. 38 cm hoch, 18 cm breit. Dies Schriftstück hat in der Mitte einige Löcher.

Nr. 4—6 wurden einzeln gekauft.

Nr. 7. 18 cm hoch, 17 cm breit, sehr grobes Papier, wie erwähnt mit fünf anderen, darunter Nr. 1 und Nr. 2, zusammen gekauft.

Nr. 9. 16 cm hoch, 23 cm breit. Zeile 13 durch ein Loch geschädigt.

Nr. 12. 27 cm hoch, 45 cm breit, ein paar Löcher schädigen Zeile 2 etc.

Nr. 9—12 einzeln gekauft.

Nr. 13. 37 cm hoch, 38 cm breit. Dies Schriftstück hat in der Mitte Löcher, welche die Zeilen 1, 2, 3, 4, 7, 12, 15 schädigen; es hat drei Stempel. Unter D 168 in den Katalog eingetragen. Vom Berichterstatter in der Umgebung von Tempel H′ ausgegraben und zwar im Schutt des Ganges vor der Ostmauer.

Nr. 14. 23 cm hoch, 50 cm breit, viele Marken, Sterne etc. loco sigilli. Einzeln in der Karavansarai gekauft.

Nr. 16. 23 cm hoch, 60 cm breit; ein Loch schädigt die Zeilen 18—20. Fünf Stempel. Im Katalog mit D 187 bezeichnet. Dies Stück wurde vom Berichterstatter im hinteren Gange des Tempels mit dem Fresko-Boden *a* ausgegraben.

Nr. 18. 17 cm hoch, $14^1/_2$ cm breit; oben ist ein Streifen weggeschnitten, wodurch mehrere Buchstaben halbiert wurden; auch einige Löcher. Drei Stempel. Katalog-Bezeichnung D 51. Am Abend unserer Ankunft in Karakhodscha in der Karavansarai gekauft.

Nr. 21. 20 cm hoch. 20 cm breit. Der Anfang des Schriftstücks ist defekt. Vier Stempel. Im Katalog mit D 200 bezeichnet. Vom Berichterstatter mit Nr. 16 an derselben Stelle von *a* ausgegraben.

Nr. 22. 21 cm hoch, 27 cm breit, einige Löcher. Bezeichnet im Katalog mit D 200. Mit Nr. 21 an derselben Stelle von *a* ausgegraben.

Nr. 23. 28 cm hoch, 98 cm breit. Die letzten Zeilen sind in der Mitte abgerieben, das Papier ist sehr grob, oben ist das Schriftstück stark ausgefranst und am Anfang unvollständig. In der Karavansarai gekauft.

Inschrift auf dem Pfahle. Siehe S. 60. A. Grünwedel.

Um jeden Streit über die Aussprache der Explosiv- und Zischlaute zu vermeiden, transkribiere ich die uigurischen Buchstaben durch die entsprechenden tonlosen Konsonanten des lateinischen Alphabets: nur in der Inschrift auf dem Pfahle gebe ich die beiden *T*-Buchstaben durch *t* und *d* wieder, da hier die uigurische Orthographie eine gewisse Regelmäßigkeit zeigt, erlaube mir aber durchaus keine Schlußfolgerungen über die Aussprache dieser Buchstaben zu ziehen. W. Radloff.

1.

Qoin jïl üčünč ai iki otusqa
maṅa Miṅ-Tämürkä tüškä por kärkäk
polup Turi pakšïtïn jarïm qap por
altïm. küs jaṅïda pir pir qap
5 süčük köni perürmän. permätin
käčürsär män el jaṅïnča tüši
pilä köni perürmän. perkinčä par
joq polsar män Nom-Qulïnïṅ täki-
lär pilä köni persünlär. tanuq
10 Täsäk-Turmïš tanuq Poltas. pu nišan
män Miṅ-Tämürniṅ ol. män Turmïš Miṅ-
Tämürkä ajïtïp pititim.

Im Schafjahre, den dritten Monat, den zweiundzwanzigsten Tag. Da mir, dem Ming-Temür, auf Zuschlag Wein nötig war, habe ich vom Turi Bakschi einen halben Schlauch Wein erhalten. Zu Anfang des Herbstes werde ich einen ganzen Schlauch Most richtig zurückgeben. Sollte ich verspäten, so werde ich ihn dem Volksgebrauch gemäß mit Zuschlag geben. Sollte ich verhindert sein, ihn zu geben, so wird es Nom-Qulï mit seinem Geschlechte alles richtig geben. Zeuge ist Tesek-Turmisch, Zeuge ist Poltas. Dieses Handzeichen ist mein, des Ming-Temür. Ich, Turmisch, habe dies nach dem Diktat des Ming-Temür geschrieben.

2.

Taqïqu ikinti on jaṅï
maṅa Pai-Tämürkä käpis tarïqu

jer kärkäk polup Tämičiniṅ
Pu-siṅ-taqï uturu porluqïn on
5 tärk käpis jaqaqa tuttum
pu on tärk käpisni küs jaṅïta
paši taši pirlä perürmän. pu(?)
porluqnïṅ näkü kim salqï säkiti
polsar män Temitschi pilürmän Pai-
10 Tämür pilmäs. tanuq Nom-Qulï
tanuq Polun. pu nišan män Tämiči-
niṅ ol. män Tämiči ös
pititim.

Im Hahnjahre, den zweiten (Monat), am zehnten (Tage des) neuen (Mondes). Da mir dem Pai-Temür, Land auf Kepis (Arrende?) zur Bearbeitung nötig war, habe ich den Weingarten des Temitschi, der dem Pu-sching-Berge gegenüber sich befindet, für den Preis von zehn Terk Kepis (Arrende) in Besitz genommen. Diese zehn Terk Kepis werde ich zu Anfang des Herbstes vollständig (mit Kopf und Äusserem oder Stein), bezahlen. Alle Lasten und Abgaben, die auf dem Weingarten liegen, sind meine, des Temitschi, Sache, Pai-Temür hat nichts damit zu tun. Zeuge ist Nom-Qulï, Zeuge ist Polun. Dieses Handzeichen ist mein, des Temitschi. Ich, Temitschi, habe dies selbst geschrieben.

4.

Quta Pïtïnqa otus
tämpin pir qap por
Intuqa pir qap por
Idi-Kurtqa pir qap
5 por Enčsäkä on tempin
por Tämür-Puqaqa
altï tämpin por Elči-
Tirikä altï por Perki-
säkä Mašï ikäkükä
10 peš por.

Dem Kuda (Gevatter) Pitin dreißig Tembin (und) ein Schlauch Wein, dem Intu ein Schlauch Wein, der alten Idi ein Schlauch Wein, dem Entsch-Se(ke?) zehn Tembin Wein, dem Temür-Puka sechs Tembin Wein, dem Eltschi-Tiri sechs (Schlauch?) Wein, dem Berki-Seke(sic) und dem Maschi allen beiden fünf (Schlauch?) Wein.

5.

Jïlan jïl äräm ai tört otusqa män Palïq Umai
ikäkü Tašïq Baš jatarïta jarïm terini jarïm torquni
Turïtïn alïp anïṅ pitiki jok polmïš üčün
tutup torqu janut pitik perürmis. Soṅ pitik
5 učrasar vučuṅ polup jorïmasun. tanuq Turčï
tanuq Pürlük-Qaja. pu nišan pis Paliq Umai ikäkü-
niṅ ol. män Qïrqutu ikäkü inčkä ajïtïn pititim.

Im Schlangenjahre, den ersten Monat, am vierundzwanzigsten haben wir beide Palik und Umai, als wir in Taschik-Basch waren, ein halbes Leder und ein halbes (Stück) Seide vom Turi erhalten. da seine Schrift abhanden gekommen ist, so geben wir für die empfangene Seide einen Empfangsschein. Wenn später die (erste) Schrift zum Vorschein kommt, so soll sie ungültig sein und keine Geltung haben. Zeuge ist Turtschi, Zeuge ist Pürlük-Kaja. Diese Handzeichen sind unsere, des Palik und des Umai, aller beiden. Ich, Kirkutu, habe (dies) von beiden (mir) genau diktieren lassen und geschrieben.

6.

It jïl pir jäkirminč ai on jaṅïqa. män Ara-Tämür Turïqa
pitik perürmän Turïnïṅ porluknïṅ maṅa qïlïp permiš
paš pitik ïdïš pitik ol song parïn čïn pitik
ol tep čam čarïm qilmas män porluqïn kačan tiläsär näkükä ma
5 kaltïrmajïn jandurup perürmän. jana toṅus jïl ätlämiškä
altmïš tämpin süčük jakanï köni perürmän. pu söskä
tanuq Säkinč-Qaja tanuq Potašïrï. pu nišan män Ara-Tämürniṅ ol.
män Parq-Turmïš Ara-Tämür akaka ajïtïp pititim.

Im Hundejahre, den elften Monat, den zehnten Neu(mondstag). Ich, Ara-Temür, gebe dem Turi darüber, daß er mir seinen Weingarten hergerichtet und übergeben hat, eine Hauptschrift, eine Idisch(?)-Schrift, diese (sei) in der Folge eine in allem wahre Schrift. Diese besagt, daß ich keinerlei Streit erhebe. Ich werde, sobald er es fordert, es in keiner Weise verzögernd (ihm) seinen Weingarten zurückgeben. Ebenfalls werde ich (im) Schweinejahre für das Bearbeiten den Preis von sechzig Tembin Most bezahlen. Für dieses Wort ist Zeuge Sekintsch-Kaja, (auch) ist Zeuge Potaschiri. Dieses Handzeichen ist mein, des Ara-Temür. Ich, Park-Turmisch, habe dies nach dem Diktat des älteren Bruders Ara-Temür geschrieben.

7.

Küskü jïl altïnč ai on jaṅïqa
maṅa Qaisïtuqa tüškä künčit
kärkäk polup El-Temürtin pir köni
künčit altïm. küs iki köni kün-
5 čit perürmän. permätin kečürsär män el
jaṅïnča tüši pirlä perür(män). perkinčä
par joq polsar män inim Qašuqniṅ
tekilär pirlä köni persünlär. tanuq
Qarpaq, tanuq Pürkäk. pu nišan mäniṅ
10 ol. män Qaisïtu ösüm
pititim.

Im Mausejahre, den sechsten Monat, den zehnten neuen (Monatstag). Da mir, dem Kaisitu, Öl auf Zuschlag nötig war, habe ich von El-Temür einen Eimer Öl erhalten. Im Herbste werde ich (ihm) zwei Eimer Öl geben. Wenn ich mit der Zurückgabe zögere, so gebe ich es ihm mit Zuschlag der Volkssitte gemäß. Bin ich an der Rückgabe ver-

hindert, so möge mein jüngerer Bruder Kaschuk mit seinem Geschlechte (alles) geben. Zeuge ist Karpak, Zeuge ist Pürkäk. Dieses Handzeichen ist das Meinige. Ich, Kaisitu, habe (dies) selbst geschrieben.

9.

Sislär munun qipčurnï
särsün tep tüšümän-
lärkä pitik ïtmïš sis
čoqnï üläp kitabimis
5 unamajïn turur Kučuda
elčikä jetmämiš. antïn
čoqqa qalturup ïtqïl
olannïn
čirkin Toq-Tämür-
10 kä perkü ärmiš japïs aina
elči tur pisni irširm(ä)-
käi sän pilkil tanta-
qa täki män pitik
örtänip ïtsa
15 polur.

Ihr habt den Beamten(?), damit sie den Qiptschur (Abgabe) einbringen, eine Schrift gesandt. Sie ist aber zu den Eltschi in Kutscha, die den Tschok(?) verteilend unser Buch nicht gebilligt haben, nicht gelangt. Darnach schicke es ab und lasse es dem Tschok(?) auferlegen! Des Olan böse und teuflische Eltschi gibt es, welche dem niederträchtigen Tok-Temür Abgaben abliefern. Du wisse (dies)! Morgen werde ich wohl (an sie) zürnend eine Schrift absenden.

12.

Qoin jïl äräm ai on sekiskä pis Enč-Puka
Jaruq ikäkü Turdïš apam ölkän ärkäntä pitik
pertimis ärti Qučutaki taisan(?) porluq palïq
porluq taštïn qač pölük jernin sataqï
5 alti jüs jastuq čav ičintin jüs jastuq perip
qalqan peš jüs jastuq čav qaltï. Pu čavnï
Oqul-Tekin jänkämiskä jas küs kim kälsär
täkürüp perürpis. Täkürüp permäsär pis pu
pitikni kim alïp kälsär näqükä-mä qaltïrmajïn
10 pütürüp perürpis. pu pitiktäki perkinčä
pis Enč-Puqa Jaruq ištin taštïn par joq
polsar pis pirlä alquči tongšu taipausïn män
Enč-Pukanin inim Asan män Jaruqnin
oklum Qara-Tokma ikäkü pu pitiktäki
15 čavnï pitik josunča näkükä-ma tildämäjin
čamsïs köni perürpis.

pu nišan män Enč-Pukanin ol.
pu nišan män Jaruqnin ol.
pu nišan män pausïn Asannin ol.
20 pu nišan män pausïn Qara-Toqmanin ol.
pu nišan män tanuq Turčïnïn ol.
pu nišan män Jaruqnïn ol.
pu nišan män tanuq Tülük-Kajanïn ol.
män Toqma pular Enč-Puka Jaruq ikäkünin.
25 sösinčä pititim.

Im Schafjahre, den ersten Monat, den achtzehnten (Tag). Wir, Entsch-Puka. und Jaruk haben, als unsere ältere Schwester (unser Vater?) gestorben war, (diese) Schrift gegeben. daß wir für den in Kutscha befindlichen Taisang-Weingarten und den Stadt-Weingarten und außerdem für verschiedene andere Ländereien vom Kaufpreise, der sechshundert Jastuk-Tschau betrug, hundert Jastuk bezahlt haben und daß fünfhundert Jastuk Tschau noch zu zahlen (geblieben) sind. Diese Tschau werden wir unserem Neffen, Okul-Tekin, im kommenden Frühlinge (oder) Herbste zustellen. Wenn wir (sie ihm) nicht zustellen, so werden wir jedem, der diese Schrift herbringt, ihn in keiner Weise aufhaltend, Alles bezahlen. Wenn wir, Entsch-Puka und Jaruk, durch äußere oder innere Verhältnisse an der Auszahlung verhindert sein sollten, so mögen die mit uns zusammen (der Erbschaft) erhalten habenden Miterben (? tonšu taipausïn) mein, des Entsch-Puka jüngerer Bruder Asan, und mein, des Jaruk Sohn Kara-Tokma, alle beide die in der Schrift aufgeführten Tschau (Geld) nach der Verfügung der Schrift, ohne jede Einwendung und ohne Streit (zu erregen), richtig bezahlen.

Dieses Handzeichen ist mein, des Entsch-Puka.
Dieses Handzeichen ist mein, des Jaruk.
Dieses Handzeichen ist mein, des Miterben (?) Asan.
Dieses Handzeichen ist mein, des Miterben (?) Kara-Tokma.
Dieses Handzeichen ist mein, des Zeugen Turtschi.
Dieses Handzeichen ist mein, (des Zeugen) Jaruk.
Dieses Handzeichen ist mein, des Zeugen Tülük-Kara.

Ich, Tokma, habe das Vorliegende nach den Worten des Entsch-Puka und Jaruk, aller beider, niedergeschrieben.

13.

Taqïqu jïl äräm ai altï janïqa mana Sataqa jonlaqlïq
pös kärkäk polup Solta paiqa jüs iki paqliq usun qarïta
pös alip Sükü-ökän ösä Qujaqluk Surja pirlä ülüšlük
mana täkür alti är kömär por(lu)qumni Solta-Paiqa toqru tomlïtu
5 sattïm. porluqnin satïqï jüs iki paqlïq pösni pitik qïlmïs
kün ösä män Sata tökäl altïm män Solta tökäl pertim. pu porluq-
nïn öndürü sïčïsï Qara-Tämürnin porluq atïrïr kötüri jerkä sïčï-
sï ökän atïrïr ketin jerkä sïčïsï ökän-ök atïrïr taqtïn
sïčïsï Surïqa täkmiš porluq atïrïr. pu tört sïčïlïq porluq
10 (porluq) ösä min jïl tümän künkä täki Solta aka(?) ärklik polsun

taplasar ösi tutsun taplamasar atïn kišikä ötkürü satsun. män
Satanïn akam iuim uruqum toqmïšïm oqulum josulum kim kim ma
čam čarïm qïlmasunlar. apam pir-ök ärklik päk eši elči jalavač
küčin tutup čamlasar pu-ok ökäntä pu porluq täninčä iki
15 porluq perip sösläri jorïmasunlar. tanuq Turmïš-Tämür tanuq Märkit
tanuq Aša-Puqa tanuq Pars-Puqa. pu nišan män Satanïn ol. män Sata
ösüm pititim.
pu män pu nišan män tanuq Turmiš-Tämürnin ol.
pu nišan män Märkitnïn ol.
20 pu nišan män Aša-Puqanïn ol.
pu nišan män Pars-Puqanïn ol.

Im Hahnjahre, den ersten Monat, am sechsten Neu(mondstage). Da mir, Sata, Tauschwert habendes Baumwollenzeug nötig war, habe ich von Solta-Pai hundertundzwei Stücke (zusammengebundene Pakete) (usun qarïta?) Baumwollenzeug empfangen und dafür meinen am Sükä-Ökän gelegenen Weingarten, d. h. den Teil, der mir nach der Teilung mit Kujaklyk-Surja zugefallen ist, für den sechs Arbeiter zum Ausgraben nötig sind, an Solta-Pai zum vollen Besitze verkauft. Der Kaufpreis für den Weingarten, die hundertundzwei Pakete Baumwollenzeug habe ich, Sata, am Tage der Ausstellung der Schrift vollzählig erhalten, und ich, Solta, habe sie vollzählig übergeben. Seine vordere Seite grenzt an den Weingarten des Kara-Temür, seine obere Seite grenzt an den Ökän (Fluß?), seine hintere Seite grenzt auch an den Fluß, vom Berge aus grenzt seine Seite an den dem Surï zugefallenen Weingarten. Über diesen vierseitigen Weingarten möge Solta bis tausend Jahre und zehntausend Tage Gewalt haben. Gefällt er ihm, möge er ihn selbst behalten, gefällt er ihm nicht, so möge er ihn an einen anderen Menschen verkaufen. Meine, des Sata, älteren und jüngeren Brüder, mein Geschlecht, meine Verwandten, mein Sohn und meine Klienten (Josul?), wer es auch sei, möge keinen Streit erregen! Wenn aber irgend jemand mit Hilfe der Gefährten des machthabenden Begs der Eltschi oder Jalawatsch ihn mit Beschlag belegt und Streit erregt, so soll er zwei an demselben Flusse (?Ökän) gelegene Weingärten von der gleichen Größe geben und seine Worte sollen keine Geltung haben. Zeuge ist Turmisch-Temür, Zeuge ist Ascha-Puka, Zeuge ist Merkit, Zeuge ist Pars-Puka. Dieses Handzeichen ist mein, des Sata. Ich, Sata, habe dies selbst geschrieben.

Dieses Handzeichen ist mein, des Zeugen Turmisch-Puka.
Dieses Handzeichen ist mein, des Merkit.
Dieses Handzeichen ist mein, des Ascha-Puka.
Dieses Handzeichen ist mein, des Pars-Puka.

14.

Tavšan jïl ikinti ai iki otusqa pis
Päk-Puqa, Pai-Puqa, Jürük-Kipčaq, El-Puqa,
Multa, Saita, jana Jürük-Tümä, Küčük-Tämür,
Aša-Tämür, Mänkü-Tämür turmïš utmïš tinmiš
5 qul qara umunčï ešimis türläk uluš pašlap
el putunqa jol örkätürintä jonlaqliq pös
kärkäk polup el qočatïn jüs iki jarïm paqlïq

pös alïp pisni-pilä kalančï Turïnï porluqčï
perip pisniṅ purun perküči Qara-Tojïn atlïq
10 qalančïmïsnï janturup altïmïs. pu porluq
učqur Turïnïṅ üčün ämkäklär pu kün
pašlap pu Turïta näkümä qalan qurut tütün
qapïn kotu umtu porluq uštarïq
öč käpäs qailalïq aš pasïq salïq
15 näkümä qatïlmas pïs salmas pïs tep pi(s)
Potaširi paqšïqa tapšurup perürpis
pu ištä tanuq Iš-Puqa tanuq Aša-Puqa
tanuq Misir tanuq Käräsin. pu nišan pis
pitiktäkičä atliq el putunniṅ ol.
20 män Parča-Turmïš pitikči elkä putunqa
üč qata inčkä ajïtïp pititim.
pu nišan tanuq män Eš-Puqanïṅ ol.
pu nišan tanuq män Aša-Pukanïṅ ol.
pu nišan tanuq män Misirniṅ ol.
25 pu nišan tanuq män Käräsinniṅ ol.
Elkä asiq par üčün porluq ikäsi
Turïnï porluqči perip Qara Tojïnnï
janturup altïmïs.

Im Hasenjahre, den zweiten Monat, am zweiundzwanzigsten (Tage) haben wir Pek-Puka, Pai-Puka, Jürük-Kiptschak, Multa, Saita, ferner Jürük-Tüme, Kütschük-Temür, Ascha-Temür, Mänkü-Temür an der Spitze der (hier) wohnenden, (uns) folgenden, friedlich lebenden gemeinen Leute und der uns treu ergebenen Gefährten der verschiedenen Stämme zur Verbesserung der Lage der Gemeinde als Wertzeichen gangbares Baumwollenzeug nötig gehabt und haben von dem El Kotscha hundertzwei und ein halbes Stück Baumwollenzeug empfangen. Wir haben dafür den bei uns befindlichen Kalanzahler Turi als Weingärtner überlassen und den früheren Weingärtner mit Namen Kara-Tojin, der uns kalanpflichtig ist, zurückgenommen. Was die Lasten des Weingartenkundigen Turi betrifft, so werden wir von heute ab, jeglichen Kalan, Kurut, Tütün und Kabin dem Turi erlassen, und werden ihm keinerlei Naturalleistungen von der Weingärtenernte und von der Ernte der Äcker Ür, Käbäs und Kailalik auferlegen. Dies erklären wir und übergeben ihn hiermit dem Potaschiri-Bakschi. Für diese Angelegenheit ist Zeuge Isch-Puka, ist Zeuge Ascha-Puka, ist Zeuge Misir, ist Zeuge Käräsin. Dieses Zeichen ist unser, der in dieser Schrift genannten Gemeinden. Ich, Partscha-Turmisch, der Schreiber, habe dies geschrieben, nachdem ich es mir vom Volke dreimal genau habe sagen lassen.

Dieses Handzeichen ist mein, des Zeugen Isch-Puka.
Dieses Handzeichen ist mein, des Zeugen Ascha-Puka.
Dieses Handzeichen ist mein, des Zeugen Misir.
Dieses Handzeichen ist mein, des Zeugen Käräsin.

Weil das Volk davon Vorteil hat, haben wir den Weingartenbesitzer Turi als Weingärtner übergeben und den Kara Tojin zurückgenommen.

16.

Pečin jïl čaksaput ai iki jańï-
qa mańa Tätmilik Qara-Puqa
ikäkü qarčlïq käräk polup
Qutluq atlïq qatun kišini satïp
5 Qutluq-Tämürtin jüs älik qalïn pös
altïmïš. Pu jüs älik qalïn pösni
satïq qïlmïš kün ösä pis
Tätmilik Qara-Puqa ikäkü tökäl
sanap altïmïs män Qutluq-Tämür
10 jämä tökäl sanap pertim. Pu Qutluq
atlïq qatun kišikä miń jïl
tümän künkä täki Qutluq-Tämür ärklik
polsun taplasa ösi tutsun
taplamasa atïn kišikä satsun.
15 pis Tätmälik Qara-Puqa ikäkü-
nüń akamïs inimis urluqumus
öslükümüs kim kim ma polup
čam čarïm qïlmasun ärklik päk
eši elči jalavaš küčün tutup
20 čamlasarlar julajïn alajïn täsär-
lär pu Qutluq täk iki kiši jaratu
perip sösläri jorïmasun. čamlaquči
kiši kü qorluq polsun. Qutluq-Tämür
qorsus polsun. tanuq Törätü, tanuq
25 turur Mušsus. tanuq Turčï. tanuq Tojïn.
pu nišan pis Tätmilik Qara-Puqa ikäkü-
niń ol. män Tońma paqšï Tätmilik
Qara-Puqa ikäkükä ajïtïp pititim.
pu nišan män tanuq Törätünïń ol.
30 pu nišan män tanuq Muńsusnïń ol.
pu nišan män tänuq Turčïnïń ol.
pu nišan män tanuq Tojïnnïń ol.

Im Affenjahre, im zwölften Monat, dem zweiten Neu(mondstag), als mir, dem Tetmilik und Kara-Puka, (uns) beiden, Ausgaben bevorstanden, haben wir die Kutluk genannte Frau verkauft und von Kutluk-Temür hundertfünfzig (Stück) dickes Baumwollenzeug empfangen. Diese hundertfünfzig (Stück) dickes Baumwollenzeug haben wir am Tage des Handelsabschlusses Tetmilik und Kara-Puka beide vollständig abzählend empfangen und ich, Kutluk-Temür, habe alles abzählend gegeben. Über diese Kutluk genannte Frau möge bis auf tausend Jahre und zehntausend Tage Kutluk-Temür Gewalt haben. Wenn sie ihm gefällt, möge er sie selbst halten, wenn sie ihm nicht gefällt, möge er sie an einen anderen Menschen verkaufen. Unsere, des Tetmilik und Kara-Temür, älteren und jüngeren Brüder, unsere Nachkommen und Angehörige, wer es auch sei, sollen keinen Streit erheben, wer

sie aber mit Hilfe der Gefährten des Gewalt habenden Begs der Eltschi und Jalawatsch aufgreift und Streit erregt, und sie fortnehmen und sich aneignen will, der möge zwei Menschen wie die Kutluk hergeben und seine Worte sollen nicht gelten. Der Streiterreger möge Schande davon haben. Kutluk-Temür möge schuldlos sein. Zeuge ist Törätü, Zeuge ist Mungsus, Zeuge ist Turtschi, Zeuge ist Tojin. Diese Handzeichen sind die unseren, des Tetmilik und Kara-Puka, aller beider. Ich, Tongma der Bakschi, habe das nach dem Diktat vom Tetmilik und Kara-Puka niedergeschrieben.

Dies ist mein, des Zeugen Törötü Handzeichen.
Dies ist mein, des Zeugen Mungsus Handzeichen.
Dies ist mein, des Zeugen Turtschi Handzeichen.
Dies ist mein, des Zeugen Tojin Handzeichen.

18.

(Kü)skü jïl törtünč ai pir jaṅïqa
(m)aṅa Pulmïšqa asïqliq kümüš
(kär)käk polup Qan-Okulta altï satïr
(kü)müš altïm kač ai tutsar män ai
5 (sa)ju pirär jarïm paqïr kümüš asïq-
(ï) pirlä köni perür män perkinčä joq
(par) polsar män kišim tüsün köni
(p)ersün. tanuq Porluqči tanuq Är-Puqa
(pu) tamqa män Pulmïšnïṅ ol män
10 . . qïna tutuṅ ajïtïp pititim.

Im Mausejahre, dem vierten Monat, am ersten Neu(mondtage). Da mir, dem Pulmisch, Silber auf Zinsen nötig war, habe ich von Kan-Okul sechs Satir Silber empfangen. Wie viele Monate ich es behalte, werde ich es mit Zinsen für jeden Monat zu einem Pakir Silber richtig zurückgeben. Sollte ich an der Rückgabe verhindert sein, so sollen meine Leute es richtig und genau zurückgeben. Zeuge ist Porluktschi, Zeuge ist Er-Puka. Dieses Siegel ist das Meinige, des Pulmisch: ich, . akina der Tutung, habe dies nach Diktat geschrieben.

21.

(Qoi)n jïl onunč ai peš jäkirmikä
. . . . . ji-Qara Miṅ-Qara ikäkü ärk joq
urluq(?) enčülärtin enčü porluqqa
ätläküsi pir ärklik kiši persün
5 temiš üčün pis Turmïš-Tämür, Tökäl-
Qara, Käräi, Küč-Tämür pašlïq päk-
lär pu Altun-Qara qaru ärk tutup
turur qalanïn el öṅtün jata
üsüp Potašïrïqa porluqči
10 pertimis tep tamqalarïmïsnï
pasïp pertimis pu küntin soṅ
pu Altun Qaraqa qalan qurut tütün
qapïn näküma alïš tilämäs pis.

Im Schafjahre, den zehnten Monat, am fünfzehnten Tage. Da er gesagt hat, daß . . . . . i-Kara und Ming-Kara, alle beide kraftlos sind und daß man von den angestammten Domänenleuten für den Domänenweingarten als passenden Arbeiter einen uns untergebenen Menschen geben möchte. So haben, wir Turmisch-Tämür, Tökäl-Kara, Küräi und Kütsch-Tämür, die an der Spitze stehenden Bege dem Altun-Kara gegenüber (unsere) Gewalt anwendend vor allem Volke ihn von seinen Abgaben befreiend, ihm dem Potaschiri als Weingärtner übergeben und haben deswegen unsere Siegel beigedrückt. Von diesem Tage ab werden wir von Altun-Kara keine Abgaben wie Kurut, Tütün, Kabin und keinerlei Naturallieferungen fordern.

22.

Pis Päk-Puqa, Jürük-Qipčaq
Pai-Puqa pašlap el putun sös-
ümüs Ärkänt, Jamqun (?), Josumut
japišip pašlap Sojar Päkimlär-
5 kä: sislärtä Tojïn-Qulï äkäri-
nïṅ üsüklük Turïnïṅ
ok jerniṅ paš pitik
par ärmiš. ol pitik Quču
Qïsïlta kajuta polsar tiläp
10 Jïmïšqa perip Jïmïštïn
ok ṭiläp alïṅlar! Turiqa
uluq jïrqaša polup turur usal
qïlmaṅ(l)ar ·:· Jïmïšqa sös:
sän Sojarlartïn Turïnïṅ
15 pitikin alïp perkil sän ök
tapšïrïp perkäi sän.

Unser, Pek-Puka, Jürük-Kiptschak, Pai-Puka, der Anführer und der ihnen untergebenen Gemeinden Wort ist folgendes an die Sojar-Päkim (Beamten?), die an der Spitze der vereinigten (Gemeinden) Ärkänt, Jamkun(?) und Josumut stehen: es existiert ein Hauptdokument über ein Landstück, welches bei Euch von Tojin-Kul bearbeitet wird und welches ebenfalls dem Turi gehört. Wenn dieses Schriftstück in Kutschu-Kisil irgendwo sein sollte, so suchet es und übergebet es dem Jimisch, fraget auch den Jimisch selbst. Dies ist für Turi von großer Wichtigkeit. Ihr sollt nicht fahrlässig sein. — — Das Wort an Jimisch: Du hole von den Sojar das Dokument des Turi, du wirst es selbst überbringen.

23.

(qa)lan k(äsip inčü pak-)
čïlarqa qalan käsmiši joq.
. . . . . san Puqa qan čaqïnta
(küčü)k ïtuq-qut Qïtai u . . . . .
5 pašlïq elčilär pil(ä)
qalan käsip inčü pakčïlar-
qa qalan käsmiši joq, jana pu

. . . . . ösä ök Qutuqu Patur Irkänt
Erkäi elčilär pilä qalan
10 käsip inčü paqčïqa qalan
käsmiši joq, jana
. . . . . kan čaqïnta japqu päk
qalan käsip inčü paqčïlarqa
qalan käsmiši joq, jana
15 Ükätäi qan čaqïnta Toqluq. atlïq
Taruqa kälip inčü pakčïlarqa
qalan käsmiši joq, jana
. . . . . qan čaqïnta
küčük ïtuq-qut tüpänčük
20 paturnï pašlap kälip qalan
käsip qalan käsip inčü pak-
čïlarqa qalan käsmiši joq, jana
. . . . . qan čaqïnta tarïqčï päk polup
(kä)lip qalan käsip inčü paqčï-
25 qa qalan käsmiši joq. jana
. . . . . is čä Tämür qan čaqïnta Qulun Qara
qalan käsip inčü pakčïlarqa
qalan käsmiši joq.
. . . . . qan čaqïnta Taitaq elči kälip
30 qalan tüsüp inčü paqčïqa
qatïlmatï. jana
. . . . . k qan čaqïnta Qupa-Čaqïrča
pilä Sai-Puqa Čagutu
Tämükä pašlïq elčilär pilä
35 qalan käsip inčü pakčïqa
qalan käsmiši joq. jana
ämti
Toqluq Temürkä paqčïlarnïn
ötük pis purunqï pu
40 (qan) lar čaqïntïn pärü aqa ini-
lärimis pilä paqnï ätläp
öskä alpan jasaq
tutmajïn
(qa)nlarïmïsqa küč perip jorïtïmïs
45 ärti. ämti tar polsar
(qa)nïmïs Toqluq-Tämürnïn-
qïnta jaman paqlarïmïsnï
äiläp jaqšï polurï
as perür, ujupumus
50 köp polur qajam(?)
täkük paqlar-

nïṅ köpi qaltï pis aka inimis pilä polup pu jïlta
aka učup nä pütkärtimis
55 är pir kišï iki alpan
(t)utsun tesär joqlarmïsnïṅ ol
alpan pisniṅ ol
(t)ep jarlïq polsun.

..... Den Kalan (zuteilend den Domänengärtnern) hat er nicht auferlegt. Zur Zeit des ..... Puka-Chan hat der kleine Iduk-kut den Kitai u ..... anführend mit den Eltschi den Kalan auferlegt, den Domänengärtnern hat er keinen Kalan auferlegt. Darauf hat der ..... Kutuku-Patur mit den Erkei Eltschi den Kalan auferlegt, den Domänengärtnern hat er keinen Kalan auferlegt. Darauf zur Zeit des ..... Chan hat der Jabgu-Beg Kalan auferlegt, den Domänengärtnern hat er keinen Kalan auferlegt. Darauf ist zur Zeit des Ügädäi-Chan der Tokluk genannte Daruga gekommen, den Domänengärtnern hat er keinen Kalan auferlegt. Zur Zeit des ..... Chan ist der kleine Iduk-kut an der Spitze der ihm untergebenen Batur gekommen, hat Kalan auferlegt, den Domänengärtnern hat er keinen Kalan auferlegt. Zur Zeit des ..... Chan war der Tariktschi (Ackerbauer) Beg, er ist gekommen und hat Kalan auferlegt, den Domänengärtnern hat er keinen Kalan auferlegt, Darauf hat zur Zeit des ..... is tsche Temür Chan Kulun Kara den Kalan auferlegt. den Domänengärtnern hat er keinen Kalan auferlegt. Zur Zeit des ..... Chan ist Taidak-Eltschi gekommen, hat den Kalan geordnet, die Domänengärtner hat er unberührt gelassen. Darauf zur Zeit des ..... k Chan haben Kupa-Tschakirtscha nebst Sai-Puka Tschagutu und Tämükä als Anführer nebst den Eltschi Kalan auferlegt, den Domänengärtnern haben sie keinen Kalan auferlegt. Darauf jetzt (richten wir) an Tokluk-Temür die (folgende) Bitte, wir haben zur Zeit (aller) dieser früheren Chane mit unseren jüngeren und älteren Brüdern die Gärten bearbeitet, ohne jeden anderen Alban und Jasak zu leisten, haben wir unseren Chanen unsere Kraft weihend gelebt. Jetzt möge es ebenso sein. Während der Regierung unseres Chans Tokluk-Temür, unsere schlechten Gärten bearbeitend, haben wir nur geringen Vorteil, Schaden aber haben wir viel. Von den uns zugefallenen Gärten sind die meisten (unbearbeitet) geblieben. Von denen, die als ältere und jüngere Brüder da sind, sind unsere älteren Brüder in diesen Jahren gestorben. Was konnten wir (da) ausrichten? Wenn man bestimmt, daß ein Mensch zwei Albane übernimmt, so werden alle verarmen. Daß unser Alban dieser (d. h. der frühere) sei, möge der Befehl erlassen werden.

Inschrift auf dem Pfahle.

I a) Täṅri pökü täṅrikänimis Kül-pilkä Täṅri Elikniṅ orunqa olurmïš ikinti jïlïṅa pis üč ärdänikä

b) arsïnsïs ärländsïs süsük köṅüllük Opasanč täṅrikän tekin silïk taṅïn qunčui täṅrim

II a) upašï Külük Inanč saju säṅün ikäkü umluq pilkä pakšïlartïn ajuri äšidtimis kim kaja tïnlïq

b) alqïšqa älkin jasar ätsär poqtai enčiṅä purqan köskindin solatsar qas ujurï ičriniṅ jïqač ülüšiṅä

III a) Sitir ursar jikäṅä qotup čäṅür (čäkür?) turkussar tökäl tälim pujan pulur tep. ol pujan küčüntä üstün täṅri järïntä

b) altïn jalṅuq otruqïnta köṅültäki täk mäṅki toṅa täkürüp kïniṅä purkan qotïnlïq külük ösä ïrïslïq kutadmïš

IV a) qonuqluqta qonar tep. pu muntaq türlük ädkülärik äšidmiškä piš ikäkü tüš köṅüllük polup pu jasar ätkü inäliṅä

b) qut jïkač toqïju täkirtimis. pu pujan küčüntin kïniṅä tölün Maitrï purkaniq tuš polalïm! Maitrï purkantin purqan qutïṅa

c) tüsün alqïš pulalïm! ol alqïš küčintä jüs kälp üč asaṅï altï paramït

V a) turqusup kïniṅä purqan järtänčütä pilkürmäkičä polsun! pisiṅä kïjïn quipurtačï täṅrikän küsi täṅrim! täṅrikän küntälä täṅrim!

b) täṅrikän qutïnï pütürmiš täṅrim! kutadmïš täṅrim! qunčui täṅrim! arbïš täṅrim! känč täṅrim! arïq täṅrim! ašmïš täṅrim! küsämïš täṅrim!

c) toluš qatun täṅrim! ärdäni qatun täṅrim! iči čäčäk täṅrim!

VI a) El ökäsi isik ädkü tutuq ökä El Qaja. isik ädkü tutuq Er Toṅa. jäkrä külük säṅün Kin Taqmïš. usun öṅkü Qusqunak. Küč Toqmïš tarqan.

b) el öṅtün tutuq Iktü. Taqïš Paš tarqan. Qara säṅün.

c) Qara Arslan säṅün. El Kikirdmïš säṅün. Pürtpäk. Qutluq Pajutmïš. El Qotmïš. It Sämis päkü. Tutan Qïrqu säṅün.

d) Quča palïq päki Tutuq Qaṅa. inanč ädkü öklilär El Almïš säṅün. Järkičün Äsän. Tura tutuq. Mäṅlik Šaṅqur.

VII a) iš aikučï Qarluč tarqan. ädkü Jäkrä säṅün. čoqï tiräk Inanču Mäṅü. Titräkči Qačmïš. Japdu Tiräk. jäkrä Qiṅrul säṅün. pitkiči Päk Arslan.

b) kïniṅä purqan qutïn pulsunlar! quṅrauči Paqïnču. parq ojïrtu (öktü?) pitkiči Päk Arslan.

VIII a) Jämä qutadmïš qutluq topraq qutluq pečin jïlqa ödülmïš ädkü ödkä qutluq quluqa ösälä

b) toqusunč ai tört otusqa purva palküni jultusqa kün ai täkmïš küsänčik küntälä jaruq toqumïš sančmïš qasmïš.

I. Als unser Himmels-Weiser der Tengriken sich auf den Platz des Külbilge-Tengri Elik gesetzt hatte im zweiten Jahre zur Zeit der drei Erdeni, des mühe- und quallosen geläuterten Sinnes seienden Opasantsch Tengriken, des Tegin und der reinen Tangin, meiner Himmelsprinzessin!

II. Haben wir beide die Külük und Inantsch genannten Sengüne, die Laien, von den hoffnungsvollen(?), weisen Bakschi (folgende) Rede vernommen: „Wenn Jemand zum Segen der Beseelten einen Jasar(?) herstellt, ihn aus dem Tempel (köskindin) des der Ruhe des Bogdai genießenden Burchan bringt und auf ein Stück Holz des Inneren des Kas-ujuri(?)

III. eine Ssitir (Sutra? Schrift) anbringt und den Jike(?) lassend einen Tchegür(?) aufstellt, so wird er alle die vielen Segnungen (pujan) finden.“ sagten sie: „Durch die Kraft dieser Segnungen werden sie oben im Lande des Himmels, unten im Wohnsitze der Menschen das ewig Große, wie es in ihrem Sinne ist, vollführen, und sie werden unter dem berühmten Gefolge des künftigen Burchan in dem durch Glücksumstände beglückten

IV. Wohnsitze leben." sagten sie. Da wir nun so vieles Gute vernommen hatten, so haben wir beide, von gleichem Sinne seiend, mit Mühe diesen Jassar herstellend, das Glücksholz hingebracht und aufgestellt. Durch die Kraft seiner Segnungen wollen wir mit dem künftigen Maitri-Burchan zusammentreffen! Mit dieser Segenskraft für hundert Kalp, für drei Assangi und sechs Paramit

V. stellen wir ihn auf, und er möge so lange stehen, bis der künftige Burchan in der Welt erscheint! O du Ruhm des Tengriken, du Erleichterer unserer Leiden, mein Tengri! der Tengriken mein Küntele-Tengri! der du das Glück des Tengriken vollendet, mein Tengri! mein Kuntschui (Prinzessin) Tengri! mein Zauber(?) Tengri! mein Schatz(?) Tengri! mein reiner Tengri! mein überragender Tengri! mein Tolusch Katun-Tengri! mein Erdeni Katun-Tengri! mein blumengefüllter Tengri!

VI. Die Volksmutter, die Mutter des guten wohlwollenden Tutuk El-Kaja, der wohlwollende gute Tutuk Er-Tonga, der hochberühmte Sengün Kin-Takmisch, der kunstgewandte Kuskunak, Kütsch Tokmisch Tarkan, der vor dem Volke stehende Tutuk Iktü, Takisch Basch Tarkan, Kara Sengün, Kara Arslan Sengün, El Kigirtmisch Sengün, Pürt-Beg, Kutluk Bajutmisch, El Kotmisch, It-Semis Begü, Tutan Kirgu Sengün, der Beg der Stadt Kutscha, der heldenhafte Tutuk Kanga, die verständnisvollen Inantsche: El Almisch Sengün, Jergitschün Esen, Tura Tutuk, Mänglik Schangkur,

VII. der redetüchtige Karlutsch Tarkan, der gute Jegre Sengün, du Stütze seines Tschok(?) Inantsch Mengü, Titrektschi Katschmisch, Jabdu Tirek, der treffliche Kingrul Sengün, der Schreiber Beg Arslan, sie alle mögen das Glück des künftigen Burchan finden! Der Glöckner Pakintschu, der berühmte Gebäude Ojirtu(?), der Schreiber Beg-Arslan.

VIII. (Im) stets beglückten glücklichen Lande, im glücklichen Affenjahre, zur auserwählten guten Zeit, auf dem glücklichen Kulu(?) im neunten Monate am 24. Tage unter dem Sterne Purva Phalguni die von Sonne und Mond getroffene küntele(?) Helligkeit ist aufgepflanzt, hineingestossen und eingegraben worden.

Druckfehlerverzeichnis.

S. 5, Z. 9 lies: welcher (für: welches).

S. 41, Z. 7 lies: T' (für: I'), und: Striche über dem.

[Anderweitige Versehen mögen darin ihre Entschuldigung finden, daß Herr Grünwedel bald nach Beginn des Druckes zum zweiten Male nach Turkistan aufbrach und somit die Möglichkeit, an zweifelhaften Stellen des Manuscripts ihn selbst noch einmal zu befragen, von da an leider durchweg ausgeschlossen war. Für die umsichtige Beihilfe, welche Herr Ferdinand Lessing, vom K. Museum für Völkerkunde zu Berlin, beim Lesen der Korrekturen geleistet hat, sei ihm hiermit der gebührende Dank ausgesprochen. — E. Kuhn.]

Inhaltsverzeichnis.

Fig. 3 aus R. B Größe 1/3
Kopf eines Bodhisattva

Fig. 1 R. C Größe 1/1
Kleiner Bodhisattvakopf

Fig. 2 bei R. A und B gefunden Größe 1/3
Kopf einer Devatâ

Fig. 1 Fresko aus der Südwand
Buddha und Bodhisattvas

Fig. 2 Fresko aus der Südwand

Fig. 1 Ruine I' Altes Fresko aus der Südwand
Bodhisattva mit Brâhmaṇas, Frauen etc.

Fig. 2 Ruine I Größe 1/4
Garuḍa vom Sockel des Tempels I

Fig. 3 Ruine Q Größe 1/4

Fig. 1 Größe 1/4
Reichvergoldeter Buddha aus einem Pfeilertempel, vgl. W.
Das Haar ist hellblau bemalt, Gewandumschlag weiß. Thon

Fig. 2 Größe 1/3
Bodhisattvakopf aus X. Thon und bemalt

Fig. 4 Größe 1/3

Fig. 3 Größe 1/3

Thönerne Köpfe aus X wie Fig. 2

Fig. 1 Größe 1/4

Fig. 2 Größe 1/4
)rnamente der herabgestürzten Decke des Ganges um das Freskenzimmer von *a*

Fig. 3 Größe 1/6
Vadschrapâṇi aus dem Gange um das Freskenzimmer von *a*
Unten die Köpfe zweier Mönche.

Größe 1/7

Fresko-Bild bei D
vgl. Plan des Umgangs des Freskenzimmers von *a*

Unterer Teil

Von dem riesigen Buddha ist nur die vordere Hand erhalten

Fresko-Bild (unterer Teil) bei B. Größe 1/7
Vgl. Plan des Freskenzimmers von a

a

Bild auf Leinwand (untere Hälfte) aus *a*. Größe 1/3

Mittelfigur Amoghapâśa oder Kṣitigarbha; unten Verehrer, Höllenscenen und Pretas

Mittelstück eines Gemäldes auf Seide, gefunden in *a*. Größe 1/3

Amoghapāśa oder Kṣitigarbha auf dem Löwenthron, umgeben von Gottheiten und Verehrern

Fig. 1

Fig. 2

Fig. 3

Fragmente eines grossen, manichäischen Bildes, gefunden in a

Fig. 1: Kronenaufsatz einer Gottheit (?); in einem Lotuskelch ruht ein Schiff, in welchem ein menschlicher Kopf steht. Dieser Kopf trägt eine Art Kopftuch und Sonne und Mond über dem Scheitel

Fig. 2: ein Kopf aus demselben Bild

Fig. 3: Reihen weißgekleideter Personen ebendaher

Tuschzeichnung aus einer uigurischen Buchrolle, aus *a*. Größe 1/1

Fig. 1. Größe 1/3
Tonkopf eines Lokapâla

Fig. 2. Größe 1/3
Tonkopf eines Lokapâla

Fig. 5. Größe 1/3
Tonmaske

Fig. 4. Größe 1/3
Dämonenkopf aus Ton

Fig. 3. Größe 1/3
Dämonenkopf aus Ton

Hängebild (zweiseitig, aber beiderseits fast gleich) aus *a*. Größe $^1/_5$

Fig. 1. Größe 1/3
Tonkopf aus λ

Fig. 2. Größe 1/3
Tonkopf aus λ

Fig. 1a. Größe $^{1}/_{3}$

Fig. 1b. Größe $^{1}/_{3}$

Zweiseitiges Hängebildchen aus λ

Fig. 2. Größe $^{1}/_{3}$

Hängebildchen mit Bodhisattva-Figur aus λ
Beide Seiten gleich

Fig. 2a, b. Größe $^1/_2$
Rest eines zweiseitigen Hängebildchens aus λ,
Göttinnen darstellend

Fig. 1. Größe $^1/_3$
Einseitiges Hängebildchen auf grober Leinwand aus Ruine λ
Zwei Bodhisattvas

Fig. 1. Originalgröße
Fußstück eines Gandhârareliefs
Sitzender Bodhisattva aus μ

Fig. 2
Kleines Holzreliefchen aus μ in Originalgröße
Die Vorderseite war einst dick vergoldet, auf der Rückseite ist
eine aufgemalte Blume

Fig. 1. Größe 1/1. Ruine μ oder ν
Betende Gottheit, Fassadenstück
Ton, mit Stütze (nicht sichtbar) aus Holz, welche zum **Aufsetzen**
gedient hat

Fig. 2. Größe 1/3. Ruine ν′
Bodhisattva oder Gottheit aus Ton geformt

Fig. 1. Größe $^{1}/_{3}$

Fig. 2. Größe $^{1}/_{3}$

Bodhisattva-Torsos aus Ton

Von der Ostseite

Inschrift zerstört
(Puṣja ?)

Lieù-sieú
Aśleṣâ

Sing-sieú
Maghâ

Tscháng-sieú
Pûrvaphâlgunî

Ĭ-sieú
Uttaraphâlgunî

Tschin-sieú
(Ha)sta

Taf. XXIV—XXVII

Darstellungen der Mondhäuser (nakṣatra) von der Decke (D) des Tempelchens Nr. 6 (Sengyma'uz)
Reihenfolge von links nach rechts
Vgl. Hoffmann, Das Buddhapantheon von Nippon 105 ff.

Kió-sieú
Tschitrâ

K'ang-sieú
Svâti

Unlesbar
(Viśâkhâ?)

Fang-sieú
Anurâdhâ

Inschrift zerstört
(Dschjeṣṭhâ?)

Unlesbar
(Mûla?)

Kì - sieú
Pûrv(âṣâḍhâ)

Teù - sieú
Uttar(âṣâḍhâ)

Nieû - sieú
Ṣravaṇa

Unlesbar
(Dhaniṣṭhâ ?)

Weî - sieú
Ṣatab(hisâ)

Schï - sieú
Pûrvabhad(rapada)

Pī - sieú
Uttarabhadrapada

K'uei - sieú
Revatî

Leû - sieú
Aśvinî

Weî - sieú
Bharaṇî [1])

[1]) Die Liste beginnt gewöhnlich mit Aśvinî und schließt mit Revatî; fügt man nun — rein hypothetisch — für die zerstörten Inschriften die in der Liste zutreffenden ein, nämlich: Viśâkhâ, Dschjeṣṭhâ, Mûla, Dhaniṣṭhâ, so bleibt in der Reihe nur Abhidschit aus, welches zwischen Uttarâṣâḍhâ und Śravaṇa stehen müßte, und es bleiben für die verlornen Bilder — da hier die Kuppel fehlt — Kṛttikâ, Rohiṇî, Mṛgaśiras, Ârdrâ, Punarvasû und Puṣja, für welch letzteres noch ein Bild ohne Inschrift erhalten ist.

Perlstab

Tempel Nr. [illegible]. [illegible] Halbscheibe vom unteren Rand der Decke

Höhle Nr. 1. Einer der „tausend Buddhas“ aus der Decke. Größe $^{2}/_{5}$

Fig. 1. Größe 1/5
Fresko aus Höhle 22; betende Bodhisattvas

Fig. 3. Größe 1/3
Fresko aus Höhle 12
einen Würdenträger — Stifter einer Statue — darstellend

Fig. 2. Größe 1/3
Fresko aus Höhle 12, eine Stifterin darstellend

Orchomenos

I

Die älteren Ansiedelungsschichten

Von

Heinrich Bulle

Mit 30 Tafeln und 38 Textbildern.

Vorwort.

Daß es eine für die älteste Geschichte Griechenlands besonders wichtige Aufgabe sei, die noch im Boden erhaltenen Reste des sagenberühmten Orchomenos, der Stadt der Minyer, zu erforschen, war schon damals meine Überzeugung, als ich 1882 zuerst die Ruinenstätte untersuchte, um aus den in den Schachten und Gräben, die Schliemann hier 1880 ausgehoben hatte, noch gebliebenen Vasenscherben Anhaltspunkte für die Geschichte der Stadt zu gewinnen (vgl. Mykenische Vasen S. V und 42). Ich habe daher 1903 und in den folgenden Jahren einen Teil der in hochherziger Weise von Herrn Kommerzienrat Bassermann-Jordan für Ausgrabungen in Griechenland der K. Akademie geschenkten Summe (vgl. Aegina, d. Heiligtum d. Aphaia, S. VIII) für Untersuchungen in Orchomenos verwendet, bei denen ich mich der tätigen Mitarbeiterschaft der Herren H. Bulle, P. Reinecke, W. Riezler und Ernst Bassermann-Jordan zu erfreuen hatte. Über die Resultate dieser Forschungen und Grabungen wird hier Bericht erstattet. Wir lassen den ersten Teil, der die älteren Ansiedlungsschichten behandelt und ganz H. Bulle's Werk ist, getrennt vorangehen; ihm soll der zweite Teil, in welchem die Behandlung der Einzelfunde durch P. Reinecke den Hauptinhalt bilden wird, baldigst nachfolgen.

München, im Juli 1907.

A. Furtwängler.

Abb. 1. Der Stadtberg von Orchomenos, nach Pomardi (1805) bei Dodwell, Classical tour I.

I. Die Erforschung von Orchomenos.

Von H. Bulle.

1. Frühere Untersuchungen.

Die Reisenden des 17. Jahrhunderts Spon und Wheler haben zwar die Kopaisebene besucht, aber die Stätte von Orchomenos nicht betreten.[1]

Clarke

Die erste Nachricht von Orchomenos erhalten wir durch Edward Daniel Clarke,[2] der es am 11. Dezember 1801 von Livadia aus besuchte. Er kopierte eine Reihe von Inschriften und fand, wie es scheint als erster, das Kuppelgrab auf. „The entrance to it still remains entire, but the upper part of the dome has fallen: a single block of marble over this entrance resembles, both as to its size and form, the immense slab, that covers the portal of the Tomb of Agamemnon at Mycenae. There can be no doubt but that this ruin corresponds with the account given by Pausanias of the Treasury of Minyas.“ Über den Stadtberg macht er nur die kurze Bemerkung: „a part of the walls and of the mural turrets are still visible“.

[1] Sie reisten von Livadia direkt nach Theben. Wheler ritt später allein von Atalante zwischen Kopais- und Hylikesee hindurch nach Thespiä und gibt die erste ausführliche Schilderung des Kopaissees und der Katavothren. — Voyage d'Italie, de Dalmatie, de Grèce et du Levant, fait aux années 1675 et 1676 par Jacob Spon et George Wheler, à la Haye, chez Rutgert Alberts 1724, Tome second, p. 50–52. — Voyage de Dalmatie, de Grèce et du Levant, par Mr. George Wheler. Traduit de l'Anglois. Amsterdam, chez Jean Wolters, 1689. Tome second, p. 575–587. Die Originalausgabe, London 1682, war mir nicht zugänglich.

[2] Travels in various countries of Europe, Asia and Africa, by Edward Daniel Clarke Ll. D. London 1816. Part II, Section 3, p. 151–170.

Elgin

Zwischen 1801 und 1803 haben die Techniker, die Lord Elgin nach Griechenland begleitet hatten, den Versuch gemacht, das Kuppelgrab auszugraben, gaben ihn aber auf, weil sie keine Werkzeuge hatten, um die großen Steine zu heben.[1]

Dodwell

Am 18. März 1805 kam Edward Dodwell von Chäronea her und gab in seinem Reisewerke[2] die erste ausführliche Beschreibung des Ortes, sowie zwei Ansichten von der Hand seines Zeichners Pomardi. Vom Kuppelgrab sah er den oberen Teil der Tür in 7 Fuß Höhe frei und erstaunte sich über die Größe des Deckblockes; auch bemerkte er an der Eingangsseite Löcher für Nägel. Von der Nebenkammer vermutete er, dass sie nicht rechteckig wie am Schatzhaus zu Mykene, sondern rund gewesen sei. Auf der Ansicht des Stadtberges (Abb. 1), sowie auf der anderen Ansicht, die von oberhalb des Kuppelgrabes genommen ist, erkennt man die Stelle des Kuppelgrabes als eine große Mulde, die vermutlich durch den Ausgrabungsversuch von Elgins Leuten entstanden war. An den Mauern der Stadt unterscheidet er verschiedene Stile: erstens den tirynthischen, nur an wenigen Strecken sichtbar, die vermutlich vor der ersten Zerstörung durch Herakles erbaut seien; zweitens den polygonalen, der aus der Zeit nach dieser Zerstörung stamme; endlich den regulären Quaderstil am oberen Turm und an einigen Stellen, die nach der Eroberung durch die Thebaner 364 v. Chr. wiederhergestellt seien. Dieser Irrtum von der verschiedenen Entstehungszeit der Stadtmauer, der sich bis auf unsere Tage fortgeerbt hat, wird unten bei der Besprechung der klassischen Periode von Orchomenos widerlegt werden. Dodwell bemerkte die beiden kleinen Tore am obersten Ende der Mauern, ein drittes sei ohne Zweifel an der unteren Basis des Dreiecks vorhanden gewesen.

Leake

Der Oberst William Martin Leake, der am 18. Dezember 1805 in Orchomenos war, ist der erste, der eine Planskizze des Stadtberges veröffentlichte[3] (Abb. 2). Auf ihr beruhen alle späteren Pläne bis einschließlich Schliemann, obwohl ein wesentlicher Irrtum in der Gestaltung des unteren Teiles unterlaufen ist (vgl. Taf. I und den Abschnitt über das klassische Orchomenos). Leakes Schilderung des Kuppelgrabes bietet nichts wesentlich Neues. Doch ist seine Vermutung beachtenswert, dass die Beschreibung des Pausanias[4] und seine Vergleichung des Kuppelgrabes mit den Pyramiden (P. IX, 36, 5) darauf hinführt, daß zur Zeit des Periegeten der obere Teil nicht mit Erde bedeckt war. Pausanias hätte sonst kaum von der schwach ansteigenden Spitze und von der Bedeutung des Schlußsteines gesprochen. Bei der starken Abschwemmung, der der Stadtberg jederzeit ausgesetzt war, ist ein solches Bloßwerden durchaus möglich, ja wahrscheinlich.

Cockerell

Cockerell hat um 1812 Orchomenos besucht; in seinem zu London befindlichen Nachlasse hat Furtwängler eine Planskizze des Burgberges notiert, die den Lauf der Stadtmauer etwas richtiger trifft als die übrigen älteren Pläne einschließlich des von Leake.

Die späteren Reisenden bringen keine erheblichen neuen Beobachtungen,[5] außer

---

[1] Dies erzählt Leake, Travels in Northern Greece II, 148. Sonstige Nachrichten über diesen Versuch habe ich nicht aufzufinden vermocht.

[2] A classical and topographical tour through Greece during the years 1801, 1805 and 1806, by Edward Dodwell. London 1819. Vol. I, p 225—232, mit 2 Kupfertafeln und einigen Holzschnitten im Text,

[3] Travels in Northern Greece. By William Martin Leake. London 1835. Vol. II, p. 144—155.

[4] IX 38, 2: *σχῆμα δὲ περιφερές ἐστιν αὐτῷ, κορυφὴ δὲ οὐκ ἐς ἄγαν ὀξὺ ἀνηγμένη. τὸν δὲ ἀνωτάτω τῶν λίθων φασὶν ἁρμονίαν παντὶ εἶναι τῷ οἰκοδομήματι.*

[5] Walpole, Memoirs relating to Turkey. London 1818, p. 336. — Mure, Rhein. Mus. 1839, VI, S. 240, wo das „Schatzhaus“ zum ersten Male richtig als Grab erklärt wird. Mure, Journal of a tour

Spätere

W. Vischer[1] und Conze-Michaelis,[2] welche wertvolle Bemerkungen über die Skulpturen im Hofe des Klosters geben. Von neueren Beschreibungen des Ortes ist nur die sehr sorgfältige von Frazer erwähnenswert, der zum ersten Male auf die eigentümliche Doppelführung der Stadtmauer auf einer kurzen Strecke der Südseite aufmerksam machte, und in dem von de Ridder ausgegrabenen und falsch gedeuteten Fundamente (u. S. 6) richtig einen Tempel erkannte.[3] —

Schliemann. Kuppelgrab

Heinrich Schliemann war derjenige, der im November und Dezember 1880 und im März 1881 das von Lord Elgins Leuten versuchte Werk der Aufdeckung des Kuppelgrabes

Abb. 2. Der Stadtberg von Orchomenos nach Leake Travels II, S. 145.

ausführte, in Begleitung seiner Frau und bei der zweiten Campagne auch des Orientalisten A. H. Sayce; bei der Publikation wurde er unterstützt von den damals in Olympia beschäftigten Architekten Dörpfeld, Borrmann und Gräber.[4] Er fand den Dromos,

---

in Greece (1842) I, 221. — H. N. Ulrichs, Reisen und Forschungen (1840) I, 178. — Fiedler, Reise durch Griechenland (1834—37) I, 129. — Welcker, Tagebuch einer griechischen Reise (1865) II, 39.

[1] Erinnerungen und Eindrücke aus Griechenland, 1857, S. 585 Anm.

[2] Annali dell' Instit. 1861, 79.

[3] Pausanias, Description of Greece, translated with a commentary, by J. G. Frazer V, 180 f.

[4] Dr. Heinrich Schliemann, Bericht über meine Ausgrabungen im böotischen Orchomenos. Mit 9 Abbildungen und 4 Tafeln. Leipzig, Brockhaus, 1881. — Derselbe Bericht englisch im Journ. of hellen.

von dem Leake noch „considerable remains" sah, stark zerstört durch eine Raubgrabung, die im Jahre 1862 der Demarch von Skripu zum Bau einer Kirche veranstaltet hatte; die damals beabsichtigte Zerstörung des Tores war gerade noch verhindert worden.[1] Schliemann begann die Aufdeckung nicht vom Dromos aus, sondern von oben her, indem er die ins Innere gestürzten Steine der Wände nicht hinausschaffte, sondern sie durch Umwälzen mit in die Tiefe nahm. Als er den Eingang zum Nebengemach fand, verhinderte die Jahreszeit die weitere Aufdeckung, die dann im März 1881, ebenfalls von oben her, unternommen wurde. Hierbei hatte er, ohne Kenntnis von der Größe des Nebengemaches, das Ausgrabungsfeld zu groß, nämlich in der vollen Breite des Kuppelgrabes, abgesteckt, so daß er in der Nordhälfte dieses Feldes nur den Fels fand.

Andere Grabungen

Außerdem versuchte Schliemann, weitere Kuppelgräber zu finden, indem er am Rande des Berges eine Anzahl viereckiger Schachte in die Tiefe trieb, von denen zwei in 9 Fuß Tiefe, die anderen in 16—18 Fuß den Fels erreichten. Drei dieser Schachte, die sich sämtlich wieder gefüllt haben, sind auf Schliemanns Plan III angegeben.[2] Ein nicht verzeichneter, vielleicht erst 1886 (s. u.) gemachter, in unmittelbarer Nähe nordöstlich von der Tholos, ist bei den Ausgrabungen 1905 von eigentümlicher Bedeutung geworden. Ferner machte Schliemann (S. 39) am Nordrand der untersten Terrasse einen Graben, dessen Länge er auf 110 Fuß angibt, bei 5 Fuß Breite. Das kann nur der von uns als „Schliemannscher Einschnitt" bezeichnete Graben sein (Taf. III B), der 1903 mit in unser Ausgrabungsgebiet gezogen und wieder bis auf den Fels vertieft wurde. Doch hatte der Einschnitt eine Länge von höchstens 15 m und wir fanden nirgends eine Spur von der „an der Kante des Felsens in 16 Fuß Tiefe aus unbearbeiteten Steinen mit Erde zusammengefügten 5 Fuß 10 Zoll dicken Mauer, die Professor Sayce für die alte minyeische Stadtmauer hält"; vielmehr lag in der Tiefe nur ganz dünnes Mauerwerk. Die Differenz mit Schliemanns Angaben ist unaufgeklärt. In diesem Graben „begegnete er häufig Schichten von verbrannten Stoffen" und fand Skelette und viele monochrome Topfware.

Auf der oberen Terrasse des Burgberges machte Schliemann (S. 45) an drei Stellen erfolglose Versuchsgrabungen. Die unteren „kleinen Hügel", in denen er „die Überbleibsel eines Gebäudes aus dem Mittelalter" fand, sind die Stelle des Asklepiostempels (Taf. I, Höhenzahl 44, 47). Zu dem weiter aufwärts liegenden Hügel, wo er einen 30 Fuß langen Graben anlegte, stieß er auf eine Mauer aus Quadern; dies ist der Turm des von Norden nach Südost querlaufenden Teiles der Stadtmauer (Taf. I, H. Z. 52, 20). In den obersten beiden „kleinen Hügeln" endlich fand er nur Scherben (Taf. I, H. Z. 67, 30). Die Kleinfunde, welche Schliemann aufzählt, sind zum Teil Reste der klassischen Zeit ohne besondere Bedeutung, zum größeren Teil monochrome Topfware der jünger- und ältermykenischen Zeit, sowie Steinbeile, Wirtel und Mahlsteine.

Ein zweites Mal war Schliemann im Jahre 1886 in Orchomenos, nachdem er mit Dörpfeld zusammen vergeblich nach dem Trophoneion in Lebadeia gesucht hatte. Auch diesmal trieb er zum Aufsuchen weiterer Kuppelgräber zahlreiche Schachte von 6—8 m

---

stud. II, 1881, S. 122 f. — Schliemann beschäftigte 100—120 Arbeiter, davon die Hälfte Frauen. Die Männer erhielten 4, die Frauen 3 Drachmen Tagelohn.

[1] Schliemann, Bericht, S. 19.

[2] Diese Planskizze beruht auf der Leakes und ist im ganzen wie im einzelnen unzureichend.

Tiefe bis auf den Fels. Dörpfeld machte neue genauere Aufnahmen des Kuppelgrabes, die in den Verhandlungen der Berliner Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte 1886, 376 ff. veröffentlicht sind. —

Kambanis. Deichbauten

Einen wichtigen Beitrag zur Erkenntnis der Bedeutung von Orchomenos bildeten mittelbar die Untersuchungen, welche 1891 und 1892 von einem Ingenieur der englischen Gesellschaft zur Entwässerung des Kopaissees, Michael Kambanis, über frühere Trockenlegungen des Seebeckens veröffentlicht wurden,[1] und die Ernst Curtius in einem Akademievortrag in einen großen historischen Zusammenhang einreihte.[2] Kambanis wies ein großartiges Deichsystem nach, das in drei Armen in der Mitte und an den Rändern des Talbeckens die Wasser sammelt und den unterirdischen Abflüssen der Katavothren zuführt (Taf. VII). Außerdem untersuchte er zum ersten Male genauer die Anlage eines künstlichen Abzugsstollens, der von der östlichsten Stelle der Bai von Topolia unter dem Paß von Kephalari das Wasser in die Bucht von Larymna führen sollte, der aber unvollendet geblieben ist. Die Entwässerungsdeiche setzte Kambanis in die vorklassische Zeit und wies sie den Minyern von Orchomenos zu; in dem unvollendeten Kanal sieht er den gescheiterten Versuch der Trockenlegung, den zu Alexanders des Großen Zeit der Bergwerksingenieur (*μεταλλευτής*) Krates von Chalkis machte (Strabon IX, p. 407). Kambanis Aufnahmen beschränken sich auf die Hauptzüge des Systems, das bei genauerer Forschung und bei der unterdes fast vollendeten Austrocknung sich im einzelnen zweifellos noch genauer feststellen läßt. Einige Ergänzungen für die nordwestliche Ecke des Talbeckens werden unten zu besprechen sein. —

de Ridder

Im Oktober 1893 unternahm A. de Ridder als Mitglied der französischen Schule in Athen Ausgrabungen an zwei verschiedenen Stellen:[3] auf den oberen Terrassen, wo Schliemann bereits Versuche gemacht hatte, und an dem Nordwestfuße des Akontion, da wo die letzte der Quellen des Melas entspringt.

Pettakas

An dem zweiten Orte, der den modernen Namen Pettakas führt, fand er an einem felsigen Abhang, unmittelbar über dem Wasser, eine Anzahl von Stufen und geebneten Stellen (B. c. h. 1895, S. 151, Fig. 2), sowie Reste einer Statuenbasis, ferner Bronzebleche und zahlreiche Vasen. Darunter befindet sich nur ein größeres Bruchstück mykenischer Zeit (Nr. 96, von einer Bügelkanne) und eine Anzahl Scherben (S. 177, Anm. 2). Die Hauptmasse sind Vasen des ausgehenden 7. und des 6. Jahrhunderts, und zwar frühböotische, wie sie zuerst Böhlau (Jahrbuch III, 325) bekannt gemacht hat, sodann sehr zahlreiche protokorinthische (über 60), ferner korinthische, hingegen nur zwei Fragmente attisch schwarzfigurigen Stils. Die geringen mykenischen Fragmente erlauben kaum den Schluß, daß hier bereits im 2. Jahrtausend ein Heiligtum oder Wohnort gewesen sei. Im 7. und 6. Jahrhundert war hier ein kleiner heiliger Bezirk einfachster Art, der, wie de Ridder

[1] M. Cambanis, Le dessèchement du Lac Copaïs par les anciens. Bulletin de corresp. hellén. 16, 1892, S. 121 ff.; 17, 1893, S. 322 f.

[2] Ernst Curtius, Die Deichbauten der Minyer. Sitzungsber. der Preuß. Akad. d. Wiss. 1892, II, S. 1181 f., Taf. VIII; wieder abgedruckt Gesamm. Abh. II, 266 f. Die beigegebene Karte Kauperts beruht auf Lalliers und Kambanis Aufnahmen. Sie ist wiederholt worden von Frazer, Paus. V, 110 (mit englischer Legende) und hier auf Tafel VII (ohne die Farben).

[3] A. de Ridder, Fouilles d'Orchomène, Bull. d. corr. hell. 19, 1895, S. 136 f.

aus der Statistik der Tongefäße schließen möchte, mit dem 5. Jahrhundert in Verfall geriet. Doch haben uns unsere Beobachtungen in Orchomenos gegen solche Schlüsse im höchsten Grade mißtrauisch gemacht, da die klassische Periode hier überall nur ganz geringe Reste zurückgelassen hat. Keinenfalls aber kann der Bezirk von Pettakas mit de Ridder dem von Pausanias (IX, 38, 6) genannten Tempel des Herakles gleichgesetzt werden, wie schon Frazer in seinem Kommentar richtig bemerkt hat, da an dieser Stelle weder ein Tempel vorhanden noch auch der Raum dafür da ist.

Asklepieion

Auf dem Stadtberg selbst[1] hat de Ridder auf der, von unten gezählt, dritten Terrasse die Fundamente eines von Ost nach West gerichteten Gebäudes aus großen Kalksteinquadern aufgedeckt (vgl. Taf. I, H. Z. 44, 47), dessen Charakter er auf sonderbare Weise verkannt hat. Es ist ein Rechteck von etwa 11, 5 : 22 m, dessen mittlere Teile jedoch zerstört sind. Wegen des stark abfallenden Geländes ist die Osthälfte mit mehreren Lagen roh behauener Kalksteinquadern fundamentiert worden, während die Westhälfte nur eine einzige Fundamentstufe nötig hatte, auf der noch die Reste einer Stylobatlage aus Marmor erhalten sind. de Ridder ergänzte die Osthälfte als Terrasse mit einer Säulenhalle und setzte sie ins 6. Jahrhundert, während die Westhälfte eine ähnliche Terrasse mit Portikus aus dem 3. Jahrhundert sein sollte. In Wirklichkeit ist das Ganze ein Tempel, dessen Peristasis Dörpfeld, als ich 1893 mit ihm die Stelle besuchte, auf 6 : 11 Säulen berechnete; die Maße des Baues (11,5 : 22 m) sind um ein geringes größer als die des Metroon von Olympia. Die Ordnung des Tempels wird dorisch gewesen sein. Drei in die gleich zu erwähnenden Gräber verbaute Inschriften nennen den Asklepios. Die eine ist auf eine Platte geschrieben, die nach de Ridder (S. 157, 1) zum Tempel gehört hat. Auf einer früher gefundenen, gegen das Jahr 250 v. Chr. datierbaren orchomenischen Inschrift (I. G. VII, 3191—2) ist nun von einem *ναός* des Asklepios die Rede, der wiederhergestellt werden soll. Diese Angabe kann mit großer Wahrscheinlichkeit auf unseren Tempel bezogen werden, der also älter war und um diese Zeit repariert wurde, so daß jener Block zu der Verwendung als Inschrift frei wurde.

Die Kleinfunde, welche de Ridder auf der Asklepiosterrasse machte, sind durchweg wesentlich älter (a. a. O. S. 140; S. 177, Anm. 2; 179, 6; 182). Unter den Vasenscherben finden sich einige spätmykenische, die Hauptmasse sind jedoch frühböotische und protokorinthische;

Hyphanteion?

[1] Schliemann und de Ridder wenden im Anschluß an Leake (Travels II, 145) für den Stadtberg allein, d. h. für den Ostabfall des Akontionberges, den Namen Hyphanteion an. Es muß jedoch darauf hingewiesen werden, daß dieser Name nur einmal, bei Strabo IX, 424, und zwar als angezweifelte Lesung vorkommt. Die Namengebung ist überhaupt schwankend. Strabo benennt IX, 416 den ganzen, 60 Stadien langen Bergzug von Orchomenos bis zum Paß von Parapotamioi, wo der Kephisos aus der phokischen Ebene in die von Chaironeia tritt, mit dem Namen Akontion. IX, 424 sagt er jedoch, daß der Kephisos zwischen Parnaß und Hedyliongebirge hindurchfließe; das Hedylion erstrecke sich 60 Stadien am Kephisos entlang bis zum *Hyphanteion, auf dem Orchomenos liege. Man nimmt gewöhnlich an, daß die westliche Hälfte dieses ganzen Bergzuges Hedylion hieß, die östliche Akontion, zumal letztere ein ganz selbständiges Massiv ist und durch einen scharfen Einschnitt bei dem Dorfe Bisbardi von jener getrennt wird (Frazer, Paus. vol. V, 187. Sotiriadis, Athen. Mitt. 28, S 307, Abb. 3). Daß nun nur der von der Stadt Orchomenos eingenommene Ostabfall des Akontion Hyphanteion geheißen habe, kann aus der Strabostelle keinesfalls erschlossen werden. Höchstens könnte Hyphanteion ein zweiter Name des Akontion sein. Die älteren Herausgeber (Palmer, Siebenkees, Kramer) nehmen jedoch an, daß es aus Akontion verdorben sei. Auf jeden Fall tut man gut, die Bezeichnung nicht anzuwenden.

daneben einige korinthische und attisch schwarzfigurige. Ferner fand de Ridder eine Reihe hübscher „argivo-korinthischer" Bronzebleche des 6. Jahrhunderts (S. 218 f., Fig. 23 bis 27). Diese Sachen lagen hauptsächlich an der Nordost-Ecke des Tempels in den Schichten neben den Fundamenten. Eine Kontinuität der Funde ist hier nicht vorhanden; auch hier hat die klassische Zeit des 5. und 4. Jahrhunderts kaum Spuren hinterlassen.

Byzantin. Gräber

Auf dem Gebiet des Asklepiosbezirkes und zum Teil im Innern des Tempels fand de Ridder 36 Skelettgräber, alle Ost-West orientiert, die mit Steinplatten umstellt und abgedeckt waren. Das Material ist zum Teil „tuf jaunâtre", zum Teil sind es Werkstücke der klassisch-antiken Zeit; viele davon stammen vom Tempel. Nur in sieben Gräbern waren spärliche Beigaben (S. 146), Ohrringe aus Bronze und Gold (S. 206, Fig. 20, 21), zwei Krüge aus rotem Ton. de Ridder fand keine Anhaltspunkte zur Datierung, außer daß die Gräber jünger sein müßten, als seine „Portiken" und frühestens in römische Zeit gehörten. Bei unseren Ausgrabungen sind massenhaft Gräber ganz gleichen Charakters gefunden worden, die mit Sicherheit in byzantinische Zeit zu setzen sind. Auch die auf der Asklepiosterrasse gehören dorthin. Drei dieser Gräber hielt de Ridder (S. 147) für älter und in die Zeit seines „älteren Portikus" gehörig, weil ein mykenisches und ein korinthisches Fragment, sowie Bronzesachen des 6. Jahrhunderts darin waren. Erstens jedoch sind dies nur Fragmente und keine regulären Beigaben, und zweitens sind bei diesen Gräbern, genau wie bei den anderen, gelbe Porosplatten verwendet, die ein Charakteristikum der byzantinischen Gräber sind. Da diese angeblich älteren Gräber an der Nordost-Ecke des Tempels liegen, also mitten im reichsten Fundgebiet jener älteren Sachen, so ist es nicht verwunderlich, daß die Fragmente aus der umgebenden Erde hinein gelangt sind.

An vier anderen Stellen machte de Ridder kleine Versuche. S. 155: *α.* Etwa auf der Höhe des Asklepieions, aber am Südabhang, fand er Felsbearbeitungen, die für ein Privathaus mit zwei Gemächern bestimmt waren, sowie eine aufgemauerte Wand; dabei späte Vasen.

β. Am Turm der Quermauer (Plan I, H. Z. 52, 20) fand er einige spät schwarzfigurige Fragmente.

γ. Am Nordrand sah er Mauerreste, die er für die alte minysche Stadtmauer erklärte, die aber ohne Zweifel Reste der klassischen Stadtmauer sind.

δ. Im Schliemannschen Einschnitt fand er den Rest einer „minyschen" Vase aus blaugrauem Kalkstein.

Durch de Ridders Arbeiten waren also für die Zeit des 2. Jahrtausends nur einige versprengte Zeugen gewonnen, für das 7. und 6. Jahrhundert dagegen ansehnliche Reste von Kleinkunst, sodann ein Asklepiosbezirk mit archaischen Kleinfunden und einem Tempel aus jedenfalls vorhellenistischer Zeit.

2. Die Ausgrabungen 1903.

Mitarbeiter

Auf eine Anregung Hermann Thierschs, der im Herbst 1902 mit Sotiriadis Orchomenos besucht hatte, beschloß Furtwängler für das Frühjahr 1903 eine Untersuchung größeren Stils aus den Mitteln, welche Kommerzienrat Bassermann-Jordan in Deidesheim der Bayerischen Akademie der Wissenschaften für Ausgrabungen auf griechischem Boden zur Verfügung gestellt hatte. Vom Generalephoros der Altertümer Griechenlands, Prof. P. Kavvadias, wurde die Erlaubnis in dankenswertester Weise erteilt.

Am 21. März 1903 trafen A. Furtwängler, H. Bulle und W. Riezler in Skripu ein. Arbeiteraufseher war der seit Olympia im Ausgrabungsdienst bewährte Georgios Paraskevopulos, Kommissär der griechischen Regierung ein Herr Paisis. Gearbeitet wurde im Durchschnitt mit 80—100 Arbeitern, die mit 3 Drachmen täglich entlohnt wurden. Eine große Erleichterung der Arbeit bestand darin, daß die verfallende byzantinische Kirche zur Ordnung und Aufbewahrung der Funde benutzt werden konnte, sowie daß die Ausgräber vom 11. April an in unmittelbarer Nähe des Arbeitsfeldes, in dem halbzerstörten Kloster, wohnen konnten. Es waren dort drei Zimmer als Wohnung für den Direktor der landwirtschaftlichen Station Böotiens neu hergerichtet, von denen uns der Inhaber dieses Postens, Herr Xanthopulos, die zwei größten in uneigennützigster Weise zur Verfügung stellte.

Bis zum 9. April hatte Furtwängler selbst die Leitung an Ort und Stelle, nach Furtwänglers Abreise Bulle. Zwischen ihm und Riezler wurde die Arbeit so geteilt, daß Bulle namentlich die Untersuchung der Architektur und der Schichtungen übernahm, Riezler die Beobachtung der Kleinfunde und Gräber. Vom 9. bis 24. April hatten wir uns der Mitarbeiterschaft Ernst Bassermann-Jordans zu erfreuen, der sich namentlich der byzantinischen Denkmäler annahm, aber auch bei der Beobachtung der Grabung wertvolle Hilfe leistete. Vom 24. April an war der Architekt des athenischen Instituts P. Sursos anwesend, um die Pläne der Ausgrabung herzustellen. G. Sotiriadis, der zur selben Zeit in Chäronea die Aufrichtung des Löwen beaufsichtigte, war uns bei gelegentlichen kleinen Schwierigkeiten ein getreuer Helfer und bei manchen Ausritten in die Umgegend ein belehrender Genosse. Der Nomarch der Provinz Böotien, Herr Valvis in Livadia, sowie sein Bureauchef Herr Mattiakos nahmen lebhaftes Interesse an unserer Arbeit. Hier gedenken wir auch mit Dank der Direktion des Österreichischen Lloyd, die die Reisen der Teilnehmer durch Gewährung einer Tarifermäßigung unterstützte.

Am 8. Mai wurde die Ausgrabung nach siebenwöchentlicher Arbeit geschlossen. Die wichtigsten Funde wurden nach Athen überführt, die übrige Masse in der Nordapsis der Kirche verpackt und eingeschlossen. —

Unterste Terrasse

Der Ausgangsgedanke für die Grabung war: der mykenische Herrscher, der sich das Kuppelgrab anlegen ließ, mußte einen Palast gehabt haben; und die Bedeutung, welche dem „goldreichen" Orchomenos als einem Handelsmittelpunkte der heroischen Zeit im Epos beigelegt wird, ließ vermuten, daß dieser Herrschersitz nicht zu den geringsten gehört habe. Die erste Untersuchung der verschiedenen Terrassen des Stadtberges ergab als das Wahrscheinlichste, daß der unterste Absatz des Berges der bevorzugteste Platz sei. Demgemäß wurde quer über die Terrasse weg, von der Nordwest-Ecke des Friedhofes nach Westen ein 72 m langer, 2 m breiter Graben angelegt. Gleichzeitig wurde auf der

nächsthöheren Terrasse ein 130 m langer Graben (Plan I. H. Z. 27, 20—30. 50) quer gezogen. Auf der zweiten Terrasse betrug die Verschüttung im Durchschnitt wenig über einen halben Meter. Es ergaben sich nicht unbeträchtliche Kleinfunde mykenischer Art und daneben eine Menge Vasenscherben einer monochromen Gattung, für die zunächst die allgemeine Bezeichnung „minysch" angewandt wurde. Doch schien wegen der geringen Baureste eine weitere Aufdeckung nicht angezeigt, zumal nach dem Nordrand hin sehr bald der Fels zutage trat. Besser wurden die Erwartungen auf der unteren Terrasse erfüllt. Die Verschüttung war eine viel tiefere und der Graben schnitt eine Anzahl von Mauern, unter denen gleich in den ersten Tagen die meterbreiten Mauern des Gebäudes A 60 (Taf. III) sich zeigten. Aus den oberen Schichten kamen reichliche Scherben mykenischer Firnißmalerei, aus den unteren Schichten die monochrome „minysche" Ware und endlich aus der Tiefe ein stattliches Mattmalereigefäß. Es wurde also beschlossen, im Anschluß an diesen Graben nach Süden hin ein größeres Gebiet freizulegen (Plan III A, C), eine Aufgabe, an der bis zum Schluß der Grabung gearbeitet worden ist. Hier kam im mittleren Teile der Grundriß des stattlichen Gebäudes A 60 heraus, das trotz der starken Zerstörung als ein Megaron zu erkennen ist. Zwischen seinen Mauern lagen massenhafte jüngermykenische Scherben, sowie viele Reste abgefallenen roten Stucks, so daß wir den Bau als ein Herrscherhaus mykenischer Zeit anzusprechen berechtigt waren.[1]) Gleichzeitig aber erkannte man, daß eine spätere Epoche sich unmittelbar über diese Reste hinlagerte, ja sogar unter ihr Niveau hinabgedrungen war. Es sind byzantinische Mauern (A 22 u. a.), ein byzantinischer Estrich (A 59, 87) und massenhafte Gräber dieser Zeit. Die Erwartung auf bedeutende Zeugnisse der mykenischen Zeit wurde also nicht erfüllt. Hingegen gewannen nun die reichen Fundschichten unterhalb des mykenischen Niveaus eine ungeahnte Bedeutung.

Vormykenisches

Schon in dem langen Graben hatten sich in der tieferen Schicht kleine, aus rohen Bruchsteinen gebaute Hausmauern gezeigt, die eine andere Richtung hatten als die Megaronmauern. Bei Aufdeckung des ganzen Gebietes kamen sie nun rings um das Megaron zutage und zwar in verschiedenen Höhenlagen (Plan III, blau, gelb, orange). In diesen Schichten gab es keine mykenischen Scherben mehr, sondern nur monochrome „minysche" Ware, sowie vereinzelte Spuren von Mattmalerei. Am Westende wurde der Fels bald erreicht; die Mäuerchen A 2, 11 der ersten (blauen) Schicht liegen unmittelbar auf ihm. Im Osten jedoch, östlich von Megaron 60, störte zunächst eine große Menge von Gräbern die Untersuchung. Sie mußten, samt einigen unklaren Mauerresten zwischen ihnen, entfernt werden, um darunter — etwa 2 m tiefer als das Megaron — eine Fülle kleiner Hausmauern ans Licht zu lassen (Plan III C), die mit viereckigen Gräbern untermischt waren und deren Keramik rein „minysch" waren. Innerhalb dieser „minyschen" Schicht konnten drei Perioden geschieden werden, die auf Plan III A, C von unten nach oben blau, gelb, orange bezeichnet sind. Die Gräber bestanden aus Kisten von ungebranntem Ton und enthielten Skelette in der Stellung von „liegenden Hockern". Einige ähnliche Hockergräber waren auch in der Westhälfte von A gefunden worden. Das enge Zusammenliegen von Hausmauern und Gräbern verursachte die Vorstellung, daß die Toten zum Teil innerhalb der Häuser begraben waren.

---

[1] Erst später ist erkannt worden, daß das „Megaron" wahrscheinlich das Fundament eines Tempels der archaisch-klassischen Zeit ist. Vgl. unten II, 4.

Endlich wurde der „Schliemannsche Einschnitt“ B vertieft bis auf den Felsen, so daß man an seiner Südwand, unterhalb des Megaron 60 und des byzantinischen Gebäudes 22, wie an einer großen Tafel die Schichten ablesen konnte (oberhalb von B 96; Abb. 14).

Da das Vertiefen in A, B, C nicht gleichmäßig ausgeführt werden konnte, außerdem die Verschüttungstiefe von etwa 1 bis 4 m schwankte, so war eine sichere Beobachtung der Keramik der verschiedenen Tiefen unmöglich und wir mußten die sämtlichen Kleinfunde der vormykenischen Schichten im wesentlichen als eine homogene Masse auffassen. Erst die Ausgrabung im Graben K von 1905 sollte uns in wichtigen Punkten das Verständnis dieser Schichten bringen.

Suche nach Kuppelgräbern

Während die Grabung in A, B, C von der Suche nach dem mykenischen Palaste ausgegangen war, war ein zweiter Gedanke das Aufspüren weiterer Kuppelgräber. Schliemann hatte zu dem gleichen Zwecke an verschiedenen Stellen Schächte getrieben (vgl. S. 4), doch schien uns dies ein sehr unsicheres und völlig vom gutem Glücke abhängiges Verfahren, da die Schächte mit Leichtigkeit gerade an der Hauptsache vorbeiführen konnten. Statt dessen wurde ein System von Gräben ausgedacht, das in mäßigem Abstand vom Rande des Abhanges und etwa in der Höhe des Scheitels des bekannten Kuppelgrabes verlief, so daß man vorhandene Gräber entweder in ihrer Wölbung oder in ihrem Dromos schneiden mußte. Da die Gräben E, F, G, H, M, N, O nichts derartiges gezeigt haben, so dürfen wir es als sicher bezeichnen, daß kein weiteres Kuppelgrab existiert hat. Diese Ringgräben, die 2 m breit angelegt wurden, zeigten in der Hauptsache dieselben Verhältnisse wie das Gebiet A C: oben eine dünne mykenische Schicht, in der Tiefe Hausmauern aus Stein und viele Masse von Lehmziegelmauern, sowie monochrome Ware nebst mattbemalten Fragmenten. In F und G begegneten wieder viele byzantinische Gräber.

Rundbauten

Während also die Suche nach Kuppelgräbern erfolglos war, brachte der Graben M—N eine große Überraschung. Statt der gewohnten schmalen Mäuerchen kamen hier, ziemlich dicht unter der Oberfläche und, wie sich bald zeigte, unmittelbar auf dem Fels aufliegend, breite kreisrund laufende Mauern zutage, die Südränder der Rundbauten N 6 und 2 (Taf. IV). Daraus entstand die Notwendigkeit, auch hier eine größere Fläche (N) aufzudecken. Ein glücklicher Umstand wollte es, daß der ehemalige Oberbau der Steinfundamente wenigstens an einer Stelle noch erkannt werden konnte. Er bestand aus Lehmziegeln, die nur durch schwache Farbunterschiede zu erkennen waren. Es ergab sich hier zum ersten Male die später stets wiederkehrende Aufgabe für die Ausgräber, persönlich mit Hacke und Messer die Begrenzungen und Formen der Lehmmauern aus der Erde herauszupräparieren, da die Arbeiter auch später sich dieser Sache niemals ganz gewachsen zeigten. Der Oberbau der runden Fundamente erwies sich als eine nach innen überkragende Mauer, deren oberer Schluß nur als Wölbung zu ergänzen war. Die Ähnlichkeit mit den Kuppelgräbern ließ zunächst an Gräber denken, doch fanden sich später, namentlich in dem kleinen Rundbau am Westende des Grabens D, die sicheren Beweise, daß es Wohnhäuser waren.

Bei dem weiteren Verfolgen der Rundbauten N 6 und 2 in den hier sehr steil ansteigenden Abhang hinein stieß man an einen dritten, höher liegenden Rundbau N 8, der eine abermalige Erweiterung des Gebietes nach Norden hin nötig machte. Hier war die Verschüttung eine außerordentlich hohe (bis zu 6 m). Über den Rundbauten lagen eine Reihe anderer Schichten, von denen die obersten mykenische Firnisscherben, aber keine

Baureste enthielten. Hierauf folgten die gewöhnlichen schmalen „minyschen“ Mauern mit rechteckigem Grundriß, die, um die Tiefe zu gewinnen, größtenteils entfernt werden mußten. Sodann aber zeigte sich in der nächst tieferen Schicht wieder etwas Neues, Mauern von eigentümlicher elliptischer Form, die wie eine Übergangsstufe von der unmittelbar darunter liegenden runden zur eckigen Hausform aussahen, was sie in der Tat nicht nur theoretisch, sondern auch historisch sind, wie die Ausgrabung 1905 bestätigt hat. So war also am Südabhang N eine ganz neue historische Kontinuität von Bauformen gewonnen, jedoch ohne daß wir dieser Serie eine analoge Reihe von Vasengattungen hätten an die Seite setzen können, da bei dem starken Gefälle des Südabhanges und infolge des stückweisen Aufdeckens eine Beobachtung von Schichten während des Grabens selbst nicht möglich war. Die Lösung dieser Aufgabe gelang erst 1905.

Ovalbauten

Als letzter Ausläufer des Ringgrabens war der Abschnitt O angelegt worden, der nichts generell Neues brachte, wohl aber reichliche Scherbenfunde an Mattmalerei. Endlich wurde 1903, um über die Verhältnisse in der Mitte des Bergrückens Klarheit zu erhalten, der „Mittelgraben“ D angelegt, der in einer durchschnittlichen Tiefe von 2 m auf den Fels traf und als wichtigstes Ergebnis den kleinen Rundbau bei D 1 (Taf. II) brachte.

Klassisches

Ein dritter Hauptgedanke der Grabung von 1903 war die Frage nach dem Charitentempel, der nach der allgemeinen Annahme an der Stelle der byzantinischen Kirche gelegen haben sollte, was sowohl wegen der bevorzugten erhöhten Lage, wie wegen der vielen eingebauten Architekturteile und Inschriften in der Tat große Wahrscheinlichkeit für sich hat. Auf Rat und unter Verantwortlichkeit des Generalephoros Kavvadias hatten wir die Absicht, im Innern der Kirche selbst den Boden aufzugraben. Doch scheiterte dieser Plan an der strikten Weigerung der Arbeiter, die von der Erschütterung des Bodens durch Hackenschläge ein völliges Einstürzen der aufgebrochenen Deckengewölbe fürchteten. Auch 1905 fand sich kein Arbeiter, der diese in der Tat gefährliche Arbeit hätte übernehmen wollen, zumal unterdes der einsturzdrohende Zustand weitere Fortschritte gemacht hatte. Zum Ersatz wurden an der Außenseite die Gräben U und T und 1905 noch V angelegt, die später wieder eingefüllt wurden. Sie ergaben das eigentümliche Resultat, daß nennenswerte Reste der klassischen Periode hier nicht vorhanden sind.

In U war zunächst eine Schicht moderner Bestattungen zu durchbrechen, da diese Stelle noch bis vor einem Menschenalter als Friedhof gedient hatte. Sodann folgten stattliche byzantinische Gräber, an denen viele gute Architekturstücke der klassischen Zeit verwendet waren. Und unmittelbar zwischen und unter diesen kamen bereits „minysche“ Wohnschichten mit Resten von Lehmziegelmauern und monochromen Vasenscherben. Die Dicke dieser alten Schichten war nicht festzustellen, da bei 4 m Tiefe das Grundwasser die Einstellung der Arbeit nötig machte. Genau dieselben Verhältnisse fanden wir 1905 im Graben V, nur daß hier, weil der Grabenrand absolut höher lag, die Tiefe bis zum Grundwasser 5 m betrug. Wir fanden hier unmittelbar unter den byzantinischen Gräbern eine sehr mächtige mykenische Wohnschicht. Wo innerhalb dieser Gräben der Boden der klassischen Epoche lag, war durchaus unmöglich festzustellen. Das Byzantinische hat ihn völlig hinweggenommen. Im Graben T waren die Verhältnisse ähnlich, nur daß in etwa 2,5 m Tiefe eine Anzahl von Kleinfunden klassischer Zeit auftrat, die jedoch zum Teil von Bestattungen herrührten, so daß auch hier die Suche nach dem Charitenbezirk völlig negativ ausfiel. In dem Westende dieses Grabens fanden sich reichliche Reste bemalten

mykenischen Wandstuckes, die, wie es schien, in einen schachtartigen Abraum gelangt waren, während das zugehörige Gebäude völlig verschwunden ist.

Ergebnis 1903

Am Schlusse der Ausgrabungsperiode 1903 war also der Stand unserer Erkenntnis so: die byzantinische Periode hat durch ihre Bauten und Gräber alle Reste der klassischen Zeit nahezu völlig rasiert; sie hat auch die Überbleibsel der jüngermykenischen Kultur sehr stark zerstört; das Schwergewicht der orchomenischen Ausgrabung beruht also auf den früh- und vormykenischen Epochen, für welche Orchomenos zum ersten Male auf griechischem Mutterboden eine zusammenhängende, in ihrem Endpunkt datierbare Schichtenfolge, also eine historische Kontinuität ähnlich der in Troja bietet. Jedoch blieb das Verhältnis jener älteren Schichten untereinander unklar, so daß eine neue Kampagne nötig wurde, zumal auch die Aufarbeitung des Scherbenmaterials 1903 nicht vollendet werden konnte.

3. Die Ausgrabung 1905.

Mitarbeiter

Die örtliche Leitung fiel Bulle zu, der auch wiederum die Beobachtung der Bauten und Schichten übernahm. Für die Bearbeitung der Keramik trat an Riezlers Stelle Paul Reinecke als Prähistoriker, dem die Direktion des Römisch-Germanischen Zentralmuseums in Mainz in dankenswerter Weise Urlaub erteilt hatte. Furtwängler, der zur gleichen Zeit die Ausgrabungen auf Aegina persönlich leitete, besichtigte am 16. April die Arbeiten in Orchomenos. — P. Sursos besorgte vom 18. bis 23. April und vom 4. bis 11. Mai die Aufnahme der Pläne und stellte einige Zeichnungen nach Kleinkunst her. — Arbeiteraufseher war diesmal der im Jahre 1903 als Koch beschäftigt gewesene Andreas Xagoraris aus Thera, der unterdes durch Vollgraf und Goekoop bei den Grabungen in Argos und Ithaka als Epistatis ausgebildet worden war. Als Kommissär der griechischen Regierung fungierte der Astynomos von Skripu. Dem Direktor des athenischen Nationalmuseums B. Stais waren wir für die mehrwöchentliche Überlassung eines geschickten Vasenrestaurators zu Dank verpflichtet. — Die Ausgräber wohnten wiederum im Kloster und hatten diesmal die sämtlichen drei Zimmer der Direktorswohnung inne, die ihnen von dem in Livadia wohnenden Direktor der landwirtschaftlichen Station Herrn Anagnostopulos Gerinios wiederum freundlich zur Verfügung gestellt wurde. Eine große Erleichterung bestand in der verbesserten Verbindung mit Athen durch die neueröffnete Larissa-Bahn, wodurch die früher zweitägige Wagenfahrt über den Kithäron auf eine fünfstündige Reise abgekürzt wurde. — Herr Mattiakos, nunmehr Nomarch von Böotien, bewies uns wiederum sein wohlwollendes Interesse. — Von Besuchen ist besonders derjenige S. K. H. des Prinzen Johann Georg von Sachsen, Bruders des regierenden Königs, hervorzuheben, der namentlich für die Denkmäler der byzantinischen Zeit ein lebhaftes und fachkundiges Interesse bekundete. Dr. O. Meiser, Inhaber des bayerischen archäologischen Stipendiums, unterstützte uns einige Tage (28.—31. März) bei der Fundbeobachtung. Herr Rittmeister Schropp aus München verschaffte uns (12., 13. Mai) einige nachträgliche Messungen von Polyjira und der Magula bei Pyrgo. — Endlich haben uns L. Curtius und G. Karo durch nachträgliche Untersuchungen und Aufnahmen der Stadtmauern und des Kastells zu ganz besonderem Danke verpflichtet; ihr Anteil wird an den entsprechenden Stellen hervorgehoben werden.

Gearbeitet wurde vom 21. März bis 14. Mai, mit einer einwöchentlichen Unterbrechung, während deren die Ausgräber am I. Internationalen Archäologenkongreß in Athen teilnahmen. Die Arbeiterzahl betrug in vier von sieben Arbeitswochen 42 Mann. Doch hätte es sich empfohlen, die Zahl noch zu verringern, wenn die Arbeiten nicht in einem durch die Abkömmlichkeit der Teilnehmer begrenzten Zeitraum hätten erledigt werden müssen. Denn bei der Schwierigkeit der teils leicht zerstörbaren, teils sehr kleinen Objekte war die Überwachung dieser Anzahl für nur zwei wissenschaftliche Beobachter manchmal schwierig, zumal der eine von ihnen bei den Lehmmauern, der andere bei den Gräbern oft selbst Hand anzulegen gezwungen war. Weitere zwei Wochen hindurch wurden 12—20 Arbeiter beschäftigt, die letzte Woche 3—4. Während der Grabung selbst, an Sonn- und Feiertagen und an einigen Regentagen, wurde die Aufarbeitung der Funde in der Kirche vorgenommen, die dann in der letzten grabungsfreien Woche beendigt wurde. Gleichzeitig mußte das sämtliche Material für die Veröffentlichung photographiert und die Platten Abends entwickelt werden. Am 14. Mai wurde die Ausgrabung geschlossen und wiederum eine Anzahl ausgewählter Fundstücke in das athenische Museum gesandt, so daß dort die orchomenische Keramik und Kleinkunst in charakteristischen Beispielen vertreten ist. Die Hauptmasse der Funde wurde wiederum in der Nordapsis der Kirche eingesiegelt; sie sollen nach der Fertigstellung des Museums in Chäronea dorthin überführt werden. —

Dauer

Das wissenschaftliche Programm umfaßte 1905 drei Punkte. Erstens sollte zwischen dem oberen Gebiete A und dem Südabhang N eine Verbindung hergestellt werden; zweitens wollten wir an einer geeigneten Stelle eine „Schichtengrabung" vornehmen, d. h. die einzelnen Schichten möglichst sauber nacheinander abheben und auf ihre Keramik untersuchen; drittens war beabsichtigt, an möglichst vielen Punkten der Umgegend, wo 1903 Spuren der „minyschen" Kultur festgestellt worden waren, kleinere Versuchsgrabungen zu machen.

Umgegend

Der dritte Programmpunkt sei vorweg genommen, da er wegen Zeitmangels leider nicht in der erhofften Ausdehnung — nämlich bis Topolia und Haliartos einerseits, Daulis andererseits — durchgeführt werden konnte. Wir mußten uns auf die durch Akontion und Chlomon begrenzte Nordwestbucht der Kopaisebene beschränken, haben hier aber durch je eintägige, von Bulle in Pyrgo, auf der Magula bei Pyrgo, in Polyjira und Tsamali ausgeführte Grabungen ein namentlich für die älteste Periode äußerst wichtiges Vergleichsmaterial gewonnen. Es blieb der dringende Wunsch zurück, die Untersuchungen später auf das ganze Kopaisbecken bis zum Ptoongebirge einschließlich — wo Kambanis zahlreiche prähistorische Ansiedelungsplätze aufgefunden hat —, sowie andererseits bis Panopeus und Daulis auszudehnen, welch letztere sowohl durch Fundtatsachen wie durch die mythische Tradition aufs engste mit Orchomenos zusammenhängen.

Verbindungsgräben

Der erste der Programmpunkte wurde als der leichter zu erledigende zuerst in Angriff genommen, um die Arbeiter einzuschulen. Der Verbindungsgraben zwischen A und N wurde in vier Abschnitte S, R, Q, P zerlegt wegen der eingezäunten Gemüsegärten, deren lebendige Hecken wir schonen mußten, zumal wir für R und Q die Verpflichtung der späteren Wiedereinfüllung zu übernehmen hatten.

Der Geländeabfall von dem kleinen Rundbau D[1] bis zu dem unteren Rundbautengebiet N war an der Oberfläche ein ziemlich allmählicher. Der Fels mit den untersten

Wohnschichten hingegen fällt in viel stärkerer Neigung ab, so daß der Verbindungsgraben sich nach Süden stetig vertiefte. In dem tiefsten Teile P fanden wir ein solches Gewirre von Mauern, daß die Felstiefe nicht sofort erreicht wurde, sondern der Graben in etwa 2 m Tiefe zunächst liegen gelassen wurde. Erst nach Beendigung der Schichtengrabung N wurde auch hier bis in die Tiefe gegangen, was technisch den Vorteil hatte, daß wir mit den dort gewonnenen Erfahrungen auch in dieses chaotische Gewirr Ordnung bringen konnten. Jetzt erst wurde auch die Verbindung mit dem so viel tiefer liegenden Rundbautengebiet N hergestellt. Über den Inhalt dieser Verbindungsgräben genügt hier zu sagen, daß sie für die Keramik wichtiges Beobachtungsmaterial brachten, im übrigen uns jedoch zunächst in einer 1903 aufgetauchten falschen Idee bestärkten, der dann erst durch die Schichtengrabung N der Garaus gemacht wurde. Wir hatten damals das Südgebiet N als gleichzeitig mit dem oberen Gebiet C aufgefaßt und die Verschiedenheit der Haustypen auf Gegensätze in der Bevölkerung zurückgeführt, so wie wir noch heute wenige Minuten von unserer Ausgrabung die Wlachen in ihren runden Reisighütten dicht neben den rechteckigen Lehmziegelhäusern der Griechen wohnen sahen. In diesem Gedanken wurden wir bestärkt durch die mythische Tradition, daß in Orchomenos zwei Stämme beieinander gewohnt hatten, die Minyer und die wilderen Phlegyer, die von Panopeus her in die Kopaisebene eingebrochen waren. Dabei wären dann die primitiveren Rundhäuser etwa den Phlegyern, die rechteckige Ansiedelung den Minyern zugefallen. Da nun der Verbindungsgraben zeigte, daß in S und am Nordende von R die Besiedelungsspuren fast ganz aufhörten, so wurde das als eine Art neutrale Zone zwischen den beiden getrennten Siedelungen aufgefaßt. Die schöne Hypothese fiel jedoch zusammen, als in den Versuchsschächten C^1 und C^2 erkannt wurde, daß hier noch eine 2 m tiefe Verschüttung vorhanden ist, aus deren untersten Lagen dieselben ältesten Keramiken kamen, die wir in der Schichtengrabung N als die frühesten erkannten. Unter dem Gebiet C liegen also möglicherweise ebenfalls Rundbauten; jedenfalls aber ist das Gebiet C um Jahrhunderte jünger als die Rundbauten N. Wir verzeichnen diese Dinge als ein Beispiel, wie gefährlich es ist, durch Gleichsetzung von archäologischen mit historischen Zeugnissen sich zu früh zu Kombinationen verlocken zu lassen. Die auffallende Leere in der Gegend von S und D^1 wird so zu erklären sein, daß hier ein öffentlicher Platz oder eine breite Straße ohne Bauwerke waren.

Schichtengrabung

Für die Schichtengrabung, den zweiten und wichtigsten Programmpunkt, wurde der Platz K nordöstlich von der Tholos gewählt, der sich hauptsächlich dadurch empfahl, daß man an der Erdwand über dem Thalamos die Verschüttungstiefe und die abzutragenden Schichten ungefähr im voraus feststellen konnte (Taf. VIII 1). Dieser Umstand erwies sich jedoch nur in geringem Maße als nützlich, wie denn überhaupt diese Schichtengrabung mancherlei Unerwartetes brachte, so daß wir erst nach ihrem Abschluß die volle Sicherheit über ihr Gelingen gewannen. Es sei daher erlaubt, den Verlauf der Grabung etwas ausführlicher zu schildern; denn erstlich hängt das Urteil über die Sicherheit unserer Resultate davon ab, zudem scheint uns ausgrabungstechnisch der Verlauf mit seinen unvorhergesehenen Überraschungen lehrreich zu sein.

Am 29. März war ein rechteckiger, nach Südost breiter werdender Platz von etwa 240 qm Flächeninhalt abgesteckt worden, auf dem zunächst ein Schuttberg abzutragen war, der aus dem Westarm des Grabens G stammte. Die Erde wurde jetzt und später an der Ostseite, oberhalb des Grabens I, ausgeschüttet. Wir setzten damit die von

Schliemann angelegte Schutthalde fort, die sich seit damals allerdings sehr verkleinert hatte, weil die Bewohner von Skripu die lose Erde zum Bauen abzufahren lieben, was mit unserer Erlaubnis auch an der neuen Schutthalde geschah.

Mykenischer Wandstuck

Am 30. März kam nahe unter der Oberfläche ein handgroßes Stück mykenischer Wandmalerei heraus, innerhalb einer kleinen Mulde, die voll lockerer brauner Erde war; auch hier scheint also eine Abfall- oder Mistgrube uns einen Rest mykenischer Kunst erhalten zu haben. Daneben fanden sich byzantinische glasierte Scherben, Dachziegel klassischer Zeit, mykenische Firnisscherben in friedlichem Durcheinander. — Am 31. März waren wir in einer ersten Schicht byzantinischer Plattengräber, mit denen ein schönes Grab der geometrischen Epoche (Taf. V, 158) in ungefähr gleicher Höhe lag. Es folgte am 1. April eine tiefere Lage byzantinischer Gräber, bereits mit schwachen Spuren von minyscher Besiedelung (Lehmziegelresten) dazwischen, am 4. April die dritte und letzte, welche sämtlich, sobald wir sie vermessen hatten, zerstört wurden. Da keines dieser Gräber ein anderes deckt, und da die Höhenunterschiede zwischen ihnen im ganzen bloß einen Meter betragen, so haben wir nicht drei verschiedene byzantinische Epochen in ihnen zu sehen, sondern die verschiedenen Tiefen werden auf Zufall beruhen.

Byzantinisches

Älter-mykenische Schicht

Am 4. April kamen endlich am Südende die ersten Anzeichen einer ungestörten alten Wohnschicht zutage und bis zum 6. April hatten wir hier das aus zwei rechteckigen Zimmern bestehende „verbrannte Haus" K 102 aus den gestürzten Lehmmassen herauspräpariert. Infolge eines starken Brandes waren die Lehmmauern zum Teil härter geworden, so daß zunächst innerhalb der buntfarbigen Lehmmassen einige Begrenzungslinien im Boden sichtbar wurden. Von diesen aus war es dann mit großer Vorsicht möglich, mit dem Messer aus den zusammengebrochenen Lehmmassen die noch stehenden untersten Mauerteile herauszulösen. An einzelnen Stellen haftete noch Wandverputz. Eine Anzahl gut erhaltener Gefäße ließ erkennen, daß wir auf einer ältermykenischen Schicht waren. Vereinzelte versprengte Scherben (ein glasiertes Fragment!) konnten diese Sicherheit nicht erschüttern. Nur darin irrten wir, daß wir glaubten, diese Schicht entspreche etwa der ersten oder zweiten ältermykenischen Zeit in C und daß wir demnach weitere Schichten mit der gleichen Keramik erwarteten. In Wirklichkeit war es bereits die Tiefe der untersten (blauen) Schicht in C, und was nun kam, hatte eine wesentlich andere Keramik.

Urfirnisschicht

Bei der Wiederaufnahme der Arbeit am 17. April wurden die sämtlichen Reste dieser Schicht, mit Ausnahme des für dauernde Erhaltung bestimmten „verbrannten Hauses", entfernt, wobei die Scherben im wesentlichen noch zu der grauen Gattung und ihren Verwandten gehörten. Doch kündigte sich diejenige Gattung, die wir im folgenden mit einem von Furtwängler eingeführten Namen als „Urfirnisware" bezeichnen, bereits in einigen Stücken an. Am 18. April zeigten sich mehrfache Hausmauerreste, teils rechteckige teils mit elliptischer Krümmung (Taf. V, K 44, 72ª). Doch war kein Haus in seiner Gesamtheit erhalten. In der nordwestlichen Ecke (bei K 73) schien es allerdings eine Zeitlang, als könnten wir hier ein Gegenstück zu dem „verbrannten Haus" in der vorderen Grabenhälfte gewinnen, da hier ungeheure Lehmmassen, zum Teil vom Feuer gerötet, lagen, die, wie sich später herausstellte, zu den Mauern K 68, 76² gehört hatten. Doch waren leider die Lehmmassen so formlos geworden, daß trotz des vorsichtigsten und langsamsten Abtragens sich keine Begrenzungslinien mehr finden ließen. Hingegen wurde die Sorgfalt dadurch belohnt, daß in diesen Lehmmassen eine große Menge von Scherben steckte, die

später zahlreiche ganze Gefäße lieferte. Die Stelle wurde daher das „Scherbenhaus" genannt. Sie ließ uns erkennen, daß in dieser Schicht die Urfirnisware die herrschende ist, denn sämtliche Gefäße des „Scherbenhauses" gehörten dieser Gattung an. Allerdings wurde daneben beständig auch noch etwas graue Ware und die ihr verwandte Mattmalerei gefunden, auch tauchten jetzt schon einzelne Scherben der feinen schwarzpolierten Gattung auf, so daß wir zeitweise daran zweifelten, in Bezug auf die Keramik zu sauberen Resultaten zu gelangen, zumal es auch schwierig war, stets in allen Teilen des Grabens ganz gleichmäßig tiefer zu gehen. Jedoch überwog der Urfirnis in dieser Tiefenlage derartig und die Funde des in seinem ursprünglichen Zusammensturz nicht gestörten Scherbenhauses waren so einheitlich, daß wir am Abend des 19. April die Sicherheit hatten, daß der Urfirnis samt der zu ihm gehörigen linearen Weißmalerei, die der kretischen Kamaresware entfernt verwandt ist, eine geschlossene ältere Stufe der orchomenischen Keramik darstelle. Die Gründe, weshalb diese Schicht sich nicht reiner beobachten ließ, wurden uns später klar. Sie war sowohl von oben wie von unten gestört worden, von oben durch die aus den ältermykenischen Schichten nach abwärts getriebenen Hockergräber, die zum Teil auf den Fußböden der Urfirnisschicht lagen, von unten durch eine Eigentümlichkeit dieser Schicht, die wir bald in reichstem Maße kennen lernten, die Bothroi. Wir bezeichnen so jene runden Gruben von halbeiförmigem Durchschnitt, die auf Plan V in Masse sichtbar sind und die vom Fußboden dieser Urfirnisschicht, die wir deshalb auch Bothrosschicht nannten, im Durchschnitt einen Meter in die Tiefe gehen, gerade bis hinab zur untersten, zur Rundbautenschicht. Durch die Bothroi sind ältere Scherben nach oben gewühlt, wie durch die Hockergräber jüngere nach unten.

Am 20. April wurden die sämtlichen Reste der Urfirnisschicht abgeräumt, so daß der Graben wiederum vollständig leer war. Nur zeigten sich jetzt massenhaft die durchgeschnittenen Wände der Bothroi, deren obere Ränder der Beobachtung entgangen waren, deren Auffindung aber jetzt von den Arbeitern mit besonderer Vorliebe betrieben wurde. Ihre Menge hinderte zeitweilig sogar den glatten Fortgang der Arbeit, da die Herauspräparierung und Untersuchung viel Zeit und Platz in Anspruch nahm. Ein Teil von ihnen mußte daher sogleich nach der Untersuchung entfernt werden.

Rundbautenschicht

Da die Mauern der erwarteten nächsten Schicht auffallend lange auf sich warten ließen, so wurden, was besser schon früher geschehen wäre, zwei Schächte bis auf den Felsen hinuntergetrieben, um die noch bevorstehende Tiefe zu erfahren. Es geschah am Nordende (bei K 15) und am Südende, mit der Anweisung, daß etwaige Steine zu entfernen seien. In dem Südschacht stand ein besonders kräftiger und fleißiger Arbeiter, der in einer kurzen, leider zufällig unbewachten Zeit eine erschreckende Masse von Steinen nach oben befördert hatte und uns in $1^1/_4$ m Tiefe den Fels zeigte. Er hatte leider die Mauern der beiden Rundbauten K 1 und 3, gerade da wo sie sich berühren, zerstört. Aber die Schächte brachten uns wenigstens die Gewißheit, daß wir nur noch eine einzige Schicht unter uns hatten; und der nördliche wurde für die Keramik dieser letzten Schicht grundlegend. Er lieferte in der obersten Lage noch etwas Urfirnis. Weiter unten hörte dieser jedoch völlig auf. An seine Stelle trat eine fein polierte schwarze, sehr dünnwandige Ware von außerordentlich guter Technik, mit rein aus der Manipulation entstandenen einfachsten Verzierungen (Striemen, Einglättungen, Knöpfchen u. dgl.), und von einer Sorgfalt der Arbeit, die trotz aller Primitivität die besten Vorstellungen von dieser ältesten Kulturschicht erweckt.

Zu der schwarzen Ware, die man als die Leitform dieser Schicht betrachten kann, gehören braune, gelbe und rote Scherben der gleichen fein geglätteten Art, ferner eine bemalte Gattung, bei der der Tongrund weiß überzogen und mit linearen Mustern in roter Farbe bemalt ist, die, beim einfachen Auftragen matt, durch Glättung bis zu Firnisglanz poliert wird. Daß diese Gruppe richtig als die älteste von der Urfirnisgruppe abgetrennt worden war, wurde später durch die Versuchsgrabung auf der Magula bei Pyrgo bestätigt, wo ausschließlich diese ältesten Gattungen, ohne jede Beimischuug von Urfirnis, vorhanden sind. Daß im Graben K der Urfirnis so tief in die unterste Schicht hinein noch vereinzelt vorkam, erklärt sich auf dieselbe Weise, wie das Auftreten einzelner polierter Scherben in der Urfirnisschicht: aus dem Aufwühlen der Tiefe durch die Bothroi. In dem Abschnitt über die Keramik wird Reinecke das Nähere über diese Beobachtungen ausführen, die ihm hauptsächlich verdankt werden.

Auch für die Architektur brachte der 21. und 22. April die erwünschten letzten Aufklärungen. Als die elliptischen und anderen Mauerreste der Bothrosschicht abgetragen waren, dauerte es relativ lange, bis neues Mauerwerk zum Vorschein kam, so daß bereits die Befürchtung entstand, die unterste Schicht werde überhaupt von Architektur leer sein. Wie wir später erkannten, lagen über den Steinmauern große Massen gestürzten Lehmes (bis gegen 1 m Höhe), der hier aber so dunkel war, daß er während der Grabung nicht von der Erde unterschieden werden konnte; erst das Studium der Grabenwände gab diese Erkenntnis. Als wir endlich bis auf den Fels gedrungen waren, fanden wir im südlichen Grabenteil die breiten und wohlerhaltenen Steinsockel zweier Rundbauten (K 1, 3), während weiter oben leider nur die zu unentwirrbaren Haufen zusammengestürzter Steine ähnlicher Bauten vorhanden sind (K 6—10).

Schliemanns Schacht

Eine kleine Überraschung wurde uns auch hier noch zu teil. Aus dem Rundbau K 3 brachte am letzten Grabungstage ein Arbeiter einen großen Eisennagel, den er unmittelbar auf dem Felsen gefunden haben wollte. Die Spannung löste sich, als der Aufseher meldete, daß dort kurz vorher auch ein moderner Schuh, ein leibhaftiges Tsaruchi gefunden worden sei. Wir hatten es mit einer der Schliemannschen Versuchsschachte zu tun, dessen Längsschnitt auf Tafel V, K 171 [1] deutlich ist. Es war ein letztes und das groteskeste Beispiel für die zahlreichen Fehlerquellen und Störungen, mit denen die Schichtenbeobachtung zu kämpfen hatte.

Grabenwände

Eine sehr wesentliche Kontrolle und Bestätigung der Schichtenuntersuchung lieferte uns in den Tagen vom 30. April bis 4. Mai das Studium der Grabenwände von K, für das, da bei der schweren Sichtbarkeit der entscheidenden Merkmale die Arbeiter sich zu ungeschickt erwiesen, wir eigenhändig die Spuren der Lehmmauern und der Schichtungen mit dem Messer aus der Erde schaben und schneiden mußten. Auch die Aufnahmen mußten von uns selbst (Taf. V) besorgt werden, da nur Augen, die auf die Deutung der verschieden gefärbten Erdschichten und Lehmstreifen sich eingestellt hatten, dieser Aufgabe gewachsen waren.

Nicht unerwähnt möge bleiben, daß Graben K ursprünglich ohne Zwischenwand an Schliemanns Ausgrabung L angeschlossen werden sollte. Teils aus Scheu, die Abgeschlossenheit des Kuppelgrabes zu stören, teils weil sich früher bei den stückweisen Erweiterungen des Gebietes N das einstweilige Stehenlassen einer Zwischenwand als praktisch erwiesen hatte, wurde der Plan zum Glücke im letzten Augenblicke geändert.

Wir hätten ohne die südwestliche Grabenwand ein wichtiges Kontrolldokument weniger besessen, wie denn überhaupt betont werden muß, daß bei derartigen eng gelagerten Schichten große glatte Vertikalschnitte von unschätzbarem Werte sind, ja bisweilen die einzigen Mittel, um zur Klarheit zu kommen.

Die Schichtengrabung in K hatte also erfreulicherweise diejenige Klarheit gebracht, welche nötig war, um unsere früheren Grabungen historisch verstehen zu können. Von ihr wird daher bei der historischen Schilderung der Besiedelungsverhältnisse auf dem orchomenischen Stadtberg auszugehen sein. —

Graben I

Über die weiteren Arbeiten bis zum 14. Mai genügen kurze Angaben. Am Fuße der Schliemannschen und unserer Schutthalde war der Graben I angelegt worden, weil ein alter Priester, dem die Obhut über das Kuppelgrab oblag, uns 1903 hatte sagen lassen, daß an dieser Stelle der bekannte archaische Apollon und ein (später aus dem Klosterhofe gestohlener) Torso gleicher Art gefunden seien. Der Sohn des inzwischen gestorbenen Papas, von dem ich mir 1905 die Stelle nochmals zeigen ließ, machte, als der Graben begonnen war, plötzlich andere Angaben und auch andere Einwohner von Skripu wußten, wie es zu gehen pflegt, plötzlich ganz genau, daß der Apollon innerhalb des kleinen nördlich gelegenen Gartens gefunden sei. Wir fanden im Graben I ein sehr tiefes römisches Fundament. Seinen Hauptwert hatte er aber dadurch, daß, da er wenig Beobachtung erforderte, jederzeit diejenigen Arbeiter dorthin geschickt werden konnten, für die es in der Schichtengrabung K zeitweise zu eng wurde.

Vom 25. bis 27. April wurden die Untersuchungen in Pyrgo, Magula, Polyjira und Tsamali vorgenommen. Die letzte Arbeit war der Graben V vor der Kirche, dessen Beaufsichtigung bequem von der Kirche aus vor sich gehen konnte, während in derselben die Funde geordnet, beschrieben und photographiert wurden. —

Ergebnis 1905

Im allgemeinen glauben wir annehmen zu dürfen, daß durch unsere Arbeiten die historischen Verhältnisse von Orchomenos vom Anfang des 1. Jahrtausends rückwärts in den Hauptzügen festgestellt worden sind, soweit es nach der Beschaffenheit der erhaltenen Zeugnisse möglich ist. Funde von generell neuer Art sind schwerlich an irgend einer Stelle des Stadtberges noch zu erwarten. Wohl aber könnte es von Wert sein, an einer neuen Stelle, etwa nordwestlich vom Kuppelgrab, eine Kontrolle unserer Schichtengrabung vorzunehmen, durch die manche Zweifel und ungelöste Einzelfragen, die im folgenden zu Worte kommen, zur Entscheidung gebracht werden könnten. Ferner aber wäre es wünschenswert, den großen Raum, auf welchem der moderne Friedhof liegt, genauer zu untersuchen, als es durch unseren Ringgraben E^1, E^2 möglich war. Endlich bietet sich am Fuße des Stadtberges in der Ebene noch ein weites Feld der Forschung. Hier wird von dem griechischen und römischen Orchomenos möglicherweise noch Manches gefunden werden können. Doch widerstanden wir der Versuchung, hier auch nur einen Spatenstich zu tun, um unsere zeitlich und materiell eng bemessenen Kräfte für unsere Hauptaufgabe zusammenzuhalten, die Frühgeschichte von Orchomenos.

II. Die älteren Ansiedelungsschichten

bis zum Ende der mykenischen Epoche.

Von H. Bulle.

1. Die Rundbautenschicht. (I. Schicht.)

Tafel IV, V, VIII—XII.

Der Fels

Vor seiner ersten Besiedelung war der Stadtberg von Orchomenos auch in seinem unteren Teile ein kahles Felsenriff mit keiner oder nur schwacher Erdschicht, so wie er es oben noch heute ist. Die jetzigen Erdschichten, deren Mächtigkeit an den verschiedenen Stellen von 1—5 m schwankt, sind ausschließlich durch die Besiedelung aufgehäuft. Die Oberfläche des Felsens zeigte sich am unteren Teile des Stadtberges, da wo wir sie freilegten, gerade so wellig und unregelmäßig wie weiter oben, indem vielfach einzelne Grate in der Höhe von $^1/_2$ – 1 m emporstehen. Zwischen diesen Felszacken fand sich die Erde vielfach mit Lehmteilchen und Scherben vermischt. Am deutlichsten konnte das im nordwestlichen Teil des Grabens K beobachtet werden, wo die Felsspalten stellenweise mit Lehmschichten gefüllt waren, die sich von dem sonst zum Bauen benutzten Lehm auffallend unterschieden; er war lockerer, mit Sand durchsetzt und von kastanienbrauner Farbe. Darin steckten Scherbenstückchen der ältesten polierten Gattung. Ebenso war in dem Rundbau N 6 die Erde im Innern unterhalb des Estrichs mit Lehm und Scherben schwach durchsetzt. Das führte zeitweise auf die Vermutung, daß vor der Errichtung der Rundbauten hier schon Lehmhütten gewesen seien, die ohne Steinsockel unmittelbar auf dem Felsen standen; bei der Ebnung des Bodens für die großen Rundbauten wäre dann das Material dieser Urhütten — die ja auch nur Reisighütten mit einem Lehmwall zu sein brauchten — zwischen die Felsspalten gekommen. Jedoch gibt es noch andere Möglichkeiten, um den Befund zu erklären. Z. B. konnten in N während des Baues der Rundhäuser und bei der Planierung des Bodens Reste schadhafter Lehmziegel u. dgl. mit in die Erde kommen, anderes konnte durch die Bothroi, die dort bis auf den Fels reichen (N 13) in die Tiefe gewühlt werden. Schwieriger sind die starken Lehmschichten in K 14—16 zu erklären, weil ihr Material von dem der Rundbauten charakteristisch verschieden ist. Brandspuren, das sicherste Anzeichen für Wohnbaureste, habe ich nicht gefunden. Auch war die Ausbreitung des Lehms eine auffallend gleichmäßige. Am wahrscheinlichsten scheint mir daher, daß man bei der Herstellung der Rundbauten hier eine schlechte Sorte von Lehm aufgefüllt hat, um einen ebenen Boden zu bekommen. Auf jeden Fall sind die genannten Beobachtungen weder eindeutig noch so ausreichend, um mit einiger Wahrscheinlichkeit eine Urbesiedelung vor der Rundbautenzeit glaubhaft zu machen.

Älteste Lehmhütten?

Rundbauten

Was wir an Bauresten der ältesten Epoche gefunden haben, zeigt ausschließlich die kreisrunde Hausform.[1] Erhalten sind die Rundbauten am besten am Ost- und Südabhang (K 1, 3; N 2, 6, 8, 9, 10); vereinzelt liegt der kleine Rundbau D[1]; in den Schächten C[1] und C[2] ist wenigstens die Keramik der ältesten Schicht festgestellt worden.

[1] Über die einzige Ausnahme, die anscheinend gerade Mauer P 52, vgl. unten S. 25.

Steinsockel

Die Rundbauten bestehen aus einem unteren Steinkranz, der meist unmittelbar auf dem Fels aufliegt (außer bei N 8, 10. D[1]) und einem Oberbau aus Lehmziegeln. Der Steinsockel ist kreisrund mit senkrechten Wänden; er ist aus mehreren Reihen flacher Bruchsteine hergestellt, die außen etwas größer und an den sichtbaren Fronten leidlich gleichmäßig abgearbeitet erscheinen, während die Füllsteine zwischen äußerem und innerem Kranz kleiner und unregelmäßiger sind (Taf. IX). Eine Füllung mit Lehm ist nirgends festgestellt worden; bei K 3 war im Gegenteil zu beobachten, daß die Zwischenräume hohl waren. Doch hielten die Steine sich durch ihre kunstvolle Schichtung gut in ihrer Lage. — Die Dicke der Mauern beträgt im Durchschnitt 1 m. Ihre Höhe ist verschieden. Sie beträgt bei K 1 zwei bis vier Steinlagen von 30—60 cm Gesamthöhe, bei dem Nachbarbau K 3 vier bis fünf Steinschichten (75—80 cm Gesamthöhe). Bei N 2 und 6 ist wegen des stark abfallenden Geländes der Sockel an der Talseite beträchtlich (bis gegen 1 m) höher als an der Bergseite. Oben sind die Steinsockel gleichmäßig eben zur Aufnahme der Lehmmauer.

Lehmmauer

Die obere Lehmmauer ist am besten erhalten an dem zuerst entdeckten Rundbau N 6 an der Stelle 6a, weil sie hier von der darüber hinstreichenden Mauer 19 geschützt worden ist. Es gelang, unterhalb von 19 einen senkrechten Schnitt zu gewinnen, der ihre Struktur in einer Höhe von etwa 65 cm deutlich erkennen läßt (Abb. 3. Taf. X). Es sind vier Lagen von weichen ungebrannten Lehmziegeln erhalten, die sich durch ihre hellgelbe Farbe von der umgebenden und zwischen ihren Fugen sitzenden Erde abhoben. Die Länge der Ziegel wechselt in den einzelnen Lagen; sie sind so angeordnet, daß die senkrechten Fugen einer Schicht jedesmal durch einen Ziegel der höheren Lage gedeckt werden. Auch vor diesem Vertikalschnitt war am Boden die Struktur der Mauer eine kurze Strecke erkennbar; hier lagen außen und innen die Ziegel mit ihrer Längsachse radial, während in der Mitte eine Lage quer lief. Der Ausgleich zwischen den Rechtecken der Ziegel und der Rundung wurde durch kleine Keilstücke bewirkt, von denen eines rechts unten auf Abb. 3 erkennbar ist. An der Außenseite war diese Mauer durch den Bothros N 12 gestört.

Abb. 3. Rundbau N 6, Lehmmauer in Schnitt und Draufsicht.

An den Rundbauten K 1 und 3 sind ebenfalls die Lehmmauern erhalten, zum Teil sogar bis gegen 1 m Höhe, jedoch fast überall in verquetschtem Zustande. Nur an der Außenseite von K 1 (Taf. IX 1) ist wenigstens der äußere Kontur noch unversehrt. Hier wölbt sich die Lehmmauer auf eine Höhe von 0,95 m um 0,06 nach innen, also etwas weniger stark, als bei N 6. Der Lehm ist ganz dunkel, fast schwarz, und die Horizontalfugen geben sich, umgekehrt wie bei N 6, als hellere gelbliche Striche zu erkennen; die Vertikalfugen waren nicht mehr sichtbar.

Kuppel

Die Ergänzung des oberen Teiles der Rundbauten als eines durch Vorkragung gebildeten halbeiförmigen Gewölbes ist hierdurch gesichert. Allerdings war ich anfangs im Zweifel, ob die Überwölbung eines beinahe 6 m breiten Raumes mit dem weichem Material des ungebrannten Lehmes möglich sei. Aber die Horizontalschichtung der Ziegel

von N 6 war so unversehrt, daß eine Verschiebung der Mauer durch Erddruck — und noch dazu in so gleichmäßiger Weise — ausgeschlossen war. Die Bedenken wurden schon 1903 beseitigt, als mir durch Delitzsch' Vortrag „Im einstigen Lande des Paradieses" S. 10 Lehmhütten aus Kurdistan bekannt wurden, die unseren orchomenischen in Form und Technik aufs Haar gleichen (Taf. XI). Dazu kamen dann afrikanische Parallelen (Abb. 6, 7), die unten (II, 3) näher besprochen werden, endlich 1905 die Mauer von K 1.

Ich gebe in Abb. 4, 5 zwei Wiederherstellungversuche der beiden Rundbauten, bei denen es vor allem auf das Treffen der richtigen Höhe ankam, die sich ja aus den erhaltenen Lehmmauern nicht ohne weiteres ergibt, da das obere Ende der Gewölbekurven in sehr verschiedener Weise geführt werden kann. Die nächstliegende Hilfe boten die Kuppelgräber, die jedoch, weil sie mit festerem Material arbeiten, etwas abweichende statische Bedingungen haben; auch kommt bei ihnen der äußere Erddruck, der die einzelnen Ringe in sich gleichmäßig zusammenpreßt, als Faktor einer gesteigerten Stabilität hinzu. Die

Abb. 4. Rundbau K 3, Herstellungsversuch.

Abb. 5. Rundbau N 6, Herstellungsversuch.

kurdischen Hütten hingegen haben so viel dünnere Wände — anscheinend nur eine Ziegellage — als unsere Rundbauten, daß sie ebenfalls keinen ganz genauen Anhalt bieten. Von den afrikanischen Hütten endlich fehlen Angaben über die Struktur der Wände. Jedenfalls — wozu auch eine einfache Abschätzung der statischen Bedingungen führte — verboten diese Parallelen, unsere Rundbauten halbkugelig zu überwölben. Je spitzer man vielmehr das Gewölbe führt, desto geringer wird die Gefahr des Einsturzes. Ich versuchte also zunächst für die Innenkurve der Wölbung die Verhältnisse des Atreusgrabes zu Grunde zu legen, an dem die innere Höhe (13,60 m) etwas geringer ist, als der Durchmesser (14,20 m).[1]

Jedoch ergab sich dadurch eine so gedrückte Form, daß ihre Stabilität großen Bedenken begegnen mußte. Bei den Kurdenhütten scheint, soweit nach den Abbildungen zu urteilen ist, an einzelnen der äußere Durchmesser gleich der Höhe, an manchen

[1] So nach Thiersch und Dörpfeld bei Perrot-Chipiez, Histoire VI, S. 616. In den Handbüchern finden sich vielfach noch die älteren ungenauen Messungen 15 : 15 m.

scheint die Höhe größer. Bei den afrikanischen Mussguhütten (Abb. 6, 7) endlich ist die äußere Höhe etwa um $^1/_{10}$ größer als der äußere Durchmesser, die innere Höhe sogar gleich $1\,^2/_3$ des inneren Durchmessers.

Abb. 6. 7. Lehmhütten der Mussgu (nach Barth und Frobenius).

In der Rekonstruktion des Rundbaues N 6 ist die innere Höhe = $1\,^1/_5$ innerer Durchmesser, an K 3 ist sie etwas größer genommen, $1:1\,^1/_4$. Die steilere Führung der Kurve ist bei K 3 dadurch indiziert, daß hier an dem erhaltenen Stück die Krümmung schwächer ist. Jedenfalls sollten die Rekonstruktionen zwei verschiedene Möglichkeiten, die allerdings noch keineswegs die Grenzfälle darstellen, veranschaulichen.

Die Führung der äußeren Wölbung hängt davon ab, wie stark man sich die Wände nach oben verjüngt denkt. Daß sie oben dünner wurden, ist als selbstverständlich anzunehmen, da gleiche Dicke am Scheitel wie unten (1—1,30 m) eine überflüssige und unpraktische Belastung der Wölbung wäre, ohne daß sie zur Sicherung beitrüge. Zum Überfluß sehen wir an den Kuppelgräbern und der afrikanischen Hütte das Abnehmen der Mauerdicke. Das Maß dieses Dünnerwerdens habe ich bei N 6 geringer, bei K 3 größer angenommen. In den äußeren Proportionen wird dadurch bei K 3 der Durchmesser annähernd gleich der Höhe, wie bei der Mehrzahl der kurdischen Hütten (bei der Mußguhütte $1:1\,^1/_{10}$). Bei N 6 bleibt die äußere Höhe etwas hinter dem Durchmesser zurück (0,9 : 1), wie es bei dem Atreusgrabe der Fall ist. Über die Entstehung und Bedeutung dieser Wölbetechnik ist in dem historischen Abschnitt (II, 3) ein Wort zu sagen.

Verstärkungen

Eine besondere Eigentümlichkeit weisen die Steinsockel von K 3 und 1 auf (Taf. V. IX). Bei K 3 liegt an der Außenseite im Westen auf eine Strecke von etwa 4 m[1] eine 40 cm breite, 30 cm hohe Mauer aus zwei Steinlagen. Bei K 1 finden sich an zwei Stellen je vier flache Steine in ähnlicher Weise an die Außenseite angelegt. Da diese Verstärkungen für die Haltbarkeit des Steinsockels von keiner Bedeutung sind, so können sie nur zur Aufnahme von Lehmziegeln gedient haben. Wir müssen uns also bei K 1 lisenenartig aufgelegte Rippen auf der äußeren Wölbung denken, bei K 3 eine streckenweise Übermantelung, die vielleicht bis oben hinauf ging.[2] Der Zweck der Verstärkungen ist leicht zu erraten. Sie befinden sich an der Westseite, an der der Lehm durch das Anklatschen des Regens leicht zerstört werden konnte. Möglicherweise sind es daher erst nachträglich hinzugefügte Reparaturen, zumal ihre Steinsockel nicht im Verband mit den Hauptmauern liegen.

Tür

Estrich

Über die Lage der Türen haben wir an den Rundbauten leider nichts feststellen können, da keiner der ausgegrabenen Steinkränze vollständig erhalten ist und bei K 1

[1] Das Ende des Mäuerchens nach Norden konnte nicht bloßgelegt werden, weil der Erdklotz mit den Bothroi K 90—92 geschont werden mußte.

[2] Rippenartige senkrechte Vorsprünge hat auch die Mussguhütte (Abb. 6). Doch laufen sie hier nicht von unten bis oben durch, sondern bestehen aus 4—5 Stücken, die nicht immer senkrecht übereinander sitzen, sondern zum Teil seitlich verschoben erscheinen, was allerdings auf Ungenauigkeit der Zeichnung beruhen könnte. Barth faßt sie als Verzierung auf; sie haben ihren Ursprung aber wohl sicher in technischer Verstärkung.

und 3 die völlige Aufdeckung nur durch Opferung des verbrannten Hauses K 102 möglich gewesen wäre. Jedoch kann man nachweisen, daß die Tür jedenfalls in den Steinsockel eingeschnitten haben muß, denn sowohl bei K 3 wie bei N 6 konnten wir die ursprüngliche innere Fußbodenhöhe feststellen. Bei K 3 findet sich in der Ostecke bis etwa 20 cm über dem Felsen eine harte gleichmäßige Lehmschicht ohne alle Scherbenreste, deren oberer Rand sich gegen die daraufgestürzten Lehmmassen der Wände deutlich durch eine Linie abgrenzte. Unter der oberen Linie war 5 cm tiefer eine parallele, etwas schwächere Linie (Abb. 4), die nicht ganz bis an die Mauer erkennbar war. Es ist der ursprüngliche festgestampfte Estrich, der in der Mitte einmal abgetreten und aufgefüllt zu sein scheint. Der Fels ist im Innern dieses Rundbaues auffallend eben; er scheint künstlich geglättet zu sein. Jedenfalls lag also der Fußboden dicht über dem Felsen und die Tür mußte den Steinsockel durchbrechen. Ihre Bauart werden wir uns so vorzustellen haben, wie bei den kurdischen Hütten: Türgewände aus aufgeschichteten großen Steinen, oben eine Platte als Abdeckung.

Die Fußbodenhöhe konnte auch bei N 6 beobachtet werden. In 40 cm Höhe über dem unteren Mauerrand war der Rest einer gleichmäßigen, 2 cm dicken gelben Lehmschicht, die so hoch lag, daß sie über die im Innern aufragenden Vorsprünge des Felsens hinwegging (Abb. 5).

Rundbau D¹ Fußboden

Der kleinste der gefundenen Rundbauten, D¹ (Taf. II. XI 1. Abb. 8), ist im Innern am besten erhalten. Äußerer Durchmesser 3,10 m, innerer 2,10 m. Seine am Westrand noch 0,50 m hohe Steinmauer kam einen halben Meter unter der modernen Oberfläche zum Vorschein. Das Innere war mit einer von Lehmziegelbrocken durchsetzten Masse angefüllt, den Resten der oberen Mauern. Darunter wurde der Boden segmentweise abgehoben und eine doppelte Pflasterung (h und c auf der Skizze Abb. 8) aufgedeckt. Im Schachte i wurde noch etwa 30 cm unter den Mauerfuß hinabgegangen. Hier fand sich anscheinend unberührte Erde ohne Schichtungen. a ist eine feste Erdschicht, nach rechts etwas erhöht und mit Holzkohleteilchen durchsetzt, die den Eindruck erweckten, als habe vor Anlage des Rundbaues hier Feuer gebrannt; doch war eine sichere Deutung der Spuren nicht möglich. b ist eine estrichartige Schicht braunen Lehms, die nach b¹ hin zunächst dünner wird und dann tiefer (14 cm) bis unter d hinabsteigt. Hier ist der Lehm durch Feuer völlig rot geworden; nach links, wo die Schicht dünner wird, werden die Brandspuren schwächer. d ist ein hartgebrannter gewölbter Ziegel, wie ein Deckziegel (Breite 0,22, Länge 0,35).

Abb. 8 Rundbau D¹. Oberansicht, Schnitt.

Er ist schräg gestellt; der Hohlraum zwischen ihm und der Mauer war vollständig mit loser grauweißer Asche gefüllt. Diese Asche e war auch darüber aufgehäuft und bedeckte den ganzen rotverbrannten Teil des Estrichs. Nach den Rändern zu war sie mit Holzkohleteilchen stark durchsetzt. Weiter nach links ist in den Estrich b die Pflasterung c eingebettet, die den Raum um die Feuerstelle frei ließ. Sie besteht aus

hartgebrannten Ziegeln, die in unregelmäßige Stücke zerschlagen und lose, ohne festen Fugenanschluß, nebeneinander gelegt sind. Dies ist also der Fußboden einer ersten Periode. — Darauf folgte eine 5—7 cm dicke Lage feinen gelben Sandes, der ganz locker war (f) und über ihm wieder eine feste Lehmschicht g mit eingebetteten Ziegeln h. Diese Ziegel, die in der Skizze nur links angegeben sind, waren mit Unterbrechungen über das ganze Rund hin erhalten und deckten den Aschenhaufen e zu; wo auf diesem oberen Pflaster die Feuerstelle lag, ist nicht beobachtet worden. Wir haben also eine zweite Herrichtung des Fußbodens, obwohl die untere noch in ziemlich gutem Zustande war. Auffallend ist ferner die Sandschicht f. Man könnte denken, daß sie zur Ausgleichung der Unebenheiten gedient hätte, als das obere Pflaster gelegt wurde; doch konnte das ebensogut durch die Lehmschicht g allein erreicht werden. Nur an einer einzigen anderen Stelle habe ich derartigen Sand wieder beobachtet, im Schliemannschen Einschnitt an der Südwand, 1,10 m über dem Felsen (Abb. 14). Über einem schwarzen Estrich lag eine 0,015 m dicke Schicht desselben feinen Flußsandes und unmittelbar darauf die gestürzten gelben Ziegel der Hauswände. Hier war also zweifellos der Sand auf dem Boden ausgebreitet, vielleicht um diesen beim Niederhocken und -legen weicher zu machen. Auch im Rundbau müssen wir also den Sand auf die untere Epoche beziehen.

Lage von D¹. Jünger

Auffallend endlich ist bei dem Rundbau, daß er nicht auf dem Felsen aufsteht, sondern mit dem unteren Rand im Durchschnitt 70 cm über dem Felsen liegt. Die Erde ist ohne Wohnschichten, nur mit vereinzelten Scherbenstückchen durchsetzt. Es kommt hinzu, daß nördlich wie südlich die Mauerreste und Lehmschichten, die in ungefähr gleicher Höhe liegen, ihrem Aussehen nach der ältermykenischen Periode zuzuweisen sind. Ferner sind hartgebrannte Dachziegel, wie sie hier zur Pflasterung verwendet sind, in der Rundbautenschicht sonst nirgends beobachtet worden und in ihr wohl kaum denkbar. Für die ältermykenische Zeit sind sie gesichert (vgl. Erläuterung zu B 96), vielleicht schon für die Bothroszeit (Erl. zu Plan K 58[3]). Endlich unterscheidet sich der Rundbau D¹ durch seine geringe Größe ganz wesentlich von allen übrigen. Während jenes geräumige Wohnhäuser sind, kann in D¹ ein Mensch sich nur dann ausstrecken, wenn er gerade in der Mitte liegt; für eine zweite Person bleibt höchstens in Hockerstellung Platz.

Nach alledem müssen wir zu dem Schlusse kommen, daß D¹ nicht in die älteste Periode gehört (bestimmbare Scherben sind leider keine gefunden worden), sondern ein vereinzeltes junges Exemplar dieses Haustypus etwa aus der ältermykenischen Periode ist. Eine Erklärung dieses Umstandes wird unten (II, 3) versucht werden. —

Andere Reste

Die übrigen Rundbauten sind so zerstört, daß nichts wesentlich Neues an ihnen zu lernen ist. Es sind folgende Reste: N 8, 9, 10, über die man den Erläuterungstext zu den betreffenden Plänen vergleichen wolle. Ferner haben wir in der Rundbautenschicht noch den großen unklaren Steinkomplex K 6—10, in dem möglicherweise die Reste zweier Rundbauten (K 7, 10) stecken, während ein Teil dieser Steine vermutlich eine Pflasterung war, die sich hier den Abhang hinab erstreckte (Erl. zu Plan K 6—10). Ein gesichertes Stück Pflasterung haben wir in K 4, das vermutlich mit dem Pflaster K 6 ff. zusammenhing. Wir hätten dann diesen Raum, da er für den Hof eines einzelnen Hauses wohl zu groß ist, als einen öffentlichen Platz, vielleicht für Ratsversammlung u. dgl. aufzufassen. Nur so würde sich die große Mühe, die man auf die Pflasterung verwendet hat, erklären. Daß der Platz Gefälle hat, steht der Erklärung nicht entgegen.

Pflasterung

In der Rundbautenschicht scheint vereinzelt schon ein geradliniges Gebäude vorzukommen. Wenigstens liegt in P 52 ein anscheinend gerades Mauerstück unmittelbar auf dem Fels, das nicht nur durch diese Lage, sondern auch durch seine Breite (1,10 m) und Bauart ganz mit den Rundbauten übereinstimmt. Es könnte eine Hofmauer oder eine Befestigungsmauer gewesen sein.

Gerade Mauer

Über den Untergang der Rundbautenschicht konnten in N keine sicheren Beobachtungen gemacht werden, da wegen des starken Gefälles die Abschwemmung eine starke gewesen sein muß, so daß die folgende Periode ihre Bauten vielfach bis auf die Rundbauten, ja bis auf den Fels hinabfundamentierte. So hat z. B. der Bau N 22 den Rundbau 6 zum Teil zerstört, und N 27 ist bis tief unterhalb des noch stehenden oberen Randes von N 8 hinabfundamentiert. Hingegen läßt sich in K nachweisen, daß die Rundbauten hier keinesfalls durch eine Brandkatastrophe zu Grunde gegangen sind, wie z. B. das „Scherbenhaus" K 68 der Bothrosschicht oder das „verbrannte Haus" K 102 der ältermykenischen Zeit. Allerdings ist ja an einem Rundbau ohne Holzgebälk wenig Brennbares. Jedenfalls erweckt aber der Zustand der Lehmmauern von K 1 und 3 in nichts den Eindruck einer gewaltsamen Zerstörung, und die gleichmäßige Aufhöhung der Lehmschichten bei K 11[2], 12[3], 13[4] (vgl. Erläuterungen zu K) läßt sich kaum anders als durch eine langsame Auflösung der Bauten durch die Wettereinflüsse erklären. Die Bothrosschicht legt sich dann fast horizontal über den vermuteten „Marktplatz" hin, so zwar, daß die Rundbauten K 1 und 3 viel tiefer verschüttet sind, als die höher am Abhang liegenden Teile. Dasselbe scharfe Abschneiden der Rundbautenschicht zeigt sich auf der allerdings nur sehr kleinen Strecke im Schacht C[2] (vgl. Erläuter.) Es kommt hinzu, daß die Bothrosschicht mit einer ganz anders gearteten Keramik einsetzt. Wir müssen daher die Bothrosschicht als eine Neubesiedelung in vollem Umfange auffassen, namentlich wenn man zum Vergleiche das Verhältnis der ältermykenischen Schichten untereinander betrachtet. Bei diesen gehen die Lagerungen allmählich ineinander über und liegen viel dichter aufeinander; es war nirgends Zeit, daß sich eine gleichmäßig abgeschnittene Oberfläche bilden konnte, wie über der Rundbautenschicht. Wir dürfen daher, wenn nicht mit absoluter Sicherheit, so doch mit einem hohen Maße von Wahrscheinlichkeit den Schluß ziehen, daß die Bewohner der Bothrosschicht als ein neu zugewanderter Stamm sich auf der von den Rundbauleuten verlassenen Stätte ansiedelten.

Untergang

2. Die Bothrosschicht. (II. Schicht.)

Tafel IV, V (grün; vgl. auch die Erläuterungen zu den Plänen).
Tafel VIII, XIII–XVI.

Das wichtigste Resultat der Schichtengrabung in K war die Erkenntnis, daß zwischen den Rundbauten und der ältermykenischen Zeit sich eine Ansiedelungsschicht befindet, die sich durch drei Merkmale aufs schärfste von den älteren und jüngeren Stufen abhebt: 1. durch die Verwendung elliptischer Hausformen; 2. durch eine eigene Keramik, die sogenannte Urfirnisware; 3. durch das Auftreten eigentümlicher Aschengruben, die wir, ohne für ihre Erklärung etwas vorweg nehmen zu wollen, mit dem Worte Bothros bezeichnen, das auch im Altertum häufig im allgemeinsten Sinne für Grube gebraucht wird. Auch 1903 waren schon Bothroi beobachtet worden, ebenso viele Urfirnisscherben. Aber daß diese

Merkmale

beiden Dinge auf die zweite Periode beschränkt sind und mit den elliptischen Häusern zusammengehören, lehrten erst die Beobachtungen und die besonders günstige Erhaltung dieser Schicht in K.

Mehrteiligkeit der Bothrosschicht

Jedoch ist es nicht eine einfache Schicht, sondern eine zusammengesetzte. In N (Taf. IV. XV 1) liegen die elliptischen Grundrisse so eng an- und übereinander, daß sie nicht gleichzeitig bestanden haben können. N 20 und 21 haben sich auf derselben Höhenlage abgelöst. N 27, 32, 29 folgen übereinander. Zudem haben wir hier noch eine ganze Anzahl kürzerer gerader Mauern, die dicht aufeinander liegen. Wir müssen sie, da sie zum Teil unterhalb von elliptischen Mauern, zum Teil mit ihnen in gleicher Höhe liegen, mit zur Bothrosschicht rechnen. Es ist möglich, daß es ebenfalls Teile von elliptisch endigenden Bauten sind. Denn erstlich ist bei den unscharfen Begrenzungen dieses primitiven Mauerwerkes eine leichte Krümmung auf kurze Entfernung oft kaum dem Auge und noch weniger dem Meßinstrument bemerkbar. Dann aber haben die Ellipsenbauten ja überhaupt auch lange gerade Mauerteile (z. B. N 20, 27, 32) und wenn wir N 27 richtig rekonstruiert haben (Abb. 9), kommen sogar rechtwinklige Ecken vor, so daß z. B. auch die Ecke K 68 zu einem Ovalbau gehört haben könnte. Aber wir haben keinen Grund, von der lebendigen Entwicklung ein so pedantisches Fortschreiten zu erwarten, daß in der Bothrosperiode nicht schon rechteckige Häuser vorgekommen sein sollten, und die große Menge der geraden Mauern macht das wahrscheinlich. Jedenfalls aber erscheint für die Bothrosschicht das elliptische Haus als die nur ihr eigene architektonische Leitform.

Die Intensität der Bewohnung in dieser Epoche wird am besten in N über dem Rundbau N 6a beobachtet, wo sich nicht weniger wie vier Mauern N 17—20 unmittelbar aufeinander legen (vgl. auch Taf. XV 1). Aber es wäre bei dem ansteigenden Terrain und der großen Zerstörung in N ein hoffnungsloser Versuch, die sämtlichen Bauten in mehrere Unterschichten gliedern zu wollen. Man muß sich begnügen, aus dem Gewirre der Mauern, die hier mit einem Gesamthöhenunterschied von etwa 1½—2 m sich folgen, eine Schätzung der Zeitdauer dieser Epoche abzuleiten.

In K (Taf. V. XIII. XIV) gestalten sich die Verhältnisse etwas klarer. Zwar zeigt die Betrachtung der Grundrisse (z. B. bei K 31, 31a, 43—45), daß auch hier sich mehrere Bauten rasch abgelöst haben. Aber an den Wänden konnten, wenigstens in der Hauptsache, zwei Ablagerungen unterschieden werden, von denen die obere sehr stark und klar ausgeprägt ist, weshalb sie kurzweg als die „Hauptbothrosschicht" bezeichnet wird, während die untere schwächer und unregelmäßiger erscheint. Ihre Abtrennung von der Hauptschicht ist auch dadurch gerechtfertigt, daß hier das eine Merkzeichen der Epoche, der Bothros, seltener und in etwas primitiverer Form auftritt, nämlich kleiner und ohne die sorgfältige Auskleidung mit Lehm.

Untere und Hauptschicht in K

Über das Verhältnis der unteren zur Hauptbothrosschicht kann vorweg genommen werden, daß die Schichten ganz dicht übereinander hinstreichen, so daß sie streckenweis miteinander verschmelzen. Dies ist der Fall an der Vorderwand von K (vgl. Taf. V. IX und Erläut. zu K), wo die Schichten K 17[1] und K 89[1] anfangs für eine einzige gehalten wurden. Jedoch wurde dann die Trennungslinie erkannt und sowohl für die untere wie obere Schicht ein Wahrzeichen gefunden, für die untere der kleine Bothros 18[1], für die obere die Zugehörigkeit der großen Bothroi K 91 und 92, deren umgebendes

Pflaster K 90 sich beim Einvisieren genau auf den unteren Rand der oberen Schicht K 89^{1} projiziert. Die untere Bothrosschicht ist hier stärker als an irgend einer anderen Stelle. Hier gehört ihr auch das stattliche Mauerstück K 16/16^{1} (grün schraffiert), zweifellos die Hausmauer zu den gestürzten Lehmmassen K 17^{1}. — Auf der linken Grabenwand setzt die untere Schicht zunächst aus. Sodann erscheint sie in einem fast ununterbrochenen, langsam ansteigenden Streifen, in dem sich zuerst eine Lehmmauer nebst Zubehör (K 22^{2}, 21), dann eine gerade Hausteinmauer (K 23, 23^{2}), sodann ein Estrich (K 25b^{2}) und in der Grabenecke eine wiederum stattliche gerade Mauer (K 26. 26^{2}) findet. Auf der Rückwand des Grabens erscheinen neben dieser Mauer (K 26^{3}) die herabgefallenen Lehmmauern (K 27a—b^{3}), die über den kleinen Bothros K 29^{3} hingehen. Nach der rechten Grabenecke zu steigt die untere Bothrosschicht etwas an, während gleichzeitig die obere sich senkt. Infolgedessen ist auf der rechten Grabenseite zunächst nur eine einzige, die Hauptschicht, zu erkennen, sei es, daß in der unteren Bothrosschicht hier überhaupt nichts war, oder daß die Hauptschicht alle Spuren der älteren aufgeschluckt hat. Die Mauer K 30 ist in dieser Ecke ihr einziger Rest. — In der vorderen Grabenhälfte tritt sie dafür mit der großen elliptischen Mauer 31 nebst zugehörigem Estrich 31^{4} auf. Und hier sehen wir uns genötigt, eine doppelte Bebauung innerhalb der Schicht anzunehmen, da die ebenfalls beträchtliche elliptische Mauer K 32 ganz dicht unter 31 hinstreicht. Beide Mauern gehören zu Ellipsoiden des langgestreckten Typus C, Abb. 9, S. 35. Als letztes Zeichen endlich haben wir auf dieser Grabenseite den kleinen Bothros K 33^{4}, der unmittelbar unter einer Feuerstelle der Hauptschicht liegt, die demnach hier vollkommen mit dem Niveau der älteren Schicht zusammenfällt. Im allgemeinen scheidet sich also die untere und schwächere Stufe der Bothroszeit klar ab, ohne daß -- außer der Beschaffenheit der Bothroi — unterscheidende Züge zu beobachten wären.

Untere Bothroi

Die Bothroi der unteren Schicht (K 18^{1}, 29^{3}, 33^{4}) sind relativ kleine zylindrische Vertiefungen mit rundem unteren Abschluß, von rund 40 cm Tiefe, 25 cm Durchmesser. Sie sind in dem harten, braunschwarzen Lehm der Rundbauten angelegt, und haben keine Verkleidung mit Lehm, die erst in der Hauptschicht üblich wird. Wohl aber ist ihr Boden besonders verstärkt, indem einer oder mehrere kleine flache Steine in denselben eingelassen werden. Ihr Inhalt war viel spärlicher als der der Hauptbothroi, doch hatte er denselben Charakter: Asche, wenig Scherben (Henkel eines Urfirnisgefäßes in K 18^{1}). Knochen habe ich nicht beobachtet. Unklar ist die Bedeutung der unregelmäßigen Löcher K 19^{1}, 20^{1}, die mit loserer Erde angefüllt waren und nichts von dem typischen Bothrosinhalt zeigten. Über 20^{1} lag eine Feuerstelle. Vielleicht hat man hier den Lehm des Rundbaues 3^{1}, 3a^{1} gegraben und die Lücken mit gewöhnlicher Erde zugeschüttet.

Bothroi der Hauptschicht

Die Bothroi der Hauptschicht (Taf. XVI). Es sind nicht weniger als 28 Stück auf dem verhältnismäßig kleinen Raum von K beisammen (K 34, 35, 36, 37, 39^{4}, 40^{4}, 41, 42, 47ab, 50^{4}—51^{4}, 53^{4}, 54^{4}, 55^{4}, 60. 61, 66^{2}, 70, 71, 73, 78^{2}, 85^{2}, 87^{2}, 88^{2}, 91, 92, 93, 96). In N finden sich bloß vier (N 11—14), in P ebenfalls vier (P 57—60), in Q einer. Weiter oben ist die Bothrosschicht nur in den Schächten C^{1} und C^{2} zu beobachten, ohne daß hier ein Bothros angeschnitten wäre. Im Westende von A ist zwar der Fels erreicht, doch ist hier die Bothrosschicht entweder nicht vorhanden gewesen oder, was wahrscheinlicher ist, durch die ältermykenischen Bauten, die hier bis auf den Fels gehen, völlig unkenntlich geworden. Sicher ist dies der Fall in R, S.

Form

Die Form der Bothroi ist in der Regel an der Oberfläche kreisrund. Eine Ausnahme macht nur der ovale K 36. Bisweilen werden kleinere Nebenbothroi nachträglich an die großen angesetzt, die dann, wie es sich von selbst ergibt, als Halbrunde angefügt werden. Es sind zum Teil nur kleine Erweiterungen (K 51^4, 92; Taf. XVI 1); bei K 47b ist jedoch ein Halbrund von dem Durchmesser und der Tiefe des Hauptbothros angesetzt.

Schnitt

Im Schnitt ist die Normalform Uförmig, gerade Wände mit rundem Boden, z. B. K 53^4, 54^4, 55^4. Doch finden sich mancherlei Abweichungen, indem entweder die oberen Ränder auseinander gehen, so daß eine Halbeiform entsteht (K 66^3, 50^4); oder indem sich die Ränder oben stärker zusammenschließen zu der Form eines Dreiviertel-Eies (K 39^4). Manchmal ist der eine Rand, wenn er sich an eine Mauer anlehnen kann, höher wie der andere (K 66^3, 85^3). K 85^2 hat die vereinzelte Eigentümlichkeit, daß der Bothros oben mit einer Lehmplatte zugedeckt war. Ganz abweichend ist endlich K 36 gebaut, der im Grundriß ein zugespitztes Oval ist, an dessen schmalerem Ende eine beträchtliche Unterhöhlung ist; man wird an die Form von mykenischen Badewannen erinnert (Taf. XVI 2 links).

Größe

Die Abmessungen der Gruben sind sehr verschieden. Der obere Durchmesser ist im Durchschnitt 60—80 cm groß; doch kommen auch solche von 1 m (K 87^2) und 1,06 (K 91) vor. Die Tiefe, die allerdings bei vielen Exemplaren nicht gesichert ist, hat im Durchschnitt 80—90 cm betragen. Die größte erhaltene Tiefe (K 39^4) ist 1,05. Im allgemeinen scheint Breite und Tiefe annähernd gleich gewesen zu sein. Daneben kommen einzelne ganz kleine Exemplare vor, die zum Teil nachträglich angesetzte Erweiterungen (K 51^4, 92), zum Teil aber selbständig sind (K 40^4. P 60).

Wände

Die Wände der Bothroi sind fast durchweg sorgfältig mit einer festen gelben Lehmwand von 5—8 cm Dicke ausgekleidet. Bei dem auch durch seine Form abweichenden Bothros K 78^3 sind sie 14—22 cm dick. Bei dem ebenfalls anormalen Ovalbothros K 36, sowie bei K 61 und N 11 (dem „Geschirrbothros") fehlt die Auskleidung. Man hat wohl deshalb darauf verzichtet, weil diese Bothroi in hartem Rundbautenlehm sitzen. Daß viele andere Bothroi trotz der gleichen Einbettung die Lehmbekleidung haben, zeugt nur von dem Beibehalten einer für einen weicheren Boden erfundenen Vorrichtung. Steine als Bodenverstärkung, wie sie sich in der unteren Schicht fanden, kommen in der Hauptschicht nur einmal vor, in P 60, wo der flache Boden dieses Miniaturbothros gepflastert ist. Bei der größeren Grube P 57 sind die Steine einer tieferliegenden Mauer, auf die man zufällig stieß, als Boden benutzt. — Eine sehr auffallende Erscheinung zeigen K 88^3 und 87^2. Ihr gegenseitiges Verhältnis kann nur so erklärt werden, daß in einem ungewöhnlich tiefen Bothros der obere Teil der Lehmauskleidung schadhaft geworden war und durch eine neue ersetzt wurde, wobei man dann über dem bereits gefüllten unteren Teil einen neuen Boden anbrachte; Näheres bei den Erläuterungen. —

Oberer Rand

Die Lehmränder der Bothroi stehen in einzelnen gesicherten Fällen (K 39^4, 50^4, 51^4) über den Estrich empor, doch wird dies, schon aus praktischen Gründen, nicht als die Regel anzusehen sein. Bei K 54^4, 55^4 war es nicht der Fall. Bei K 66^3, 85^3 steht nur derjenige Rand empor, der sich an eine Mauer anlehnt. Bei den Bothroi, welche nicht in einem Schnitt an der Wand erscheinen, ist leider der obere Rand nie zu beobachten gewesen, da die Bothroi naturgemäß erst dann bemerkt werden konnten, wenn die Hacke ihren oberen Rand bereits durchschnitten hatte und nun ein gelber Kreis im Boden sichtbar wurde.

Inhalt

Der Inhalt der Bothroi. Sie wurden anfangs mit der Erwartung besonderer Funde ausgeräumt, zumal 1903 der Bothros N 11 eine so reiche Geschirrernte ergeben hatte. Bald aber stellte sich heraus, daß die Füllung eine ganz gleichartige war: zu oberst lag meist eine dickere oder dünnere Lage des hineingefallenen Lehmes der Mauern, dann folgte als der typische Hauptbestandteil die Asche. Wo die Bothroi im Schnitt erscheinen, sieht man die regelmäßigen Ablagerungen der Asche, die durch verschiedene Färbung — je nach der Vollkommenheit der Verbrennung weiß, hellgrau oder schwärzer oder mit Holzkohleteilchen durchsetzt — ihre ganz allmähliche Aufhöhung erkennen lassen. In der Asche finden sich vielfach Knochen von kleineren Tieren (Schafen oder Ziegen), aber nie ganz erhalten, meist nur in kleineren Bruchstücken. Am reichsten an Knochen war K 91 (Taf. XVI 1), meist sind sie spärlicher, oft fehlen sie ganz. Spuren von stärkerem Feuer (Kalzinierung) habe ich nicht daran bemerkt. Nichts deutete auf eine vollständige Verbrennung zu Opferzwecken. Ferner fanden sich häufig einzelne Stückchen von Gefäßen darin, durchweg von Urfirnisware oder grobem Gebrauchsgeschirr, ferner gelegentlich Steinwerkzeuge und ein Knochengriff (K 34, 73, 91), die durch Zufall hinein gekommen sind. In zweien der Bothroi wurden lange grauweiße Fasern bemerkt (K 71, N 14), die von Pflanzen herrührten. Manche der Bothroi waren ganz mit Asche gefüllt (z. B. K 88^2, 53^4, 39^4), manche nur zum Teil (K 66^2, 54^4 u. a.), ganz wenige scheinen nur Erde enthalten zu haben; sicher beobachtet ist dies jedoch nur bei K 92. Bei dem jüngsten der Bothroi K 78^3 liegt die Füllung über einer unteren Lage von Lehm und Erde. Jedenfalls können wir mit voller Bestimmtheit sagen, daß Asche der Hauptinhalt war, und daß die Gruben nur um der Aufbewahrung der Asche willen angelegt worden sind. Die einzige Ausnahme macht der Bothros N 11 mit seinem reichen Inhalt an Gefäßscherben, aus denen sich eine Anzahl von Urfirnisgefäßen fast vollständig zusammensetzen ließ. Leider ist hier, da es der erste aufgefundene Bothros war, nicht darauf geachtet worden, ob die Erde mit Asche untermischt war.

Verhältnis zu den Häusern

Die Lage der Bothroi zu den umgebenden Gebäuden ist wenigstens an den Grabenwänden von K mit hinlänglicher Sicherheit zu erkennen. Sie befinden sich in der Regel anscheinend im Innern der Häuser. Bei K 39^4, 50^4, 66^2, 85^3 liegt jedesmal ein Bothros innerhalb eines Zimmers, wobei die beiden zuerst genannten kleine Nebenbothroi (40^4, 51^4) haben. Da wir aber allerdings hier nur zufällige Schnitte vor uns haben, so läßt sich nicht mit Bestimmtheit sagen, ob nicht noch mehr Bothroi in denselben Räumen waren. In einem Zimmer (K $48b^4$—56^4) sind drei Bothroi ziemlich nahe beieinander (K 53^4, 54^4, 55^4). Da wir nun überhaupt auf der relativ kleinen Grundfläche von K nicht weniger wie 16 Stück haben — die Erweiterungsgruben nicht besonders gezählt und ungerechnet die 10 in den Wänden erscheinenden —, so kommen wir zu dem Schlusse, daß in der Regel mehrere Bothroi in einem Raume beisammen gewesen sein müssen, selbst wenn wir eine zwei- und dreifache Erneuerung der Häuser in der Hauptbothrosschicht annehmen wollen. Leider läßt sich auf dem Grundplan über die Zugehörigkeit der Bothroi zu Mauerzügen nur wenig Sicheres ermitteln. Das Wichtigste ist, daß der große Doppelbothros K 91/92 von einem harten Estrich umgeben ist, der in ein gutes Hofpflaster aus flachen Steinen (90) übergeht (Taf. XVI 1, IX 2). Dieser Doppelbothros hat also im Freien im Hofe gelegen, und wir werden anzunehmen haben, daß das noch bei manchem anderen der Fall war. In N, P und Q sind keine diesbezüglichen Beobachtungen zu machen gewesen.

Zweck

Nunmehr kann die Bedeutung der Bothroi erörtert werden, die man zunächst in praktischer Richtung suchen möchte. Wir glaubten zuerst in ihnen Herdgruben sehen zu können, wie sie aus nordischen frühgeschichtlichen Anlagen bekannt sind (z. B. Schliz, Das steinzeitliche Dorf Großgartach, Fig. 4 ff. Zeitschr. für Ethnologie 1894, S. 104 u. a.).

Asche

Die Asche spielt ja bei primitiven Feuerungsarten eine doppelte Rolle: sie dient als Bedeckung des glimmenden verkohlenden Holzes, um den Funken bis zur nächsten Benutzung zu bewahren,[1] und sie kann als schlechter Wärmeleiter, wenn in größeren Massen vorhanden, ein Wärmeaufspeicherer sein, ist also zweifellos für primitive Verhältnisse ein praktisch wertvoller Stoff. Trotzdem können unsere Bothroi auf keinen Fall Herdgruben gewesen sein. Erstlich wäre es in der beträchtlichen Tiefe von dreiviertel bis zu einem Meter ganz unmöglich, ein Feuer in Gang zu halten, da die Zufuhr von Luft fehlt. Zweitens spricht die gleichmäßige Schichtung der Asche dagegen, da durch beständig erneutes Feuer die jeweilige oberste Lage immer wieder durchgewühlt worden wäre.

Keine Brandspuren

Drittens und vor allem aber zeigen die gelben Lehmränder der Bothroi niemals die charakteristische Verfärbung in Rotbraun oder Rot, die wir an sicheren Herdstellen der mykenischen Schichten so klar erkennen können. Endlich aber blieben dabei die Erweiterungen der Bothroi und auch die für ein selbst bescheidenes Feuer viel zu kleinen Miniaturbothroi unerklärt.

Nicht gewöhnliche Abfallgruben

Die zweite Möglichkeit wäre, daß es sich um einfache hauswirtschaftliche Abfallgruben handelte, da es ja eine bekannte Sache ist, daß primitive Völker die Reste ihrer Mahlzeiten bei ihren Wohnungen in einer bestimmten Ordnung ablagern.[2] Für diese Erklärung könnte der Geschirrbothros und die pflanzlichen Reste in K 71 und N 14 sprechen. Aber alles übrige spricht entschieden dagegen. Denn die Reste von Hausgeräte sind mit der einen Ausnahme des „Geschirrbothros" N 11 ganz spärlich und zweifellos zufällig hineingeraten. Der Zweck der Gruben, wie er sich aus dem Tatbestande ablesen

Aufbewahrung der Asche

läßt, kann kein anderer gewesen sein, als die dauernde Aufbewahrung der Asche. Das Abdecken des Bothros K 85[4], das Einlegen eines neuen Bodens in K 87[4] machen das zur Gewißheit. Für die nicht mit festem Material bedeckten Gruben können wir — zumal man nicht mehrere offene Gruben innerhalb bewohnter Räume wird voraussetzen wollen — leicht eine Zudeckung mit Holz, Reisig oder Matten annehmen. Die vegetabilischen Fasern in K 71 und N 14 könnten von solchen Stroh- oder Schilfmatten stammen.

Aber wozu diese umständliche Konservierung der Asche? Warum mehrere Aschengruben in einem Raume, wo doch ein periodisches Ausräumen viel einfacher gewesen wäre? Wir werden nicht umhin können, hier statt praktischer Zwecke allgemeinere Beweggründe waltend zu denken. Es müssen sakrale oder abergläubische Ideen dahinter stecken. Die Frage kann allerdings nur aufgeworfen werden. Ihre sichere Lösung wird erst möglich werden, wenn mehr Beobachtungsmaterial der gleichen Epoche bekannt wird. Es ist bisher spärlich und ungleichwertig.

[1] Wie das auch bei den Kohlenbecken der klassischen Zeit und den heute noch im Süden gebräuchlichen scaldini und Mangalis der Fall ist. Sehr hübsch hat das Hantieren mit Asche und glimmenden Kohlen Goethe in seiner italienischen Reise geschildert (Neapel, 26. Februar 1787).

[2] Abfallgruben in Form eines spitzen Trichters von 1,30 m Tiefe finden sich z. B. in der neolithischen Ansiedelung bei Lobositz, Zeitschrift für Ethnol. 1894, S. 104 (v. Weinzierl). Ebenda runde Feuergruben mit deutlichen Spuren von Brand.

Gruben älterer Zeit

Auf Therasia findet sich bei einem der von Fouqué aufgedeckten Häuser in der Ecke des Hofes eine kreisrunde Aufmauerung, deren Zweckbestimmung aber unsicher ist (Perrot-Chipiz, Hist. VI, 144, Abb. 29). Bei einem Hause in Mykenä fand Tsundas (*Πρακτικά* 1886, S. 75; Taf. 4, links unten, *a*) im Hofe in zwei in den Estrich eingelassenen Kalksteinplatten eine kleine kleeblattförmige Öffnung von 16 cm größter Weite, unter der ein 35 cm tiefes Loch war, unterhalb dessen die Erde mit Asche, Kohle und einigen Knochen durchsetzt war. Er hält es deshalb für einen *βόθρος πρὸς θυσίας*. Da aber die Steinplatte um die Öffnung herum schüsselartig flach eingetieft ist, und bei der geringen Größe der Öffnung ist die andere von Tsundas angedeutete Erklärung die richtige: es war eine Versitzgrube für das ablaufende Tagwasser, in die die Küchenreste hineingeschwemmt sind. — Die runde ummauerte Grube im Hofe des Palastes von Tiryns hat sich als ein hohler, später viereckig umbauter Rundaltar herausgestellt (Curtius, Athen. Mitt. 1905, 152). — Auf Thera hat Zahn (Thera II, S. 41, Fig. 30) vor kleinen Gebäuden der ältesten Zeit in einer Lavaplatte große runde Löcher gefunden, die auf den ersten Blick mit den orchomenischen Gruben Ähnlichkeit haben, im Therawerk aber durch das Reiben des Korns entstanden gedacht werden. Nach brieflicher Mitteilung Zahns lagen Reibsteine darin; von Asche oder Knochen wurde nichts bemerkt.

Opfergruben klassischer Zeit

Auch die sakralen Bothroi der klassischen Zeit helfen nicht weiter. Denn diese sollen den Heroen oder den Unterirdischen die blutigen Opfer nahe bringen, oder dienen für die Zwecke der Totenbeschwörung,[1] wobei das Hinabsenden des Blutes oder der Opferstücke in die Tiefe das Wesentliche ist. Von gleicher Grundbedeutung ist der italische mundus (Wissowa, Religion der Römer 188. Hock, Griech. Weihgebräuche 77).

Brandopfergruben

Näher stehen den orchomenischen Bothroi die Brandopfergruben, die besonders gut durch Pfuhls Ausgrabung der archaischen Nekropole an dem Stadtberge von Thera bekannt geworden sind (Athen. Mitt. 1903, 1 ff., 249 f.), runde oder längliche Löcher von einer Tiefe bis zu 1 m, innerhalb deren Tieropfer verbrannt wurden, wie aus der meist dünnen Aschenschicht mit Knochenresten hervorgeht. Aber von diesen und ähnlichen, von Pfuhl (S. 250) aufgezählten Anlagen sind doch unsere Bothroi wieder charakteristisch verschieden durch ihre großen Massen von Aschenresten und die Lage im oder am Hause.

Aschenschicht auf Kultplätzen

Wir kommen ihrer Erklärung vielleicht dann am nächsten, wenn wir uns der Aschenansammlüngen auf den Kultplätzen der klassischen Zeit erinnern. Mehrfach ist um alte

[1] Das klassische Beispiel ist die Grube, die Odysseus in der Unterwelt für das Opferblut gräbt dessen die Schatten begehren. Im Kulte hat man solche vorübergehend für ein einmaliges Opfer oder eine Totenbeschwörung angelegte Löcher (z. B. Lukian, Nekyomant. 9; Philopseud. 14) von den dauernden Einrichtungen dieser Art zu scheiden. Erhalten sind die großen und schönen Opfergruben auf Samothrake (Conze-Niemann, Arch. Unters. auf Samothrake I, S. 20 f., 60; Taf. 11, 14, 1; 17–21. II, S. 21 f.; Taf. 4–7) und die Doppelgrube im boiotischen Kabirenheiligtum (Dörpfeld, Athen. Mitt. 1888, S. 91, 95; Taf. 2), bei der die eine Seite mit nicht verbrannten Schenkelknochen gefüllt, die andere wahrscheinlich für das Blut bestimmt war. In Priene fanden sich sowohl im Heiligtum der Kybele, wie in dem der Demeter steinerne Bothroi (Wiegand-Schrader, Priene, S. 171, 154; Abb. 123), ein ähnlicher im älteren Tempel von Lokri (Puchstein-Koldewey, Tempel in Unterit., S. 2, Abb. 2; S. 7). Ob der große, runde Schacht im athenischen Asklepieion eine Opfergrube war (Judeich, Topogr. von Athen, S. 286), ist sehr zweifelhaft. — Die antiken Belege für das *εἰς τὸν βόθρον θύειν* sind am reichhaltigsten gesammelt bei Nitzsch, Anmerkungen zu Homers Odyssee III, S. 160; Stephani, Compte rendu de St. Pétersbourg 1905, S. 6, Anm. 5; vgl. Deneken in Roschers Lexikon I, 2497. 12.

Altäre herum der Boden mit Asche und Knochen durchsetzt gefunden worden, so in Epidauros (*Δελτίον ἀρχαιολ.* 1891, S. 65), im Amyklaion (Ephim. arch. 1892, S. 11), in Eleusis (vgl. Puchstein, Arch. Jahrb. 1896, S. 73, Anm.), in Thermon (Ephim. arch. 1900, 177). Die Spitze des Lykaionberges besteht ganz aus Asche mit kalzinierten Knochenstückchen (Ephim. arch. 1905, 161, 167 f.). Die wichtigsten, weil in chronologischem Zusammenhang stehenden Beobachtungen dieser Art sind in Olympia von Furtwängler gemacht und im Olympiawerk IV, 2 f. beschrieben worden. Unter dem Altar zwischen Heraion und Pelopion, den Puchstein (Jahrb. 1896, S. 53 f.) und Trendelenberg (Der große Altar des Zeus in Olympia, Prog. Askan. Gymn. Berlin 1902) wie mir scheint überzeugend als den großen Aschenaltar des Zeus nachweisen, lagen in der Tiefe zwei Aschenschichten, von denen die untere unter den Estrich des Heraions hinunterreicht, aber von dessen Fundamenten durchschnitten wird, also älter ist. Die zweite Schicht ist durch eine Lage Sand von der anderen getrennt. Beide werden als „tiefschwarze Aschenschichten" bezeichnet, die mit den bekannten kleinen Bronze- und Terrakottavotiven durchsetzt waren. Reste von Knochen werden nur an einer anderen Stelle, bei dem früher für den Zeusaltar gehaltenen elliptischen Fundament erwähnt; sie sind also, wenn überhaupt vorhanden, an den übrigen Stellen jedenfalls nur spärlich gewesen. Auch an den Rändern des flachen Pelopionhügels fanden sich gleiche Schichten, ebenso an verschiedenen anderen Stellen der Altis, namentlich auch an dem Altar vor dem Heraion, der nach Pausanias ein Aschenaltar war. Sämtliche Schichten gehören in die Zeit des geometrischen Stils. Für jüngere Zeit sind in Olympia solche Ansammlungen um die Altäre nicht mehr beobachtet worden.

Aschenaltäre

Statt dessen erfahren wir von Pausanias, daß der große Zeus- und der Heraaltar *ἀπὸ τῆς τέφρας τῶν μηρῶν* gemacht gewesen seien. Puchstein hat in dem genannten Aufsatz die Irrtümlichkeit der früheren Auffassung nachgewiesen, daß es sich um die bergartig aufgehäufte Asche der Opfer gehandelt haben könne. Was wir aus Pausanias zunächst erfahren, ist vielmehr nur der auch sonst belegte Brauch, daß der Altar jährlich einmal mit einem aus der Asche des Prytaneionherdes hergestellten Verputz (*πηλός*) bestrichen worden sei. Puchsteins Wiederherstellungsversuch, der sich auf den erhaltenen Brandopferaltar des Hieron II in Syrakus stützt, wird meines Erachtens den Angaben des Pausanias in der Hauptsache gerecht. Nur ein Punkt ist bei Puchstein ungeklärt geblieben. Der Perieget sagt (V, 15, 9), daß „das von der Hestia des Prytaneions dorthin gebrachte nicht zum wenigsten zu der Größe (*μέγεθος*) des Altares beigetragen habe". Eine Parallelerscheinung ist der „aus dem Blute der Opfertiere" errichtete Altar in Didymoi, der allerdings, wie Pausanias ebenda sagt, später nicht mehr stark angewachsen sei. Hier wird man an ein Anmachen der Tünche mit dem Opferblut zu denken haben; denn nur dann erklärt es sich, warum Pausanias den „Blutaltar" überhaupt anführt. Bei beiden soll nun nach Puchstein die Vergrößerung „nicht banausisch von den ganzen Maßen" verstanden werden, sondern soll mehr in der Idee gelegen haben, indem „eine geringe, periodisch wiederholte Zutat . . . dem frommen Griechen als das allein Bedeutende und Großartige an der Anlage galt". Das stimmt aber nicht zu der oben zitierten Bemerkung des Pausanias, die ganz real von einer wirklichen Vergrößerung spricht. Ich glaube, daß eine sehr einfache Berechnung zeigt, daß die jährliche *κονίασις* allerdings eine sehr erhebliche Vergrößerung herbeiführen konnte. Nehmen wir an, daß die Dicke des Verputzes jedesmal nur 1 cm betrug, so gibt das bei jährlicher Wiederholung

in 500 Jahren bereits 5 m. Das Großartige, das dem Fremden mit Recht Eindruck machen konnte, war demnach der Umstand, daß trotz der jährlich so geringen Aufhöhung ein so gewaltiger Bau entstanden war. Dabei werden wir nur ein Anwachsen nach oben anzunehmen haben. Denn die gleiche Ausdehnung in die Breite würde ja zu unförmlichen Proportionen geführt haben. Ich glaube daher, daß man die Quaderwände unberührt ließ und nur die Oberseite des Altares neu verputzte.[1] Das wird bestätigt durch Pausanias' Angabe, daß die Treppe zur Prothysis aus Stein, die auf die obere Plattform aus Asche bestand. Denn diese Stufen lagen ja eben in der durch den Putz entstandenen Aufhöhung, die außen je nach dem Anwachsen wieder mit Quadern umschlossen worden sein muß. Der Altar war demnach wirklich *ἐκ τέφρας πεποιημένος*. Ursprünglich hätte er, wenn wir die obigen Zahlen für sein mutmaßliches Alter und die jährliche Aufhöhung beibehalten, eine normale Höhe von 1½ m gehabt, die bis zu Pausanias Zeiten auf 6½—7 m gewachsen wäre. Es versteht sich, daß man der Prothysis dann nicht mit Puchstein die halbe Höhe des Ganzen geben darf, sondern daß sie eine geringe Höhe von etwa ½—1 m haben mußte. Danach wäre Koldeweys Rekonstruktion, Jahrbuch 1896, S. 76, 77 abzuändern. Daß dieser Bau anormal aussah, ist klar.[2] Um so eher erklärt sich des Pausanias umständliche Beschreibung, in der er bezeichnenderweise die Höhe der Prothysis nicht angibt, eben weil sie nur eine niedrige Stufe war.

Bestand also der Zeusaltar sicher zum größeren Teil (*οὐχ ἥκιστα*) aus Asche, so werden wir auch bei dem Altar der olympischen Hera und den sonst überlieferten „Aschenaltären" (Reisch bei Pauly-Wissowa, Realencyklop. I 1668) ein nicht nur symbolisches, sondern sehr reales Vorhandensein von Asche annehmen müssen. Daß die Asche noch in anderer Weise als durch *κονίασις* zum Aufbau beitragen konnte, zeigt der von Koldewey in Neandria (51. Berl. Winck. Progr., S. 28; Abb. 58) entdeckte und richtig erklärte Altar, der zwischen seinen Quaderwänden mit Asche und Knochenresten gefüllt war. Das gleiche ist bei dem Quaderaltar in Delphi am Ostende der Marmariaterrasse der Fall, wo ich bei währender Grabung im Frühjahr 1903 diese Füllung beobachten konnte, ferner bei sizilischen Altären (Gaggera, Akragas; Puchstein-Koldewey, Tempel in Unterit. und Siz. 84; 170).

Heiligkeit der Asche

Wir haben also zwei Tatsachen, die für unsere Zwecke wichtig sind: In archaischer Zeit hat man die Reste der Brandopfer niemals von ihrer Stelle entfernt; in jüngerer Zeit, wo das dauernde Herumliegen der Brandreste lästig empfunden werden mochte, legt man bei berühmten Altären besonderen Wert darauf, daß sie zu größerem oder geringerem Teil aus Asche bestehen. Die zu Grunde liegende Vorstellung kann nur die sein, daß der Asche ein Wert, eine gewisse Heiligkeit beigelegt wurde. Auf jeden Fall sollte sie der Gottheit, der das Opfer gebracht worden war, nicht entfremdet werden. Das wird gestützt

---

[1] Was wieder einen durchaus praktischen Ausgangspunkt gehabt haben muß, da nur die Oberseite des Altars durch das Feuer angegriffen wird, die Seitenflächen nicht.

[2] Trendelenburgs Herstellungsversuch a. O. Taf. 3 = Luckenbach, Olympia und Delphi S. 21 ist deshalb nicht überzeugend, weil er von keiner bekannten Altarform ausgeht und weil die schwindelnde Treppe durchaus unwahrscheinlich ist. Bei unserem Abänderungsvorschlag von Puchsteins Herstellungsversuch hat dagegen der Altar ursprünglich die geläufige Gestalt des Altartisches mit Vorstufe und wird erst durch die jahrhundertelange Aufhöhung verändert. — Übrigens kommt ja auch Trendelenburg zu dem für uns hier wichtigen Ergebnis, daß der Hauptteil des Altares in der Tat aus Asche bestand.

durch zwei von Puchstein S. 62 angeführte Legenden, die sich auf das Verhalten der Asche beziehen: 1. Auf dem Altar der Aphrodite auf dem Berge Eryx verschwinden bei Nacht alle vom Opfer übrig gebliebenen Kohlen, Asche und halbverbrannte Scheite und am anderen Morgen ist Gras und frischer Tau da (Aelian nat. anim. X 50). Der Sinn kann nur sein, daß die Göttin auch die Reste der Opfergaben an sich genommen hat. 2. Umgekehrt blieb auf dem im Freien stehenden Altar der Juno Lacinia, trotzdem die Winde ihn umstürmten, die Asche unbeweglich liegen (Plin. n. h. II, 240); die Göttin hält sie als ihr Besitztum fest. — Was im übrigen in der nacharchaischen Zeit Griechenlands mit der Opferasche geschah, ob sie, wie früher liegen blieb, und nur die Fundumstände noch keine derartige Beobachtung erlaubt haben, oder ob sie, wie nach dem mosaischen Gesetz (das Puchstein ebenfalls heranzieht, 3. Mos. 1, 16; 6, 3), sorgfältig gesammelt und irgendwo aufgehäuft wurde, ist nicht überliefert. Genug, daß wir Anhaltspunkte dafür haben, daß ein Aufbewahren der Opferasche als eine Pflicht gegen die Gottheit empfunden werden konnte.[1]

Sakrale Bedeutung der Bothroi

Wenn wir von diesem Punkte aus an die Erklärung der orchomenischen Aschengruben gehen wollten, so müßten wir zu dem Resultat gelangen, daß ihre Füllung aus Opferresten bestände, die, weil vielleicht an eine chthonische Gottheit gerichtet, dauernd der Erde übergeben wurden. Die Massenhaftigkeit der Bothroi würde dann von der Frömmigkeit jener Zeit das günstigste Vorurteil erwecken. Eine andere Möglichkeit ist diese: man hatte aus religiösen Vorstellungen eine Scheu, die Asche zu zerstören oder zu beseitigen, sei es, daß man in ihrer Aufbewahrung die Gewähr für stete glückliche Erneuerung des nützlichen Feuers erblickte; sei es, daß man seine verderbliche und gefährliche Macht dadurch — ideell und praktisch — in der Hand zu halten hoffte. Kenner der Religionsgeschichte und solche der heutigen primitiven Kulturen werden entscheiden können, ob sich in irgend einer Richtung Belege für diese Vermutungen finden lassen. —

Bauten

Die Bauten der Bothrosschicht sind leider in einem wenig guten Zustande erhalten. Doch genügt das Material, um wenigstens die Grundrißformen annähernd herzustellen. Es ist schon gesagt worden, daß wir in der Bothrosschicht mehrfach gerade Mauerstrecken haben (K 16, 23, 26, 30, 68, 82, 86, N 15—19, 23—26, 31), von denen zwar einige zu elliptischen Bauten gehört haben können, manche aber ebensogut oder wahrscheinlicher zu rechteckigen zu ergänzen sind (besonders K 68; N 19, 23 wegen ihrer Länge. N 26).

Ovalbau

Die herrschende und charakteristische Bauform ist jedoch die des Ovalbaues (Taf. XIII—XV). Vorhanden sind nur Reste der Bruchsteinsockel, von der aufgehenden Lehmmauer war nirgends eine Spur. Die Sockelmauern sind viel dünner als die der Rundbauten. Die durchschnittliche Dicke beträgt 50—60 cm. Nur K 16, N 22, 27a—b machen mit 1—1,20 m Ausnahmen. Die Bearbeitung der Steine und ihre Zusammenfügung ist dieselbe wie bei den Rundbauten. In der Regel genügen zwei Steine, um die Dicke der Mauer herzustellen.

Die Rekonstruktion der Grundrisse ist zwar nicht mit absoluter Sicherheit, aber doch mit sehr großer Wahrscheinlichkeit zu geben. Man gelangt bei diesen Versuchen zu

[1] Vom Vergraben der Opferasche spricht Stengel, Griech. Sakralaltertümer (I. v. Müllers Handbuch V 3) S. 101, jedoch ohne Belege anzuführen.

drei verschiedenen Typen (Abb. 9), von denen ich B und C für ganz gesichert halte, da der Spielraum für andere Möglichkeiten sehr gering ist. Bei A ist der vordere Abschluß nicht unmittelbar zu belegen und läßt mehrfache Möglichkeiten zu. Doch tritt für die versuchte Lösung die wichtige Parallele der italischen Hüttenurnen ein (s. u.). A stützt sich auf den erhaltenen Rest N 21, der allein die starke, fast halbrunde Krümmung an seinem Ende hat. B geht von N 34 aus; zu ihm gehört auch N 29. C ist von den drei Typen am besten gesichert durch das relativ gut erhaltene Gebäude N 27, und am häufigsten vertreten (N 20, K 31, 32, 44).

Typus A

Typus A dürfte, wenn er richtig ergänzt ist, der älteste sein, da er sich dem Rundbautypus am engsten anschließt. Sein hinterer Abschluß ist ein Halbkreis; das erhaltene Stück der Kurve von N 21 läßt keine andere Ergänzung zu. Den vorderen Abschluß hatte ich ursprünglich mit gerade auslaufenden Seitenwänden und rechtwinklig anstoßender Vorderwand ergänzt, doch fiel dies Gebilde völlig aus dem Liniencharakter der übrigen

Typus A (N 21) Typus B (N 34) Typus C (N 27)

Abb. 9. Grundrisse der Ovalbauten, ergänzt.

Ovale heraus. Die jetzt gegebene Ergänzung, bei der nur die Länge des Ganzen unsicher ist, stützt sich auf die Analogie von italischen Hüttenurnen, die genau diese oval ausgebauchten Seitenwände bei rundem hinteren und breitem geraden vorderen Abschluß haben.[1]

Typus B

Bei B leuchtet ohne weiteres ein, daß, wenn man das erhaltene Stück von N 34 symmetrisch wiederholt, die Führung der fehlenden Rundung keinen sehr großen Spielraum läßt. Rückt man die Teile weiter auseinander, so wird die Breite größer wie die Tiefe und wir entfernen uns von jeder Analogie, indem das Ganze einem halbierten Rundbau ähnlich würde. Rückt man sie näher zusammen, so wird der Innenraum unwahrscheinlich klein. Die in der Skizze gewählte Form hält etwa die Mitte zwischen den überhaupt möglichen Fällen. Sie scheint mir eine plausible Übergangsstufe zu dem wiederum durch Parallelen gesicherten Typus C.

Typus C

Typus C unterscheidet sich im Prinzip dadurch von A und B, daß die Längswände nach vorne schon in völlige Gerade übergehen und fast rechtwinklig mit der Vorderwand zusammenstoßen. Dies ist gesichert. Den Verlauf der hinteren Krümmung könnte man nun aller-

[1] Abg. Annali d. Ist. 1871, Taf. U 9. Durm, Baukunst der Etrusker[2], S. 44, Fig. 43. Montelius, Civilisation primitive en Italie II, Taf. 136, 9; 140, 5, 6, 8–10; 254, 11; 275, 13.

dings zur Not auch in einem Halbrund geschehen lassen, wodurch aber die Eingangsseite unverhältnismäßig breit würde. Auch ist der Übergang zum Halbrund in den Linien nicht bemerkbar. Für die gegebene spitze Endigung spricht die Analogie der von Sotiriadis in Thermon entdeckten Bauten (Ephim. arch. 1900, 175). Typus C hat sich am weitesten vom Rundbau entfernt und ist die jüngste der drei Formen.

Oberbau Dach

Daß die aufgehenden Mauern aus Lehmziegeln bestanden, darf als sicher angenommen werden. Fraglich ist, ob sie senkrecht stiegen und ein selbständiges Dach trugen, oder ob sie in ovale Wölbungen übergingen. Für das letztere scheint eine sonst unerklärliche Besonderheit zu sprechen, die sich an N 27 und wahrscheinlich auch bei N 22 findet. Die Mauer der Vorderwand ist fast doppelt so stark als die der Seiten. Denkt man sich eine ovale Lehmwölbung über dem Ganzen, so verteilt sich der Schub auf Seiten- und Rückwand gleichmäßig, wogegen die Vorderwand, weil hier die Linien der Wölbung gerade durchgeschnitten sind, einen stärkeren Druck auszuhalten hat; die Wölbung hat das Bestreben, die senkrechte Mauer nach außen umzukippen. Aus diesem Grunde hat man sie bei den größeren Bauten dicker gemacht als die übrigen Wände. Bei senkrechten Mauern mit gesondert aufgesetztem Dache wären alle Mauern gleich belastet und eine Veranlassung für die Verdickung der Vorderwand ist nicht zu finden. Daß Lehmwölbungen auch mit geringerer Mauerdicke als die der Rundbauten ausführbar sind, zeigen die Kurdenhütten (Taf. XI). Da wir, wie die Verschiedenheit der Grundrisse zeigt, uns hier in einer Epoche lebhaften Experimentierens befinden, so ist es übrigens wohl möglich, daß neben lehmüberwölbten Ovalhäusern auch schon solche mit Walmdach vorhanden waren, wie wir es bei den Hüttenurnen durchweg sehen.

3. Rundbauten und Ovalbauten.

Entstehung, historische Bedeutung, Nachwirkung.

Die orchomenischen Lehmkuppelhäuser sind durch ihre Größe und ihre kühne Technik an sich eine Bereicherung unserer Vorstellungen von der Kultur des ausgehenden 3. Jahrtausends v. Chr. Vermehrte Bedeutung gewinnen sie, wenn wir sie nach rückwärts und vorwärts in Zusammenhang stellen. Für ihre Entstehung sind wir freilich auf theoretische Überlegungen angewiesen. Dafür ist ihre Nachwirkung ins 2. Jahrtausend und weiter herab um so klarer.[1]

Rundform die älteste

Das erste Bestreben des primitiven Menschen, der keine Höhle zu seiner Unterkunft findet, wird gewesen sein, das Feuer, an dem er sich wärmt, gegen Regen und Wind zu schützen. Das geschah zweifellos zunächst durch eine einfache Einhegung (Lippert, Kulturgesch. II, S. 167), auf einer weiteren Stufe durch Überdachung. Die Feuerstelle war so von allem Anfang, wie sie es bis weit in die klassische Zeit geblieben ist, der Mittelpunkt des Hauses, und das Haus selbst ist zunächst nichts weiter, als die gleichmäßige Abschließung des Kreises, der von dem Feuer bestrahlt wird. Eine einfache praktische

[1] Nach Fertigstellung des Manuskripts erschien der lehrreiche Aufsatz von Pfuhl, Zur Geschichte des Kurvenbaues (Athen. Mitt. 1905, 331), auf den im folgendem mehrfach Bezug genommen wird. Während des Druckes kommt die schöne Habilitationsschrift von W. Altmann, Die italischen Rundbauten hinzu.

Überlegung lehrt, daß durch einen runden Abschluß der Zweck am leichtesten und vollständigsten erreicht wird. Dazu kommt, daß das nächste Material, das die Natur fast ohne Bearbeitung liefert, Zweige, Äste, Reisig, Schilf, sich ohne weiteres zu einer runden Wölbung zusammenbiegen und -flechten lassen, leichter als zu einer rechteckigen Hütte. die erst entstehen kann, wenn man das Behauen von Pfosten gelernt hat. Obwohl nun runde und rechteckige Hütten- und Haus-Grundrisse sowohl bei den heutigen Naturvölkern wie in sehr frühen Perioden gleichberechtigt nebeneinander zu stehen scheinen (Schliz, Der Bau vorgeschichtlicher Wohnanlagen, in Mitt. der anthropol. Gesellsch. Wien XXXIII, 1903, S. 301), so wird doch auch in den frühgeschichtlichen Funden in der Tat die Rundhütte allmählich immer deutlicher als die Urform nachweisbar.[1]

Schilfhütten der Vlachen

Während der orchomenischen Ausgrabung hatten wir Gelegenheit, die Urform der runden Schilf- oder Reisighütte in nächster Nähe unserer Rundbauten studieren zu können, indem über Winter sich ein Vlachendorf am geschützten Südabhang des Stadtberges niederzulassen pflegt, das aus etwa 30—40 Hütten der auf Tafel XII 1 sichtbaren Art besteht. Der innere Durchmesser beträgt durchschnittlich 5 m. Das Skelett der Hütte wird aus langen dünnen biegsamen Baumstämmchen hergestellt, die in der Peripherie in den Boden gesteckt und in der Mitte ohne Mittelstütze zusammengebogen sind. Die Zwischenräume dieser Längsrippen werden mit querlaufenden dünneren Zweigen durchflochten; sodann werden als Abdeckung dicke Lagen von Schilf aufgelegt und durch querlaufende Gerten festgehalten. Die Wand wird dadurch ziemlich dicht, schützt gegen den Regen vollkommen und gegen Wind überraschend gut, ist aber so durchlässig, daß der Rauch ungehindert nach oben abzieht. In der Mitte der Hütte befindet sich die Feuerstelle, die meist einen großen flachen Stein als Unterlage hat, der auch zum Brotbacken dient.[2] Die Hütten wurden am 6. Mai, dem Tag des heiligen Georg, abgebrochen, die Holzstäbe werden an einem sicheren Ort versteckt, das Schilf verbrannt und die dicke zurückbleibende Asche gleichmäßig über die Bodenfläche der Hütte ausgebreitet. Die Hirten ziehen an die höheren Hänge der Gebirge, um dort den Sommer über das Vieh zu weiden und erst am Anfang des Winters an die alte Stelle zurückzukehren.

Afrikanische Kugelhütten

Die Technik der Vlachenhütten war uns lehrreich für die Entstehung der primitiven Gewölbeform. Weiteres höchst instruktives ethnographisches Material findet sich vereinigt bei L. Frobenius, Ursprung der Kultur (I. Afrikanische Kulturen, S. 196 ff.), wo man an einer Serie südafrikanischer „Kugelhütten" die verschiedenen Möglichkeiten in der Führung der Konture beobachten kann. Wichtig ist, daß alle Hütten, die keine Mittelstütze haben, sich der Halbeiform nähern (Frobenius, Fig. 148, 149), während eine flachere, halbkugelige Wölbung eine oder mehrere Innenstützen nötig macht (Fig. 143, 146).

Enstehung der Lehmkuppel

Wie der Fortschritt zu einer festeren Gestaltung der Bauform vor sich ging, konnte theoretisch leicht geahnt und dann durch Beispiele belegt werden. Einmal mußte sich bald das Bedürfnis herausstellen, am unteren Rand der Hütte, wo das vergängliche Material von der Bodenfeuchtigkeit beschädigt wird, einen festeren Abschluß zu erhalten.

---

[1] So hält auch Frobenius, Ursprung der Kultur I, S. 196, 230, die kugelige Reisighütte der Buschmänner für die Ursprungsform aller übrigen.

[2] Hierfür wird ein starkes Feuer gemacht, das den Stein durchwärmt. Dann wird der Stein gereinigt, das Brot darauf gelegt und mit einem großen, halbrund gewölbten Blech bedeckt, ähnlich unseren Bratenglocken, nur flacher. Über dem Blech wird abermals Feuer entzündet, bis das Brot fertig ist.

Das konnte durch Aufwerfen eines kleinen Erd- oder Lehmwalles an der Außenseite leicht erreicht werden. In der Tat habe ich im Tale von Chäronea Hütten auf diese Weise von einem meterhohen Lehmring umgeben gefunden. Ferner konnte man zur Erhöhung der Dichtigkeit die Reisig- oder Schilfwand innen oder außen mit Lehm bestreichen, ein Verfahren, das ebensogut heute in Afrika vorkommt (Frobenius, S. 196 f.), wie es durch zahlreiche urgeschichtliche Beispiele bis in die neolithische Zeit hinauf belegt ist (Much, Mitt. der anthropol. Gesellsch. Wien VII, 1878, S. 330 f.; Sophus Müller, Nordische Altertumskunde I, 200; Schliz, Großgartach, S. 15, u. ö.). Und nun bedurfte es nur eines sehr naheliegenden Schrittes: jenen äußeren Lehmwall höher emporzuführen, bis er sich oben zusammenschloß, oder den Lehmüberzug dicker zu machen, bis er ein festes Gehäuse bildete. Das war ein technisch sicherer und konstruktiv leicht auszuprobender Weg, auf dem man nach und nach zu einem geschlossenen Lehmhaus gelangte, das den Bedürfnissen eines nicht mehr nomadisierenden Lebens genügte.[1] Die Bedingungen einer massiven Kuppelwölbung, die in einem festen Baumaterial sehr schwer zu finden gewesen wären, waren so mit Hilfe des elastischen Holzes, an dem sich die konstruktiven Kurven von selbst bilden, erlernt worden. Man konnte nunmehr seiner völlig entbehren. Die freie Lehmkuppel der orchomenischen Rundbauten ist das Endresultat, verbessert noch durch die Hinzufügung des Steinsockels, der den Lehm vor der Zerstörung durch die Erdfeuchte schützt.[2]

Heutige Lehmkuppelhäuser

Die Spitzkuppel aus Lehm ist ein Bautypus, der sich an einigen Stellen der Erde noch heute findet. Die auf Tafel XI 2 abgebildeten kurdischen Hütten aus Mesopotamien sind den orchomenischen so ähnlich, daß wir vielleicht eine ununterbrochene Tradition aus der ältesten Zeit für sie voraussetzen dürfen. Sie scheinen nicht mehr häufig vorzukommen. Delitzsch, dem ich für die Vorlage zu Tafel XI 2 zu Danke verpflichtet bin, hat sie zwischen Diarbekr und Mosul angetroffen. Oberstabsarzt Wilke (briefl. Mitteilung) fand sie im persisch-kaukasischen Grenzgebiet (am Araxes bei Nachitschewan und südlich davon) nur noch vereinzelt neben dem herrschenden viereckigen Haustypus. — Die Hütten der Mussgu-Leute (Abb. 6, 7 S. 22) gehören zu einer großen Gruppe afrikanischer Erdbauten, die besonders im Sudan heimisch ist und eine ganze Reihe lehrreicher

---

[1] Eine Zwischenstufe dieser Entwicklung bieten die Hütten der Schillukneger am blauen Nil (Junker, Reisen in Afrika I, Abb. zu S. 244); der untere Teil der halbeiförmigen Hütten besteht aus Lehm, der obere Teil aus kuppelförmig gewölbtem Schilf.

[2] Einer anderen, nordischen, Entwicklungsreihe, die von der aus Zweigen gemachten Kugelhütte ausgeht, sei kurz Erwähnung getan. Es sind die neolithischen Trichterwohnungen (Mardellen), kreisrunde, unten enger werdende Erdlöcher von etwa 3 m Tiefe und 6—10 m Durchmesser, deren Überdeckung allerdings nirgends erhalten ist. Daß diese konisch war, darf man aus der Form gewisser Hausurnen entnehmen, welche aus zwei kegelförmigen Teilen bestehen, die mit den breiten Enden aneinander gesetzt sind (Urnen von Rönne, Polleben, Holstein. Taramelli, cinerarii in forma di capanna, Atti della R. Accademia dei Lincei, Ser. V, 2, 1893, S. 433, Fig. 3—6. S. Müller, Nord. Altertumskunde I, 410, Fig. 223). Denn ich glaube, daß Becker (Verh. Berl anthrop. Gesellsch 1892, S. 558, 560) mit Recht an der Erklärung dieser Urnen als Nachahmungen von Hütten festhält, wogegen Taramellis Gegengründe (a. O. S. 434, Anm. 5) unzureichend sind. Daß die Tür meist in dem oberen Conus angebracht ist, ist Beweis genug, daß es sich um die Nachbildung überdachter Trichterwohnungen handelt. Bei diesem Typus hat sich die ursprüngliche Hütte also nach unten hin vertieft, in Ausnutzung der Erfahrung, daß man im Boden mehr Wärme hat. — Ähnliche Erdwohnungen sind bekanntlich für die klassische Zeit noch bei Phrygern, Armeniern, Saken und Germanen überliefert (Vitruv II 1, 5; Tacit. Germ. 16; I. v. Müller, Griech. Privataltert. 8, 1).

Typen hat. Frobenius (Afrikanische Kulturen I, 218) nennt die bienenkorbförmig gewölbten Typen nach dem wichtigsten Stamme, der ihn benutzt, den Makari-Stil. Auch in Afrika scheint die Kunst des Lehmwölbens zurückzugehen und durch gerade Wände mit Holzdach verdrängt zu werden. Denn nur die älteren Reisenden berichten davon, namentlich Barth (Reisen in Afrika III, 222; danach Abb. 6, S. 22) in einer sehr anziehenden Schilderung der Mussgubehausungen,[1] aus der hervorgeht, daß man die Lehmhütten nur Winters als Wohnung, sonst aber als Kornspeicher benutzte.[2] — Die dritte Stelle, an welcher Lehmkuppeln von älterer bis in die neuere Zeit vorkommen, sind England und Schottland mit ihren „beehive houses". In einer Häusergruppe aus Schottland, bei Lubbock, Prehistoric Times[3], S. 54, Fig. 78, sind sie so dicht aneinander gedrängt, daß sie zum Teil in der unteren Hälfte zusammenwachsen, was zur Festigkeit beitragen wird. An den von Montelius (Archiv für Anthropologie 23, 1895, S. 461, Fig. 34; Orient und Europa, S. 185, Fig. 247) von den Hebriden publizierten Exemplaren erkennt man die gemischte Technik wieder: unten Steinsockel, oben Lehm.

Technische Mängel

Die Lehmkuppelhütte, so solide sie in der guten orchomenischen Ausführung ist, hat mehrere technische Nachteile: erstlich ist ihr relativ weiches Material an der Außenseite den beständigen Angriffen des Wassers ausgesetzt, die, wie wir an den Hütten K 1 und 3 sahen, Verstärkungen nötig machen; zweitens ist für die Überdachung eines relativ kleinen Raumes eine übermäßige Höhe der Kuppel nötig, deren oberer Teil unbenutzbar war; drittens aber gestattet diese Technik keine wesentliche Ausdehnung, da jede geringe Vergrößerung des Durchmessers ein unverhältnismäßiges Anwachsen der Höhe bedingt; das technisch zu leistende Maximalmaß ist vermutlich in den orchomenischen Häusern schon erreicht. Man konnte also sein Haus wohl verdoppeln,[3] aber nicht vergrößern. und behielt immer nur einen „einzelligen" Wohnraum, obwohl die fortschreitende Differenzierung der Bedürfnisse Nebenräume fordern mußte.

Jeder dieser drei Nachteile gab den Anstoß zu einer eigenen Entwicklungsreihe: der erste veranlaßte die Ersetzung des Lehmziegels durch Bruchstein; der zweite führte unter Beibehaltung des einzelligen Systems zum Ovalbau; der dritte endlich veranlaßte den Übergang zum rechteckigen und „mehrzelligen" Bausystem.

Steinkuppelhäuser

Diesen theoretischen Entwicklungsgang können wir für die beiden letzten Punkte in Orchomenos tatsächlich verfolgen. Was den ersten Punkt anbelangt, so ist es durchaus möglich, ja wahrscheinlich, daß man auch auf griechischem Boden noch einmal oberirdische Wohnhäuser mit Steinkuppeln finden wird. Einstweilen kennen wir sie nur von Sardinien und den Balearen (Montelius, Orient und Europa, 169 f.). Für die Nurhagen Sardiniens, deren älteste Exemplare bis in die neolithische Zeit hinaufgehen, ist zuletzt von Pinza (Monumenti antichi dei Lincei XI, 1901, S. 238 f.) die Deutung auf Grabmäler

---

[1] Frobenius a. O., S. 218, spricht die Vermutung aus, daß die konischen Bauten der Termiten als Vorbilder gedient hätten. Das erscheint mir ganz ausgeschlossen, denn die Ähnlichkeit ist eine vollkommen oberflächliche. Den Termitenbauten, die aus lauter kleinen Zellen aufgebaut sind, fehlt das wesentlichste, der große innere Hohlraum. Das schwierige statische Probleme, das die Lehmkuppeln bieten, konnte unmöglich anders als auf dem oben geschilderten Wege gelöst werden.

[2] Über das Weiterleben alter Hausformen in den Vorratsbehältern vgl. auch Pfuhl, Athen. Mitt. 1905, S. 363.

[3] So geschieht es bei den Truddhi Apuliens: Montelius, Orient und Europa, 174 (vgl. unten).

gegenüber den anderen Möglichkeiten (Wohnungen, Festungstürme, Tempel) nochmals lebhaft verfochten worden. Aber dabei bleiben eine Menge wichtiger Umstände unerklärt, ihre große Variabilität, die mühsame und für Gräber zwecklose Anlage oberer Stockwerke, die Nischen und Seitenräume, der mangelnde monumentale Verschluß u. ä. Neuerdings sind denn auch Nissardi (Atti del congr. storico 1903 vol. V, 651) und Taramelli (Not. degli scavi 1903, 492; 1904, 337) mit guten Gründen für die Erklärung als Wohnhäuser eingetreten (Lage an Quellen und Wasserläufen, Vorratsgruben für Getreide).

Entstehung u. Bedeutung der Nurhagen

Auch die allgemeinen architektonischen Motive weisen auf Wohnanlagen und zwar auf eine ganz eigentümliche Fortbildung des einzelligen Lehmkuppelhauses. Die Übertragung der Lehmkuppel in Stein setzt, sobald es sich um irgend erhebliche Größenverhältnisse

Abb. 10. Nurhag von Fiumen Longu. Nach Pinza, Monum. dei Lincei XI S. 102, Fig. 65.

handelt, eine gute, womöglich quadermäßige Bearbeitung der Steine voraus; denn von dem Punkte an, wo die Vorkragung der Wölbung beginnt, wird ihre Haltbarkeit nur durch das absolut sichere Auflagern jeder höheren Schicht auf der unteren gewährleistet. Ist eine gute Fugung nicht möglich, so kann der Tendenz zum Einsturz nur durch zunehmende Stärke der Mauer entgegengearbeitet werden. Dies letztere ist bei den Nurhagen der Fall. Die Konturen der inneren Wölbung entsprechen ungefähr der steilen Kurve der orchomenischen Lehmhäuser (Abb. 10. Pinza, Fig. 61, 64—68). Die äußeren Wände dagegen haben kaum gekrümmte steile Böschungen, die sich unten der Senkrechten nähern. Die Mauerdicke ist oft fast gleich dem inneren Durchmesser der Hauptkammer, bisweilen übertrifft sie ihn. Der dicke Steinmantel enthält den spiraligen Zugang zu der oberen Kammer, über deren äußeren oberen Abschluß wir leider nicht unterrichtet sind, der aber mit Pinza (S. 90) zweifellos als halbeiförmig zu denken ist. Die Entstehung dieses Bautypus erklärt sich auf folgende Weise: bei der Übertragung der Lehmwölbung in Stein stellte sich eine beträchtliche Verstärkung der Mauer als notwendig heraus, um durch die Steinmassen den seitlichen Schub der nicht all zu gut gefügten Wölbung aufzufangen. Die tote Mauermasse mußte notwendig auf eine praktische Ausnutzung führen. So kam man zunächst zu nischenartigen Erweiterungen, dann fand man die Möglichkeit, einen spiraligen Gang in den dicken Mantel zu legen und so entstand das Obergeschoß. Für Grabzwecke mit so viel Aufwand eine obere Kammer herzustellen, dürfte wenig innere Wahrscheinlichkeit haben, und die wenigen, wirklich darin gefundenen Bestattungen sind spät. Vielmehr wirkt der ganze Nurhagentypus wie ein fast krampfhafter Versuch, von dem Kuppelhause nicht abzulassen, sondern es mit größter Anstrengung für erweiterte Bedürfnisse brauchbar zu machen. Bei der Abgeschiedenheit, die für die Kulturverhältnisse Sardiniens bis in die neueste Zeit charakteristisch ist, kann dieses eigensinnige Festhalten und unpraktische Ausgestalten eines ältesten architektonischen Gedankens nicht wundernehmen. — Ähnliches gilt von den Talayots der Balearen, über deren Alter wir noch unvollkommener unterrichtet sind. Hier werden eigentümliche Experimente mit Mittelstützen gemacht (Montelius, Orient und Europa, Fig. 231a, 232b), die aber auch keine fruchtbare Weiterentwicklung ermöglichen.

Talayots

Eingeschoßige Steinkuppelhäuser fehlen für Griechenland und das übrige Altertum einstweilen gänzlich. Dafür hat sich ihr Typus mehrfach bis in die neueste Zeit erhalten. Bekannt sind die „truddhi“ Apuliens, die teils als Vorratshäuser, teils auch heute noch als Wohnungen dienen (Bullet. paletnologia italiana V, 1879, S. 145, Taf. 7; Montelius, Archiv für Anthropologie 23, 1895, S. 463, Fig. 41; Orient und Europa 172). In Südfrankreich werden noch jetzt Rundhäuser mit geradliniger Kuppel gebaut (Montelius, Archiv a. a. O., Fig. 36a). Am nächsten aber in der äußeren Form kommen unseren orchomenischen Lehmkuppeln einige Steinhäuser in den Schweizer Alpen, die, soviel ich sehe, bisher nicht wissenschaftlich verwertet sind. Sie finden sich auf den Höhen des Berninapasses, bei Sassal Massone, und werden von Hirten und Jägern benutzt (Taf. XI 2). Nachweis und Abbildung verdanke ich Frhrn. Dietegen von Salis-Soglio. In der holzarmen Höhe unmittelbar am Gletscher hat sich ein uralter Baugedanke in seiner einfachsten Form bis heute lebendig erhalten.

Truddhi

Schweizer Steinkuppelhütten

Die glänzendste Ausführung dieses Baugedankens finden wir aber nicht bei den Wohnungen der Lebendigen, sondern an den Häusern der Toten. Die orchomenischen

Mykenische Kuppelgräber

Lehmkuppeln sind der Schlüssel zum Verständnis der mykenischen Kuppelgräber. Sie sind das direkte Vorbild, der technische Vorversuch, durch dessen Kenntnis uns sowohl die tiefere Bedeutung dieser Grabform, wie ihre Entstehung klarer vor Augen tritt. Allerdings konnte man bisher glauben, der Genesis der Kuppelgräber innerhalb der Grabtypen selber auf der Spur zu sein, was besonders von Dragendorff (Thera II 99) schön entwickelt worden ist, dem Pfuhl, Athen. Mitt. 1903, 246 zustimmt. Tsundas hat auf Syra vormykenische Grabkammern gefunden (Ephim. arch. 1899, 79), die in der Tat den Grundgedanken des Kuppelgrabes bereits haben: Einwölbung durch Überkragung und Zugänglichkeit durch einen Dromos. Aber es handelt sich um Räume von sehr geringen Abmessungen, um Spannweiten von durchschnittlich 1¼ m. Die Grundrisse sind teils eckig, teils rundlich, doch so, daß weder je ein regelmäßiges Rechteck oder Trapez noch ein wirkliches Rund oder Oval herauskommt. Bei vielen sind gerade und gekrümmte Wände vereinigt. Man ließ sich offenbar durch Zufälligkeiten des Bodens und des Steinmaterials leiten. Diese primitive Grabart hat auf Thera bis in die Zeit des geometrischen Stils nachgelebt (Dragendorff, Thera II 98; Pfuhl, Athen. Mitteil. 1903, S. 45, Nr. 42, S. 246). Nirgends aber sehen wir bei den alten Kykladengräbern einen Ansatz zu systematischer Erfassung und Bewältigung des statischen Problems, die zu der Anwendung der Überkragung in größerem Maßstabe hätte befähigen können. Wenn man sich die technischen Schwierigkeiten vorstellt, die zu überwinden waren, bis die großartigen Wölbungen des Atreusgrabes und seiner Verwandten erstehen konnten, so wird man ein Zwischenglied in der Entwicklung für unbedingt nötig erachten. Wir haben es in den orchomenischen Rundbauten. An dem leichter zu handhabenden Material des Lehms hat man die Wölbungstechnik zuerst auf größere Spannweiten ausprobiert, einem Material allerdings, das bei etwa 6 m innerem Durchmesser an der Grenze seiner Leistungsfähigkeit angelangt gewesen sein wird. Aber das wichtigste, die Kenntnis der erforderlichen inneren Kurven, war damit gewonnen und das Erlernte konnte nun mit Sicherheit und ohne gefährliches Experimentieren auf Steinkuppeln größten Maßstabes angewandt werden. Die so gewonnene Entwicklungsreihe lehrt uns, daß auch in der frühgeschichtlichen Kunst Griechenlands das gleiche systematische Fortschreiten herrscht, das bei seiner klassischen Kunst das Geheimnis ihrer Erfolge ausmacht.

Kuppelgräber Hausform einer älteren Epoche

Auch die Deutung der Kuppelgräber ist nun auf eine feste Basis gestellt. Man hat sie wohl immer schon als Haus aufgefaßt (v. Sybel, Weltgeschichte der Kunst², 56) und eine Nachahmung der altgriechischen runden Hütte in ihnen vermutet (Tsundas, Ephim. arch. 1885, 29 f.). Aber die Anschauungen blieben unsicher, solange das beweisende Zwischenglied fehlte. Jetzt, wo wir sehen, daß sie in der Tat die Nachbildung einer Hausform sind, reihen sie sich jenem durch das ganze Altertum mächtigen und in den mannigfaltigsten Formen sich äußernden Gedankengang ein: der Tote soll alles so haben, wie er es im Leben hatte. Und eine weitere Idee sehen wir wirksam. Im Kulte ist das älteste stets das heiligste, und die Anschauungen und Geräte längst vergangener Kulturepochen werden von ihm bis in späteste Zeit bewahrt. Der römische Vestakult hat Gerät, Tracht und Gehaben der Urzeit bis zuletzt festgehalten. So ist es nicht ein Zufall, sondern es liegt zweifellos ein bewußter Sinn darin, daß für die Totenwohnung der mykenischen Anakten nicht der Haustypus der eigenen Zeit verwendet wird, sondern der für

den Wohnungsbau längst abgestorbene[1] Rundbau, der nun unterirdisch seine glänzendste Ausbildung erlebt. Das gibt gleichzeitig einen Fingerzeig für die ethnologische Kontinuität in den frühgeschichtlichen Kulturstufen.

Kuppelgrab auf dem Festland ausgebild.

Nur in allgemeinen Umrissen freilich können wir zunächst diese Vorgänge erkennen. Wo das Kuppelgrab seine letzte Durchbildung erfahren hat, ob auf dem Festlande oder in Kreta, kann noch nicht endgültig entschieden werden. Man muß jedoch nach dem bisherigen Befunde das erstere annehmen, denn was bis jetzt an tholosartigen Bauten auf Kreta entdeckt ist,[2] kann sich nicht entfernt mit den festländischen Bauten messen. Das kann Zufall sein. Aber an Wahrscheinlichkeit gewinnt die Annahme, wenn wir die großen Unterschiede des tirynthisch-mykenischen Palasttypus gegenüber dem kretischen bedenken, die uns das beste Vorurteil für die Selbständigkeit der festländischen Baukunst im 2. Jahrtausend v. Chr. erwecken. Die Lehmkuppelhäuser sind ihrem Charakter nach eine nordische, für Kälte und Regen berechnete Erfindung.[3] Daß der Stamm, der Orchomenos zuerst besiedelte, sie als ausgebildeten Bautypus fertig mitbrachte, lehrt unser Ausgrabungsbefund. Daß dieser Stamm von Norden gekommen war, steht nach allen Vorstellungen, die wir durch die Überlieferung über die griechische Frühgeschichte erhalten, außer Zweifel. Wir sahen, wie durch die Verschmelzung zweier Gedanken, durch die Ausgestaltung der unterirdischen Grablöcher der Kykladenkultur zu wirklichen gewölbten Häusern das Kuppelgrab entstand. Nichts weist einstweilen darauf hin, daß das in Kreta geschehen sei, das sehr wohl in diesem Falle statt des gebenden der empfangende Teil gewesen sein kann.

Gemeindeherde in Rundtempeln

Noch ein weiterer Gedankengang knüpft sich an die Aufdeckung einer ältesten Rundbauform an. Es ist eine oft besprochene Tatsache (Helbig, Italiker in der Poebene, S. 52 f.; K. Lange, Haus und Halle, S. 52), daß die klassische Zeit für bestimmte sakrale Zwecke ausschließlich runde Bauwerke verwendet hat, hauptsächlich für den Kult und die Bewahrung des Feuers, des ältesten Kulturschatzes der Menschheit, dessen Pflege auch auf den höchsten Stufen der antiken Kulturentwicklung stets noch als ein wesentliches Interesse der Allgemeinheit, des Staates empfunden wurde. Die *ἑστίαι*, die Gemeindeherde, stehen in den griechischen Städten in Tholoi oder in den *σκιάδες*, die ebenfalls als Rundbauten erwiesen sind; der Vestatempel Roms ist rund. Das Altertum war sich der Bedeutung dieses Architekturtypus klar bewußt, und die neuere Forschung hat seine Anschauungen bekräftigen können: die Pflege des ältesten Kulturbesitzes hat die älteste Form der menschlichen Behausung konserviert (vgl. auch Pfuhl, Athen. Mitt. 1905, 367; Altmann, Italische Rundbauten 86).

---

[1] Nach Poulsens Vermutung (Dipylongräber 17) hätten wir in Eleusis in dem Mauerring A der alten Nekropole (Ephim. 1898, Tafel zu S. 29, 46) ein Rundhaus der geometrischen Epoche. Pfuhl (Athen. Mitt. 1905, S. 343, 2) hält ihn ebenfalls für ein Haus, aber möglicherweise aus älterer Zeit. Mir scheint wegen der Unregelmäßigkeit der Rundung und wegen der wechselnden Wandstärke die Ergänzung zu einem Hause ausgeschlossen, doch urteile ich nicht aus eigener Anschauung. Skias erklärt es als Einhegung über einem Grab; dafür wäre das mykenische Gräberrund eine gute Parallele.

[2] Ann. Brit. School 1901/2 VIII, 240, 304; Amer. Journ. of Arch. 1901, 262; 287; 299. Perrot-Chipiez VI, 453.

[3] Wenigstens im griechischen Kulturkreis. Die oben S. 22, 38 angeführten afrikanischen Lehmbauten haben ihren Ursprung in dem holzarmen Sudan (vgl. auch H. Frobenius, Die Erdgebäude im Sudan, in d. Vortr. herausgg. von Virchow-Holzendorff Nr. 262), und sind auf ein verhältnismäßig kleines Gebiet beschränkt.

Rundbau in Orchomenos.

Orchomenos hat uns ein altes Glied dieser langen Kette bewahrt. Es ist oben S. 24 darauf hingewiesen, daß der kleine Rundbau D¹ verschiedenes Auffällige bietet. Er liegt an einer Stelle, wo sonst von der Rundhüttenschicht keine Spuren erhalten sind; er steht nicht, wie es bei den meisten Ringen der Fall ist, auf dem Felsen oder auf den sicheren Spuren älterer Rundhütten auf, sondern auf einer 75 cm dicken Erdschicht, die Lehmwände erscheinen; die mit ihm auf gleicher Höhe liegenden Gebäude sind sicher jünger, wahrscheinlich der dritten, altmykenischen Periode angehörig; es finden sich hartgebrannte Ziegel als Pflaster, die für die Rundhüttenzeit unerhört sind. Endlich ist das Gebäude so klein, daß man es sich als Wohnraum kaum vorstellen kann. Keinerlei Spuren von Hausgerät waren zu bemerken. Das alles drängte von Anfang an zu der Vermutung, daß wir es mit einem sakralen Fortleben des alten Bautypus zu tun haben. Und nun fand sich im Inneren an der Wand eine mächtige Feuerstelle, mit einer kleinen, durch einen schräggestellten Ziegel hergestellten Grube, über der die Asche zu einem großen Haufen aufgetürmt lag. Diese Asche ist niemals entfernt worden. Man hat die Ziegelpflasterung rings um die Feuerstelle mit einer Schicht gelben Sandes bedeckt, um den Boden aufzuhöhen. Schließlich hat man eine neue Pflasterung gelegt und mit ihr den Aschenhaufen überdeckt. Auf dem oberen Pflaster hat sich allerdings keine Asche mehr gefunden, was aber durch den Zufall der Zerstörung gekommen sein kann. Ich glaube, daß der Schluß unausweichlich ist, daß wir es hier mit einer *κοινὴ ἑστία* zu tun haben, einem Gemeindeherd, an dem das Feuer durch priesterliche Hüter Tag und Nacht unterhalten wurde, wie der tiefrot gewordene Lehm unter der Ascheschicht es ahnen läßt. In dem kleinen orchomenischen Rundbau haben wir also greifbar einen Urahn aller späteren Tholoi und *ἑστίαι*.

Fortleben des Baugedankens.

Der Typus dieses schwer herzustellenden und unpraktischen Kuppelhauses ist allerdings ausgestorben, höchstens unterirdisch hat er für Brunnenstuben, wie das Tullianum in Rom (Altmann, Ital. Rundbauten 94), eine ähnliche Anlage bei Tusculum u. s. w., sich noch bis ins 1. Jahrtausend brauchbar erwiesen. Aber in veränderter Ausführung hat er trotzdem weiter gelebt und es ist keine willkürliche Verknüpfung, wenn wir als den Endpunkt jener mit dem Lehmkuppelhaus begonnenen Entwicklung das Pantheon des Hadrian bezeichnen. Denn der architektonische Grundgedanke ist der gleiche geblieben: der kreisförmige Grundriß und die geschlossene Überwölbung, in der durch nichts eine Achsenbewegung angedeutet wird. Daher kommt es, daß die künstlerische Wirkung des Atreusgrabes der des Pantheon vollkommen verwandt ist. Es sind zwei Höhepunkte des einzelligen Einheitsbaues, der eine mit primitiven, der andere mit Mitteln einer reifen Monumentalkunst durchgeführt. Am deutlichsten wird die enge Zusammengehörigkeit fühlbar, wenn wir mit einem Blicke streifen, was die Renaissance aus demselben Baugedanken gemacht hat. Das in dieser Periode so heiß umrungene Problem des Zentralbaues, das seinen Ausgang vom Vorbilde des Pantheon nimmt, wird von vorneherein auf eine andere Basis gestellt durch den Umstand, daß man im Grundriß durch das Ansetzen von Seitenschiffen die Einheit aufhebt. Die Rundform wird jetzt von der Bewegung sich kreuzender Achsen unterbrochen und damit ist der Zauber der Geschlossenheit gestört, der beim Pantheon so überwältigend wirkt. Wir sehen denn auch in dem Kampfe zwischen Zentralbau und Langhausbau schließlich den Zentralbau unterliegen, am deutlichsten bei der Problemkirche schlechtweg, Sankt Peter, bei der Bramante-Michelangelos Zentralbau zuletzt doch wieder zum Langhaus gewandelt und die Kuppel

damit zum Bindeglied der Schiffe herabgedrückt wird, statt das herrschende Zentralmotiv zu bleiben. —

Zeltdach statt Kuppel

Wir können das reizvolle Thema Rundbau nicht verlassen, ohne eine andere Entwicklungsreihe wenigstens angedeutet zu haben, die unabhängig neben den von den Lehmkuppeln ausgehenden herläuft, aber letzten Endes denselben Ausgangspunkt hat. Bei der ältesten Reisighütte, wie wir sie S. 37 besprachen, ergab sich eine rundliche Zusammenwölbung des Daches von selbst. Es bedurfte nur geringer technischer Fortschritte, um

Abb. 11. Steinbüchse von Melos.

Abb. 12. Afrikan. Rundbautenkastell. Nach Frobenius.

größere Haltbarkeit dadurch zu erzielen, daß man die Wände senkrecht führte und das Dach als einen besonderen Teil zeltartig behandelte.[1] So sehen denn auch die Mehrzahl der Hütten aus, deren sich die barbarischen und halbbarbarischen Völker bedienten, mit denen die klassische Zeit in Berührung kam, und wie sie Hirten und Jäger der klassischen Länder allezeit gebrauchten.[2] Für die vormykenische Zeit haben wir zwei interessante Belege für diesen Typus in den beiden bekannten steinernen Büchsen aus Amorgos[3] und Melos[4] (Abb. 11), von denen die eine einen einfachen Rundbau mit Zeltdach darstellt, der eine Innenteilung hat. Die melische ist eine Kombination von sieben Rundbauten, die zu je dreien aneinanderstoßen und einen Hof- oder Innenraum zwischen sich lassen, der vorne durch ein Tor mit Giebeldach zugänglich ist. Der Deckel fehlt hier, wir werden aber über jedem Rundbau ein eigenes Zeltdach anzunehmen haben nach dem Muster des amorginischen Gefäßes.[5] Für die eigentümliche Anordnung der Bauten bei dem melischen

---

[1] Daß das Rundzelt irgend welchen Einfluß auf die Rundbauten gehabt hätte, wie man hie und da ausgesprochen findet, scheint mir theoretisch nicht glaubhaft und historisch durchaus nicht wahrscheinlich, da das Zelt den nomadisierenden Wüstenstämmen gehört, die an dieser Entwicklung keinen Anteil haben.

[2] Z. B. die Hütten der Germanen auf der Markussäule, afrikanische Hütten auf Campanaschen Reliefs u. s. w. Hirtenhütten auf Sarkophagen, Mosaiks u. dgl.

[3] Im Berliner Antiquarium. Abg. Dümmler, Kleine Schriften III, S. 49, Fig. 32 = Athen. Mitt. XI 1886, S. 18. Tsundas-Manatt, Mycenean Age, S. 260, Fig. 134.

[4] Im Münchener Antiquarium. Abg. Lubbock, Prehistoric Times[3], S. 52, Fig. 77. Tsundas-Manatt 259, 133. Perrot-Chipiez, Hist. de l'art VI, 910, 461. Montelius, Archiv für Anthropol. 23, 1895, S. 464, Fig. 44.

[5] Die von Lubbock a. a. O. stammende, noch von Altmann, Ital. Rundbauten, S. 16, festgehaltene Idee, daß die beiden Gefäße Pfahlbauten darstellen, scheint mir durch nichts begründet. Denn die unteren Fortsätze sind bei dem melischen Stücke quer gerillt und haben keinerlei Ähnlichkeit mit

Mehrzellige Rundbauten

Gefäße bietet sich eine unerwartete Analogie in afrikanischen Lehmbauten (Abb. 12), aus derselben Sudangegend, in der uns bereits die Hütten der Mussgu nützlich wurden. Westlich vom Tsad-See „traf Dr. Gruner bei den Ketere-Ketere kastellartige Wohnungen, welche aus mehreren . . . turmartigen Kegelhütten, aus verbindenden Umfassungsmauern und horizontaler Überdeckung des eingeschlossenen Raumes sich zusammensetzten" (Frobenius, Afrikanische Kulturen I, S. 215; Abb. 166, 167). Die Übereinstimmung in den Grundzügen ist vollkommen und man könnte den Deckel der melischen Urne unmittelbar nach den afrikanischen Bauten ergänzen.[1] Wir haben hier einen, freilich zukunftslosen, Versuch, mit Hilfe des Rundbaues einen „mehrzelligen" festungsartigen Gebäudekomplex zu schaffen.

Peristasis am Rundbau erfunden

Wenn wir sehen, daß so in zeitlichen und räumlichen Abständen, die jeden tatsächlichen Zusammenhang ausschließen, infolge gleicher technischer und wohl auch sozialer Voraussetzungen nicht nur gleiche Grundtypen gefunden, sondern sogar zu übereinstimmenden komplizierteren Gebilden entwickelt werden, so ist es wohl nicht zu gewagt, für eine empfindliche Lücke in der antiken Entwicklungsreihe abermals die afrikanischen Parallelen eintreten zu lassen. Von der amorginischen Rundhütte mit Zelt- oder Kegeldach bis zum entwickelten griechischen Rundtempel mit Säulenkranz, wie etwa der Tholos von Epidauros und ihren Nachfolgern, ist ein unüberbrückter Abstand. Der neue konstruktive Gedanke, der hinzukommt, ist die Erfindung der Peristasis, die Ausladung des Zeltdaches über die Mauern hinaus und seine Stützung durch Säulen. Wir müssen hier an die schwierigste und ungeklärteste Frage in der Genesis des griechischen Tempels streifen. Für den dorischen Tempel ist sie einstweilen unlösbar. Die Umschließung des mykenischen Megarons mit einem Säulenkranz ist ein fertiges Ereignis, für dessen vorbereitende Stufen wir keine Anschauung haben. Für den Rundtempel dagegen kommen nun unvermutet jene afrikanischen Parallelen. Die Hütten der Barotse und Betschuana (Abb. 13, nach Frobenius a. O., S. 210, Fig. 157, 158) enthalten sämtliche Elemente des klassischen Rundtempels, die kreisrunde Hauswand mit der Tür, das über sie vortretende Zeltdach, den Kreis der stützenden Säulen. Bei dieser primitiven Ausführung in Holz und Flechtwerk leuchtet die Art der Entstehung ohne weiteres ein: das Bedürfnis nach Schatten und nach Schutz der Wand gegen Regen veranlaßte die Vergrößerung des Daches; über eine bestimmte Ausladung hinausgelangt verlangte dieses von selbst die tragende Stütze und die Ringhalle war erfunden. Es ist nicht abzusehen, warum derselbe Vorgang sich nicht genau so in den klassischen Ländern

Abb. 13. Afrikanische Rundhütte mit Peristasis. Nach Frobenius.

Pfählen. Sie sind einfach die für eine Büchse notwendigen Füße, gerade wie man bei der amorginischen Büchse auch Schnurhenkel angesetzt hat. Bei dieser erscheinen die Füße als die rechtwinklig umgebogene Fortsetzung eines auf den Gefäßboden aufgesetzten Kreuzes. Es sieht aus, als läge ein Metallvorbild zugrunde, bei dem die Füße mit Kreuzstreifen befestigt waren.

[1] Eine Abweichung ist, daß bei den afrikanischen Anlagen die Eingänge in einem Eckturme liegen, während das melische Gefäß eine besondere Toranlage hat.

abgespielt haben sollte, zunächst in der Frühzeit an der einfachen Hütte, die dann ihre Monumentalisierung erfahren hat in den Jahrhunderten nach der dorischen Wanderung, aus deren architekturgeschichtlichem Dunkel die griechischen Tempeltypen fertig hervortauchen. Ein höchst wichtiges Belegstück für diese Entwicklung bietet der Ovaltempel von Thermon mit hölzerner Peristasis, der unten S. 50 zu besprechen ist.

Ringhalle des dor. Tempels vom Rundbau übertragen?

Man kann noch einen Schritt weitergehen und fragen: da für das rechteckige Tempelhaus vergeblich nach einer einfachen organischen Entstehung der Peristasis gesucht worden ist — denn eine einfache Ausdehnung der Stützenstellung von der Vorhalle auf die Langseiten ist weder technisch noch aus Zweckmäßigkeitsgründen plausibel —, da wir die Peristasis nun aber für den Rundtempel schon an primitiven Hütten erfunden sehen, hat es da nicht einen hohen Grad von Wahrscheinlichkeit für sich, daß die Ringhalle überhaupt zuerst am Rundtempel entstanden und von ihm auf den rechteckigen Tempel übertragen worden ist? Ich bin mir bewußt, daß dies eine Spekulation ist, die zunächst nicht durch eine klare Denkmälerreihe bewiesen werden kann. Aber wer sich gegenwärtig hält, daß die Entwicklung formaler Gedanken niemals Sprünge macht, am allerwenigsten bei den Griechen, der wird ihr vielleicht die überzeugende Kraft einer inneren Wahrscheinlichkeit zubilligen. Auf jeden Fall aber dürfen wir keinen Weg unversucht lassen, auf dem wir dem Wunder der Entstehung des griechischen Peripteraltempels näher kommen können. —

Übergang zum Ovalbau

Die Betrachtung der orchomenischen Rundbauten mußte etwas weiter abführen, weil in ihnen die Keime langer Entwicklungen enthalten sind. Trotz dieses Umstandes ist ihr Typus in seiner orchomenischen Ausführung dem Untergange verfallen gewesen. Ein neues Geschlecht an derselben Stelle hat ihn verworfen, vielleicht als zu mühsam in der Herstellung, sicher aber deshalb, weil er nicht organisch erweiterungsfähig ist. Denn die Möglichkeiten zur Erweiterung sind entweder gewaltsam — so das Vervielfachen des Runds, wovon S. 39 die Rede war — oder unpraktisch. Die Nurhagen versuchen durch Nischen, kleine Nebenkammern, Obergeschosse der toten Mauermasse mehr Raum abzugewinnen (Abb. 10), die amorginische Pyxis (S. 45) teilt den Raum ganz unrationell durch eine Mittelwand, die Kuppelgräber setzen rechteckige Nebenkammern an, die struktiv ohne jeden Zusammenhang mit der Wölbung sind. Trotzdem macht man sich nicht sogleich von dem Typus los, sondern sucht ihn auf Grund der alten Elemente zu verbessern. Das Rund, das technisch nicht über eine bestimmte Weite ausdehnbar ist, kann geräumiger gemacht werden, wenn man es in die Länge zieht, in die Ellipse überführt.

Ovale Hütten

Auch hier sehen wir die parallele Entwicklung beim einfachen Hüttenbau. Barth (Reisen in Afrika II, 507) fand ovale Hütten neben den runden; Ratzel (Völkerkunde II, 672) erwähnt solche bei den Feuerländern; aus Griechenland notiert Sotiriadis (Ephim. arch. 1900, 180, Anm.) elliptische Hirtenhütten am Euenos bei der Stätte des alten Kalydon u. s. w. Nordische Hausurnen zeigen vorwiegend ovale Grundrisse (Stephani, Der älteste deutsche Wohnbau I, Fig. 10—23). Am wichtigsten sind aber die italischen Hüttenurnen der Villanovakultur, bei welchen genau wie bei den orchomenischen Ovalbauten gestrecktere und rundlichere Grundrisse vorkommen (vgl. oben S. 35, Anm. 1; Altmann, Ital. Rundbauten 12). Sie bilden, wie das Stabwerk andeutet, Hütten aus Holz und Flechtwerk oder Reisig nach, können uns somit für die Überdachung der orchomenischen nichts lehren. In Orchomenos hat sich vielmehr, wenn wir oben S. 36 mit Recht aus der verschiedenen

Mauerdicke auf Lehmüberwölbung schlossen, die Entwicklung in der Stein-Lehmtechnik abgespielt, in der, wie oben gezeigt, auf mannigfache Weise experimentiert wurde. Das wichtigste, was uns Orchomenos lehrt, ist die reinliche Scheidung zwischen Rund- und Ovalbau, die dort um so deutlicher hervortritt, als die Bewohner der zweiten Schicht vermutlich nicht die unmittelbaren Nachkommen der früheren Besiedler waren (S. 25).

Im griechischen Kulturkreis des 2. Jahrtausends ist das ovale Stein-Lehmhaus sonst bisher nicht belegt. Nur ein gekrümmtes Mauerfragment der Kykladenkultursiedelung bei Pyrgo auf Paros scheint ähnlich, liegt aber über einem rechteckigen Grundriß (Tsundas, Ephim. 1898, S. 670). Für das Material aus dem übrigen Mittelmeergebiete kann auf Pfuhl verwiesen werden (Athen. Mitt. 1905, 346, 360, 369). Nur zwei Punkte seien hervorgehoben, das Eindringen des Typus in die Kuppelgrabtechnik und sein Zusammenhang mit archaisch-griechischen Bauten.

Ovales Kuppelgrab

Das ovale Kuppelgrab von Thorikos (*Πρακτ.* 1893, 13; Ephim. 1895, 223 Stais) bietet die in großen Dimensionen ($3^1/_2 : 9$ m) durchgeführte Ausgestaltung dieses Baugedankens. Auch dieses Grab kann nicht unmittelbar aus jenen von Tsundas aufgedeckten Kykladengräbern hervorgegangen sein,[1] deren kleine Abmessungen und variablen Grundrisse nicht die Keime für die technisch so schwierige ovale Überwölbung eines großen Raumes enthalten. Vielmehr muß auch hier die Erlernung des ovalen Überwölbens am freistehenden Gebäude (ohne die Hilfe des Erddrucks) als notwendiges Vorstadium gedacht werden. Und so haben wir abermals die direkte Übertragung der Hausform auf die Grabform und erkennen klar, daß in der architekturgeschichtlichen Entwicklung die Hausformen die führenden sind. Es empfiehlt sich deshalb, bei Betrachtungen dieser Art die beiden Entwicklungsreihen möglichst getrennt zu untersuchen.

Ovalhaus in Olympia

Ein unmittelbares Nachleben des Ovaltypus ist nur bis zur frühgriechischen Zeit zu verfolgen. Ein unerwartetes Licht fällt jetzt auf den vielumstrittenen elliptischen Grundriß in Olympia. Er ist weder ein Altar, dessen Form keine Analogie hätte, noch ein Gehege für ein Blitzmal, wie Wernicke wollte (Jahrbuch 1894, 95). Vielmehr erklärt er sich ohne Schwierigkeit als das Fundament eines Ovalhauses aus Lehmziegeln, wozu die Breite der Mauer aufs beste stimmt. Seine tiefe Lage, die hochaltertümlichen Funde (Olympia IV 4) rücken ihn ohnehin in die Anfänge der Altis. Daß Kult in seiner Nähe stattfand, lehren die Aschenreste (Olympia II 162). Somit hätten wir das älteste heilige Gebäude der Altis in ihm, das dem unten zu behandelnden Ovaltempel von Thermon ähnlich ist, nur daß die Peristasis fehlt. Und nun ergibt sich eine weitere Verknüpfung. Nachdem

Heroon des Oinomaos

Pausanias an die Beschreibung des Zeustempels und Zeusaltars alle anderen Altäre angereiht hat, beginnt er mit dem Heraion (V, 16) einen neuen Rundgang und nennt nach dem Heraion „an dem Wege vom großen Altar zum Zeustempel zur Linken“ die Säule des Oinomaos, eine uralte erzumschiente Holzsäule unter einem schützenden Baldachin (V, 20, 3); dann folgt Metroon und Philippeion. Pausanias geht also von dem Opisthodom des Heraions am Zeusaltar vorbei, den wir mit Puchstein zwischen Heraion und Pelopion ansetzen (oben S. 32), auf dem zum Zeustempel führenden Wege weiter zur Oinomaossäule — und grade links von diesem liegt das ovale Fundament —, sodann wendet er sich nordwärts

[1] Da es ausgeraubt gefunden wurde, läßt sich seine chronologische Stellung innerhalb der Kuppelgräberreihe nicht feststellen. Die Art des Mauerwerks (kleine Steine, kein Fugenschluß) ist an sich kein Anhaltspunkt, es besonders alt anzusetzen, da die Mauertechnik lokal verschieden ist.

zum Metroon. Genau also wo wir den altertümlichsten Baurest der Altis haben, überliefert uns Pausanias das Haus des frühesten olympischen Heros, der dem Pelops weichen mußte. Der Schluß ist zwingend, daß die Oinomaossäule eine Innenstütze des erhaltenen Ovalbaues war, der bei seiner Größe (10 : 18,5 m) sicher solcher bedurfte. Auch Wernicke hatte schon die Säule in die Ellipse versetzt (Jahrbuch 1894, 95). Wir gewinnen also das Bild eines ovalen Heroenhauses aus der frühesten Zeit von Olympia, von dem vielleicht nicht ausgeschlossen wäre, daß es ursprünglich ein wirkliches Herrscherhaus war. Während des Pausanias Anwesenheit fand man dort zufällig Reste von Waffen, Zügeln und Kinnketten im Boden. Doch können das ebensogut Weihgeschenke gewesen sein. Und ein ovales Wohnhaus am Beginn des 1. Jahrtausends stünde nach unserer jetzigen Kenntnis vereinzelt (S. 43). Also ist es weitaus wahrscheinlicher, daß der Kult es war, der in einem Heroon diese vormykenische Hausform bewahrt hat.

Ovalbauten Thermon

In Thermon fand Sotiriadis neben dem archaischen Apollontempel zwei spitzovale Gebäude, von denen nur das größere genauer untersucht und publiziert ist (Ephim. arch. 1900, 175). Dies schließt sich in seiner Form an den orchomenischen Typus C (Abb. 9, S. 35) an, nur daß es länger gestreckt ist. Die Mauern, noch etwa 1 m hoch erhalten, bestehen aus flachen kantigen Bruchsteinen ohne festen Fugenschluß, aber mit ziemlich guter Horizontalschichtung (Ephim. 1900, Abb. zu S. 192), und gehen ihrem Charakter nach keinesfalls über das 1. Jahrtausend hinauf. Im Inneren fanden sich drei geometrische Brandgräber, ferner Vasenscherben von durch und durch grauem Ton, die aber nicht mit Sotiriadis dem „lydischen", d. h. altermykenischen Grau gleichgesetzt werden dürfen; der Ton ist weicher und bläulicher und es scheint eine einheimische Gattung der geometrischen Zeit, wie wir eine ähnliche in Orchomenos haben. Sotiriadis setzt die Gebäude älter an als die Gräber. Doch ist die Erde im Inneren der Fundamentmauern nach seiner Beschreibung gewachsener Boden, so daß es ebensogut möglich ist, daß das Gebäude jünger ist. Dies ist das wahrscheinlichere, da das Ovalhaus nur wenig älter erscheint als der Tempel des 6. Jahrhunderts, dessen eine Ecke unmittelbar auf seiner Mauer aufsitzt. Pfuhl (Athen. Mitt. 1905, 370) vermutet, daß die Bestattungen zu dem Baue selbst gehörten, was aber wenig Wahrscheinlichkeit für sich hat, da die Gräber im Inneren regellos lagen und ihre spärlichen Beigaben auf privaten Charakter weisen. Damit fällt auch Pfuhls weitere Vermutung, daß der Bau ein Heroon war. Ich glaube, daß wir in ihm das älteste erhaltene Buleuterion, ein Versammlungshaus der aitolischen Landgemeinde, erblicken dürfen, die ja im thermischen Apollonheiligtum ihren sakralen Mittelpunkt hatte.

Buleuterion Olympia

Das wird wahrscheinlich gemacht dadurch, daß an dem ältesten Teile des Buleuterions in Olympia sich die altertümliche Form des Ellipsenbaues wiederfindet (Olympia II 76; Taf. 55 f.). In diesem aus verschiedenen Zeiten stammenden Baukomplex liegen an einem jüngeren Mittelbau zwei anscheinend gleiche Flügel, von denen der nördliche ein Langsaal mit halbrunder Apsis, der südliche jedoch eine sehr flach gestreckte Ellipse ist. Dieser letztere Umstand, der früher völlig unverständlich war (Flasch, Baumeisters Denkmäler III 1104 J), ist formengeschichtlich jetzt klar. In einer Zeit, wo die rechteckige Bauweise schon die herrschende war, hielt man die überlebte Grundrißbildung, wenigstens andeutungsweise,[1] noch fest, aus keinem anderen Grunde, als weil diese Form seit alters

[1] Die Ausbauchung der Langwände ist so flach, daß sie früher als „Unregelmäßigkeit" beschrieben wurde und auf vielen der kleineren Pläne der Altis gar nicht zum Ausdruck kommt.

für das Beratungshaus die übliche war. Als dann das olympische Rathaus in jüngerer Zeit verdoppelt werden mußte, nahm der Architekt für den Nordflügel nun selbstverständlich den einfacheren Grundriß des Apsidensaales, der sich hier also als ein direkter Abkömmling des Ovalbaues erweist.[1] Wir haben hier greifbar die Verzahnung zweier Entwicklungsreihen vor uns. Wann der Langsaal mit Apsis sich aus dem Ovalbau zuerst herausgebildet hat, ist genauer allerdings einstweilen nicht zu sagen. In archaischer griechischer Zeit ist er fertig da, wie die Beispiele von Delphi (B. c. h. 1900, 142) und der athenischen Akropolis (Wiegand, Porosarchitektur S. 159, Abb. 154) zeigen. An dem athenischen Bau sieht man deutlich, wie experimentiert wird; die Apsis ist nicht rund, sondern die hintere Krümmung beträgt nur einen Drittelkreis. Es ist durchaus möglich, daß diese beiden archaischen Gebäude nicht Tempel, sondern ebenfalls Beratungs- oder Verwaltungsgebäude waren. In die Tempelarchitektur dringt dieser Grundriß nur vereinzelt ein, in dem Kabiren-Tempel von Samothrake (Conze-Hauser-Niemann, Untersuchungen auf Samothrake, Taf. 11; Winter, Kunstgesch. in Bildern I, 19,1) und bei den böotischen Ablegern dieses Kultes (Theben, Ptoon, Thespiae. Dörpfeld, Athen. Mitt. 1888, S. 89, Taf. 2). Hingegen setzt sich die Reihe dann, mit der alten Zweckbestimmung als Versammlungsraum, unmittelbar fort in dem Apsissaal (*ἄντρον*) auf dem Prachtschiff Ptolemaios' IV (Athenaios V 38, p. 205 e), in welchem Konrad Lange (Haus und Halle 149) „das direkte Vorbild der Apsiden in den römischen Basiliken der Kaiserzeit" sieht. Die beiden äußeren der drei curiae von Pompeji (Mau, Pompeji Plan II, P. R.) schließen sich an. Somit ist aus dem orchomenischen Ovalhaus in der frühklassischen Zeit ein Versammlungshaus geworden, das mit einer wesentlichen Veränderung und Vereinfachung, der Gradführung der Längswände, bis zu den römischen Basiliken und Curiae weiterlebt und in seinem Grundgedanken in der christlichen Kirche noch heute existiert. —

Spätere Apsisbauten

Ovaler Peripteraltempel in Thermon

Wir müssen nochmals nach Thermon zurückkehren. Zu den dortigen Ovalhäusern gehören die eigentümlichen Reste eines ovalen Peripteraltempels, von dessen Ringhalle 18 enggestellte Basen für Holzsäulen erhalten sind, deren Grundriß sich zu einer langgestreckten Ellipse ergänzt (Sotiriadis, a. O. 179 mit Anm. 2). Von der zugehörigen Cella ist nichts mehr erhalten oder erkennbar.[2] Trotzdem dürfen wir die Säulenstellung keinesfalls mit Sotiriadis bloß als eine Art Baldachin für das Götterbild (*παναρχαιον θεοῦ κατοικητήριον*, in Anlehnung an Sempers bekannte Erklärung der Ringhalle) auffassen, da eine solche Form eines Schutzdaches typologisch völlig unerklärbar wäre. Wohl aber nimmt der Bau, als Peripteraltempel betrachtet, ohne weiteres seine Stellung in der Entwicklung ein, ja er ist sogar das einzige wichtige Belegstück für die Übergangsstufe, die wir für den Rundtempel oben S. 46 nur vermuten konnten. Er vertritt die Stufe, wo im Holzbau durch das Vorragen der Dachsparren über die Cellawand und die dadurch nötig werdende Stützung der Gedanke der Ringhalle sich wie von selbst ergibt. Ich sehe

[1] Der Oberbau des elliptischen Südbaues hat allerdings jüngere Formen als der des Nordbaues. Dieser Umstand ist durch die allmähliche Entstehung des ganzen Komplexes zu erklären; der südliche Oberbau muß auf ein älteres Fundament gesetzt worden sein. Pfuhls dahingehenden Ausführungen (Athen. Mitt. 1905, 307), die mit den meinigen zusammentreffen, habe ich nichts hinzuzufügen.

[2] Die rechteckige Cella, welche innerhalb dieses Ovals liegt, vertritt eine dritte Periode, zwischen Ovalbau und archaischem Tempel. Sie kann nicht zu der ovalen Peristasis gehört haben (so Pfuhl a. O. 370), weil sie nicht in der Achse der Ellipse, sondern östlich verschoben liegt.

daher in dem Ovaltempel von Thermon eine wichtige Stütze für die oben S. 47 ausgesprochene Vermutung über die Entstehung des Peripteraltempels überhaupt.[1]

Die 5 Tempel von Delphi

Hier ist die Stelle, der Legenden über die älteren Tempel von Delphi zu gedenken, die am ausführlichsten von Pausanias (X 5, 9) überliefert, aber auch sonst bezeugt sind (Frazer, Paus. vol. V 239). Die Abfolge erscheint zunächst phantastisch, ist es aber keineswegs. Der älteste Tempel besteht aus Lorbeerzweigen, der zweite aus Wachs, das die Bienen herbeibringen, der dritte aus Erz, der vierte ist der steinerne des Trophonios und Agamedes, der fünfte endlich der der Alkmeoniden. Für den ersten hat schon Tsundas (Ephim. 1885, 34, 1) richtig darauf hingewiesen, daß es eine Laub- oder Reisighütte war. Pausanias sagt ausdrücklich, daß er *καλύβης σχῆμα* hatte. Wir hätten damit die älteste baugeschichtliche Stufe, von der wir bei unseren Betrachtungen ausgegangen sind.[2] Der wächserne Tempel ist natürlich nichts anderes als das Lehmhaus, mit einer Umdichtung ins Märchenhafte.[3] Der eherne Tempel repräsentiert die mykenische Sitte des bronzenen Wandschmucks, den wir aus den Kuppelgräbern kennen. Und der erste Steinbau, der mit den Namen griechischer Heroen verknüpft ist, bezeichnet den Beginn der griechischen Monumentalkunst. Wir erkennen also genau die Entwicklungsstufen der älteren Architektur. wie wir sie in Orchomenos an den Denkmälern ablesen. Und da Delphi, im Gegensatz zu Olympia, als eine Siedelungsstätte des 2. Jahrtausends durch die Funde bezeugt ist, so steht nichts im Wege, daß die Legende die tatsächliche Baugeschichte Delphis wiederspiegelt, ein Fall mehr, wieviel Historisches in griechischer Sage und Legende steckt. —

Kurvenbau und rechteckig. Bau

Zum Schlusse müssen wir das Verhältnis des Kurvenbaues zum rechteckigen Bauprinzip betrachten. In Orchomenos setzt sich das rechteckige gegen das ovale System nicht ganz so scharf gegeneinander ab, wie das ovale gegen das runde. Denn es ist nicht mit Sicherheit zu sagen, ob nicht zwischen den Ovalhäusern schon rechteckige standen, ja dies ist sogar als wahrscheinlich anzunehmen (S. 26, 34). Auf jeden Fall aber waren es nur einzellige Hütten mit geraden Wänden. Erst in der ältermykenischen Periode ist das rechteckige Systems das alleinherrschende und zwar mit einem ausgebildeten „mehrzelligen“ Bautypus (Abschnitt 4).

Östliche Einflüsse?

Wir müssen hier den allgemeinen Gedanken streifen, den Pfuhl im Anschluß an Montelius und Sophus Müller in seiner Untersuchung über den Kurvenbau verfolgt hat: der Kurvenbau ist alteuropäisches Eigentum — er wird durch den rechteckigen Bau verdrängt unter dem Einfluß des Orients, dem der Kurvenbau fast fremd ist. Richtig ist, daß der Westen an der primitiven Rundform festhält zu einer Zeit, wo sie im Osten längst überwunden ist. In Orchomenos können wir ja das Aufhören der älteren Form genau datieren. Aber daß dies unter östlicher, in unserem Falle kretischer Einwirkung geschehen sei, läßt sich durch nichts wahrscheinlich machen. Vielmehr könnte es sehr

---

[1] Über einen weiteren Ovalbau in Eretria, der wegen seiner Lage unter einem späteren Tempel ebenfalls für einen solchen zu halten ist, ist noch nichts Näheres bekannt; *Πρακτ.* 1900, 53.

[2] Auch der älteste Tempel in Lavinium war eine Hütte, *καλιάς* (Dionys. I 57), und auf dem Palatin stand die *καλιὰ Ἄρεως*, die von dem Galliern verbrannt wurde, aber unter ihrer Asche den lituus des Romulus bewahrte (Dionys. XIV 5. Plutarch Camill. 27).

[3] Was die Federn bedeuten sollen, die daneben als Baumaterial genannt werden, ist rätselhaft. Vielleicht haben federartige Schuppen- oder Schindelmuster an der Außenseite von Lehmhäuser den Anlaß zu der Fabel gegeben.

wohl das Produkt einer selbständigen Entwicklung sein, wie sie zweifellos an vielen verschiedenen Orten sich gleichmäßig abgespielt hat (für Etrurien vgl. Altmann, It. Rundbau, S. 86). Will man aber, was bei der Ärmlichkeit der orchomenischen Kultur allerdings näher liegt, nach fremden Einflüssen suchen, so kommen sie in dieser Epoche für die Architektur, die der klarste Ausdruck des sozialen Zustandes ist, sicher nicht aus dem sozial viel vorgeschritteneren Südosten, sondern von Norden. Denn auch einige Jahrhunderte später, in der jüngermykenischen Zeit, wo wir klarer sehen, ist das Festland bei der Grundrißbildung seiner Bauten noch völlig unabhängig von Kreta, obwohl es in der Dekoration des Oberbaues gänzlich den kretischen Vorbildern folgt.

Über die fundamentalen Unterschiede zwischen den tirynthisch-mykenischen und den kretischen Palastbauten herrscht ja jetzt Klarheit (Noack, Homerische Paläste. Dörpfeld, Athen. Mitt. 1905, 257). Es muß dabei aber ein Umstand nachdrücklicher, als gewöhnlich geschieht, hervorgehoben werden, der sowohl typologisch, wie für das ethnologische Problem von entscheidender Bedeutung ist. Das tirynthische Megaronhaus ist von einem Nordvolk erfunden, das vor allem Wärme nötig hat und den Herd in den Mittelpunkt des Hauses stellt. Das Südvolk hingegen, das die kretischen Paläste ausbaut, kennt dieses Bedürfnis nicht, nirgends findet sich eine künstliche Wärmequelle. Statt dessen wird alles auf Kühle, auf Schutz vor dem Sonnenbrand angelegt. Die Pfeilersäle von Knosos und Phaistos (Athen. Mitt. 1905, 273, Abb. 3, 4) mit ihren zwei oder drei durchbrochenen Wänden sind durch Vorhallen und Lichthöfe vor direkter Sonnenstrahlung geschützt, ermöglichen aber den vollkommensten Durchzug der Luft. Also ein Südhaus von einem Raffinement, wie vielleicht nie wieder eines konstruiert worden ist.

Rechteckige Grundrisse unabhängig von Kreta

Wenn wir demnach in der zweiten Hälfte des 2. Jahrtausends das griechische Festland in der Grundrißbildung so unabhängig von Kreta sehen, so ist das für die erste Hälfte dieser Epoche erst recht anzunehmen. Daß der Megarontypus aus dem Norden gekommen ist, wird zudem durch seine frühen Vertreter in Troja II direkt bewiesen. Und so kann auch für Orchomenos gar kein anderer Schluß möglich sein, als daß die rechteckige Bauweise vom Norden gekommen ist, wahrscheinlich durch einen neuen Volksstamm, der sich auf der alten Völkerstraße vom Balkan her südwärts schob (vgl. unten S. 57). —

Wir begnügen uns hier, an einem klar faßbaren Beispiele zu zeigen, daß für Orchomenos „das Zurückweichen der alteuropäischen Kurvenarchitektur vor der orientalisch-ägäischen Bauweise“ keineswegs so sicher ist, wie es Pfuhl (S. 357) für Italien und Sizilien nachzuweisen versucht (zustimmend Altmann, Ital. Rundbauten 9), und wie es die nordischen Altertumsforscher, namentlich Sophus Müller, für den ganzen alteuropäischen Kulturkreis annehmen. Wir sind vielmehr der Überzeugung, daß der rechteckige Grundriß in Europa sich an vielen Orten genau so selbständig aus inneren technischen Notwendigkeiten entwickelt hat, wie bei den Primitiven Afrikas, Amerikas und Australiens. Seine Entstehung und Geschichte über Europa hin zu verfolgen, fehlt es einstweilen an sicher datiertem Material, und die Verknüpfung zeitlich schwer faßbarer, weit auseinanderliegender Dinge — so wenn Sophus Müller (Urgesch. Europas 69) selbst die steinzeitlichen Hütten von Großgartach wegen rechteckigen Grundrisses und Wandverputzes auf ägäischen Einfluß zurückführt — bleibt ein unsicheres Tasten.

4. Die ältermykenischen Schichten. (III. Schicht.)

Tafel III, XVII—XXVI.

Unmittelbar über der Bothrosschicht, oberhalb begrenzt durch die Schicht mit jüngermykenischer Firnisware, liegen Ablagerungen von erheblicher Mächtigkeit, für welche die monochrome graue und gelbe Tonware das Erkennungszeichen bildet. Nach Schliemanns Vorgang hatten wir die einfarbige Keramik während der Grabung als „minysch" bezeichnet, was ein für den Hausgebrauch praktischer terminus war. Seine dauernde Anwendung würde jedoch gefährlich und verwirrend sein, weil er etwas vorausnähme, was erst gefunden werden muß. Daß der frühgriechische Stamm der Minyer Orchomenos bewohnt hat, ist sicher; aber mit welcher der Ansiedelungsstufen er zusammenzubringen ist, das kann erst nach Feststellung aller archäologischen Tatsachen in Erwägung gezogen werden. Wir wählen daher für die fraglichen Schichten eine Bezeichnung, die konventionell, aber vollkommen klar ist. „Ältermykenisch" bezeichnet diejenige Entwicklungstufe, welche durch die Keramik sich als gleichzeitig erweist mit den Schachtgräbern von Mykene, also die Zeit etwa von 1700 bis 1500 v. Chr.

„Minysch"

„Älter-mykenisch"

Die Hauptmerkmale der ältermykenischen Siedelungstufe sind neben der Keramik (über welche Reineckes Ausführungen zu vergleichen sind): rechteckige Häuser von kleinen Abmessungen mit mehreren Zimmern; das Auftreten von Hockergräbern zwischen und in den Häusern.

Merkmale

Diese Periode hat die mächtigsten Ablagerungen hinterlassen und zerfällt in drei Unterstufen, welche sich in A, B, C (Plan III) vollkommen klar voneinander scheiden, ähnlich in P auftreten, in K, N u. s. w. ebenfalls vorhanden sind, hier jedoch nicht genauer beobachtet werden konnten. Auf Plan III sind die drei Schichten von unten nach oben durch die Farben blau, gelb, orange bezeichnet, auf IV und V erscheinen sie schwarz. Über die Abstände dieser Schichten von einander in C geben die Tafeln XVII, XVIII, namentlich XVII, 1 eine Vorstellung. Gegen den Nordrand des Berges, bei B, sind die Abstände erheblich größer, wie das Schema der Erdwand über B 96, Abb. 14, erkennen läßt. Das Studium dieser Wand war eine wichtige Kontrolle auf die Richtigkeit der Schichtenverteilung in A und C. Diese war zunächst durch einfaches Augenmaß festgelegt worden und wurde dann mit den vom Architekten gewonnenen Höhenzahlen durchgeprüft, wobei sich nur geringe Korrekturen ergaben. Es liegen in allen Schichten, am häufigsten in der mittleren (gelben) an vielen Stellen mehrere Mauern nebeneinander, die derselben Besiedelungshöhe angehören, aber nicht gleichzeitig bestanden haben können (am auffallendsten A 46, 48; 31—35. C 143—145; 116—126). Das Nacheinander dieser Mauer festzustellen, wäre hier völlig unmöglich, wie man sich an den Höhenzahlen leicht überzeugen kann. Nach dem Abhang zu breiten sich dagegen diese Schichten in vertikaler Richtung fächerförmig aus und wir beobachteten an der Wand B 96 (Abb. 14) statt der drei ältermykenischen Hauptschichten — Bothros- und Rundbautenschicht fehlen hier völlig — mindestens zehn Ablagerungen. Die gegebene Verteilung derselben auf die drei Perioden erhebt nicht den Anspruch völliger Sicherheit, doch erscheint zwischen c und d, g und h ein etwas größerer Abstand, so daß sich hier die stärkere Aufhöhung abzuspiegeln scheint. In der dritten Schicht h—k sind die Abstände überhaupt größer, die Reste selbst jedoch schwächer.

3 Unterstufen

Unterschiede in den Hausmauern

Unterschiede zwischen den drei Schichten konnten in Bezug auf die Keramik nicht beobachtet werden. Wohl aber lassen sich die Hausmauern der untersten (blauen) Schicht von den höheren häufig durch ihre geringere Dicke und primitivere Machart unterscheiden (C 107 bis 111; 143—145 u. s. w.). Auch scheinen die Häuser in dieser ersten Zeit erheblich kleiner gewesen zu sein und liegen ziemlich regellos, ohne bestimmte allgemeine Orientierung (Taf. XVII 1). — In der mittleren (gelben) Schicht werden die Mauern stärker (Taf. XVII 2. XVIII), die Richtung wird einheitlicher, von West-Nord-West nach Ost-Süd-Ost. Die Zimmergröße, die sich bei A 10, 51, C 119, 121 wenigstens der Breite nach feststellen läßt, steigt von 1 bis zu 4 m. Die Intensität der Bewohnung scheint in dieser Periode am stärksten gewesen zu sein, wie die enge Lagerung der Mauern bei C 116—126 und die Schichtungen B 96 d—g (Abb. 14) übereinstimmend bezeugen. — In der oberen Schicht ist die Mauerstärke eben so groß. Einmal finden sich zwei Zimmer von geringer Breite (1 m, A 31), doch zeigt gerade dieses Haus, daß wir es mit einem wohl ausgebildeten „mehrzelligen" Haustypus zu tun haben. Um falschen Schlüssen vorzubeugen, die aus dem Anblick des fragmentierten Grundrisses A 31 entstehen könnten, sei ausdrücklich gesagt, daß er nicht etwa zu einem Megaron mit doppelter Vorhalle ergänzt werden darf. Denn es lagen noch die Reste von verbrannten Lehmziegeln auf allen Steinmauern. Auch in dieser Schicht ist die Orientierung im ganzen gesehen gleichmäßig (stärkere Abweichungen bei A 14, 16). Es muß erwähnt werden, daß sich in C aus der oberen Schicht noch mehr Mauern gefunden haben, als auf Plan III verzeichnet sind. Sie waren aber durch byzantinische Gräber in ihrem Zusammenhange derartig gestört, daß sie nichts lehrten; ihre Aufnahmen sind daher der Übersichtlichkeit wegen auf dem Plan fortgelassen.

Abb. 14. Schichten an der Erdwand über B 96. Rundbau- und Bothrosschicht fehlen. a—c Ältermykenisch 1 (blau). d—g Ältermykenisch 2 (gelb). h—k. 93. Ältermykenisch 3 (orange). — 60 Megaron. 92 Byzantinisch. — Vgl. Erläuterung zu Taf. III B 96.

Mehrteiligkeit der ältermyk. Schicht in P

Außer in A—C ließ sich die Mehrteiligkeit der ältermykenischen Schicht namentlich in dem südlichsten Teil des Verbindungsgraben, in P, beobachten. Plan IV zeigt die hier

Abb. 15. Graben P²; ältermykenische Schicht 1 (blau auf Plan III). Vgl. den Abschnitt Erläuterungen.

Abb. 16. Graben P³; ältermykenische Schichten 2 und 3 (gelb und orange auf Plan III). Vgl. den Abschnitt Erläuterungen.

vorhandenen Reste von Rundbauten- und Bothrosschicht, P^2 und P^3 (Abb. 15 und 16) geben die höheren Lagen getrennt, da bei der Massenhaftigkeit der Reste ein Übereinanderzeichnen untunlich war (vgl. auch Taf. XV 2). Die Lagerung P^2 ist durch die zahlreichen Hockergräber charakteristisch, die bisweilen auf die Estriche dieser Schicht aufgesetzt sind und durch mehrere große Pithoi (P^2 69—71), die zur nächsthöheren Schicht gehören (vgl. auch A 95). P^2 entspricht also der untersten (blauen) ältermykenischen Stufe auf Plan III A—C. P^3 umfaßt die mittlere und obere Stufe derselben Periode (gelb und orange auf Plan III), und zwar gehören die Reste 81—85, 91, 93 der mittleren, 86—92 der oberen Lage an. Im Charakter der Mauern und Funde ist kein Unterschied gegenüber dem Gebiete A—C.

Q—S. N

In der nördlichen Fortsetzung des Verbindungsgrabens, Q—S, steigt das Gelände zunächst noch an und wird dann fast eben. Man kann in Q noch sehen, wie die Schichten sich einander nähern (Abb. 17), um dann weiter oben nur noch als eine einzige zu erscheinen. — In dem Rundbautengebiet N sind aus der ältermykenischen Zeit nur kurze Mauerstümpfe (N 36—40) erhalten. Andere eben so unbedeutende Reste fanden sich in höheren Lagen und wurden während der Grabung entfernt.

Abb. 17. Q. Südende der westlichen Grabenwand mit ansteigenden Schichten. Vgl. den Abschnitt Erläuterungen.

Ältermykenisches in K

Am vollständigsten ist der Haustypus der ältermykenischen Zeit vertreten in der Schichtengrabung K durch das verbrannte Haus K 102 (Taf. V. XX. XXI), das seiner Lage nach, dicht über der Bothrosschicht (vgl. Plan IV, K $100a^1$, 114), in die älteste der drei Perioden gehört. Allerdings unterscheidet es sich durch Größe und Mauerstärke von den meist kleineren Häusern der blauen Schicht in A—C, so daß man es deshalb der gelben Schicht zuweisen möchte, unter der Annahme, daß die blaue Schicht überhaupt nicht bis an diesen Ostabhang hinabgereicht habe. Doch ist das nicht zu beweisen, weil in K ein sauberes Sondern der Schichten von der Bothrosschicht aufwärts überhaupt nicht möglich ist. Die Zuweisung von K 102 an die blaue Schicht bleibt daher das wahrscheinlichste. Was wir sonst von ältermykenischem in K haben, sind, neben den Hockergräbern, eine Anzahl gerader Mauern auf dem Grundplan (K 122, 126, 130, 164—167). An den Wänden liegen, in einer Linie mit K 102 — nur gemäß dem Ansteigen des Geländes etwas höher — einige stattlichere Reste (linke Wand K 124^2, 130^2; rechte Wand K 151^4, 146^4). Die höheren Lagerungen sind dann sehr viel schwächer und sind durch byzantinische Gräber gestört gewesen, so daß für die Unterteilungen der ältermykenischen Schicht hier nichts zu lernen ist.

Ältermyken. Haustypen

Die Haustypen der ältermykenischen Schicht hängen in keiner Weise mit denen der älteren Siedelungen zusammen. Während Rund- und Ovalbauten an dem primitivsten Baugedanken, dem einräumigen, „einzelligen" Haus festhalten, haben wir hier die Möglichkeiten des rechteckigen Grundplanes schon mit seiner vorteilhaftesten Konsequenz durchgeführt: mit dem Nebeneinanderlegen gleichwertiger Unterabteilungen.[1] Leider

[1] Dieser Gedanke ist in den kretischen Palästen auf das großartigste durchgeführt, hingegen in den festländischen Palästen der jüngermykenischen Zeit in eigentümlicher Weise umgangen, indem

fehlen vollständige Häuser. Aber man gewinnt doch aus Grundrissen wie K 102, C 119, 121, A 10, 31 ein genügendes Bild, um sich den Typus zu ergänzen zu einem aus mehreren nebeneinanderliegenden Kammern bestehenden Ganzen, das ein Sattel- oder Walmdach getragen haben wird. Die Häuser scheinen gesondert gestanden zu haben. Denn ein Zusammenhängen mehrerer untereinander, wie in Phylakopi, Palaikastro (Ann. Br. Sch. IX, Taf. 6), Gurnia müßte sich auch an den orchomenischen Überresten noch zu erkennen geben, wenn es vorhanden gewesen wäre. Zudem haben wir bei K 102 den umgebenden Hof an zwei Seiten erhalten. Während wir also in den genannten anderen Orten ein Wohnen mit *parietes communes*, das geschlossene Blocksystem, also Stadtcharakter haben, sind die orchomenischen Siedelungen der ältermykenischen Zeit noch rein dörflich, ein Zug, der sich aufs beste dem sonstigen Bilde dieser niedrigen Kultur einfügt.

Über die Herkunft dieser Haustypen im Einzelnen etwas zu vermuten, ist müßig, solange nicht festländisches Vergleichsmaterial, namentlich aus Thessalien, vorliegt. Nur darauf muß nochmals aufmerksam gemacht werden, daß der Megarontypus, den Tsundas in Thessalien beobachtet hat, bei uns nicht nachweisbar ist. Für die allgemeinen Zusammenhänge vgl. S. 51 fg.

Neubesiedlung zu Beginn der ältermyk. Zeit

Was das Verhältnis der ältermykenischen Schicht zu der Bothrosschicht anbelangt, so ist der Wechsel in allen Dingen so stark,[1] daß man auch hier eine Neubesiedelung durch einen fremden Volksstamm wird annehmen müssen. Zudem ist auch die Aufhöhung durch eingestürzte Lehmwände in der Bothrosschicht an vielen Stellen so groß (K 27[3]—28[3], 38[4]—57[4], 89[1]; vgl. Abb. bei der Erl. zu C[2]), daß sie auf ein gewaltsames Zerstören und Neubesiedeln schließen läßt, während in deutlich erkennbarem Gegensatz die einzelnen Perioden der ältermykenischen Zeit — wenn nicht eine lokale Brandkatastrophe wie bei K 102 hinzukommt — Ablagerungen von viel geringerer Mächtigkeit verursachen, die sich zum Teil ineinanderschieben (z. B. an den Wänden von K) und so ein friedliches und ununterbrochenes Fortwohnen erkennen lassen.

Für die ethnologische Betrachtung darf es demnach als Tatsache betrachtet werden, daß nach der Rundbauten- und der Bothroszeit jeweils ein neu zugewanderter Stamm den orchomenischen Burgberg besetzt hat. Angesichts der gewaltigen Unruhe unter den Völkern des Mittelmeeres, die uns für die zweite Hälfte des 2. Jahrtausends durch die ägyptischen Quellen bezeugt ist, kann diese Tatsache nicht wundernehmen, und man wird diesen ganzen Zeitabschnitt vermutlich immer mehr als das Jahrtausend der Wanderungen für Griechenland erkennen lernen.

Bauart der Häuser

Die Technik der ältermykenischen Häuser ist die gleiche wie in der früheren Zeit. Die besseren Mauern sind unten aus Bruchsteinen, meist zweireihig geschichtet, an den Außenseiten oberflächlich grade behauen; darüber liegt die Lehmziegelmauer. Es sind jedoch eine ganze Reihe von Fällen beobachtet worden, wo der Steinsockel fehlt und die Lehmziegel unmittelbar auf Erde aufliegen. Ein besonders gut erhaltenes Mauerstückchen dieser Art aus unverbranntem gelbem Lehm, das sich im Graben Q fand, zeigt noch deutlich die Größe der einzelnen Lehmziegel (durchschnittlich 18 : 18 : 9 cm. Abb. 18). Es

hier die zähe Herrschaft des einzelligen Megarontypus zu den wunderlichsten und unpraktischsten Planbildungen führt. Vgl. auch Noack, Homerische Paläste, S. 18 f.

[1] Auch wenn in der Bothrosschicht schon rechteckige Hütten vorkamen, wie zu vermuten, so unterscheiden sie sich doch wesentlich von den mehrzelligen ältermykenischen Häusern. Vgl. oben S. 34, 51.

scheint, daß gelegentlich an demselben Hause beide Methoden nebeneinander vorkommen. An K 102 haben nämlich die Lehmziegelmauern, die auf dem Plan V schwarz gegeben sind, anscheinend keinen Steinunterbau, nur hie und da sind ein paar Steine zwischen den Lehm gesteckt, wogegen am Südende die Mauer 98a (vgl. Abb. 19. Taf. XX. XXI) plötzlich in einen Steinsockel übergeht. Das wird damit zusammenhängen, daß hier das Gefälle stärker wurde und eine festere Unterlage erwünscht war. Die Unvollständigkeit der erhaltenen Steingrundrisse ist also möglicherweise nicht immer nur der Zerstörung, sondern diesem gemischten System zuzuschreiben.

Wand und Boden

Das Haus K 102 ist durch Brand zugrunde gegangen und die Ziegel sind zum Teil so hart wie Backsteine geworden. Vor allem ist wichtig, daß auch der ehemalige Wand-

Abb. 18. Ältermykenische Lehmmauer in Q, ohne Steinsockel.

bewurf dadurch so gehärtet worden ist, daß er bei K 104 noch auf eine größere Strecke erhalten war (Taf. XXI 2). Es ist eine einfach aufgestrichene, stark mit Stroh durchsetzte Lehmschicht von etwa 2 cm Dicke, die außen einen dünnen weißen Überzug hatte (näheres bei den Erläuterungen). — Der Boden der Häuser bestand aus einer dicken Schicht gestampften Lehms. Solche Estriche sind an sehr vielen Stellen gefunden worden, gut erhalten sind sie besonders bei K 101, 102; P^2 67, 72, 76; P^3 82, 83.

Innere Einrichtung

Von der inneren Einrichtung hat ebenfalls das verbrannte Haus K 102 das meiste bewahrt (vgl. Taf. XX, XXI, Abb. 19 und die Erläuterungen). Eine Lehmbank sprang vor (K 109), die gleichzeitig mit der Wand hergestellt ist. In dem größeren Zimmer 101 liegt in der Ecke eine Lehmplatte K 103, um Geräte darauf zu stellen. Auf ihr fand sich ein großes Mattmalereigefäß. Mehrere Gefäße standen umher (K 105, 106, 108). Das wichtigste ist die Kocheinrichtung K 111/112, Lehmziegel, die auf die hohe Kante gestellt sind, um das Geschirr zu tragen (näheres bei den Erläute-

rungen). Vorrichtungen gleicher Art, zum Teil aus Hausteinen hergestellt, fanden sich bei K 69, C 122, A'39. Jedoch war ein solcher Aufbau von parallelen Bänken keineswegs die Regel. Vielmehr wurde das Feuer für gewöhnlich einfach auf dem Lehmestrich des Hauses entzündet, der dadurch in wechselnder Dicke rot gebrannt wurde. Solche Feuerstellen, auf denen meist noch eine mehr oder minder dicke Schicht Asche lag, sind unzähligemale beobachtet worden. Im senkrechten Schnitt konnte man meist sehr deutlich sehen, wie die Rötung nach den Rändern der Feuerstelle hin weniger tief reichte. Trotzdem also die Vorteile eines Herdes bekannt waren und in „besseren“ Häusern angewandt

Abb. 19. Grundriß des „verbrannten Hauses“ K 102. Vgl. die Erläuterungen zu Taf. V, K.

wurden, verharrte man im allgemeinen während der ältermykenischen Zeit doch auf der gleichen primitiven Entwicklungsstufe wie in der Bothroszeit.

Auch die Pithoi gehören zu den charakteristischen Einrichtungsstücken dieser Periode. Sie sind durchweg leer gefunden worden. Die kleineren standen frei (K 106, 108), die größeren waren in die Erde eingesenkt (A 95, K 75², N 30, P² 69—71, P³ 82a). Einer, P² 71, war besonders sorgfältig versenkt, indem er ringsum mit flachen Steinen ummauert war, die bis zur Schulter emporgingen (vgl. Taf. XIX 2).

Höfe

Die Höfe der Häuser sind oft sorgfältig hergerichtet, teils durch Pflasterung mit großen Steinen, teils durch einen mit kleinen Steinen festgestampften Estrich. Große flache Pflastersteine, mit Zwischenräumen nebeneinandergelegt, finden sich namentlich im Hof

des verbrannten Hauses K 114, wo man deutlich auch das Abschleifen der Oberfläche durch die Darübergehenden erkennen kann (vgl. Taf. XX), ferner bei P³ 81, A 4 und 9.[1] Außerdem werden die Höfe fest gemacht durch eine oft erheblich dicke, hartgestampfte Schicht, die aus unregelmäßigen kleinen Bruchsteinen, Scherben, Knochen und manchmal etwas Asche zusammengesetzt ist. Man hat also offenbar den Haushaltungsabfall mit verwendet. Die erste beobachtete Erscheinung dieser Art war bei A 9, wo die gestampften Massen etwa 20 cm dick und sehr fest waren. Hier fanden wir auch größere Tierknochen zwischen den Steinen (Unterkiefer von Pferd oder Rind, große Schenkelknochen). Ebenso ist die weitere Umgebung im Hof des verbrannten Hauses (K 115a, 115b; 115a¹, 115b¹) hergerichtet und an mehreren anderen, nicht in die Pläne eingetragenen Stellen fanden sich ähnliche Reste. Umfang und Begrenzung eines solchen Hofes ist nirgends zu erkennen gewesen. Nur bei N 114 scheint es, daß die Mauer 116, 116¹ die Umfassung des Hofes bildete und daß von ihr auch der große Steinhaufen N 117, 117¹ herrührt (Taf. XX). Hier hätte dann die Hofmauer schräg zu dem Hause 102 gestanden, was ja leicht denkbar ist.

Vegetabilische Reste

Eine sehr häufige Erscheinung der ältermykenischen Schicht waren Reste von Getreide und Hülsenfrüchten, die oft in großen Massen beieinanderlagen. Sie waren stets vollständig verkohlt. Am reichhaltigsten lagen sie in dem Nordwinkel von C, besonders bei dem Herd C 122, ferner in und neben dem verbrannten Hause K 102. Geheimrat L. Wittmack von der K. Landwirtschaftlichen Hochschule in Berlin hatte die Güte, die Sämereien zu bestimmen und fand unter den 1903 eingesandten Proben folgendes:

1. Hordeum, Gerste.
2. Triticum, Weizen.
3. Vicia faba, Wicken, Saubohnen. Diese waren in großen Mengen vorhanden. Bei C 122 wurde ein ganzer Sack davon aufgesammelt.
4. Lathyrus sativus, Platterbsen, kleine Form. Diese lagen in der Wand über B 96, vgl. Abb. 14 f. — Die gewöhnliche Erbse, Pisum sativum, wurde nicht gefunden.
5. Ervum Ervilia, Erve, dreikantige Erbse.
6. Unkräuter: 1 Korn Agrostemma Githago, Kornrade; 1 Korn Polygonum, Knöterich; 2 Körner Bromus, Trespe.

Weintraubenkerne von Vitis vinifera waren 1903 im Graben O in einem oberflächlich liegenden Grabe mit ausgestrecktem Skelett gefunden worden und zwar zwischen den Beckenknochen. Sie waren unverkohlt und verrieten schon dadurch geringeres Alter.

1905 fanden sich in K große Mengen von Körnern, namentlich in und beim verbrannten Hause K 102. Und zwar lagen:

1. im Herd K 112 Weizenkörner,
2. an einer anderen Stelle desselben Hauses dreikantige Erven (Ervum Ervilia, knotenfrüchtige Wicklinse oder Erve),
3. nördlich vom verbrannten Hause zahlreiche Weizenkörner.
4. in der Nähe des Hauses zahlreiche Körner des kleinkörnigen Lathyrus sativus (Platterbse) und etwas Ervum Ervilia.

[1] Daß in der Odyssee XIV 5 f. bei der Beschreibung des Gehöftes des Eumaios ein solcher gepflasterter, nicht ein ummauerter Hof zu verstehen sei (ἥν (αὐλὴν) ῥα συβώτης | αὐτὸς δείμαθ' ὕεσσιν . . . . ῥυτοῖσιν λάεσσι), habe ich Jahrbuch 1906, S. 59 Anm. 6 wahrscheinlich zu machen gesucht.

An fünf weiteren Fundstellen dieser Schicht in K fanden sich Weizen und Platterbse, mehrfach in großen Mengen. Außerdem stellte Herr Wittmack darunter fest:

5. ein Gerstenkorn,
6. drei Körner Lolium remosum,
7. ein nacktes Haferkorn.

Von besonderem Interesse ist, daß bei dem Pithos P^2 70 neben einigen Weizenkörnern 6 Traubenkerne gefunden wurden, diese also sicher aus ältermykenischer Zeit.

Man erhält aus den reichen Körnerfunden, die in Rundbau- und Bothrosschicht trotz gleicher oder besserer Verschüttungsverhältnisse ganz fehlen, den deutlichsten Beweis dafür, daß mit der ältermykenischen Epoche eine Zeit intensiver Feldwirtschaft, außerdem der Weinbau, beginnt. Das stimmt gut zu der Vorstellung, daß während dieser Epoche die Ebene des Kopaissees durch die Deichbauten ausgetrocknet war.

Hockergräber

Die Hockergräber, welche sich zwischen den ältermykenischen Mauern finden, bilden die interessanteste, aber auch schwierigste Eigentümlichkeit dieser Schicht. Wir geben zunächst eine Aufzählung und Beschreibung topographisch nach den Plannummern:

1. **A 7.** (Plan III. Abb. 20.) Gelegen am Rande der Hofpflasterung A 9, etwas tiefer. Die Pflasterung ging nicht über das Grab hinweg, sondern dieses hat das Pflaster zerstört. — Innenmaße: Länge 1 m, Breite 0,45—0,60 m, Tiefe 0,35 m. Mit hochkantig gestellten Bruchsteinen umstellt, welche nachträglich um den gebetteten Toten herumgesetzt sind, wie die Ausbuchtung an der linken Seite beweist. Die Abdeckung fehlte. — Kopf des Toten nach Südwest. Hände lagen am Gesicht.

Abb. 20. Hockergrab A 7.

2. **A 8.** (Taf. XXII 1.) Das erste am 4. April 1903 dicht unter der modernen Oberfläche gefundene Hockergrab, dessen Stelle, da es nicht konserviert werden konnte, auf dem Plane nur ungefähr angegeben ist. Es ist mit Lehmziegeln von etwa 8 cm Dicke umstellt. Die Form war ungewöhnlich gestreckt (Länge 1,40 m, Breite 0,65. Innenmaße: 1,25 : 0,46 m), so daß der Oberkörper nicht wie sonst gekrümmt, sondern die Wirbelsäule gerade ist. Hände neben dem Kopf. Kopf lag nach Osten.

3. **A 26.** (Taf. XXIII 1.) In der Nordwest-Ecke des byzantinischen Baues A 22, tiefer als die Fundamente dieses Baues und als die ältermykenische Mauer A 25. Mit großen hochkantig gestellten Steinplatten umgeben, und mit zwei Steinplatten abgedeckt. Länge 1,25 m, Breite 0,65 m, Tiefe 0,45 m. Auch hier hatte das Skelett eine gestrecktere Lage. In der Kniegegend lagen der Schädel und die Knochen eines Kindes, das wohl gleichzeitig, nicht nachträglich beigesetzt worden ist.

4. **A 24.** Auf gleicher Höhe mit A 26. Steineinfassung.

5. **C^1 117.** In diesem Schachte erschien bei etwa 13.50 m Höhenlage, also in der Höhe der blauen Mauern C 108—111, eine rechteckige Mauerecke aus Hausteinen. Nachdem sie entfernt war, lag unter ihr eine sehr große flache Platte (0,60 : 0,95 m), welche die eine Hälfte eines mit Platten umstellten Hockergrabes bedeckte. Die andere in der Wand des Schachtes steckende Hälfte ist mit einer ebensolchen Platte gedeckt. Kopf in der Südwest-Ecke. Auf gleicher Höhe mit dem Grabe wurde reichliche ältermykenische graue Topfware gefunden, aber noch kein Urfirnis. Dies Grab, sowie K 161, 166 sind diejenigen, bei denen Überbauung durch eine Hausmauer unmittelbar beobachtet worden ist. C^1 117 ist in der ersten (blauen) Periode der ältermykenischen Zeit angelegt worden. Vgl. Abb. zu den Erläuterungen zu C^1.

C 128—133 (Taf. XXIV 1) liegen in verschiedenen Höhen von Nord nach Süd ansteigend; der Unterschied beträgt fast $^3/_4$ m, was mit dem Ansteigen des Geländes zusammenhängen wird. Obwohl auch die Achsen nicht parallel liegen, gehören die Gräber keinesfalls in verschiedene Perioden, da sie gegenseitig aufeinander Rücksicht nehmen.

C 130—132 sind sicher älter als die Mauer C 127 der dritten (orange) Schicht, da

deren Verlängerung über sie hinweggeht. C 129 liegt unter der gelben Mauer C 126. C 131 ist aller Wahrscheinlichkeit nach älter als die gelbe Mauer C 125, da diese bei der Fundamentierung etwas in den Erdboden eingesenkt worden sein wird. Diese Gräbergruppe ist also während der mittleren (gelben) Periode der ältermykenischen Zeit angelegt und noch in derselben Periode teilweise überbaut worden.

6. **C 128.** (Taf. XXIV 1.) Ohne Einfriedung. Die Leiche war in Hockerstellung gelegt und dann mit den Teilen eines großen Pithos zugedeckt worden.

7. **C 129.** (Taf. XXIV 1.) Einfassung mit sehr dicken (16 und 10 cm) Lehmziegeln. Die eine Ecke des Grabes liegt unter der Mauer C 126. Kinderleiche. Kopf in der Südecke.

8. **C 130.** Lehmeinfassung. Während der Grabung zerstört, weil zu spät bemerkt. Wohl Kindergrab.

9. **C 131.** Lehmeinfassung. Erwachsener; Kopf nach Südwest.

10. **C 132.** Lehmeinfassung; Ziegeldicke 10 cm. Zwillingsgrab; in der Südwest- und Südecke lag je ein Kinderschädel. Beigaben: zwei kleine Spiralringe aus rundem Bronzedraht, drei bis vier Windungen, an den Enden dünner werdend.

11. **C 133.** (Taf. XXIV 2.) Lehmeinfassung. Innenmaße 0,45 × 0,47. Erwachsener; Kopf nach Südwest. In der Südwest- und Südecke beiseite geräumte Knochenreste einer früheren Bestattung.

Abb. 21. Hockergrab C 148. Schnitt und Draufsicht.

12. Reste eines Kinderskeletts, ohne Einfassung, unter der Nordostecke der Mauer C 134.

13. **C 144.** Die Abdeckung des Grabes bestand aus den wie eine Eierschale auseinandergeschlagenen beiden Hälften eines großen Pithos (Taf. XXV 1); an der einen Seite (links auf der Abbildung) war ein Stück Lehmziegel zur Verbindung dazwischen gelegt. Darunter fand sich ein aus vier Lehmziegeln etwas unregelmäßig hergestellter Kasten von 0,63 m Länge, am Kopfende 0,50 m, unten 0,54 m breit; Höhe 0,33 m. (Taf. XXV 2. XXVI 1 nach Aquarell von Sursos). Gut erhaltenes Skelett eines Erwachsenen, trotz der Kleinheit des Sarges; Kopf nach Nordost. Das Grab muß jünger sein als die gelbe Mauer C 141.

14. Neben dem vorigen Grabe, etwa über der blauen Mauer C 143, lagen horizontal die Stücke eines weiteren großen Pithos, unter denen trotz Mangels von Knochenresten wahrscheinlich ebenfalls ein Hocker lag. Es waren keine Lehmwände vorhanden, so daß das Skelett vielleicht durch die Feuchtigkeit, die sonst durch diese abgehalten wird, zerstört wurde.

15. **C 147.** Lehmeinfassung, sehr schlecht erhalten.

16. **C 148.** (Abb. 21.) Hier ist die Herstellung der Lehmkiste besonders deutlich. Zu unterst liegt eine große, an der Seite angestückte Lehmplatte, darauf stehen die aus je einem Stück hergestellten Wände, zu oberst ist eine überstehende Deckplatte aus Lehm. An der Südseite lehnte sich das Grab an die gelbe Mauer C 151 an und ist also jünger wie diese. Schlecht erhaltenes Skelett eines Erwachsenen, ungewöhnlicherweise auf die r e c h t e Körperseite gelegt; Kopf nach Südwest.

17. **C 153.** Lehmeinfassung. Schlecht erhalten. Gleichzeitig oder etwas jünger als die Mauer C 153.

18. **C 154.** Lehmeinfassung. Die Anlage des Grabes setzt die teilweise Zerstörung der gelben Mauern C 155, 155a voraus.

Verteilung auf die 3 Perioden in C

Die Zeit dieser Gräberserie verteilt sich also auf drei Perioden der ältermykenischen Zeit, aber mit ungleicher Häufigkeit. Sicher der untersten Schicht gehört nur C[1] 117 an (mit blauer Mauer überbaut gewesen). In der mittleren Schicht angelegt und noch in der gleichen Periode überbaut ist die Reihe C 128—133. Aus der dritten Periode endlich stammen die Gruppen C 144—154 und A 7—8.

19. **K 97.** (Plan V. Abb. 19.) Lehmwände, außen verstärkt durch einzelne kleine Hausteine. Innenmaße: 0,80 × 1,10 m. Kopflage unsicher. — Das Grab liegt etwas tiefer als der Estrich des verbrannten Hauses K 102 (vgl. 97[1]), der aber trotz sehr genauer Beobachtung hier nicht mehr erkennbar war, also sich wohl nicht über dasselbe fortgesetzt hat. Das Grab stammt also aus einer jüngeren Zeit als K 102.

20. **K 125[2].** Lehmwände; die an der Grabenwand sichtbare Seite ist aus zwei Ziegeln zusammengesetzt. Keine Abdeckung. Unten auf den Estrich des älteren Hauses K 124[2] aufgesetzt. Kopf nach Südwest.

21. **K 127.** (Abb. 22.) Doppelte Lehmwände auf allen Seiten. Abdeckung mit mehreren großen Platten und Steinen, die durch ihr Gewicht die Lehmwände auseinandergedrängt hatten. Die Grabsohle reicht bis auf die Bothrosschicht herab (vgl. 127[2]). Erwachsener; Kopf nach Südwest.

Abb. 22. Hockergrab K 127. Lehmwände, Steindecke.

22. **K 152[4]**, in der Grabenwand steckend. Als Sohle dient der Estrich des Hauses 151[4]. Man sieht, wie die gestürzten Lehmmassen dieses Hauses weggeräumt sind, um die Lehmwände des Grabes zu setzen. Abdeckung mit Lehmplatte. Kinderskelett; Kopf nach Südwest. Beigabe ein zweihenkliger grauer Becher. Er war mittendurch gebrochen und die zwei Stücke waren ineinander gelegt.

23. **K 159.** Lehmwände, zum Teil rot verbrannt. Es muß also ein Estrich mit Feuerstelle dicht darüber gelegen haben (vgl. das Grab T 6, Abb. 23). Kindergrab; Kopf nach Südwest.

24. **K 161.** Lehmboden und Lehmwände. Erwachsener; Kopf nach Südwest. Die Mauer K 122, 122[2] ist über das Grab weggeführt.

25. **K 163.** Lehmwände. Erwachsener; Kopf nach Nordwest. Der Kopf war ganz auf die Schulter herabgedrückt, der rechte Ellenbogen ungewöhnlicherweise zur r. Hüfte herübergezogen, die linke Hand lag wie sonst am Kopf. Der Tote scheint vor der Beisetzung zusammengeschnürt zu sein. — Das Grab ist in die Ecke eines Hauses hineingelegt, so daß hier im ersten Augenblicke ein unmittelbarer Beweis für das Begraben im Hause vorzuliegen schien. Jedoch gehört die Hausmauer K 95 schon zur Bothrosschicht; das Grab ist ungewöhnlich tief hinabgesenkt und zweifellos durch Zufall so genau in die Hausecke geraten.

26. **K 166.** Lehmboden und Lehmwände. Innenmaße: 0,29 × 0,50 m; Höhe 0,32 m. Kindergrab; Kopf nach Nordost. Das Grab liegt rund 1 m tiefer als die Mauern K 130 und 167. K 167 ging über das Grab fort.

27. **K 168.** (Taf. XIV.) Die Lehmwände sind auf den Estrich des in die Bothrosschicht gehörigen Hauses K 45 aufgesetzt; hier lagen die Scherben des zerbrochenen Gefässes K 46, von denen sich einige

am Boden des Grabes und unter seiner Ostwand fanden. Innenmaße: 0,34 × 0,53 m; Höhe unbestimmbar. Dicke der Lehmwände 0,08 – 0,10 m. Die rotverbrannte Lehmziegelmasse, welche den ganzen Estrich bis zu 40 cm Höhe bedeckte und in der sich die braunen Grabwände abzeichneten, füllte auch das Innere des Grabes. Es war also mit dem ausgeschachteten Material überdeckt, welches hineinstürzte, als die Abdeckung einbrach. Kindergrab; Kopflage unbestimmbar.

28. **K 169.** Lehmwände mit Steinplatte als Deckung. Innenmaße: 0,40 × 0,60 m. Kindergrab; Knochen zerstört, nur Zähne erhalten.

29. **K 170.** Nur die Nordecke war erhalten. Ungewöhnlich groß (die vom Architekten im Plan aufgetragenen Maße sind jedoch nicht ganz gesichert). Die Wände bestehen nicht aus hochkantig gestellten, sondern aus flach gelegten, 0,30 m breiten Lehmziegeln. Die Mauer K 167 ging über das Grab weg.

Verteilung in K

Die sämtlichen Gräber in K liegen, wenn man die Steigung des Geländes mit in Rechnung zieht, fast alle in annähernd derselben Höhe. Nur K 163 liegt um fast einen Meter tiefer und geht unter die Bothrosschicht hinab. Es könnte also etwa von der ersten ältermykenischen Schicht aus, der des verbrannten Hauses K 102, angelegt sein. Die anderen, welche zum Teil gerade bis auf die Bothrosschicht herabgehen (vgl. K 127[a], 168), müssen aus einer mittleren ältermykenischen Schicht stammen, denn die jüngsten Mauern dieser Zeit gehen wieder über sie hinweg (K 122, 167). Demnach haben wir auch hier Hockergräber aus verschiedenen ältermykenischen Stufen.

30. **M** (Plan II. Taf. XXII 2), am Westende dieses Grabens, 1,60 m unterhalb der modernen Oberfläche. Lehmeinfassung mit sehr dicken (0,25 m) Wänden. Innenmaße: 0,90 × 1,20 m. Skelett eines Erwachsenen, in gestreckterer Lage als gewöhnlich; linke Hand am Kinn, rechte etwas tiefer; Kopf nach Südwest.

31. **N 41.** (Plan IV.) Einfriedigung mit Lehmziegeln (Dicke 0,10 m); ebenso Abdeckung mit Lehm, über diesem aber noch drei große, unbehauene Steinplatten. Innenmaße: 0,48 × 0,60 m; Höhe 0,25 m. Skelett eines etwa dreijährigen Kindes. Beigabe: bronzener Spiralring von 1 cm Durchmesser. Das Grab lehnt sich an die Mauer N 39 an. Es hat einen westlich davon erkennbaren Estrich durchschlagen, der etwa 20 cm höher als die steinernen Deckplatten lag.

32. **N 42.** Steinsetzung aus mehreren kleinen Kalksteinplatten, dazwischen ein Pithosboden eingeklemmt; mit zwei Platten abgedeckt. Höhe 0,36 m; Außenmaße 0,75 × 0,50 m, Innenmaße 0,50 × 0,35 m. Reste eines Kinderskeletts; Kopf nach Südwest.

33. **N 43.** Doppelte Steinsetzung aus vielen kleinen Platten. Höhe 0,30 m; Außenmaße 0,60 × 0,40 m. Kinderskelett.

34. **N 44.** Ohne Einfriedigung, nur 0,30 m unter der modernen Oberfläche, 2,20 m über dem Felsen, also jedenfalls in der obersten ältermykenischen Schicht. Die Eintragung in den Plan ist ohne Messung nach dem Tagebuchkrokis gemacht, da dies und das folgende Grab sofort entfernt werden mußten. — Erwachsener; Kopf nach Südwest. Hinter dem Nacken lag ein grober handgemachter Napf.

35. **N 45.** Ohne Einfriedigung. Lage wie 44. Skelett eines Erwachsenen; Kopf nach Südwest. Die Knochen waren durch den Erddruck stark verschoben. — Im Nacken lag eine Mattmalereikanne, vor dem Gesicht ein grauer Becher.

36. **N,** oberhalb des Rundbaues N 8, an einer nicht sicher einzutragenden Stelle nordwestlich von dem Erdkegel N 33: Kindergrab mit Steinsetzung wie 42/43.

37. **N,** oberhalb der nördlichsten Stelle des Rundbaues N 8, etwa 2,20 m höher als dessen Mauer. Kindergrab. Steineinfassung aus vier Platten.

Verteilung in N

Eine sichere Verteilung dieser Gräber auf die ältermykenischen Schichten ist gemäß der Verhältnisse im Gebiet N (S. 56) nicht möglich. Doch erkennt man, daß N 44/45 der jüngsten höchsten Schicht angehörten, N 41—43 einer erheblich tiefer liegenden. —

38. **O** (Plan II), etwa in der Mitte des Grabens. Innenmaße: 1 × 1 m. Erwachsener; Kopf nach Südwest.

39. **P[2] 66.** (Abb. 15, S. 55.) Lehmwände nicht sicher erkennbar, waren möglicherweise nicht vorhanden, da die ganze Umgebung aus hartem braunem Lehm bestand. Innenraum: 0,87 × 1,05 m

Erwachsener; Kopf nach Südwest. Beigabe ein tönerner Wirtel mit eingedrückten Verzierungen. — Das Grab ist bis tief in die Bothrosschicht hinabgetrieben (zwischen P 53 und 56a hinab). Das Hofpflaster P^3 81 ging später darüber weg.

40. P^2 68. Steinsetzung aus kleinen Kalksteinen. Als Boden ist der Estrich P^2 67 benutzt. Innenmaße: 0,40 × 0,40 m. Kindergrab; Kopf nach Süd.

41. P^2 73. Bodenplatte aus Lehm, die auf die Estrichschicht P^2 72 aufgelegt ist; vier Lehmziegel als Wände. Diese sind stark aber ungleichmäßig rot verbrannt, zweifellos dadurch, daß die Estrichschicht P^3 83 unmittelbar darüber lag und auf dieser eine Feuerstelle war. Innenmaße: Länge 0,57 m, Breite am Kopf 0,27 m, unten 0,32 m. Ziegeldicke 0,08 m. Kindergrab; nur die Zähnchen erhalten.

42. P^2 77. (Taf. XXIII 2.) Sorgfältige Einfriedigung aus großen flachen Kalksteinplatten, an der Nordseite eine einzige, an der Südseite zwei Platten, am Kopf- und Fußende je eine. Innenmaße: 0,45 × 1,12 m; Höhe 0,40 m. Die Deckplatten fehlten. Erwachsener; Knochen sehr mürbe; der Kopf lag nach Südwest. — Das Grab liegt mit dem oberen Rande etwas unter dem Fußboden des Hauses $P^{2,3}$ 90; es ist jünger als dies Haus, da seine Deckplatten sonst über den Estrich desselben emporgeragt hätten.

43. P^2 78. Bodenplatte aus Lehm auf dem Estrich von $P^{2,3}$ 90; aufrechte Lehmwände der Langseiten erhalten, aus ungewöhnlich dunklem violettschwarzem Lehm; an den Schmalseiten waren sie verschwunden. Außenmaße: 0,55 × 0,60 m. Kinderskelett; Kopf in der Mitte der Südwand. Beigabe: eine Halskette von kleinen Glasperlen.

44. P^2 79. Gelbe Lehmwände, die nördliche fehlte. Innenmaße: 0,45 × 0,85 m. Erwachsener; Kopf nach Südwest. Der Boden des Grabes liegt höher als der von P^2 78.

45. P^3 84. (Abb. 16, S. 55.) Ohne Lehmwände, am Fuße der Mauer P^3 88, die darüber hinweggegangen sein muß. Skelett eines Erwachsenen; Oberkörper gestreckt; Kopf nach Südwest. — Das Grab ist jünger als die beiden Mauern P^3 85, 90.

46. P^3, unter dem erhaltenen Südwesteckstein der Mauer P^3 88: Kinderskelett.

Auch in diesem Graben haben wir also ein bis in die Bothrosschicht hinabreichendes, bald wieder überbautes Grab (P^2 66), sodann einige auf mittlerer Höhe liegende (P^2 68, 73, 77) und solche aus jüngsten ältermykenischen Schichten (P^2 78, 79; P^3 84).

47. T 6. (Grabenwand Abb. 23. Taf. XXVI 2.) Längsschnitt eines Grabes aus gelben Lehmziegeln, das mit vier Lehmplatten abgedeckt war, die durch den Erddruck in das Grab gepreßt sind. Innenmaße: Länge 0,95 m; Höhe 0,45 m. Dicke der Ziegel 0,08 – 0,10 m. Erwachsener. Beigaben: eine zweihenklige

Abb. 23. Graben T, Ostende der Nordwand.
6. 7. Hockergräber. 8. Verbrannter Estrich und Aschenschicht. Vgl. Taf. XXVI 2. 4. 5. Ältere Hausmauern. 10. Wohnschicht. 11. Bestattung mit geometrischen Vasen. 9. Byzantinisches Plattengrab. Vgl. auch die Erläuterungen zu T.

graue Kanne, ein Mattmalereinapf. Das Grab ist auf eine dünne schwarze Brandschicht aufgesetzt, welche durch den Lehmziegel links etwas nach abwärts gedrückt worden ist.

48. **T 7.** (Abb. 23.) Schnitt wie der vorige. Hier ist eine Bodenplatte gelegt, unter die die Seitenwände etwas hinabgehen. Lehmdecke eingedrückt. Innenmaße: Breite 0,32 m; Höhe 0,20 m, also für Kind.

Über beide Gräber T 6, 7 läuft ein durch Senkungen etwas verschobener dicker rotverbrannter Estrich T 8 hin, der noch mit einer dichten Schicht hart gewordener weißer Asche bedeckt ist. Man erhält den Eindruck, daß er unmittelbar nach der Beisetzung angelegt sei, da er so nahe über die Gräber hinstreicht. Älter als die Gräber sind die Mauern des Hauses T 4, 5. Auf alle Fälle haben wir hier wiederum ein rasches Folgen von Bebauung und Bestattung auf derselben Stelle. Oberhalb des Estrichs T 8 folgen sehr bald andere ältermykenische Wohnschichten (T 10, 13—18), in die sowohl die geometrischen (T 11) wie byzantinischen Bestattungen (T 9) hinabgedrungen sind. —

Bauart der Hockergräber

Der Bau der Hockergräber weist dreierlei Arten auf: 1. Steinsetzung, 2. Lehmkisten, 3. ohne Umfriedigung. Die dritte Art kommt nur in den höchsten Schichten vor (N 44, 45. P^3 84), was nicht auf Zufall beruhen wird, sondern ein Nachlassen der alten Sorgfalt bedeutet. Die Steingräber für Erwachsene (A 7, 24, 26. C^1 117. P^3 77) zeichnen sich durch besondere Sorgfalt aus. Das eine (C^1 117) liegt sehr tief, doch finden sich andere (A 7. P^3 77) auf mittleren Höhen, so daß schwerlich ein Übergang von Stein- zu Lehmsärgen in zeitlicher Abfolge anzunehmen ist; vielmehr ist es nur ein Qualitätsunterschied. Bei Kindergräbern (N 42, 43) verwendet man kleinere Steine. Einmal (K 127) kommt eine Kombination von Lehmkiste mit Steindeckel vor, wobei aber die Steine in die Kiste hineingebrochen sind. — Die Lehmkisten sind in der Überzahl. Als Böden werden manchmal die harten älteren Estriche benutzt, von deren Vorhandensein in der Tiefe man offenbar wußte (besonders deutlich bei K 152^4. P^3 73. T 6). Sonst wird eine besondere Lehmplatte als Boden gelegt (C 144, 148. T 7).

Die Wände scheinen in der Regel aus je einem einzigen großen Lehmziegel zu bestehen; bei K 125^2 ist die Längswand jedoch aus zwei Platten zusammengesetzt, was vielleicht öfter vorkam, als beobachtet werden konnte. Der Deckel wird meist aus einer (C 148) oder mehreren solcher Lehmplatten (T 6, 7) hergestellt. Ausnahmsweise verwendet man zur Abdeckung Steine (K 127) oder Pithosstücke (C 144).

Zusammenschnüren der Leichen

Das Verfahren bei der Beisetzung muß man sich nach einigen Anzeichen so vorstellen, daß nicht etwa der Lehmsarg hergestellt und der Tote dann hineingesenkt wurde, sondern es scheint, daß die senkrechten Platten nachträglich um die Leiche herumgestellt wurden. Nur so erklärt sich, warum die Lehmkiste öfters nicht ein Viereck, sondern ein Trapez bildet (C 144, Taf. XXVI 1. P^2 73). Am deutlichsten ist das Verfahren bei dem Steingrab A 7, wo die Steinsetzung genau dem gekrümmten Umrisse des Rückens folgt (Abb. 20). Es ist daraus weiter zu vermuten, daß die Leichen schon vor der Beisetzung, nach Aufhören der Totenstarre, durch Umwicklung etwa mit Tüchern oder Stricken in die gekrümmte Lage gebracht wurden. Denn nur so erscheint es denkbar, daß ein ausgewachsener Mensch auf so erstaunlich engen Raum zusammengedrängt werden konnte, wie z. B. bei C 144. Daß die Gräber von etwas größeren Abmessungen, die eine gestrecktere Lage des Oberkörpers gestatten (A 8. M. K 170. P^3 77), durchweg die jüngeren seien, ist nicht nachweisbar; auch hierbei scheint es sich also um ein Schwanken des Gebrauches, nicht um Fortentwicklung zu handeln.

Richtung der Gräber

Die **Richtung der Gräber** ist im ganzen gesehen, namentlich in C, ziemlich gleichmäßig, obwohl kaum eines mit seinem Nachbargrabe genau parallel liegt. Bemerkenswert ist dabei vor allem der Umstand, daß der Tote durchweg — mit einzigster Ausnahme von C 148 — auf der linken Körperseite liegt und der Kopf fast immer in die Südwestecke des Grabes oder an die Südwand zu liegen kommt. Ausnahmen von dieser zweiten Regel sind C 144, 166 (Kopf Nordost), 163 (Nordwest). Bei manchen Gräbern konnte allerdings die Kopflage nicht erkannt werden. Aber man muß aus der Übereinstimmung der übrigen mit Sicherheit den Schluß ziehen, daß die Lagerung des Kopfes nach Süden hin, der Mittagssonne zu, eine bestimmte Veranlassung oder einen besonderen Sinn hatte. Welche, vermag ich freilich nicht zu sagen. Auf den Kykladen herrscht die Lage auf der rechten Körperseite vor und die Orientierung ist sehr mannigfaltig; Tsundas führt dort die Verschiedenheiten auf örtliche Umstände, Geländeneigung u. s. w. zurück. (Ephim. arch. 1898, 147, 148.)

Verhältnis zu den Häusern

Das **Verhältnis der Gräber zu den Hausbauten** ist die wichtigste und schwierigste Frage. Durch die Einzelbeschreibung ist ihr so weit vorgearbeitet, daß wir hier nur die Summe zu ziehen brauchen. Zunächst ist sicher, daß eine von Reinecke zeitweise vertretene Meinung unhaltbar ist, daß nämlich zu einer bestimmten Zeit, etwa zwischen der älter- und jüngermykenischen Periode, der Stadtberg verödet gewesen und ausschließlich als Nekropole benützt worden sei. Dies wird widerlegt durch die in verschiedenen Höhenlagen auftretenden Überbauungen von Gräbern durch Hausmauern der gleichen oder nächstfolgenden Periode (z. B. C^1 117. C 129. P^2 72. P^3 84), woraus man sieht, daß zu jeder Wohnschicht auch Gräber gehört haben. 1903 war beim Anblicke der Gräber T 6 und 7 die Anschauung entstanden, daß die Gräber innerhalb der Häuser angelegt und sogleich mit einem Estrich überdeckt worden seien. Denn hier geht in der Tat ein Fußboden unmittelbar über die Gräber hin; das gleiche ist bei P^2 73 der Fall. Auch bei K 97 könnte man zur Not annehmen, daß der Estrich von K 102 sich darüber fortgesetzt habe, obwohl das nicht beobachtet worden ist und wegen der geringen Tiefenlage des Grabes hier weniger wahrscheinlich ist. Bei den beiden ersten Fällen ist die Möglichkeit nicht ganz ausgeschlossen, daß die Gräber ursprünglich in einem Hof oder an der Straße angelegt waren und daß bei dem beständigen Verschieben der Häuser, das sich aus dem Anblicke der Pläne erkennen läßt, zufällig dann ein Fußboden über sie zu liegen kam. Wie tief man ein solches Grab zu senken pflegte, ist nirgends sicher nachweisbar gewesen; bei K 125^3 und 152^4 geht die nächsthöhere Wohnschicht etwa in $^1/_2$ m Abstand darüber hin, doch liegt bei 152^4 eine andere Schicht kaum 20 cm höher, zu der das Grab ebensogut gehören könnte. Keinesfalls hat man die Grabschächte sehr tief gemacht; das geht auch daraus hervor, daß man auf eine so sorgfältige Abdeckung des Grabes Wert legte, wie sie namentlich bei C 114, K 127 u. a. erhalten war.

Die unregelmäßig zerstreute Lage der in ungefähr die gleiche Zeit gehörigen Gräber, wie sie sich namentlich in der Südhälfte von C, in K und P^2 zeigt, spricht für das Begraben im Hause. Eine Gruppe wie C 128—133, bei der deutlich das Ansteigen des Geländes eingewirkt hat, könnte dagegen sprechen; man möchte hier eher an einen offenen Platz oder Hof denken. Wahrscheinlich ist beides nebeneinander üblich gewesen. Gesichert ist also für das Orchomenos der ältermykenischen Zeit, daß die Toten innerhalb der Ortschaft beigesetzt wurden und daß über ihnen weiter gebaut wurde. Sehr wahrscheinlich, aber nicht völlig beweisbar ist, daß die Gräber in der Regel

Sonstige Bestattung im Hause

einzeln im Innern des Hauses angelegt wurden. Diese Wahrscheinlichkeit wird erhöht durch die Tatsache, daß man noch in der klassischen Zeit genau wußte, daß dies eine uralte Bestattungssitte war ([Plato] Minos 315 D. Serv. Verg. Aen. 5, 64; Rhode, Psyche[1] 210, 3; 630, 1. Nissen, Templum 147: 148, 1). Auch Parallelen bei den heutigen Naturvölkern lassen sich ja beibringen. Doch bliebe es für die völlige Sicherheit in der Deutung der orchomenischen Verhältnisse erwünscht, daß die Sitte anderswo in der gleichen Periode einwandsfrei nachgewiesen würde.

Thorikos

Den einzigen gesicherten Parallelfall von Bestattung im Hause scheint die kleine Ansiedelung auf der Bergspitze von Thorikos zu bieten (Stais, Ephim. arch. 1895, 228 f.; *Πρακτικά* 1893, Taf. 2, 3). Hier sind innerhalb der Häuser runde Löcher in den Fels gehauen, in denen ein Pithos stand, der in seinem oberen Teile ummauert war.[1] Stais versichert, daß auf den Böden der Pithoi sichere Reste von Menschenknochen (Kiefer, Arm- und Beinknochen) gefunden worden sind und daß an dem Grabcharakter nicht zu zweifeln sei. Die Anlage ist ältermykenisch, nach dem Zeugnis der in Athen ausgestellten Scherben (nach Reineckes Mitteilung).

Verwandtes Grab in Athen

Mit unseren Lehmgräbern erscheint die aus ebensolchem Material hergestellte Grabanlage aufs engste verwandt, die Mylonas am Südabhang der athenischen Akropolis zwischen „pelasgischen" Hausmauern aufgedeckt hat (Ephim. arch. 1902, 423). Er beschreibt sie als einen *τύμβος*, in dem vier Leichen, davon wenigstens eine sicher in Hockerstellung, in zwei Schichten übereinander lagen, die aber gleichzeitig beigesetzt sein müßten. Wahrscheinlich war das Ganze nicht ein sichtbarer Aufbau, sondern eine versenkte Bestattung wie die orchomenischen. Die mitgefundenen „lydischen" grauen Scherben weisen in die ältermykenische Zeit. Da sich Hausmauern ältester Art unmittelbar daneben finden (Judeich, Topogr. von Athen 110,6; 289), so lag auch dieses Grab möglicherweise im Hause.

Eleusis

Ferner finden sich in der lange benutzten Nekropole von Eleusis, die Skias ausgegraben hat (Ephim. arch. 1898, 49 f.), zwei Lehmgräber, die nach Größe und Anlage ganz den orchomenischen gleichen. Skias will sie allerdings als kleine Altäre auffassen, da Knochen nicht erhalten waren und viel Asche darauf und darin lag. Aber seine Beschreibung entspricht so vollkommen den Verhältnissen, die wir in Orchomenos beständig vor Augen hatten, daß man die Überzeugung gewinnt, daß auch hier Wohnschichten mit Feuerstellen über den Gräbern lagen. Mit Hilfe der orchomenischen Verhältnisse werden sich jetzt derartige Schichtungen auch in der Vereinzelung leichter erkennen lassen und die Parallelen zu den Lehmgräbern werden wohl nicht so spärlich bleiben wie bisher.[2]

Bedeutung der Hockerstellung

Für die Hockerstellung im allgemeinen sei nur darauf hingewiesen, daß sie für das ägäische Meer auf Siphnos und Syra (Tsundas, Ephim. arch. 1898, 96, 147; 1899, 88) und jetzt auch auf Kreta nachgewiesen ist (Ephim. arch. 1904, 6; Ann. Brit. School IX 354).

---

[1] Die Verwendung von Pithoi zur Bestattung ist auch sonst bekannt, z. B. im Tumulus von Aphidna, Wide, Athen. Mitt. 1896, 389; auf dem Dipylonfriedhof, Brückner und Pernice, Athen. Mitt. 1893, S. 118; Poulsen, Dipylongräber 23 u. ö. Von diesem Gebrauche nimmt die Sage von dem durch Polyeides wiedererweckten Glaukos, der ins Honigfaß gefallen oder nach älterer Vorstellung darin bestattet war, ihren Ausgang (vgl. Furtwängler, Gemmen III, S. 253).

[2] Ein beim argivischen Heraion gefundenes Grab (Waldstein, The Argive Heraeum I 41, II 74) mit ältermykenischer Tonware scheint verwandt zu sein, doch ist aus dem Text nicht zu ersehen, ob es ein Hockergrab war und ob die Einhegung Stein oder Lehm ist.

Da wir sie in viel älterer Zeit in Ägypten und in etwas jüngerer im Norden und Westen (Spanien) haben, so gewinnt es den Anschein, als ob diese Sitte mit einer bestimmten Entwicklungsstufe des menschlichen Geistes untrennbar verbunden sei. Welche Vorstellung ihr zu Grunde liegt, ist nach wie vor unaufgeklärt. A. Dieterich hat kürzlich in seiner schönen Studie über Mutter Erde (S. 27, 6) einen neuen Gedanken hinzugebracht: wenn damit die Embryonalstellung nachgeahmt werden sollte, so gab man den Toten der Mutter Erde zurück, damit sie ihn bewahre und dereinst wiedergebäre. In dem großzügigen Ideengange Dieterichs wirkt diese Erklärung bestrickend. Andererseits legt der orchomenische Befund wieder den Gedanken nahe, daß in dem engen Raum der Hütte oder des Hofes, in dem der Tote untergebracht werden sollte, die Raum- und Arbeitsersparnis das maßgebende gewesen ist.[1] Endlich konnten wir gerade hier tatsächlich beobachten (S. 66), daß ein Zusammenschnüren vor der Beisetzung stattgefunden haben muß, was sehr wohl nicht nur eine praktische, sondern die symbolische Bedeutung haben konnte, daß der Tote sich nicht regen und wiederkehren sollte, wofür zuletzt Schötensack (Verh. Berl. Anthrop. Ges. 1903, 522) eingetreten ist. Auch die sorgfältige Abdeckung mancher Gräber mit Pithoi und das Beschweren mit Steinen könnte diesen Sinn haben. Aber, wie auch Dieterich andeutet, in der Psyche auch des Primitiven können mehrere Motive nebeneinander gewirkt haben, deren Fäden zu entwirren einstweilen nicht in unserer Macht steht.

5. Die jüngermykenische Schicht.

Plan III. V.

Merkmale

Über den geschilderten ältermykenischen Schichten mit ihren schwachen Hausmauern lag, unmittelbar unter der jetzigen Oberfläche, an fast allen untersuchten Stellen eine etwa $^1/_2$—$^3/_4$ m starke Schicht, für welche die jüngermykenische Firnisware die Leitkeramik war, zusammen mit sehr reichlichen monochromen Scherben. Auch die Firnisscherben waren sehr zahlreich, aber fast durchweg klein und an sich unbedeutend.

Baureste.

Keine Baureste

In dieser obersten Lage zeigten sich vielfache Baureste, deren zeitliche Festlegung nur allmählich gelang. Wegen der massenhaften mykenischen Scherben glaubten wir zunächst, sämtliche Mauern in diese Epoche setzen zu müssen. Jedoch zeigte sich schon 1903, daß die auf Plan III violett gegebenen Mauern aus byzantinischer Zeit stammen, da vielfach Ziegelbrocken zwischen die zum Teil von klassischen Bauten stammenden Quadern gesteckt sind. Das große Megaron A 60 jedoch wurde noch bei Schluß der Grabung 1905 für mykenisch gehalten.

Das Megaron frühgriechisch

In dieser Meinung sind wir jedoch aus anderen Gründen schwankend geworden. Seine Mauertechnik, große flache Fundamentsteine ohne festen Fugenschluß (Abb. 24) widersprechen ihr allerdings nicht; doch kommt dieselbe Technik genau so an archaischen

[1] Auf Neu-Guinea hängen die Eingeborenen die Leichen ihrer Eltern und Großeltern, mit Matten zusammengeschnürt, unter dem Dachstuhl der Hütten auf, und zwar in Hockerstellung, weil sonst kein Raum bliebe. (Mitteilung des Reisenden Hugo Zöller in München.) Auch an die peruanischen Hockermumien ist zu erinnern.

griechischen Tempeln wie etwa dem in Thermon vor. Ungewöhnlich für mykenische Zeit wäre jedoch das Verhältnis der sehr schmalen Vorhalle (2,5 : 6 m) zu dem außerordentlich tiefen Saal (15,5 : 6 m). Soweit sich die Geschichte des mykenischen Megarons übersehen läßt, geht die Entwicklung der Hauptmaaße von sehr gestreckten Proportionen (Troja II) zu mehr quadratischen über (Troja VI), so daß das orchomenische Megaron sehr alt sein müßte, was aus vielen Gründen nicht angenommen werden kann. Am ehesten gliche ihm noch der Grundriß Troja VI g, dessen Ergänzung aber unsicher ist. Am bedenklichsten ist jedoch, daß die Fundamente der Vorhalle vorne durchlaufen, was dem Brauche der klassischen Zeit entspricht und für Steinsäulen nötig ist, während die Holzsäulen der mykenischen Megara regelmäßig auf einzelne Steinbasen gesetzt werden.

Roter Stuck

Den Ausschlag gibt schließlich der Stuck, der sich massenhaft in kleinen Stücken innerhalb der Fundamente fand und auch an den Resten der aufgehenden Mauer bei 60 a und b noch anhaftete.[1] Der Stuck besteht aus vier Lagen, die nach oben immer dünner

Abb. 24. 60 Fundament des frühgriechischen Tempels, Südostecke. 60 d Tiefe Fundamentierung der Vorhalle. 64 Späte Mauer. 156. 158. 160 Byzantinische Gräber.

und feiner werden. Die Gesamtdicke beträgt 4,35 cm. Die unterste Lage (3 cm dick) ist eine grobe grauweiße Kalkmasse, durchsetzt mit größeren und kleineren schwarzen, grauen und braunen Einschlüssen von gröberem buntem Flußsand (Toneisensteine und Kieselschiefer, in Stücken bis zu 3 qmm Inhalt).[2] Die zweite Lage, 1 cm dick, ist etwas feinere Kalkmasse mit ebensolchen Kieselstückchen. Die dritte Lage, 0,2 cm dick, besteht aus einer feinen weißen Kalkschicht mit vielen kleinen Kristallen, die zum Teil Quarz, zum Teil zerkleinerter Marmor sind. Die rote Farbe der obersten Schicht ist bisweilen

[1] Bei 60 a ist das erhaltene Stück auf dem Plan III nicht eingetragen. Die bei 60 f aufgesetzte Mauer ist später, wahrscheinlich byzantinisch.

[2] Die chemischen und mineralogischen Angaben nach Untersuchungen von Prof. F. Henrich und Dr. Franz Schulz in Erlangen.

in die dritte Lage eingedrungen, so daß diese also beim Auftragen der obersten noch feucht gewesen sein muß und die Farbe ansaugte. Die oberste Schicht endlich, 0,15 bis 0,2 cm dick, ist sehr hart und durch und durch rot gefärbt. Im Bruch ist sie hellrot, mit scharfkantigen weißen Marmor- und Quarzpartikelchen durchsetzt, die die Farbe nicht angenommen haben. Die Farbe ist Eisenocker (Eisenoxyd). Die Oberfläche ist durch Politur ganz glatt gemacht und leuchtet schön dunkel karminrot (pompejanisch rot). Diese Herstellung des Stucks in mehreren, nach oben immer feiner werdenden Lagen mit Beimischung von Marmor entspricht genau der aus der klassischen Zeit bekannten, wie sie Vitruv angibt (VII 3, 5—9). An dem mykenischen Wandbewurf gibt es zwar auch mehrfache Lagen (vgl. unten), jedoch habe ich nirgends weder das Dünner- und Feinerwerden noch den Einschluß von Marmor- oder Quarzteilchen beobachtet; auch ist die Oberfläche niemals so glänzend poliert. Der rote Wandbewurf im Korridor der Prozession im knosischen Palaste, der einzige, der mir zunächst ähnlich zu sein schien, zeigte sich bei unmittelbarem Vergleich von Probestücken als wesentlich verschieden, sowohl in der Herstellung des Stucks, wie im Aussehen der Oberfläche, die in Knosos viel matter und stumpfer ist. Die sicheren mykenischen Stuckreste in Orchomenos selbst sind völlig abweichend; zudem wurde kein Stück mykenischer Art in dem Gebiete A—C gefunden. Somit ist dem Schlusse nicht auszuweichen, daß das große Fundament A 60 nicht ein mykenischer Palast, sondern ein frühgriechischer Tempel ist.[1] Seine vereinzelte Lage, ohne anstoßende Gebäude, stimmt dazu besser als zu der früheren Deutung.[2] Auch möchte man sich den Palast, der zu einem Prachtbau wie dem Kuppelgrab gehört, ungern aus nur einem Megaron bestehend denken. Das massenhafte Auftreten der mykenischen Scherben zwischen den Fundamenten eines griechischen Tempels erklärt sich durch die Abspülung, die die sanft gerundete Oberfläche des Bergrückens erfuhr, so daß die Grundmauern des Tempels ganz in die mykenische Schicht hineingesetzt wurden. Wenig über der Fußbodenhöhe des Tempels, unter dem byzantinischen Mauerstück A 61 (an der Stelle, wo die Ziffer steht), lag ein ionisches Bronzekapitell mit den Füßen einer Statuette, das also wohl ein Weihgeschenk in diesem Tempel war (vgl. den Abschnitt über das klassische Orchomenos).

Wandgemälde.

Wandgemälde

Sichere Baureste der jüngermykenischen Zeit fehlen. Die einzigen architektonischen Spuren dieser Epoche sind Reste von Wandgemälden, die sich ohne jeden Zusammenhang mit Architektur unter besonderen Umständen fanden.

Fundorte

Am 27. und 28. März 1903 kamen da, wo der Graben G in K einmündet, etwa 1 m unter der Oberfläche, die drei dekorativen Fragmente Taf. XXX 3—5 heraus. Etwas weiter südlich, bei K 121[2] (Taf. V) fand sich am 27. März 1905 das Fragment mit einem Gebäude Taf. XXVIII, 1; es lag etwa $^1/_2$ m tief unter der modernen Oberfläche und zwar an einer Stelle, wo sich die Erde auf einen halben Meter im Umkreis sehr lose und weich zeigte, während sie ringsum hart und fest war; man erhielt den Eindruck, als sei es

[1] Die Auskleidung von Wand und Boden mit rotem Stuck ist neuerdings besonders im Aphaiatempel von Ägina und dem dortigen Propylon beobachtet worden. Furtwängler, Ägina S. 48; 77.

[2] Die einzige Mauer, die wegen ihrer Richtung und Höhenlage in die Zeit des großen Fundamentes gesetzt wurde, A 70, bleibt in ihrem Charakter unbestimmt.

etwa eine mit weichen Stoffen gefüllte Mist- oder Abfallgrube gewesen, in die das Fragment zufällig hineingefallen sei. Alles Suchen nach weiteren Resten war hier vergeblich.

Haupt-fundort in T

Der Hauptfundort für mykenischen Stuck befand sich jedoch nicht auf dem Berg, sondern neben dem Kloster am Westende des Grabens T (Taf. II). Die Reste waren hier außerordentlich zahlreich; Taf. XXVIII bis XXX geben nur eine Auswahl und zwar das, was in seinen Darstellungen noch erkennbar ist; mehr als zweimal so viel ist durch die Zertrümmerung so unkenntlich geworden, daß eine Abbildung oder Beschreibung zwecklos wäre. Die Bruchstücke lagen auf einen Raum zerstreut, der etwa 2 qm im Umfang hatte und sich auf die Tiefe von 3,20 m bis 5,20 m erstreckte. Innerhalb dieses Raumes lagen viele Reste von verbrannten Lehmziegeln, aber unordentlich und ohne jede Schichtung; Steinmauern fehlten ganz. An den Rändern dieses Raumes hingegen ließen sich von 3,20 bis 4,50 m Tiefe etwa neun ältermykenische Wohnschichten durch ihre Lehm- und Brandspuren deutlich unterscheiden. Es muß hier also in mykenischer Zeit ein Schacht bestanden haben, sei es ein Brunnen oder ein Abfallschacht, in den die Stuckfragmente hinabgestürzt und dadurch in die älteren Schichten geraten sind. Das obere Ende des Schachtes, d. h. das Niveau der mykenischen Bewohnung selbst, war nicht mehr zu erkennen, da deren Spuren durch die spätere Bewohnung völlig zerstört sind. Sämtliche bemalte Stuckfragmente sind also nicht in ihrer ursprünglichen Schicht gefunden, sondern durch zufällige Löcher und Schächte in eine schützende Tiefe geraten. Ihre Fundorte lehren uns aber wenigstens das, daß nicht nur nahe beim Kuppelgrab, sondern auch unten in der Ebene auf dem Klosterhügel gute mykenische Häuser gestanden haben müssen. Denn ein Hinabschwemmen der zahlreichen Fragmente vom Berge her nach T ist ausgeschlossen.

Bruchstücke von Wandgemälden mit Figürlichem.

Gebäude

Taf. XXVIII, 1. Darstellung eines Gebäudes mit Fenstern. Höhe 0,16; Breite 0,145. Gef. 1905 in K, einen Meter unter der Oberfläche, bei K 121[2] (Taf. V). — Zwei rotbraune Pfeiler zeigen schwarze Querbalken, an deren Enden rechteckige Verdickungen sind. Am rechten Pfeiler ist in der obersten Schicht ein schmaler dunklerer Querstreifen und an dem schwarzen Querstrich fehlen die Verdickungen; das wirkt wie eine kapitellartige Bildung nach Art eines Antenkapitells. Weiter oben hat sich der Pfeiler nicht fortgesetzt. Zwischen den beiden Pfeilern befinden sich unten mehrere Lagen von schwarzen und weißen Plinthoi (erhalten sechs Lagen), darüber ein weißer Querbalken, sodann fünf rote und blaue Kreise (Balkenköpfe), ein weiterer weißer Querbalken, endlich das bekannte Halbrosetten-Ornament (blau und weiß). Über den Halbrosetten hat noch ein weißer Querbalken gelegen. — Außen an den rechten Pfeiler stoßen an, von unten nach oben: ein schwarzer Plinthos; ein Querband mit blauen und roten Balkenköpfen; ein Aufbau mit drei Fensteröffnungen, deren obere Querteilung nur halb so breit ist wie die untere. Zu oberst scheint kein besonderer wagerechter Abschluß des Fensters dagewesen zu sein oder es könnte nur eine ganz schmale Querleiste gewesen sein. — Über dem Ganzen lag vermutlich ein großer weißer Querbalken; es ist möglich und wahrscheinlich, daß hier noch weiteres auflag.

Turm

Das Bruchstück muß zu einem ziemlich großen Gebäude gehört haben. Links scheint eine Art Turm gewesen zu sein, an den sich rechts ein Bauteil mit anderer Stockwerk-

höhe (die Balkenköpfe liegen höher) und mit Fenstern angeschlossen hat. Der „Turm" wird gebildet durch die zwei braunen Pfeiler, die als offene Mauerstirnen gegeben sind. Denn sie bestehen aus braunen Lehmziegeln mit eingelagerten Querhölzern; die Verdickungen an jedem Querholz rechts und links bedeuten offenbar die Köpfe eingelagerter Längsbalken. Genau so sind die Hauptwände des „Kultbaues" auf dem bekannten knosischen Fresko gemalt (I.H.S. 1901, XXI, Taf. 5, S. 192). Auf demselben, jetzt weiter zusammengesetzten knosischen Gemälde (B.S.A. X 2) erscheinen in einigem Abstand von diesem Mittelbau, getrennt durch je eine Gruppe sitzender Frauen (beschrieben B. S. A. VI 46), jederseits zwei turmartige Bauten, die unten jedesmal eine Freitreppe zwischen sich haben (unveröffentlicht). Die „Türme" sind breite Aufbauten aus Ziegellagen, vor denen zwei Säulen übereinander stehen. Der obere Abschluß wird bei dem einen erhaltenen Turm durch Balkenköpfe und durch die heiligen Hörner gebildet; ein Stück hiervon ist abgebildet I. H. S. 1901, S. 136, Fig. 18. — Unserem Turmbau ähnlicher ist die Darstellung einer Gebäudefront auf dem Siegelabdruck von Zakro I. H. S. 1902, S. 87, Fig. 28; Taf. X 112 (= Karo, Archiv Relig. Wiss. VII, S. 153, Fig. 38), die nicht als ein Tor aufgefaßt werden kann, denn es finden sich zwischen den Mauern oben die Halbrosetten wieder, die unser Bruchstück hat, und unten deutet eine Querlinie das Mauerwerk an. Fünf Türme nebeneinander finden sich auf dem Siegel von Zakro I. H. S. 1902, S. 88, Nr. 130; Taf. X 29; doch sind hier offenbar Stadttürme gemeint.

Halbrosettenornament

Das Halbrosettenornament erscheint auf dem orchomenischen Bruchstück als friesartige Verkleidung in der Höhe, ebenso auf dem ebengenannten Tonsiegel; auch an den bekannten Goldplättchen von Mykene (Perrot-Chipiez, Hist. de l'art VI, S. 337, Fig. 111) tritt es an der Überhöhung des Mittelbaus auf. Jedesmal wenden sich dabei die Halbrunde von außen nach innen, während das Ornament eigentlich aus einem rechteckigen Mittelstück mit angelegten halben Ovalrosetten besteht; so erscheint es auch auf dem Kultbaufresko, wo es unterhalb des überhöhten Mittelteiles sitzt. Das Ornament ist also nach seinen Elementen wie nach seiner Stellung ziemlich beweglich und man kann es jetzt nicht mehr als ein reines Sockelornament auffassen, wie man bisher mußte (Berl. philol. Wochenschr. 1902, 1299). Es erfüllt dieselben Zwecke, wie die Spiralbänder und Rosettenstreifen, von denen nachher noch zu handeln sein wird und die in verschiedener Höhe zur Einteilung der Wand in Felder dienen (u. S. 84). Mit dem Gebälk jedoch hat es nach wie vor nichts zu tun; wo wir an mykenischen Bauten über den ersten Architravbalken noch etwas weiteres angedeutet sehen, da sind es runde Balkenköpfe (Löwentor; Wandgemälde B. S. A. X 42, 14). Die angebliche Ähnlichkeit aber des Halbrosettenornaments mit dem griechischen Triglyphon, wegen deren es gelegentlich immer noch als Triglyphenornament bezeichnet wird, ist ebenso zufällig wie oberflächlich.

Balkenköpfe

Die Balkenköpfe auf dem orchomenischen Fragment sind ein etwas selteneres Motiv. Wir kennen sie aus der Malerei an dem schon genannten Fragment eines Turmes I. H. S. 21, 1901, S. 136, Fig. 18, hier ebenfalls abwechselnd blau und rot, ferner auf der großen bemalten Larnax von Hagia Triada an dem altarähnlichen Kult- oder Grabbau, wo sie gelb, blau, weiß, rot sind (vgl. Paribeni, Rendic. d. Lincei XII 343—348; v. Duhn, Archiv Relig. Wiss. VII 264—274); endlich an der Darstellung einer großen Halle B. S. A. X 42, 14. In Relief finden sie sich auf einem Siegelabdruck aus dem „Fetischhause" von

Knosos B.S.A. XI 12, 5, ferner an der Fassade eines Kuppelgrabes in Mykene (Perrot VI 627, Fig. 275) und neuerdings an dem Goldplättchen, das Kuruniotis in dem Kuppelgrab von Volo gefunden hat (Ephim. 1906, Taf. 14, S. 224). Daß es nicht ornamentale Kreise sind, sondern das äußere Ende runder Balken bedeuten, zeigt auch der Vergleich mit dem Löwentor und den Terrakottasäulchen B. S. A. VIII 29. Sehr zahlreich sind dann solche Rundstücke eingelagert in die Lehmmauern des einen Häusertypus, der uns durch die knosischen Fayenceplättchen B.S.A. VIII, S. 16, Fig 9[b] bekannt wird. Evans weist dazu auf die reichliche Verwendung eingelagerter Hölzer am knosischen Palaste selbst hin.

Fenster

Die Fenster des orchomenischen Bruchstückes finden sich ganz ähnlich auf Fragmenten von Knosos, die noch nicht in einem größeren Zusammenhang eingefügt und nicht veröffentlicht sind. In dem südöstlichen Teile des knosischen Palastes sind solche Fenster ja mehrfach in Wirklichkeit erhalten (B.S.A. VIII, S. 64, Fig. 31; Fig. 29) und man wird diese nach Analogie der Wandmalereien und der Fayenceplättchen (ebenda VIII, S. 17, Fig. 9) mit Kreuzrahmen ergänzen dürfen.

Das quadrierte Mauerwerk endlich kehrt vielfach auf Architekturmalereien wieder und bezeichnet eine Wand aus Lehmziegeln. Das Ganze wird eine Palastfassade mit Türmen dargestellt haben.

Gebäude mit Männern

Taf. XXVIII 2—6. Bruchstücke eines Gebäudes mit Männern. Die Stücke wurden alle im Loche des Grabens T gefunden und gehören zu derselben Darstellung. Die Anordnung auf der Tafel gibt ihren wahrscheinlichen Zusammenhang. Es ist eine lange Haus- oder Mauerfront, auf der sich rechts ein höherer Teil erhebt, vielleicht ein überhöhter Mittelteil. Auf der Mauer schreiten nach links eine Anzahl Männer — erhalten sind Teile von mindestens fünf —, welche rote Schuhe und umwickelte Waden haben. Die Linien im oberen Teile der Unterschenkel sollen die Muskulatur andeuten. Unten ist die Mauer zweimal durchbrochen durch einfache rechteckige Öffnungen, bei denen nicht wie bei dem Fenster des Bruchstückes 1 ein Rahmenwerk angegeben ist. Innerhalb der Öffnungen sieht man rechteckige Gegenstände; bei Nr. 2 ist nur der obere Rand erhalten, Nr. 4 besteht aus drei Lagen langer Ziegel und einem sockelartigen Teil mit dem Halbrosettenornament. Das Ornament war mindestens zweimal vorhanden. Die Halbrosetten sind einmal blau und gelb mit schwarzem Mittelstück, die andere erhaltene ist rot. Links hatte das Muster offenbar nicht ausgereicht und der Maler hat das Feld, das zuerst das Hintergrundsblau hatte, nachher schwarz überstrichen. Bei dem Gegenstande auf Nr. 2 scheint das bunte Muster oben gesessen zu haben. Diese Gegenstände kann man am ehesten für Altäre nehmen, obwohl das sonst so häufige Hörnersymbol fehlt. Das Ganze möchte ich ansehen für die Umfassungsmauer oder Außenwand eines Palastes mit Durchblick durch die Toröffnungen auf Altäre des inneren Hofes, wie sie z. B. in Phaistos vorhanden sind. Die Überhöhung des mittleren Teiles dieses Gebäudes findet in dem knosischen Kultbaufresko und in den bekannten Goldplättchen von Mykene Parallelen. Daß hier eine Schar von Männern auf dem Gebäude einherschreitet, ist etwas Neues und läßt sich einstweilen nicht sicher erklären. Da es sich schwerlich um eine religiöse Prozession handelt, die doch an oder um die Altäre gehen müßte, so könnte man sich die Männer am ehesten als bewaffnete Verteidiger des Palastes denken. Doch ist das natürlich hypothetisch. —

Gewaltsame Stilisierung?

Die orchomenischen Bruchstücke zeigen uns zwei neue Gebäudetypen, die auch in ihrer Unvollständigkeit zum mindesten lehren, wie mannigfaltig die mykenischen Maler die Architektur darstellten. Da die erhaltenen Grundmauern kretisch-mykenischer Gebäude keine sichere Vorstellung von deren Oberbau geben, so sind diese Darstellungen von besonderem Werte. Nur muß man sich zuvor klar werden, wie weit sie durch Stilisierung etwa von dem wirklichen Aussehen der Vorbilder abweichen. Zahn (Arch. Anz. 1901, 99) hat für den bekannten „Kultbau" vermutet, daß die Seitenflügel etwa die Vor- und Hinterhalle darstellen sollten, indem mit der uns in Ägypten geläufigen Art einer verstandesmäßig gewaltsamen Perspektive die einzelnen Teile zerlegt und nebeneinander gestellt wären. Noack (Homerische Paläste 78) hat dem mit Recht widersprochen und hat auch eine eigene ähnliche Hypothese, daß die Flügel die herausgeklappten Seitenansichten einer zweisäuligen Halle seien, mannhaft unterdrückt. Wenn er somit die Glaubwürdigkeit der konstruktiven Erscheinung annimmt, so hätte er sich getreu bleiben müssen und nicht von dem Halbrosettenfries des Kultbaues vermuten dürfen (S. 83), daß er auch hier „eigentlich" ins Gebälk gehört, weil er auf den mykenischen Goldplättchen in der Höhe erscheint.

Ich glaube, daß die kretischen Künstler, wie sie in allen figürlichen Darstellungen einem gesunden Naturalismus huldigen, so auch in den Architekturbildern uns getreue Zeugnisse liefern. Durch die neueren Veröffentlichungen der Art wird das immer sicherer.

Verschiedene Fußboden- und Gebälkhöhen

Im B. S. A. X, Taf. 2, S. 43 sehen wir über einem dekorativen Teilungsstreifen eine offene Halle dargestellt, in deren Säulenzwischenräumen die bekannten Hörnersymbole stehen; es ist die durchaus natürliche Darstellung einer Halle zu ebener Erde. B. S. A. X, S. 42, Fig. 14 ist die Vorderseite eines Gebäudes dargestellt, das einen Sockel und ein offenes Obergeschoß hat. Der Sockel ist durch hölzernes Fachwerk gebildet mit einer Füllung zum Teil aus den üblichen schwarz und weiß gemalten Lehmziegeln, zum Teil aus gesprenkelten Steinplatten. Im oberen Teil wird das Stück einer offenen Halle sichtbar und daneben, wie es scheint, ein offenes Tor. Ganz oben über dem Gebälk der Rest eines Kulthornes. Von besonderem Interesse ist, daß das Gebälk des Tores um ein beträchtliches, nämlich um eine Balkendicke, höher liegt, als das der Halle und daß die runden Sparrenköpfe bei dem Tore sogar um zwei Balkendicken höher gelegt sind, als die über der Säule. Man gewinnt also die Vorstellung, daß der Mittelbau um ein Stück höher reicht, als die Flügel. Eine ebensolche, nur geringere Verschiebung anstoßender Gebäudeteile hatten wir an unserem Bruchstück Taf. XXVII, 1 beobachtet. Eine schwache Emporhebung des Mittelteiles zeigen auch die mykenischen Goldplättchen, eine starke das Goldplättchen von Volo (Ephim. 1906, Taf. 14), eine noch stärkere der knosische Kultbau, wo sie schon unten durch Untersockelung beginnt und dadurch nicht geringes Kopfzerbrechen verursacht hat. Man erkennt nun, daß dieser Wechsel der Gebälkhöhen eine allgemeine Eigentümlichkeit der kretischen Architektur ist, die auch monumental im Palast von Phaistos vor Augen tritt. Wir haben hier den Haupteingang (Mon. d. Lincei XIV, Taf. 27, Nr. 66—67) — es ist das angebliche „Megaron", das durch Mackenzies glückliche Untersuchungen nun endlich verständlich geworden ist[1] (B. S. A. XI 187) —, bestehend aus

[1] Die Ideen, die Noack, Hom. Paläste von der „Breitstirnigkeit" des kretischen „Megaron" entwickelt hat, fallen damit in sich zusammen. — Das mykenische Megaron, d. h. der rechteckige Saal mit der Vorhalle als ein Bauglied, das als „Einzelzelle" auch innerhalb eines größeren Bauganzen unverändert

einer zweitürigen Torwand mit Vor- und Hinterhalle, welch letztere durch einen Lichtschacht erhellt wurde. Von dieser Hinterhalle, die auch von Norden durch eine kleine Treppe zugänglich war, führen nach Süden zwei Stufen in die großen Säle empor, die über den Magazinen 25—38 lagen. Der Boden dieser Säle aber lag 0,45 m höher als die Eingangshallen! Ähnliche kleine Verschiebungen benachbarter Gebäudeteile werden sich zweifellos noch mehr beobachten lassen, namentlich in Knosos, dessen Pläne keine Höhenzahlen geben. Im dortigen „Thronsaal" liegt die Niveaudifferenz zwischen Vorsaal und Hauptraum sichtbar vor Augen. Daß die Verschiebungen, wenn nicht überall, so doch in vielen Fällen auch im Außenbild zur Erscheinung kamen, ist sehr wahrscheinlich.

Verschiedene Dachhöhen

So möchte ich darauf hinweisen, daß z. B. für die westlichste Zimmerflucht des knosischen Palastes (über den Magazinen 1—18) durchaus nicht angenommen zu werden braucht, daß sie alle unter einem einzigen durchlaufenden Dache lagen. Die Einteilung dieser Räume ist von Evans aus der wechselnden Dicke der Grundmauern mit Sicherheit erschlossen worden (B. S. A. XI 39). Diese Säle laden an der Westfront unregelmäßig nach außen aus, so zwar, daß der größte Saal über Magazin 11—16 am weitesten nach außen vorspringt, die kleineren entsprechend weniger. Wenn man sich nun vorzustellen versucht, wie an den einspringenden Winkeln der Fassade die Dachfrage gelöst war, so gestaltet sie sich am einfachsten, wenn jeder Saal sein besonderes flaches Dach hatte — nur flache Deckung kann ja überhaupt in Betracht kommen. Und weiter ist es dann wahrscheinlich, daß die Höhen dieser Dächer je nach der Größe der Säle verschieden waren. Der Palast hat dann von außen genau jenen mannigfaltigen Anblick höherer und tieferer Gebälke und Dächer geboten, den uns der „Kultbau", die orchomenischen Bruchstücke, die Gebäudefront B. S. A. X 42, die Goldplättchen von Mykene zeigen. — Diese Unregelmäßigkeiten der Gebälkhöhen finden bei der Grundrißbildung ihr Gegenstück in dem abschnittsweisen Vorragen einzelner Räume, indem, wie ein Blick auf die Pläne von Knosos und Phaistos lehrt, der äußere Umriß der Paläste ein ganz unregelmäßiger ist, der keineswegs dem Rechteck des großen Mittelhofes entspricht. Beide Erscheinungen zusammen, die vertikale wie die horizontale Unstimmigkeit der einzelnen Bauelemente, führen uns auf ein wichtiges Prinzip der kretischen Architektur, das ist das abschnittsweise Bauen.

Abschnittsweises Bauen

Obwohl die Pläne der Paläste, wie die Anlage der großen Mittelhöfe zeigt, ganz offenbar nach einheitlichen großen Grundgedanken entworfen sind,[1] ist ja die Ausführung der einzelnen Teile sehr verschiedenartig. In Knosos z. B. kann man drei in ihrem Baucharakter ganz verschiedene Hauptabschnitte unterscheiden: den Westtrakt mit dem großen Korridor und den Magazinen, das Südostviertel mit der mehrstöckigen Anlage, das Nordostviertel, das in seinen Zusammenhängen noch etwas unklar ist. Es ist nicht nachweisbar und durchaus nicht wahrscheinlich, daß diese drei Teile aus drei getrennten Epochen stammen, obwohl man nach ihren ganz verschiedenen Baugedanken das zunächst glauben möchte. Denn sie ordnen sich alle der allgemeinen Bauidee unter. Wohl aber wird man ihnen

---

bleibt, ist bisher auf Kreta noch nicht nachgewiesen. Dörpfelds Annahme vom Eindringen des festländischen Megarontypus in Knosos und Phaistos ist durch Mackenzie widerlegt worden. Man sollte den Ausdruck „Megaron" für den troisch-tirynthischen Typus vorbehalten und nicht, wie die Engländer tun, auch die kretischen Pfeilersäle oder überhaupt jedes Wohngemach als Megaron bezeichnen.

[1] Die durchgehenden Achsen hat Noack, Hom. Paläste 5 zuerst in ihrer Bedeutung richtig erkannt und erläutert.

die abschnittsweise Entstehung zuerkennen müssen, genau so wie wir diese an der ganz einheitlichen äußeren Hälfte des Westtraktes aus dem Vorspringen der einzelnen Räume erkannten. Eine unmittelbare, allerdings räumlich etwas abliegende Parallele bilden die Mauern des böotischen Gla (Noack, Athen. Mitt. 1894, S. 426), die stückweise erbaut sind, so zwar, daß jeder neue Abschnitt gegen den vorhergehenden etwas herausgerückt ist, was dann bekanntlich in Troja VI und an der Stützmauer des Theaterplatzes von Phaistos zum Ornament erstarrt ist.

Folgerungen für die Entstehungszeit der Bauabschnitte

Es begreift sich, daß man in einer Zeit, die doch wohl die Reißschiene nicht als stilbildendes Element gekannt hat — wie leider die neuere Zeit —, von einem großen Grundgedanken ausging, die einzelnen Teile aber mit relativer Selbständigkeit einen nach dem anderen anfügte. Dieser Gesichtspunkt dürfte für die weiteren Untersuchungen der kretischen Paläste nicht ohne Bedeutung sein. Denn er lehrt, daß das selbständige Aneinanderstoßen einzelner Bauteile noch nicht ein zeitliches Nacheinander beweist. Dies gilt namentlich für Phaistos, wo nur diejenigen Mauern, die wirklich unterhalb von denen des jüngeren Palastes liegen, als älter anzuerkennen sind, während dies von den zwischen den jüngeren Teilen liegenden, aber für älter erklärten Teilen (B. S. A. XI 204) durchaus nicht gesichert ist. Überhaupt zeigt der Plan von Phaistos noch deutlicher als der von Knosos, daß der Schöpfer zwar die Generalidee — Hof als Mittelpunkt, durchgehende Achsen — von Anfang an festlegte, daß aber alle einzelnen Teile sowohl infolge der Bodenverhältnisse wie des Bedürfnisses sich ganz unregelmäßig daran ansetzten. Man wird sich die äußere Gesamterscheinung dieses Palastes nicht leicht zu malerisch und abwechslungsreich vorstellen können.

Keine gewaltsame Veränderung auf den Architekturbildern

Diese Erkenntnis wird uns, wenn wir nun von den Ruinen zu den Architekturbildern zurückkehren, für deren Naturtreue ein günstiges Vorurteil erwecken. Denn die beiden Arten von Zeugen für die kretische Baukunst stützen und ergänzen sich gegenseitig. Keinesfalls werden wir daher mit Zahn auf den Bildern gewaltsame Verschiebungen aus Gründen der Perspektive oder gar mit Noack Versetzungen wichtiger Bauglieder annehmen dürfen. Der „Kultbau" des knosischen Freskos muß in der Tat ein Gebäude mit erhöhtem Mittelteil und erdgeschossigen Flügeln gewesen sein.[1] Die Zweifel, wie denn dann der Mittelsaal zugänglich gewesen sei, können diese Auffassung nicht erschüttern. Die Treppen, die etwa von den Seitenflügeln im Innern oder auch von hinten zum Mittelteil emporführten, brauchte uns der Künstler nicht zu zeigen.

„Kulthörner" beweisen nicht die Heiligkeit des Gebäudes

Übrigens scheint mir auch die Deutung auf einen „Kultbau", einen Tempel, keineswegs so sicher zu sein, wie gewöhnlich angenommen wird. Denn die Kulthörner treten nachgerade an so vielerlei Stellen auf, daß es kaum mehr angeht, jedes dieser Gebäude als ein „heiliges" anzusehen. Da wäre die Halle B. S. A. X, Taf. 2 eine „heilige Halle", das große Gebäude B. S. A. X 42 müßte eine Tempelfront, die oben beschriebenen Türme neben dem „Kultbau" des Miniaturfreskos müßten „heilige Türme" sein, die Terrassen-

[1] Übrigens waren die Flügel höher, als sie Evans in seiner Wiederherstellung zeigt (I. H. S. 1901, 193). Denn über der obersten erhaltenen Balkenlage des rechten Flügels (a bei Noack, Hom. Pal. 79, Fig. 12) ist noch gelbe Farbe vorhanden, während der umgebende Hintergrund weiß ist, wie man an der rechts sitzenden Frau sieht. Es muß hier also eine fensterartige Öffnung wie bei Taf. XXVIII, 1 gewesen sein und der Abschluß höher gelegen haben.

mauer auf der Steatitvase B. S. A. IX 129 ein „heiliger“ Bezirk u. s. w.[1] Und dabei haben wir in den erhaltenen Bauresten bisher nirgends auch nur die Spur eines gesondert stehenden heiligen Gebäudes! Ich glaube daher, daß das Hörnersymbol gerade so einzuschätzen ist, wie das Zeichen der Doppelaxt, das doch auch nicht jeden Stützpfeiler des Erdgeschosses zu einem „heiligen Pfeiler“ umwandelt. Beides sind Symbole, durch die man das Gebäude in den Schutz des stiergestaltigen Donnergottes stellt, gerade so wie man das christliche Kreuz oder etwa Heiligen- und Muttergottesbilder zum Schutz auch an Profanbauten anbringt. Selbst wenn ein Altar und ein Anbetender vor einer hörnergeschmückten Halle stehen, wie auf dem knosischen Siegelabdruck XI 12, Fig. 5, wird die Halle dadurch nicht unbedingt zu einem Heiligtum. Denn in den Höfen von Knosos und Phaistos stehen ja auch Altäre vor den Hallen oder in der Nähe der Toreingänge und es ist durchaus wahrscheinlich, daß diese Profanbauten überall das schützende Hörnersymbol hatten. In der gemalten Halle B. S. A. X, Taf. 2 wird man die Hörner hinten an der Rückwand stehend, d. h. aus dem Verkehr gerückt, zu denken haben. Bei dem „Kultbaufresko“ ist das sicher der Fall, denn der Maler hat sehr sorgfältig die Mitte der Hörner als durch die schwarze Basis der Säulen verdeckt gezeichnet; dasselbe ist auf den mykenischen Goldplättchen der Fall.

Knosischer „Kultbau“

Für den „Kultbau“ ist ferner als auffallend anzuführen, daß keine der um ihn befindlichen Personen ihm besondere Reverenz erweist und daß diese ganze Gesellschaft von Herren und Damen in Hoftracht alles andere eher als den Eindruck einer religiösen Versammlung macht. Ausgedehnte religiöse Zeremonien haben wir ja jetzt auf dem bemalten Sarg von Hagia Triada, wo wir Prozession, Opfer, Kultsymbole, Altäre in breitester Ausführlichkeit sehen (v. Duhn, Archiv Relig. Wiss. VII 264—274). Bei dem „Kultbau“ des Miniaturfreskos nichts von alledem! Wenn wir dieses kleine Gebäude inmitten der fröhlichen Menge unbefangen betrachten, so werden wir es viel eher für einen Gartenpavillon, eine offene Halle zum Schutz gegen die Sonne halten mögen, zumal wir in dem Gegenstück dieses Freskos, der „Gartengesellschaft“, wo dieselben Damen im Freien unter den Bäumen sitzen (B. S. A. X 2), eine sicher völlig weltliche Szene vor uns haben, da hier jegliches Kultsymbol fehlt. Ich übersehe dabei nicht, daß die Goldplättchen von Mykene mit den Tauben oder Adlern und dem altarähnlichen Aufbau wieder mehr für eine kultliche Deutung des Freskobaues zu sprechen scheinen. Die Frage wird erneuter Prüfung bedürfen, doch mußte einmal darauf hingewiesen werden, daß die bisherige Erklärung keineswegs gesichert ist!

Die mykenischen Architekturbilder zeigen uns nun an den Gebäudefronten eine

[1] Auf dem Goldplättchen von Volo beschreibt Kuruniotis (Ephim. 1906, 227) die Fortsätze über dem Mittelbau als dreieckige Akroterien. Auf einer Photographie, die mir der glückliche Finder freundlichst übersandt hat, scheinen sie mir deutlich aus zwei Kulthörnern zu bestehen. Daneben befinden sich außen noch gerade Leisten, die möglicherweise auch zu Kulthörnern gehört haben. Denn offenbar setzte sich in dem Formstein, aus dem das Goldblech geschlagen ist, die Darstellung rechts und links noch fort und die Seitenflügel waren gleich hoch wie der Mittelbau. Der ganze obere Umriß ist, wie man deutlich sieht, etwas willkürlich abgeschnitten, vielleicht nachträglich, vielleicht von Anfang an, weil das Goldblech nicht ganz langte oder beim Hämmern ausfranste. Am linken Seitenbau glaube ich über den oberen drei Plinthenlagen zwei Fenster mit einer senkrechten Mittelteilung zu erkennen. Die mittlere senkrechte Leiste bliebe sonst ganz unerklärlich.

Menge Dinge konstruktiver Art, die man in Wirklichkeit eher verdeckt glauben möchte. Da haben wir die runden Balkenköpfe im Gebälk der Hallen und an den Fronten der Wohnhäuser (B. S. A. VIII 15, 17), dann die Quer- und Längshölzer in den Stirnen der Lehmziegelmauern (Taf. XXVIII 1. Knosischer „Kultbau"), endlich die Lehmziegel, die teils nur durch Quadrierung (Taf. XXVIII 4), meist aber stilisiert als schwarz und weiße Felder angedeutet werden. Es erhebt sich die Frage, ob diese technischen Formen wirklich alle stets äußerlich sichtbar waren. Für die runden Balkenköpfe ist das im Gebälk sehr wahrscheinlich, weniger schon an den Hausfassaden der Fayenceplättchen, wo sie nicht nur an den Stockwerksdecken erscheinen, sondern über die ganze Front verteilt sind. Man muß da mit Evans (B.S.A. VIII 16) annehmen, daß kurze Rundstücke von der Dicke der Mauer zur Festigung in den Lehm eingelagert waren. Daß die Lehmziegel und ihr Rahmenfachwerk vielfach äußerlich sichtbar waren, ist ebenfalls durchaus möglich, obwohl freilich eine nichtstukkierte Lehmfassade nicht sehr haltbar ist. Am auffallendsten ist, daß in den Stirnen derjenigen Mauern, die senkrecht zur Bildfläche stehen, deren ganze Verstärkung mit Quer- und Längsbalken sichtbar wird, so daß man fragen kann, ob hier nicht überhaupt ein Durchschnitt gezeigt werden soll. Dies würde aber zu allem übrigen, z. B. auf Taf. XXVIII 1, in keiner Weise stimmen. Die ganze Erscheinung wird sich am einfachsten so erklären, daß alle diese konstruktiven Dinge in der Tat ursprünglich und auch später bisweilen äußerlich sichtbar gewesen sind, daß sie dann aber, als man die Fassaden der Haltbarkeit halber mit Stuck überzog, zu gemalten Dekorationsmotiven umgewandelt wurden. Beim Fachwerkbau macht man es noch heute so, daß man das Holz mit anderer Farbe anstreicht als das Füllwerk. Ebenso hat man in der kretischen Architektur aus den Balkenköpfen und aus den Lehmquadern dekorative Motive gemacht, die man auf die mit Stuck überzogenen Hausfronten aufmalte, da, wo unter dem Stuck in der Tat das entsprechende konstruktive Glied steckte. Daß solches Imitieren etwas ganz gewöhnliches war, werden wir bei den Fragmenten Taf. XXX 1, 2 sehen, wo wir es mit gemaltem Holz zu tun haben.

Konstruktive Formen werden Ornament

Auch im einzelnen wird man also unseren Architekturbildchen eine in den Grundlagen getreue Wiedergabe der Wirklichkeit zuschreiben dürfen und da sich diese Darstellungen zweifellos noch vermehren werden, so fließt hier eine wertvolle Quelle für die kretisch-mykenische Baukunst.

Taf. XXVIII 7. Stehender Mann (?). Aus Graben T, wie alle folgenden Stücke bis 17. Man erkennt anscheinend zwei Arme und Hände, die sich schräg abwärts strecken. Der Körper ist gleichmäßig schwarz gemalt, was auffallend ist. Ob es wirklich ein Mensch ist, erscheint zweifelhaft. Der Hintergrund ist links blau, rechts rot gemalt, ein Wechsel, der auch auf den Miniaturfresken mit Kultbau und Bäumen vorkommt.

Mann

Taf. XXVIII 8. Zwei Springer. Zwei Männer mit weißem Schurz fliegen in einer Art Hechtschuß durch die Luft. Sie wurden zuerst als Schwimmer aufgefaßt, doch lehrte der Vergleich mit den zahlreichen Darstellungen der Stierspiele, daß es Springer sind, die über einen lebenden Stier hinwegsetzen. Das Motiv der knosischen Elfenbeinstatuette B. S. A. VIII, Taf. 2, 3 kommt unseren Figuren am nächsten. Ganz gesichert aber wird die Deutung erst durch ein kleines, schwer erkennbares Fragment aus Knosos (gef. 1900 in der Osthälfte des Palastes beim „Megaron der Königin"), das ich durch die große Liebenswürdigkeit des Herrn Artur Evans in einer Abbildung des Nachtrags hoffe bekanntmachen zu können.

Stierspringer

Unten rechts sieht man den gesenkten Nacken und den Rücken eines gelben Stieres. Hoch über ihn hin fliegt mit vorgestreckten Armen und flatternden langen Haarsträhnen ein Mädchen durch die Luft, das einen Lendenschurz trägt. Es ist ein Sprung nach Art unseres Hechtschusses, wobei man auf der anderen Seite auf die Hände niederfällt. Man faßte dabei offenbar nicht vorher die Hörner des Stieres an, wie es ein großes wohlerhaltenes Fresko (unveröffentlicht) zeigt, auf dem das Mädchen gerade von den Hörnern des Stieres emporgehoben wird, während ein Partner sich bereits über dem Stier in der Luft überschlägt. Sondern diese Übung ist anscheinend ein Freisprung, der kaum minder gefährlich sein mochte. Ob er wirklich der Länge nach über den Stier wegging, wie das knosische Bildchen glauben läßt, oder ob der Künstler nur der leichteren Darstellbarkeit halber die Langseite des Stieres gezeichnet hat, muß dahingestellt bleiben. Bei der Kühnheit dieser Turner ist es nicht ausgeschlossen, daß sie wirklich über die ganze Länge hinwegsetzten. Auf dem orchomenischen Bruchstück ist die Sache noch dadurch erschwert, daß zwei Männer gleichzeitig den Sprung ausführen. Dies kann aber doch wohl nur der Quere nach vor sich gegangen sein, obwohl auch hier wohl der unten vorauszusetzende Stier von der Langseite gezeichnet war. Das Weiße auf den Köpfen unserer Springer ist nicht Haar, obwohl es ein Stück in den Nacken reicht — etwas schwarzes Haar erscheint an der Schläfe des oberen Mannes —, sondern wahrscheinlich eine Mütze nach Art derjenigen, die die Schnitter im Erntezug der Steinvase von Hagia Triada tragen (Mon. d. Lincei XIII, Taf. 1—3), obwohl dort allerdings das Nackentuch fehlt. Die Köpfe sind sehr flüchtig gegeben, der Mund überhaupt nicht angedeutet. Das Auge ist in der üblichen Weise sehr groß und in Vorderansicht gezeichnet.

Mann

Taf. XXVIII 9. Mittelteil eines schreitenden Mannes. Er trägt die größere badehosenartige Sorte von Schurz, die die Glutaeen ganz bedeckt. Der Schurz ist weiß mit einem Schimmer ins Bläuliche und wird durch teils rote, teils schwarze Konturen begrenzt. Der Mann schreitet weit aus, indem er den Oberkörper in der bekannten übertriebenen Art zurückbiegt (vgl. zu Taf. XXVIII 12). Das Fleisch ist, wie stets, rot, der Hintergrund hier ausnahmsweise gelb.

Mann

Taf. XXVIII 10. Oberteil eines Mannes. Erhalten ist Brust und linker Oberarm, um den zwei schwarze Bänder liegen. Weiße Schnüre, deren Bedeutung mir unklar ist, hängen über Bart und Schulter. Der Hintergrund ist blau. Der weißliche Fleck rechts kann ein Gegenstand oder auch der Anfang einer weißen Hintergrundsfläche sein, ein Wechsel, der auf den knosischen Miniaturfresken öfter vorkommt.

Bein

Taf. XXVIII 11. Gebogenes Bein. Rot auf blauem Hintergrund. Man könnte zweifeln, ob es vielleicht ein Arm ist, doch deuten die inneren Rundungen mehr auf Oberschenkel und Wade. Laufende Gestalten sind in der knosisch-mykenischen Kunst nicht allzu häufig. Das Bein könnte auch einem knieenden Bogenschützen angehören wie der auf dem Steatitfragment B. S. A. VII 44, Fig. 13, oder einem Stierspringer im Salto mortale. Der weitere rote Rest links ist undeutbar.

Mann

Taf. XXVIII 12. Rumpf eines Mannes. Unten sieht man einen Rest des schwarzweißen Schurzes, dann kommt die schmale Taille, dann der sehr weit ausladende Rückenteil, der bei kretischen Jünglingen sich oft in dieser Übertreibung nach rückwärts biegt (Jüngling mit Trichter aus dem Korridor der Prozession, abg. Woche 1901, S. 1240.

Steatitvase mit Opferern B. S. A. IX, S. 129). Doch ist allerdings die Ausbiegung an unserem Fragment so stark, daß die Erklärung etwas unsicher ist. Auch hier finden sich dieselben weißen Linien wie an Nr. 10.

Kopf

Taf. XXVIII, 13. Rest eines Kopfes. Der Vergleich mit den sehr vereinfacht gemalten Köpfen von Nr. 8 zeigt, daß wir auch hier ein Gesicht und ein Auge zu erkennen haben. Möglicherweise gehört das Bruchstück zu einer weiteren Darstellung von Springern. Es gehört zu dem großen Ornamentstreifen Taf. XXIX, 1, dessen Stellung als oberer horizontaler Abschluß eines Bildfeldes dadurch bestimmt wird.

Arm

Taf. XXVIII, 14. Gehobener Arm. Die Hand fehlt. Links sieht man den Rest eines Ärmels. Da der Arm rot gemalt ist, so wird er männlich sein, und wir haben hier also einen vollbekleideten Mann, etwa wie den langbekleideten Kitharspieler auf der bemalten Larnax von Hagia Triada.

Korb?

Taf. XXVIII, 15. Korb oder Gefäß mit aufgebogenen Seiten in Kahnform (?). Dies scheint mir die einzige, halbwegs glaubliche Deutung des Bruchstückes. Die grauen Linien würden dann vielleicht die diesseitige Wand des Korbes bezeichnen, die roten Striche wären an der Innenseite des jenseitigen Randes. Ein ähnliches kahnartiges Gefäß trägt auf der Larnax von Hagia Triada der opfernde Jüngling, der vor dem treppenförmigen Altare steht (Rendic. Lincei XII, 346). Ein kleines Gefäß aus Elfenbein in Schiffchenform befindet sich im Museum zu Kandia.

Stier

Taf. XXVIII, 16. Stehender Stier. Die Zusammenstellung der Fragmente ist nicht ganz gesichert. Rechts der Rest vom Schwanz (?) eines zweiten Tieres.

Wagen

Taf. XXVIII, 17. Rest eines Wagens auf gelbem Grunde. Das Rote ist der Wagenkasten. Die Speichen des Rades sind blau gemalt. Auffallend bleiben die beiden parallelen Querleisten, die von der oberen Speiche nach rechts laufen. Doch ist eine andere Erklärung als die eines Rades wohl nicht zu finden. Wir bilden auch diese unsicheren Fragmente ab, weil sie möglicherweise durch besser erhaltene Bilder einmal ihre Erklärung finden. Eine große Menge ganz unverständlicher Bruchstücke bleibt beiseite.

Bruchstücke mit Ornamenten.

Ornamentstreifen

Taf. XXIX, 1. Großer Ornamentstreifen mit Rosetten und Wellenbändern. Aus Graben T. Breite etwa 0,40 m. Erhalten sind eine große Anzahl von Bruchstücken, von denen 21 zu dem abgebildeten Wiederherstellungsversuch verwendet werden konnten. Das Erhaltene ist in voller Farbenstärke gegeben, die ergänzten Teile in Halbtönen. — Oben sind zwei, unten vier Streifen, abwechselnd gelb und blau, je mit schwarzer und roter Querstrichelung (einzelne Striche verdickt), ein Motiv, das schon von Tiryns her gut bekannt ist (Perrot, Hist. de l'art VI, Fig. 209, 214, 216; Schliemann, Tiryns, Taf. 5, 9a, b) und sich jetzt auch in Knosos findet (B. S. A. X, Taf. 2).

In der Mitte sitzen Rosetten mit weißem Grund, rotem Rand, rotem Auge und schwarzen Halbbogen mit Querstrich. Auch derartiges gibt es in Tiryns und Knosos ganz ähnlich (Schliemann, Tiryns, Taf. 9b, c; Perrot, VI, 216; B. S. A. X, Taf. 2). Zwischen den Rosetten und den Randstreifen sitzen auf blauem Grund Wellenbänder, außen rot und unterbrochen, innen schwarz. Der Verlauf der schwarzen Bänder ist allerdings nicht durch Erhaltenes gesichert, kann aber nicht anders gewesen sein, als er gegeben ist. Denn an

der rechten Rosette ist ein größeres Stück des schwarzen Bandes erhalten, das in gleich bleibender Breite an der Rosette vorbeiläuft. Daraus ergibt sich, daß die Rosetten nicht etwa in Spiralbändern gehängt haben können wie bei dem anderen Ornament derselben Tafel. Es bliebe nur das fraglich, ob die schwarzen Bänder sich zwischen den Rosetten vielleicht gekreuzt statt nur berührt hätten. Ein Kreuzen ist aber ganz unwahrscheinlich, da es sonst nicht zu belegen ist und aus der Art dieser Bänderornamentik herausfallen würde. Diese freischwebenden schwarzen Bänder sind, soviel ich sehe, bisher in so breiter Ausführung noch nicht vertreten, wogegen dünnere Wellenlinien wohl vorkommen (Perrot, VI, 553). Doch erklärt sich ihre Entstehung leicht. Auf der bekannten Umrahmung der Grabtür von Mykene (Perrot, VI, 237; Ephim. 1888, Taf. 1) und den zahlreichen anderen ähnlichen Rosettenstreifen erheben sich zwischen den Rosetten als Füllsel dieselben Wellenberge, die wir hier in Rot haben. Man brauchte ihre Linien nur zu wiederholen, um zu unseren schwarzen Bändern zu gelangen. Vielleicht ging die Entwicklung auch umgekehrt und das an sich ja uralte Motiv der Wellenlinie war der Ausgangspunkt. Doch wird der Wellenberg auch für sich allein an allen möglichen Stellen als Füllmotiv benutzt, auch in der Keramik, so z. B. an der Larnax von Palaikastro B. S. A. VIII, Taf. 18.

Eine Besonderheit des Ornaments ist, daß die Ränder der roten und schwarzen Bänder und der Rosetten sehr sorgfältig mit weißen Pünktchen gesäumt sind. Ähnliches kommt, soweit ich sehe, nur noch bei einigen kleinen Fragmenten aus Tiryns vor (Schliemann, Tiryns, Taf. 10 b, c). Man könnte darin die Hand desselben Meisters erkennen, falls das Motiv so selten bleibt.

Der Streifen war der obere Abschluß eines Figurenbildes, das noch durch einen weißen Streifen mit roten Säumen abgetrennt war. Erhalten ist der Kopf eines Mannes (größer abg. Taf. XXVIII, 13), der den beiden Stierspringern Taf. XXVIII, 8 so ähnlich ist, daß diese möglicherweise auf demselben Bilde anzuordnen sind.

Ornamentstreifen

Taf. XXIX, 2. Ornamentstreifen mit Rosetten und Spiralbändern. Aus Graben T. Breite in der Wiederherstellung etwa 0,40—0,45 m. Erhalten sind eine große Anzahl von Bruchstücken, von denen 19 zu dem Wiederherstellungsversuch benutzt werden konnten, und aus denen sich die Elemente des Ornaments mit Sicherheit ergeben. In der Mitte befinden sich schwarze Rosetten mit Halbbogen und grauem innerem Kreis. Sie bilden die Augen von schwarzen Doppelspiralen, die zum Teil innen, zum Teil außen rot gerändert sind, alles auf weißem Grund. Die Anzahl der Windungen wurde durch Ausprobieren mit den erhaltenen Bruchstücken ungefähr festgestellt. In den Zwickeln zwischen den Spiralen finden sich die schon besprochenen „Wellenberge" als Füllung, die abwechselnd gelben und grauen Grund haben. Außen ist das Ganze von je einem roten, gelben und grauen Streifen eingefaßt. Das Ornament ist in den Farben ärmlicher und matter als das vorige, und in der Zeichnung ziemlich flüchtig. Das Spiralmotiv, das wir hier haben, ist fast das beliebteste aller mykenischen Ornamente und kommt in der mannigfachsten Ausführung vor, teils in Stein, teils in Farbe. Ich nenne nur Perrot, VI, Fig. 217, 244, 245, 269 bis 272, Taf. 13, 2; B. S. A. VIII, 51, Fig. 21 a u. s. w. Auch auf der großen Larnax von Hagia Triada ist es mehrfach verwendet. —

Die Bruchstücke von zwei weiteren Ornamentstreifen gleicher Art sind zu unvollständig, um eine Herstellung zu gestatten. Der eine Streifen hatte noch größere Spiralen

als das obige Ornament, ist aber in der Ausführung ganz gleich. Der andere Streifen ist schmal und entspricht etwa dem Ornament Schliemann, Tiryns, Taf. 8b, nur daß er sehr nachlässig in der Zeichnung ist.

Nachahmung von Holz

Taf. XXX, 1, 2. Nachahmung von gemasertem Holz. Aus Graben T. Auf 2 sieht man noch den Rest eines gelben und blauen Streifens wie bei Taf. XIX, 1, daran sitzt der Holzstreifen. Die Maserung ist durch schwarze Striche auf braunem Grunde angedeutet. Bei 1 ist auch die Ausbiegung der Jahresschichten um einen Ast herum naturgetreu angegeben.

Holzbalken hat man nicht nur regelmäßig in die Lehmziegelmauern eingezogen, sondern auch zwischen Quadern verwendet, so z. B. in Knosos in der „Halle der Doppeläxte", im „Hof des Spinnrockens", im Badezimmer des Südostflügels u. s. w. (B. S. A. VIII, 40, Fig. 21; 64, Fig. 31; 53, Fig. 27a), wo sie äußerlich zwischen den Alabasterplatten sichtbar waren. Das Motiv ist in der Wandmalerei wohl so entstanden, daß man ursprünglich das Holz zwischen den stukkierten Wandflächen sichtbar ließ, dann es malte. Es ist dieselbe Umwandlung konstruktiver Elemente in gemalte Dekorationsmotive, die wir schon in der Außenarchitektur beobachtet haben (oben S. 79).

Die Nachahmung natürlichen Materiales in der Dekorationsmalerei findet sich auch sonst öfter. Gefleckte Steinplatten (copied from slabs of porphyry or Spartan basalt) sieht man am Unterbau der Gebäudefront B. S. A. X, 42, Fig. 14. In der Vorhalle am Westhof in Knosos (B. S. A. VI, 12) sind als Sockelschmuck Platten aus verschiedenartig gemasertem Marmor imitiert (gelb mit schwarzen und braunen Adern; rosafarben mit bräunlichen Adern; graublau mit schwarzen Adern u. a.). Die jetzt ganz zusammengesetzte große Darstellung des Stierspringens ist mit einem Muster umrahmt, in dem halbrunde Stücke verschiedenartiger, bunt gewellter oder getupfter Steine gemalt sind. Ein ähnlicher gemusterter Alabaster oder Marmor ist an der großen Larnax von Hagia Triada mehrfach imitiert. Die Beispiele ließen sich noch vermehren. Daß man auch Holz so imitiert, wird uns jedoch erst durch die orchomenischen Bruchstücke bekannt.

Taf. XXX, 3—5. Bruchstücke eines großen Flächenornaments. Gefunden 27. und 28. März 1903 in der südlichen Verlängerung des Grabens G. Es sind die Teile eines großen Musters, dessen Grundelemente mit dem der Decke im Kuppelgrab von Orchomenos und dem ähnlichen gemalten aus Tiryns (Schliemann, Tiryns, Taf. 5; Perrot, VI, 535, Fig. 209) übereinzustimmen scheinen. 4 ist ein Randstück, auf dem die geraden Außenstreifen (gelb, blau, rot) von dem weißen Spiralband berührt werden. 5 ist ein Stück aus dem Innern, auf dem man vier verschiedene Stücke des weißen Spiralbandes sieht, ferner die gelbe Spitze einer Zwickelfüllung. Der Hintergrund ist blau. 3 gehört wegen des gelben Grundes zu einem anderen Ornament ähnlicher Art; der ankerförmige, außen weiß umrahmte Rest scheint von einer Zwickelfüllung zu stammen. Obwohl ein Gesamtbild nicht zu gewinnen ist, sind die Stücke interessant, weil sie von einer anderen Hand stammen, als die übrigen Reste. Das Blau ist intensiver, das Rot kräftiger und mehr nach dem Karmin hin. Die Farbe ist dicker aufgetragen und der Strich erscheint breiter und kräftiger.

Taf. XXX, 6—26. Glasperlen aus einem geometrischen Grabe (werden im Abschnitt über das klassische Orchomenos besprochen). —

Technik des Stucks

Die Technik des orchomenischen Wandbewurfes entspricht ganz der in Kreta üblichen. Der Stuck besteht in der Regel aus mehreren, meist drei dünnen Lagen (1—2½ cm

dick), die aber nicht, wie bei dem oben S. 71 besprochenen Stuck klassischer Zeit nach oben hin feiner und dünner werden. Der Stuck besteht aus einer weißen, ziemlich gleichmäßigen Kalkmasse, in der sich vereinzelte zufällige Einschlüsse von Steinchen und dergleichen, auch häufig Luftbläschen finden. Die Oberfläche ist nicht völlig eben und blank poliert, wie bei dem klassischen Stuck, sondern zeigt manche Unebenheiten und kleine Löcher, die von den Luftbläschen herrühren. Die Farbe ist wohl auf die feuchte Wand aufgetragen, jedenfalls hat sie sich gut mit dem Kalk verbunden. Nur bei den Stücken Taf. XXX, 3—5 ist sie sehr dick und, wie es scheint, mit einem besonderen (temperaartigen?) Bindemittel auf die trockene Wand aufgebracht, da die Farbe pulvert und leicht abgerieben werden kann. Ebenso sind bei Taf. XXIX, 1 die weißen Pünktchen nachträglich pastos mit der Pinselspitze aufgesetzt, so daß sie kleine Erhöhungen bilden. Ähnliche Beobachtungen, daß nicht immer die reine Freskotechnik angewendet wurde, hat man in Melos gemacht (Phylakopi S. 79).

In der Ausführung sind die Fragmente verschieden. Die figürlichen Darstellungen sind alle sicher und flott gemacht. Dieselbe Hand würde man auch in dem Ornamentstreifen XXIX, 1 erkennen, auch wenn nicht durch das anhaftende Stück mit dem Kopf ohnehin gesichert würde, daß er eine bildliche Darstellung, wahrscheinlich die Stierspringer, einrahmte. Dieser Künstler steht mit den knosischen auf derselben Stufe des Könnens. Wir werden nicht fehl gehen, wenn wir in ihm einen aus Kreta zugereisten Meister vermuten. Ebenfalls vortrefflich arbeitet der Künstler, von dem die Bruchstücke XXX, 3—5 stammen, doch lassen sie in der Verstümmelung kein genaueres Urteil zu.

Hingegen zeigt der Streifen XXIX, 2 deutlich eine viel flauere und mattere Art. Der Künstler ist in den Farben ängstlicher, in der Zeichnung dürftiger und ungeschickter (z. B. an den Halbbogen der Rosetten). Die beiden anderen S. 82 unten genannten Ornamentstreifen zeigen denselben Charakter. Man wird geneigt sein, hier eine einheimische Nachahmung des kretischen Freskostils zu sehen. —

Einteilung der Wände

Über die Verteilung von Ornament und Figurenschmuck im kretischen Dekorationsstil gewinnen wir allmählich ein klareres Bild. Die Wand wurde in Felder geteilt, in der Hauptsache durch wagerechte Teilung, wozu dann bei bildlichem Schmucke senkrechte Teilung hinzutrat. So ist das große Gemälde mit den weiblichen Stierspringerinnen an allen Seiten mit breiten Ornamentstreifen umgeben. Unten wurde ein Sockelstreifen abgeteilt, der in dem kleineren Megaron von Tiryns noch an seinem Ort gefunden wurde und aus einfachen Querstreifen, die beiden obersten gestrichelt, bestand (Schliemann, Tiryns, S. 349, 395, Fig. 141). In Knosos ist in der Vorhalle des Westeinganges der Sockel mit nachgeahmten Steinplatten bemalt (B. S. A. VI, 12). In der Vorhalle des großen Megarons von Tiryns ist wirklicher Stein vorhanden, der berühmte alabasterne Kyanosfries, der, obwohl der Estrich nicht Rücksicht auf ihn nimmt (Dörpfeld bei Schliemann, Tiryns, 332), doch ursprünglich an dieser Stelle gesessen haben muß, da er fest und in guter Ordnung an der Wand stand und unmöglich so von oben herabgestürzt sein kann. Von dem Porphyrfries mit dem gleichen Ornament (B. S. A. VII, 55, Fig. 16), der aus dem großen Saal über Magazin 11—16 in Knosos stammt (ebenda X, 39), ist es sehr wahrscheinlich, daß er an entsprechender Stelle saß. Der vordere Rand der Oberseite nämlich, der aus der Wand hervorragte, ist mit einem feinen Profil versehen, bestehend aus einer konkaven und einer konvexen Schwingung, so daß er für Betrachtung von oben her berechnet

war. Von den anderen Steinfriesen ähnlicher Art (B. S. A. VI, 14, Fig. 3; Schliemann, Tiryns, Taf. 4 unten) läßt sich leider nichts Bestimmtes aussagen und es wäre möglich, obwohl aus technischen Gründen wenig wahrscheinlich, daß sie gelegentlich auch an höheren Wandstellen eingesetzt wurden. Ihre gesicherte Verwendung als Sockel zeigt, wie sinngemäß und materialgerecht die kretisch-mykenischen Künstler dekorierten: da wo in der Lehmziegelwand Bruchsteine sind, ist auch der äußere Schmuck der Wand aus Stein. Aus diesem technisch-dekorativen Gedanken heraus ist dann überhaupt der Begriff des Sockels als Schmuckform entstanden.

Mit Hilfe der gemalten Ornamentstreifen und Spiralbänder hat man dann an höheren Stellen der Wand eine oder mehrere Querteilungen bewirkt. Die einzige Stelle, wo wir einen Streifen an seinem Orte sehen, ist der kleine Baderaum im Südostviertel des knosischen Palastes (B. S. A. VIII, 53, Fig. 27 a); er sitzt oberhalb von 2 m hohen Alabasterplatten, da, wo der Stuckbelag der Wand beginnt. Wir werden für nur bemalte Wände die Höhe der Querteilungen verschieden annehmen dürfen, je nach den beabsichtigten Bildern. Bei dem Fresko B. S. A. X, Taf. 2 hat man den Eindruck, daß diese hier unmittelbar auf dem Ornament aufruhende Halle in Augenhöhe oder höher gestanden haben muß und daß vermutlich unterhalb des Ornamentstreifens ein anderes Bild war. Wir hätten dann etwas ganz Ähnliches wie im dritten und vierten pompejanischen Wandstil, wo ebenfalls über den großen Mittelfeldern sich oben Architekturmotive entwickeln. —

Das Kuppelgrab.

Tafel II, L. VI. VIII, 1. XXVII.

Kuppelgrab

Durch Schliemann und Dörpfeld ist das Kuppelgrab in erschöpfender Weise untersucht und aufgenommen worden.[1] Uns blieb nur übrig, sein Verhältnis zu den umgebenden Schichten zu untersuchen und außerdem durch zwei neue photographische Aufnahmen (Taf. XXVII) die trotz der Zerstörung immer noch mächtige künstlerische Wirkung der Ruine zu zeigen. Die Schichtung der Quadern, die Größe des Türsturzes, die Nagellöcher um die Tür zum Nebengemache treten darauf deutlich hervor.

Lage

Das Kuppelgrab liegt an der Südostecke der untersten Terrasse (Taf. II), etwas höher als die tiefste Einsattelung, die durch die Landstraße nach Lebadeia bezeichnet wird. Das Grab ist zum Teil in den Felsen hineingetrieben, wie auf dem Schnitt Taf. VI unten erkennbar ist. Seine Sohle wird von dem gewachsenen Kalkfelsen gebildet, der, wie auf Taf. XXVII sichtbar, in der Mitte durch mehrere Risse geborsten ist. An der Rückwand beträgt die Tiefe der Felseinarbeitung etwa $4^1/_2$ m; an dem Eingang zum Nebengemach ist der Fels noch zur Auflagerung des Türsturzes mit benutzt worden. In der Kammer selbst ist auffallenderweise der Fels sehr viel weiter ausgearbeitet als nötig war, so daß innerhalb des Felsens eine Mauer bis zu $1^1/_2$ m Stärke aufgeführt werden mußte, um das Auflager für die Deckplatten zu bilden (Perrot, VI, Fig. 164. Zeitschr. Ethn. 1896, 377). Diese anscheinende Arbeitsverschwendung wird sich so erklären, daß der Fels hier rissig und

Nebenkammer

[1] Zu Schliemanns Bericht in der Schrift Orchomenos (1881) kommen als sehr wesentliche Ergänzungen Dörpfelds Aufnahmen des Grabes von 1886, die zuerst klein in der Zeitschrift für Ethnologie. Verh. d. Anthrop. Gesellschaft 1886, 377 f. veröffentlicht worden sind, dann größer bei Perrot-Chipiez, VI, 441 f.; vgl. 439, Anm. 1.

daher nicht tragfähig genug war. Die vier großen Deckplatten aus grünem Schiefer, die in der Mitte durchgebrochen sind und wieder verschüttet waren, sind von uns neu gereinigt worden (Taf. XXVII; der bisherige Zustand Taf. VIII, 1). Die Archäologische Gesellschaft beabsichtigt, die Decke wieder herzustellen, was sehr zu wünschen wäre, da die Unterseiten der Blöcke jetzt fast unsichtbar sind.

Oberkammer? Schliemann (Orchomenos, S. 38) macht über die Verhältnisse oberhalb der Decke sonderbare Angaben. Es hätten über der Kammerdecke sich Wände aus Lehmziegeln befunden, die noch 2—6 Fuß hoch erhalten gewesen seien und Spuren großer Erhitzung gezeigt hätten. In der Nordostecke sei eine zweite, der ersten parallel laufende Wand aus unverbrannten Lehmziegeln gewesen, 5 Fuß 8 Zoll dick! Folglich müsse oberhalb der Decke eine zweite Kammer mit Lehmwänden hergestellt gewesen sein, wohl um den Druck auf die Steindecke zu mildern! Aber wie diese obere Kammer abgedeckt gewesen sein soll und wie die Lehmwände den Erddruck hätten aushalten sollen, wird nicht gesagt. Ich habe von diesen angeblichen Lehmwänden nicht das geringste auffinden können und muß die obere Lehmkammer für eine völlige Phantasie Schliemanns halten. Er wird die zahlreichen Lehmreste der vormykenischen Wohnschichten, die von seinen Arbeiten wahrscheinlich glatt durchgeschnitten waren, für Mauern gehalten haben.

Inhalt Schliemann macht ferner über den Inhalt des Kuppelgrabes und des Thalamos Angaben, die der Erklärung bedürfen. Den Boden des Kuppelgrabes habe zunächst eine Schicht Holzasche von 1—4 Zoll Dicke bedeckt, auf der die profilierten Blöcke römischer Zeit gelegen hätten, die zu dem „Tempelchen"[1] im Innern des Grabes gehört hätten. Dann sei das ganze Innere „bis zu einer Höhe von 12 Fuß mit Holzasche und anderen verbrannten Stoffen angefüllt" gewesen (S. 21, 36). Schliemanns „gelehrter Freund" Professor Sayce erklärte das so, daß die Goten, „welche Christen, aber ein rohes Volk waren", im Jahre 396 n. Chr. hier alle hölzernen Götterbilder aus Orchomenos und der Umgegend verbrannt hätten. Das war selbst Schliemann zu viel Phantasie und er meint, daß die Spuren wohl von „Opferfeuern" herrührten, was aber ein bischen viel Opfer für die nachantike Zeit voraussetzt. Die Sache wird sich so verhalten, daß die unterste Schicht von Holzasche von einer Bewohnung in barbarischer Zeit herrührt. Denn Schliemann fand auch Brandspuren an der Decke der Nebenkammer, wo jedoch die Aschenreste fehlten. Die sodann über der Holzasche beschriebene „12 Fuß dicke Schicht von verbrannten Stoffen" kann nichts anderes gewesen sein als Erde aus den vormykenischen Schichten, die mit Herdresten untermischt war und von den Seiten hineingestürzt ist.

Erdwände An den heutigen Erdwänden um das Kuppelgrab kann man zweierlei Beobachtungen machen. Im Westen und Nordwesten, wo sich die Wand senkrecht über dem erhaltenen Ring der Mauern erhebt, ist die Erde von ziemlich gleichmäßigem, schwarzem Aussehen und ist ganz durchsetzt mit zahlreichen Kalksteinbrocken der verschiedensten Größe, die zum Teil schichtenweise gelagert sind. Man erkennt hieraus, daß eine Baugrube in Größe des unteren Umfanges des Grabes hergestellt worden war und daß nach der Vollendung des Grabes die Zwischenräume zwischen der Wölbung und den senkrechten Wänden der Baugrube mit dem Schutt der Arbeitsplätze und mit dem Kalksteinmaterial gefüllt wurden, das unten herausgebrochen worden war. Auch Schliemann berichtet, daß die Quader-

[1] Es war nur eine Statuenbasis. Näheres im Abschnitt über das klassische Orchomenos.

wände mit Steinen hinterfüllt gewesen seien, deren Druck die Festigkeit des Gewölbes verstärkte.

Anders ist das Aussehen der Erdwände in der Nordostecke und über der Nebenkammer. Hier sieht man, wie das Kuppelgrab alle älteren Schichten durchschlagen hat. Die Nordostwand über der Nebenkammer konnte daher einen guten Ausgangspunkt für die Schichtengrabung K geben. Auf Taf. VIII, 1 sieht man den Zustand bei Beginn unserer Grabung. Die Linien I, II, III waren als die Hauptschichtungen erkannt und durch Abtreppung markiert worden; sie erwiesen sich später als übereinstimmend mit Rundbauten-, Bothros- und ältermykenischer Schicht. An dem Täfelchen I, das am weitesten links steht, sieht man die geglättete Felswand. Rechts davon ist eine Einsenkung im Felsen. Ziemlich weit unterhalb des genannten Täfelchens I sieht man die Ecke einer der Deckenplatten aus grünem Schiefer, während die übrigen noch verschüttet sind. Vorne links bezeichnet L den Türsturz der Kammertür.

Von dem späteren Schicksale des Kuppelgrabes wird in dem Abschnitt über das klassische Orchomenos zu sprechen sein.

6. Erläuterungen zu den Plänen und Tafeln I—XXX.

Tafel I: Das Ostende des Akontionberges.

Tafel I

P. Sursos hatte 1905 für diesen Plan Aufnahmen gemacht, die sich jedoch als unvollständig erwiesen, so daß er sie 1906 verbesserte und ergänzte. Hierbei hatte G. Karo die große Freundlichkeit, nach Orchomenos zu gehen und die nötigen Anleitungen zu geben, wofür ihm auch hier bestens gedankt sei.

Der Plan zeigt, wie falsch alle älteren Aufnahmen die Gestalt des Stadtberges und den Verlauf der Mauern darstellten; es genügt ein Vergleich mit Leakes Skizze (S. 3, Abb. 2), auf der die späteren Darstellungen in der Hauptsache beruhen. Wenn man auf dem Kastell π steht, so scheinen sich die Mauern und der Berg nach unten immer mehr zu verbreitern, wodurch die Hauptfehler der älteren Pläne entstanden. In Wirklichkeit wird der Berg in seiner unteren Hälfte wieder schmäler und die Stadtmauer ladet dementsprechend nicht so weit nach Süden aus, als bisher angenommen wurde.

Unser Plan gibt zum ersten Male Höhenmaße. Der Boden des Kastells liegt 228 m über der Ebene, d. h. über der großen Steinschwelle im Tore des Klosters, die uns als Nullpunkt diente. Die Höhe des Kopaissees über Meer wird bei Baedeker mit 97 m angegeben, so daß für die absoluten Höhen rund 100 m zu unseren Zahlen zu addieren wären, da das Kloster auf einem flachen Hügel liegt.

Über die Stadtmauern und sonstigen griechischen Reste wird im Abschnitt über das klassische Orchomenos gehandelt. Hier ist nur über die Gräben W, X, Y zu sprechen.

Graben Y

Y. Versuchsgraben auf halber Höhe des Berges. Bei 66, 90 ist die letzte Terrasse mit Erdschicht. Unmittelbar dahinter steigen die Felsen schroffer an und sind weiter oben nur spärlich, im obersten Viertel gar nicht mit Erde bedeckt. Bei Y liegen zwei kleine flache Hügel, die Schliemann, Orchomenos, Taf. 3 verzeichnet hat; er fand darin „nichts als einige Bruchstücke sehr archaischer glasierter, schwarzer hellenischer Topfware". Da er die Hügel nur in der Mitte angebohrt hatte, so zogen wir der Gründlichkeit halber einen Längsgraben durch beide. Die Hügel bestanden zum größeren Teil aus kleinen scharfkantigen, offenbar künstlich zerschlagenen Kalksteinen. Es stellte sich heraus, daß auf dieser Terrasse, wo der nackte Fels anfängt herauszutreten, offenbar eine Arbeitsstelle für Steinmetzen gewesen war, durch deren Tätigkeit sich die Massen von Steinsplittern zu Hügeln häuften. Einige schwarzgefirnißte Scherben zeigten, daß sie aus klassischer Zeit stammen. In dem nördlichen Hügel fand sich eine Bestattung, ein Skelett unter einem flachgewölbten großen Dachziegel mit schokoladebraunem Firnis auf der Außenseite. Breite 0,48; Länge erhalten 0,80, wahrscheinlich ursprünglich größer. Die Kniee des Skeletts waren angezogen, jedoch nicht etwa in der Hockerstellung, sondern weil sonst die Länge des Ziegels nicht gereicht hätte. Es wird etwa ein verunglückter Arbeiter gewesen sein, der eine Notbestattung erhielt. Spuren der vorklassischen Zeit waren hier oben nirgends.

Asklepieion

Asklepieion. Bei einem kleinen Versuch wurden einige Fragmente archaischer Bronzereliefs gefunden von der Art, wie de Ridder veröffentlicht hat (oben S. 7); jedoch fanden sich keinerlei Reste der vorklassischen Zeit. Wenn de Ridder angibt, ein mykenisches Fragment in einem der byzantinischen Gräber gefunden zu haben, so ist das durch Zufall verschleppt. Eine Bewohnung hat in mykenischer Zeit hier oben nicht stattgefunden.

Gräben W, X

W, X. Ein Versuchsgraben von 125 m Länge, der aus Rücksicht auf den modernen Weg unterbrochen worden ist. Die Verschüttung war gering, $^1/_2$—$^3/_4$ m am Ostende von W, zunehmend bis $1^1/_2$—$1^3/_4$ m am Westende von X. An Bauresten fanden sich mehrfach Lehmziegelmauern, die unmittelbar auf den Fels gesetzt waren, dann schmale rechteckige Hausmauern älterer Zeit aus Bruchsteinen. Ein größerer Rest von Quadern in W ist von Sursos für ein Tor genommen worden, das die hier von ihm vermutete Quermauer der klassischen Zeit durchbricht.

Kleinfunde

Unter den Kleinfunden fehlten älteste und Urfirnisscherben in diesen Gräben vollständig; in diesen Epochen hat sich also die Besiedelung nicht hier herauf erstreckt. Hingegen hat die jüngermykenische Zeit sehr reichliche Reste hinterlassen. Am Ostende von X lag dicht unter der Oberfläche die große mykenische Bügelkanne mit Aufschrift. Etwa 10 m weiter westlich fanden sich drei Schädel und eine Menge Gegenstände mykenischer Kleinkunst beisammen (kleine Tongefäße, ein Goldreif, ein Bronzemesser, Steinwirtel u. a.), doch machten die Fundumstände nicht den Eindruck einer regelmäßigen Bestattung. Jedenfalls war hier keine Nekropole, da der Fund vereinzelt blieb.

Ferner fanden sich in diesen Gräben Reste der klassischen Zeit, vorwiegend hellenistische Scherben, dann ein Terrakottafragment des 5. Jahrhunderts, endlich auch mehrere byzantinische Gräber. Da die Erdschicht hier oben stets dünn war, so lagen diese durch Jahrtausende getrennten Dinge sehr nahe beieinander.

Die Untersuchungen auf diesen oberen Terrassen lehren also, daß die ältesten Epochen gar nicht hier heraufgedrungen sind und daß erst in jüngermykenischer Zeit sich die Bewohnung bis W—X herauf erstreckt hat. Auch in der klassischen Zeit wird man auf dieser Terrasse gewohnt haben; etwas höher wurde dann der Asklepiostempel angelegt. Die Byzantiner endlich haben ihre Gräberstadt bis auf diese beiden Terrassen ausgedehnt.

Tafel II: Übersicht der Ausgrabungen von 1903 und 1905.

Tafel II

Nur diese unterste Terrasse hat eine stärkere Erdanschüttung, die von West nach Ost zunimmt. In A beträgt die Tiefe am Westende nur etwa 1 m, im Graben E^2 bis zu 5 m. Westlich von den Häusern, die neben den Gräben O, Q, R liegen, ist die Erddecke so dünn, daß eine Grabung nicht lohnte. Auf dem unbebauten Raume ist das Gebiet A—C aufgedeckt worden. Der übrige, durch Friedhof, Gärten und Häuser eingenommene Raum ist durch die Ringgräben E—N, und die radialen Gräben D und O—S soweit untersucht, daß man ein Gesamtbild der ehemaligen Besiedelung bekommt.

In allen Epochen der älteren Zeit war diese Kuppe ganz besiedelt. Denn wenn wir zwar von der Rundbautenzeit und der Bothrosschicht die Hauptzeugen am Süd- und Ostabhang (in N und K) haben, so sind doch auch in C wenigstens ihre Spuren festgestellt.

Gebiet A—C. Vgl. die Erläuterungen zu Tafel III.

Graben D

Graben D. Er enthält an seinem Westende den kleinen Rundbau D^1, wozu S. 28 f. und Abb. 26 zu vergleichen ist. Bei D^2 war der Graben auffallend leer an Mauerwerk, doch waren die Scherbenfunde aus älter- und jüngermykenischer Zeit zahlreich. Bei D^3 liegt eine kleine Badeeinrichtung griechischer Zeit, die im Abschnitt über das klassische Orchomenos besprochen wird. Westlich von D^3 findet sich eine Bruchsteinmauer älterer Zeit und die Reste einer sehr starken Lehmmauer. Im unteren Teil des Grabens bei D^4 lagen sehr zahlreiche Gräber byzantinischer Zeit, die die älteren Mauern zerstört haben. Genauere Schichtungen konnten hier nicht beobachtet werden.

Graben E

Der Graben E^1—E^2, im Beginn der Grabung 1903 angelegt, diente hauptsächlich der Suche nach Kuppelgräbern und brachte die Gewißheit, daß keine weiteren vorhanden sind. Er enthält eine Menge Mauern der älteren Zeit und zeigte in der Keramik dieselbe Abfolge, die 1905 in K festgestellt, aber damals noch nicht erkannt werden konnte, wie wir denn überhaupt die Erfahrung machten, daß Gräben und Schächte allein für die Schichtenbeobachtung ganz unzulänglich sind. Am Südende von E^2, sowie in den

Gräben F, G

Gräben F, G fanden sich zahlreiche byzantinische Gräber, eng nebeneinander und vielfach mit Platten und Werkstücken der klassischen Epoche hergestellt. Zu einem Grab in E^2 war eine griechische

Tafel II Grabplatte mit der Inschrift *Χρηστὴ χαῖρε*, zu einem anderen in F eine Dreifußbasis mit choregischer Weihinschrift verwendet (vgl. unten das klass. Orch.). Am Südende von G, das sich noch bis in den späteren Graben K hinein erstreckt (vgl. Erklärung zu K 173[4]), lagen auf gleicher Höhe mit den byzantinischen Gräbern einige schöne Steingräber mit geometrischen Vasen, Perlen und Goldschmuck (vgl. unten).

Graben H

Graben H^1, H^2. Geringe Tiefe (bis 1 m). Fast keine Scherbenfunde; eine Mauer.

Graben I. Hier sollte angeblich der archaische Apollon gefunden sein (vgl. S. 18). Die älteren Schichten fehlten ganz. In der Tiefe ein römisches Fundament (vgl. unten).

Schichtengrabung K. Vgl. Erläuterung zu Tafel V.

Kuppelgrab L. Vgl. oben S. 85.

Graben M. Ältermykenische Mauern. Ein Hockergrab (S. 64).

Rundbautengebiet N. Vgl. Erläut. zu Tafel IV.

Graben O

Graben O. Reichliche Reste von Mattmalerei und viele anscheinend ältermykenische Mauern, aber ohne klaren Zusammenhang.

Verbindungsgraben P. Vgl. Erläut. zu Tafel IV.

Graben Q

Verbindungsgraben Q (Abb. 24). In diesem Graben steigt der Fels von Süd nach Nord ziemlich rasch um über 1 m an. Am Südende ließen sich die in Graben P beobachteten Schichtungen weiter verfolgen, wie in der Skizze Abb. 17, S. 56 dargestellt ist: a) Auf dem Fels harter schwarzer Lehm der Rundbautenzeit (wie an K 1), darin vereinzelte handpolierte Scherbchen. b) Estrichschicht, darauf gestürzter gelber Lehm; darunter ein Bothros mit gelber Lehmauskleidung und Aschenfüllung. c) Ältermykenische Schicht. Harter rotverbrannter Estrich, dessen Rötung vom Herdfeuer stammen muß; darauf Sturzmassen von braunem und gelbem Lehm, die oberste Lage wieder mit Brandspuren, diese wohl vom Brand des Daches. In der Sturzmasse die Reste einer Steinmauer, auf gleicher Höhe mit der langen Mauer Q 3, zu der der Estrich c gehört haben wird. d) Jüngermykenische Schicht; Estrich, darauf gestürzte Lehmmasse. e) Modern umgewühlte lockere Ackererde. f) Byzantinisches Grab 1, in die jüngermykenische Schicht hinabgetrieben.

Nach Norden lassen sich die Schichten deutlich weiter verfolgen; sie nähern sich einander immer mehr, indem die unteren rascher ansteigen. Nördlich von Q 9 ist nur noch eine Schicht erkennbar. Hier war von je die Anhäufung des Schuttes geringer als nach dem Abhang zu (vgl. Schnitt Taf. VI) und die jüngeren Epochen haben die älteren gestört.

Es bedeuten die Nummern des Planes **Abb. 24**:

1. Byzantinisches Plattengrab.
2. Stelle der Skizze Abb. 17, S. 56.
3. Sehr lange sorgfältige Mauer ältermykenischer Zeit.
4. Stelle eines Grabes mit geometrischen Gefäßen und Schmuck.
5. Byzantinisches Plattengrab.
6. Reste einer Mauer jüngermykenischer Zeit.
7. Mauerecke, in der Bothrosschicht liegend.

8. 9. 10. Drei dicht übereinander hinstreichende Mauerzüge mykenischer Epoche.

Abb. 24. Graben Q.

Abb. 25. Graben R.

11. Mauerrest derselben Zeit. Tafel II

12. Byzantinisches Grab.

13.—16. Byzantinische Gräber, darunter 13 und 16 Kindergräber. Sie sind nicht in den Plan eingetragen. 13 lag südlich von 5, die übrigen in der nördlichen Hälfte des Grabens, im Durchschnitt 1 m unter der heutigen Oberfläche.

Graben R

Verbindungsgraben R (**Abb. 25**). Bei 1 sieht man an der südlichen Grabenwand, daß die moderne Umwühlung des Bodens bis in 2 m Tiefe hinabreicht. Dann erst kommen ganz schwache Lehmschichten, die aber weiter nördlich vollkommen aufhören. Zwischen Grab 4 und der Stelle 5 war die Erde bis auf den Fels fast völlig leer. Bei 7 fanden sich älteste polierte und weiß bemalte Scherben in den Felsritzen, dicht darüber ältermykenisch monochrome und Mattmalereiware und damit zusammen reichliche Reste der klassischen Zeit (schwarz gefirnißte hellenistische Ware, Dachziegel, Terrakottabruchstücke). Die Gebäudeecke 6 weicht in der Bauart von den mykenischen Hausmauern ab, indem sie aus eckig behauenen und hochkantig gestellten Steinen hergestellt ist. Da zudem außen an der Ecke der Mauer die klassischen Kleinfunde besonders zahlreich waren, so steht außer Zweifel, daß es ein Gebäuderest etwa der hellenistischen Periode ist, das einzige Überbleibsel innerhalb unserer Grabungen, das wir mit Sicherheit dieser Zeit zuweisen können. 2, 3, 4 sind byzantinische Gräber, die bis fast auf den Fels hinab getrieben worden sind. — Man sieht, daß an dieser Stelle die Erdschicht zu allen Zeiten eine noch geringere Dicke gehabt hat, als im Graben Q. Während der Ausgrabung selbst glaubten wir aus der Leere der Strecke R 5 bis Q 9 schließen zu dürfen, daß hier in mykenischer Zeit ein freier Platz oder ähnliches gewesen sei. Doch läßt sich das nicht völlig sicher behaupten, weil die Durchwühlung des Bodens in jüngerer Zeit fast bis auf den Fels hinabgegangen ist.

Graben S

Verbindungsgraben S (**Abb. 26**). Bei 1 und 4 fanden sich auf und zwischen den Felszacken reichliche Reste ältester polierter Ware nebst Obsidiansplittern und -messerchen. An der Südwand waren bei 1 bis in etwa 70 cm Höhe über dem Fels braune Lehmschichtungen zu erkennen; weiter oben war die Erde umgewühlt. 2, 3, 5, 6 sind Mauern ältermykenischer Zeit, nach der Bauart wie nach den Scherbenfunden (monochrom grau, rot, gelb). Jüngermykenische Firnisware wurde nur ganz spärlich gefunden. — 7 ist eine starke Masse gelben Lehms, an der aber trotz vorsichtiger Untersuchung keine Ziegelfugen oder Begrenzungen zu erkennen waren. Es ist wahrscheinlich die zusammengeschwemmte Lehmmauer des Hauses 5.

Tafel II 8, 9 sind Hausmauern ältermykenischer Zeit. Einzelne klassische Scherben lagen unter der Oberfläche. Byzantinische Gräber fehlen in diesem Graben.

Graben D[1]

Graben D[1] (Abb. 26). 10. Kleiner Rundbau. Lage und Beschreibung siehe S. 23 f, dazu S. 88.

11. 12. Schmale Verbindungsgräben nach A mit geringen Resten schmaler Mauern, anscheinend ältermykenischer Zeit. —

Graben T

Graben T (Südseite des Klosters). Abb. 23, S. 65. Bis zu 2 m Tiefe, im Durchschnitt etwa 1,50 m unterhalb des heutigen Bodens, lagen zahlreiche byzantinische Plattengräber, die zum Teil mit sehr schönen antiken Werkstücken hergestellt waren. Zwischen den Gräbern waren zahlreiche Reste der klassischen Zeit (eine Handmühle, Dachziegel mit Inschrift, Scherben u. a.). In etwa 1,50 m Tiefe traten aber auch schon Spuren von Lehmziegeln auf, bei 1,80 m jüngermykenische Scherben und bei 2 m starke ältere Wohnschichten mit Lehmziegeln und Brandresten. Demnach haben die jüngermykenische und die klassische Wohnschicht, sowie die byzantinische Bestattungsschicht sich so vollständig ineinandergeschoben, daß ein Absondern unmöglich war. Auf 1,90 m fand sich ein klassisches Grab mit protokorinthischen Gefäßen, auf 2,70 m ein solches mit geometrischen Vasen. Weiter abwärts folgten die älteren Wohnschichten aufeinander, ohne daß eine Sonderung in Perioden möglich war. Am Westende des Grabens lagen sie zum Teil sehr dicht übereinander. Hier befand sich der Schacht oder Brunnen, in dem die große Menge mykenischen Wandstucks, verteilt auf die Tiefe von 3,20—5,20 m und ohne daß erhebliche Baureste in der Nähe gewesen wären, gefunden wurde. Über die näheren Umstände siehe oben S. 72. Ebenda lagen viele Stücke dünner Bleiplatten, die meist zusammengebogen und verdrückt waren. Ihre Bedeutung ist unaufgeklärt geblieben. Sie brauchen nicht notwendig aus mykenischer Zeit zu stammen, da sich auch manche Bruchstücke glasierter byzantinischer Gefäße

Abb. 26. Graben S, D[1].

Tafel II

in diese Tiefe verirrt hatten, so daß man am liebsten annehmen möchte, jener „Schacht“ sei ein Brunnen gewesen. In der Tiefe von 5,20 m war der jungfräuliche Boden noch nicht erreicht, es waren noch deutliche Reste von Lehmziegeln im Boden. Jedoch trat dort das Grundwasser in den Graben, so daß ein Tieferdringen unmöglich war.

Am Ostende des Grabens waren wir nur bis 4,50 m Tiefe gedrungen, da große Mauern ältermykenischer Zeit ein Tiefergehen verhinderten. Hier war namentlich an der Nordwand der Osthälfte das Schichtungsverhältnis lehrreich, indem ein Hockergrab, ein geometrisches und ein byzantinisches dicht nebeneinander lagen! (Vgl. S. 65, Abb. 23, Nr. 7, 11, 9.)

Die Nummern auf Abb. 23, S. 65 bedeuten: 1. Erde mit Spuren von Besiedelung. 2. Gelbe Lehmziegelmauer. 3. Wohnschicht mit Aschenresten. 4. Ältermykenische Mauer aus größeren Bruchsteinen. 5. Mauer, etwas schwächer, eine Quermauer zu Nr. 4 bildend. 6. Hockergrab, S. 65, Nr. 47. 7. Hockergrab, S. 66, Nr. 48. 8. Verbrannter Estrich und Aschenschicht, vgl. S. 67. 9. Byzantinisches Plattengrab. 10. Wohnschicht. 11. Bestattung mit geometrischen Gefäßen. 12. Steine ohne Zusammenhang. 13. 14. Mykenische Wohnschichten. 15. Pithos, wohl ältermykenisch. 16. Gelbe Lehmmassen, ältermykenisch. 17. Rotverbrannter Lehm. 18. Schwarzverbrannter Lehm. (Nr. 16—18 sind typisch für ein durch Brand zugrunde gegangenes Haus, indem der Lehm der zusammengestürzten Mauer unten seine ursprüngliche gelbe Farbe bewahrt hat, oben jedoch durch die brennenden Teile des Daches teils rot teils schwarz geworden ist.) 19. Vorklassische Wohnschicht. Bis etwa auf die Tiefe von Nr. 13 fanden sich klassische Reste verstreut, die nicht zu Gräbern gehört hatten.

Dieser Graben lehrte, daß nicht nur auf dem Berg, sondern auch hier unten die klassische Schicht vollständig durch die byzantinische zerstört worden ist. Die Suche nach dem Charitenheiligtum wurde jedoch 1905 fortgesetzt in

Graben U

Graben U. Es ist die Stelle des ehemaligen Klosterkirchhofs, der seit noch nicht einem Menschenalter außer Gebrauch ist. Wir stießen daher zunächst, kaum einen halben Meter unter der Oberfläche, auf die wohlerhaltenen, bereits ganz sauberen Gebeine moderner Griechen; von einem Pappás hatten sich die Schuhe und Teile seines gestickten Gewandes erhalten. Die Knochen wurden in einem Massengrabe in der Ecke des Friedhofs zusammengeräumt. In etwa 1,50 m Tiefe begannen die byzantinischen Plattengräber zu erscheinen, alle Ost-West gelagert, die hier besonders stattlich und aus großen, zum Teil sehr schönen antiken Werkstücken zusammengesetzt waren. Sie enthielten meist wohlerhaltene Skelette mit zahlreichen Schmuckbeigaben aus Bronze (Näheres darüber unten), sowie einen kleinen Anhänger aus Steingut mit einem Stephanskreuz, wodurch endlich der byzantinische Charakter dieser, lange Zeit unklaren, Gräbergattung ganz gesichert war. Zwischen den Gräbern lagen mykenische, geometrische, klassische und glasierte Scherben durcheinander. Unmittelbar unter den Gräbern begannen mykenische Wohnschichten. Da der obere Rand des Grabens U tiefer lag, als der des Grabens T, so kam hier schon nach 4 m das Grundwasser, auch hier ohne daß wir den gewachsenen Boden erreicht hätten.

Graben V

Graben V, 1905 angelegt, ließ das in T und U Gelernte noch schärfer erkennen. Zuerst dicht unter der Oberfläche moderne Gräber, von 1 m ab byzantinische, die oberen mit Ziegeln umstellt, die tieferen mit klassischen Werkstücken und Porosplatten hergerichtet. Von 1,50 m ab bereits Spuren von Lehmziegeln. Zwischen den Gräbern vereinzelte, auffallend spärliche klassische Scherben, zugleich jüngermykenische Ware. Etwas tiefer kamen massenhaft jüngermykenische rote Becherfüße heraus. Unterhalb der byzantinischen Gräber fanden sich zwei jüngermykenische Mauern und drei Wohnschichten bis zur Tiefe von 4,30 m, so daß hier die jüngermykenische Schicht an 2 m stark ist. Von 4,30 m ab bis zu 5 m Tiefe kam nur noch ältermykenische Ware, auf 5 m die erste ältermykenische Wohnschicht. Damit waren wir aber auch wieder im Grundwasser. —

Die Gräben T, U, V zeigen also, daß der ganze Klosterhügel sich ausschließlich durch Bewohnung aufgehöht hat. Leider war es nicht mehr möglich, in den umgebenden Feldern eine Gegenprobe zu machen, ob hier eben so starke vorklassische Wohnschichten vorhanden sind, oder ob die Besiedelung sich auf den Klosterhügel beschränkte. Sehr auffallend ist, daß die ältermykenische Bewohnung unter die Tiefe des heutigen Grundwassers — nach Trockenlegung des Sees! — hinabreicht. Wir können hier nur die Tatsache feststellen. Ob sie durch eine Senkung des Seeufers, ob durch die Austrocknung des Sees im 2. Jahrtausend v. Chr. oder wie sonst zu erklären ist, könnte nur nach einer gründlichen topographischen Aufnahme des ganzen Seegebiets entschieden werden.

Charitenheiligtum

Daß das Charitenheiligtum an der Stelle der heutigen Kirche gelegen habe, ist durch den Befund in den drei Gräben zwar nicht ausgeschlossen, aber es ist auch nicht die geringste Spur für diese Annahme gefunden worden. Die klassische Schicht ist durch die byzantinische Zeit so vollständig vernichtet worden, daß jede Hoffnung auf Erkenntnis schwindet. Auch die Grabung innerhalb der Kirche, die Kavvadias anriet, die aber unausführbar blieb (S. 11), würde daran wohl kaum etwas geändert haben.

Tafel III: Gebiet A. (Vgl. S. 53 f. und Taf. XXVII, 1).

Blau, gelb, orange = ältermykenisch. Rosa = frühgriechisch. Violett = byzantinisch.

Tafel III A

1. (gelb). Rest einer größeren Mauer.

2. (blau). Bruchsteinmauer, auf der noch die Reste gelber Lehmziegel. Darunter eine schwarze Brandschicht.

3. (orange). Erdkegel, an dessen Wänden sich drei Wohnschichten deutlich unterscheiden lassen. Auf der obersten liegt ein großer Stein.

4. (blau). Pflasterung aus mittelgroßen, an der Oberseite unebenen Steinen. Darunter eine Schicht rotverbrannten Lehms. Vgl. S. 60.

5. (orange). Bruchsteinmauer. An dem Erdkegel darunter sind dieselben drei Schichten erkennbar wie bei 3.

6. Größere Felsblöcke, ohne deutliche Spuren von Bearbeitung, vermutlich nicht von einer Mauer, sondern natürlich losgelöst.

7. Hockergrab, mit Steinplatten umstellt. Es lag in der Hofschicht 9 und war von ihr überdeckt. Vgl. S. 61, Nr. 1.

8. Stelle des zuerst gefundenen Hockergrabes. Vgl. S. 61, Nr. 2.

9. (gelb). Hofpflasterung, hergestellt aus größeren flachen Steinen und daran anschließend eine dicke, fest zusammengestampfte Schicht aus kleineren Steinen, Scherben, Knochen. Diese Schicht ist von dem Hockergrab 7 durchschnitten worden. Ihre Begrenzungen waren nicht deutlich erkennbar, außer am Westrand, wo das Pflaster an die Mauer 10 stößt, zu der es gehört hat. Vgl. S. 60.

10. (gelb). Rechteckiges Haus, an dessen Bruchsteinmauern noch Reste der Lehmwand kleben. Unter dem Nordrand der Mauer sieht man am Erdreich die ältere (blaue) Wohnschicht. Vgl. S. 57.

11. (blau). Schwache Mauer, dicht über dem Felsen. 12. (gelb). Mauer.

13. (gelb). Mauer, parallel zur vorigen und wahrscheinlich von demselben Hause.

14. (orange). Mauer. 15. (gelb). Hausecke. 16. (orange). Mauer.

17. Byzantinisches Plattengrab. 18. (gelb). Mauer.

19. (gelb). Stärkere Mauer, zweite Schicht, aber jünger wie 18. 19, 20 und 46 können nicht zu dem gleichen Gebäude gehört haben, obwohl es auf den ersten Blick so scheint, denn die Mauern laufen nicht ganz parallel und es sind kleine Höhenunterschiede vorhanden.

20. (gelb). Mauer. 21. (orange). Mauer.

Byzant. Gebäude

22. (violett). Großes byzantinisches Gebäude. Es besteht aus gutgefügten, 1,50—1,60 m breiten Fundamenten, die bei 22a—b 1,25 m tief, bei 22c noch 1,20 m, bei 22d nur 0,40 m tief sind. Bis 22e ist es nur noch eine einfache Lage von Steinen. Der Grund der Verschiedenheit ist, daß das Gelände im Norden ursprünglich stärker abfiel (vgl. das gleiche Verhältnis bei den Fundamenten des Tempelfundaments 60). Die Mauer 22a benutzte nach Osten hin die ältere byzantinische Mauer 29 und das Megaron 60 als Auflager. — Die Fundamente sind aus großen, zum Teil gut behauenen Kalksteinquadern hergestellt, die von anderen, wahrscheinlich klassischen Bauten stammen. Zwischen sie sind an vielen Stellen einzelne oder mehrere zerschlagene Dachziegel gesteckt. Daraus geht der späte Charakter des Gebäudes deutlich hervor. Diese Manier ist an der byzantinischen Kirche zu einer Art Kunststil ausgebildet. Von der aufgehenden Mauer ist an dem Nordostende eine Quaderlage erhalten, die rustikaartig gerauht ist. Bei der geringen Größe des Gebäudes (Breite 8,5 m) ist die Dicke dieser Mauer (1,40 m) auffallend, so daß man an einen Monumentalbau denken muß, vielleicht eine Kirche oder Friedhofskapelle, da ja die ganze Nordhälfte des Stadtberges bis zu den Gräben W—X hinauf mit byzantinischen Gräbern besetzt ist.

23. (violett). Große Quadern, gestürzt, anscheinend von der Mauer 22.

24. Hockergrab, mit Steinen umstellt. S. 61, Nr. 4. 25. (gelb). Mauer.

Tafel III A

26. Hockergrab, mit Platten umstellt, zwei Tote enthaltend. Vgl. S. 61, Nr. 3 und Taf. XXIII, 1.

27. (violett). Großer Stein, in der Höhe der Fundamentoberkante von 22. An der Ecke darunter ist bis auf die Tiefe von 28 hinab keine Schichtung erkennbar; hier ist also alles sehr gründlich umgewühlt worden.

28. (orange). Mauerrest älterer Zeit.

29. (violett). Mauer byzantinischer Zeit, sicher jünger als das Tempelfundament 60, aber älter als das große byzantinische Gebäude 22.

30. (blau). Tiefliegende kleine Mauer.

31. (orange). Gebäude mit drei Quermauern, durch welche rechteckige Kammern entstehen. Reste von verbrannten Lehmziegeln. Vgl. S. 57.

32. (orange). Mauer. Ungefähr gleich hoch, aber nicht gleichzeitig mit 31.

33. (violett). Pflasterung, auf gleicher Höhe mit 27, vielleicht zum Fußboden des Gebäudes 22 gehörig.

34, 35. (orange). Zwei Mauerecken, annähernd gleich hoch mit 31, 32, 38. Doch können von diesen fünf Mauerzügen höchstens zwei gleichzeitig existiert haben, so daß wir hier Umbauten innerhalb derselben Schicht und Periode haben.

36. (violett). Pflasterung. 30—35 cm höher als 33 und 27. Doch ist es möglich, daß sie trotzdem auch zum Fußboden von 22 gehört hat, da die Steinpflasterung vielleicht nur die Unterlage für einen Plattenbelag oder dergleichen war.

37. (violett). Ganz späte Mauerecke. 38. (orange). Mauerecke. Vgl. zu 34.

39. (orange). Drei Reihen pflasterartig gelegter Steine, wahrscheinlich zu 38 gehörig. Die Anlage ist ähnlich wie bei C 121 und war vermutlich auch eine Herdstelle.

40. (gelb). Mauerrest, tiefer liegend als 31.

41. (orange). Mauerrest, höher. 42. (orange). Mauerrest, hoch liegend.

43. (gelb). Mauer mit Queransatz, tiefer. 44. (blau). Mauer mit Queransatz, tiefste Lage.

45. (blau). Mauerecke. 46. (gelb). Größere Mauerecke.

47. (blau). Kleine Mauerecke, etwas tiefer als 45.

48. (gelb). Größere Mauerecke, genau parallel mit 46, auf gleicher Höhe, so daß beide nicht gleichzeitig bestanden haben können.

49. (blau). Mauerecke, tief liegend.

50. (blau). Ovalbau? Eine dünne Lage hochkantig gestellter Steine. Daß sie von einem Ovalbau stammen, ist durchaus unsicher und nicht wahrscheinlich. Es dürfte eher die Randeinfassung einer Hofpflasterung (vgl. A 4) gewesen sein. Die auffallende Leere an dieser Stelle (bei der Höhenzahl 15,90) läßt vermuten, daß die steinsuchenden Bauern hier besonders tätig waren.

51. (gelb). Größere Hausecke. 52. (gelb). Mauerrest, etwas tiefer liegend.

53. (orange). Mauerreste, auf gleicher Höhe mit dem Tempelfundament 60, aber etwas anders orientiert und wahrscheinlich älter.

54. (gelb). Mauerrest, tiefer wie 53. 55. (blau). Mauerrest, tiefer wie 51.

56, 57, 58. (violett). Byzantinische Plattengräber.

59. (violett). Estrich byzantinischer Zeit, auf ungefähr gleicher Höhe mit dem Estrich 87. Doch ist nicht beobachtet worden, ob er mit ihm zusammenhing.

Tempel

60. (rosa). Fundament in Form eines Megarons, wahrscheinlich frühgriechischer Tempel. Vgl. S. 69 f. und Abb. 24. Erhalten sind außer den Grundmauern auch Teile der aufgehenden Mauern bei 60 a und b. Die Breite der Fundamente beträgt 1,30—1,50 m; sie sind aus zwei Reihen großer flacher Blöcke hergestellt, zwischen denen kleinere Steine als Füllung dienen. An der Südostecke 60 e liegt eine besonders große Platte (0,80 : 1,15; dick 0,30), die auf Abb. 24 (S. 70) sichtbar ist. An der Westseite (60 a—b) bestehen die Fundamente aus nur einer Lage Steinen; von der Mitte an nach Osten hin nehmen sie erst allmählich, dann (etwa bei 60 f) sehr rasch an Tiefe zu und reichen bei 60 c—e bis über 1,50 m tief hinab. Die oberen Teile des Fundaments sind hier bei 60 d (Abb. 24) zerstört, vielleicht durch eine Versuchsgrabung de Ridders, der nach Aussage der Skriponiaten ungefähr an dieser Stelle einen Versuchsschacht gemacht hatte. Auch an dem mittleren Teil der Cellavorderwand 60 g fehlen die oberen Steinlagen. Auch die Nordostecke 60 c ist bis über 1 m tief zerstört, hier durch eine spätere Abfallgrube; vgl. zu 68. Im Innern der Vorhalle 69 fanden sich keine Reste; es wurde bis 3 m unter die Oberfläche der Fundamente hinabgegangen. An der Erde zeigten sich keine Schichtungen; nur

Tafel III A

am Grunde dieser Vertiefung und etwa 30 cm höher sind zwei ältere Wohnschichten zu erkennen. Offenbar war ursprünglich in der östlichen Hälfte von 60 ein starker Geländeabfall, der durch die hohen Fundamente und die Erdanschüttung ausgeglichen werden mußte. — Im Innern des Megarons ist der vordere Teil durch spätere Mauern gefüllt. Im westlichen hinteren Drittel fehlen sie. Hier war die Erde ganz durchsetzt mit massenhaften Bruchstücken von schönem rotem Wandstuck. Kleine Stücke davon saßen auch noch an den schwachen Resten der aus kleineren Bruchsteinen bestehenden aufgehenden Mauer an der Nordseite (Höhenzahl 17,95) und an der Südwestecke. Daß dieser Bau lange für ein mykenisches Anaktenhaus gehalten wurde, ist oben S. 9, Anm. 1 gesagt. Die Gegengründe sind S. 69 ausgeführt. Die Beschaffenheit des Stucks gab den letzten Ausschlag, hier ein frühgriechisches Tempelfundament zu erkennen. Daß im Innern des Fundaments massenhafte jüngermykenische Scherben gefunden wurden, kann an diesem Resultat nichts ändern. Das griechische Fundament ist mitten in eine dichte mykenische Wohnschicht hineingesetzt.

61. (violett). Später Mauerrest aus mehreren flachen Steinen, die vom Fundament von 60 zu stammen scheinen. In der Mitte der Westseite lag unter einem Stein ein bronzenes ionisches Kapitell mit den Füßen einer Statuette (vgl. unten). Die Mauer wird demnach byzantinisch sein.

62. Schwache Mauer, tiefer als 63; Höhenzahl fehlt, wohl zur gelben Schicht zu rechnen.

63. (orange). Rechteckiges Haus, im Norden unter die Fundamente von 60 sich fortsetzend.

64, 65. (violett). Spätes Mauerwerk.

66, 67, 68. (violett). Abfallgruben, von denen 68 kreisrund ist und die Ecke des Megarons 60 zerstört hat. Die beiden anderen reichen unter die Mauern 64 und 65 hinunter. Ihr Umfang, wie er in den Plan eingetragen ist, ist nicht sicher beobachtet worden, da sie erst beim Tiefergraben bemerkt wurden. Im senkrechten Schnitt ist ihr Umriß unregelmäßig, nach unten breiter werdend. Gefüllt waren sie mit loser Erde, die mit etwas Aschenresten durchsetzt war; darin fanden sich Dachziegelbruchstücke und wenige grobe Scherben ohne datierbare Merkmale. Nur eine glasierte war darunter. Knochen fehlten. Daß die Löcher aus der klassischen Zeit stammen, ist nicht anzunehmen. Sie werden also zur „byzantinischen" Bewohnung gehören, gerade wie die Grube 72.

70. (rosa). Gebäude aus großen unregelmäßigen Blöcken, von ähnlichem Charakter, wie am Megaron 60. Da sein südlicher Mauerzug der Megaronwand parallel läuft, so ist es möglich, daß dies ein weiterer Rest frühgriechischer Zeit ist. Allerdings liegt der sicher byzantinische Mauerzug 74 etwas tiefer, ebenso die vermutlich späten Reste 71—72. Doch reichen ja auch innerhalb des Megarons die kleinen Hütten 64 und 65 zwischen dessen Fundamente hinab.

71. (violett). Späterer Mauerrest.

72. (violett). Platte aus gelbem Poros, halbrund ausgeschnitten. Innerhalb der Rundung war die Erde lose und mit Asche durchsetzt wie bei 66, 67. Es war also die Einfassung einer Abfallgrube, wohl byzantinischer Zeit, die den Poros an ihren Gräbern so viel benutzt.

72a. (violett). Mauerecke der gleichen Zeit. 73. (orange). Tief liegendes Mauerstück.

Jüngerbyzant. Gebäude

74. (violett). Drei große gutbehauene Platten, zweifellos von einem älteren Bau stammend, von denen die mittlere ein rundes Loch für eine Türangel hat, also Schwelle war. Am Ostende wird die Mauer durch eine abgebrochene Quaderplatte nach Norden fortgesetzt. Ebenso setzte sich im Westen das Gebäude zweifellos nach Norden fort, da die Platte diese Richtung anzeigt und im Westen auf gleicher Höhe, aber nicht mit ihm im Verband, die Mauer 70 liegt. Dies Gebäude (von nur 3,70 m Front) muß „jüngerbyzantinisch" sein, da unter der nordöstlichen Platte, zum Teil von ihr überschritten, das Grab 76 liegt, das unmöglich nachträglich darunter geschoben sein kann.

75, 76 (violett). Byzantinische Plattengräber. 77. (violett). Mauerrest, tief liegend.

78, 79, 80. (violett). Byzantinische Mauern.

81. Stelle, an der ein byzantinisches Kapitell lag, das mit den Kapitellen der Kirche stilgleich ist (vgl. den Abschnitt über Byzantinisches).

82. (violett). Große Kalksteinquadern, regellos liegend, wahrscheinlich von älteren Bauten stammend und dann zu einem byzantinischen Gebäude benutzt, zu dem auch das Kapitell 81 gehört haben wird.

83, 84, 85. (violett). Byzantinische Mauern. 86. (violett). Pflasterung, spät.

87. (violett). Estrich aus weißem Kalkmörtel, 1,5 cm dick, sehr hart. Vielleicht ist 85 die zugehörige Mauer. Er dehnte sich ursprünglich noch weiter aus. Daß er mit 59 zusammenhing, ist nicht festgestellt worden, aber wahrscheinlich.

88, 89. (violett). Byzantinische Mauerreste.

78—89 geben einen guten Begriff von der lebhaften Bewohnung in „jüngerbyzantinischer“ Zeit, die nach der Periode der Plattengräber kommt. Es ist jedoch nicht ausgeschlossen, daß diese Baureste, in denen sich das byzantinische Kapitell 81 fand, noch jünger sind. Möglicherweise gehören sie in die fränkische Epoche, die in Orchomenos auch durch Münzen vertreten ist (vgl. unten).

90. (orange). Mauer, etwas tiefer liegend als die Megaronfundamente und wohl älter.

91, 92. (violett). Byzantinische Mauern. 93. (orange). Ältere Mauer.

Tafel III: Gebiet B („Schliemannscher Einschnitt“, erweitert).

Tafel III B

94. (blau). Mauerecke, unmittelbar auf dem Fels liegend.

94a. (blau). Ecke eines Hauses mit dünneren Wänden, dem vorigen parallel, ebenfalls auf Fels.

95. (gelb). Zwei Pithoi, in halber Höhe der hier 4 m hohen Grabenwand (vgl. den Aufriß zu B 96, Abb. 14, S. 54), wahrscheinlich zur gelben Schicht zu rechnen.

96. (blau). Mauer, unmittelbar auf Fels. Über ihr konnte bis zur Höhe des Gebietes A an der Erdwand die in **Abb. 14, S. 54** skizzierte Schichtung beobachtet werden: a) Mauer 96. Daneben brauner Lehm. — b) Gelber Lehmestrich, darauf Asche. — c) Mauerrest, daneben eine Aschenschicht, zugedeckt mit gestürztem, rotverbranntem Lehm. — d) Rest einer starken Mauer, in der Wand steckend. Daneben Lehmestrich; darauf eine Lage feinen gelben Flußsandes wie in dem Rundbau D^1 (S. 23, Abb. 8), darüber gestürzte gelbe Lehmziegel. — e) Dunkler Lehmestrich, darauf Asche. — f) Pflaster aus Scherben von Ziegeln oder Pithoi, darauf gestürzte gelbe Lehmmassen, am oberen Rande stellenweise rotverbrannt. Daneben ein beträchtlicher Haufen Linsen. — g) Schwarzer Lehmestrich, darauf gestürzte gelbe Lehmmassen. — h) Unregelmäßige schwarze Lehmschicht, wohl Estrich. Darauf Stücke von braunverbrannten Lehmziegeln. — i) Dunkler Lehmestrich. — k) (orange). Mauer 93. — Zu oberst sind die Höhenlagen der byzantinischen Mauer 92 und des Megarons 60 eingetragen. — Wenn, wie es scheint, die Rundbauten- und die Bothrosschicht hier ganz fehlten — eine gesicherte Scherbenbeobachtung, aus der Gewißheit zu gewinnen wäre, hat nicht stattgefunden —, so hätten wir die zehn Schichten als die Unterabteilungen der drei in A als blau, gelb, orange geschiedenen Epochen anzusehen. Da zwischen c und d, g und h zwei größere Abstände sind, möchte man a—c zur blauen, d—g zur gelben, h—k zur orangefarbenen Schicht rechnen, wobei dann innerhalb dieser Abteilungen die Abstände der einzelnen Lagerungen ziemlich gleich sind; in der obersten Abteilung (orange) sind die Abstände am größten. Diese Verteilung hat hier nur den Wert einer Vermutung. Aber der Aufriß der Wand hat wenigstens den nicht zu unterschätzenden Nutzen, daß wir über die Vielheit der Schichtungen sicher unterrichtet werden und dadurch erkennen, warum oben in Gebiet A und unten in C so vielfach Mauern in ungefähr gleicher Höhe sich finden, die nicht gleichzeitig existiert haben können. Diese rasch aufeinander folgenden Bebauungen sind auf der flachen Mitte des Bergrückens ohne wesentliche Aufhöhung einander gefolgt; an dem Abhange hingegen ist die entsprechende Ablagerung naturgemäß größer gewesen, so daß sich die Schichten je weiter unten desto stärker voneinander trennen (vgl. dazu auch S. 57, Graben Q, Abb. 17).

97. (blau). Mauer, auf Fels. Der Fels steigt von hier ab bis 101 rasch an. Im ganzen steigt er von B 94 bis A 13, d. i. auf einer Strecke von etwa 25 m, um über 3 m (13,19 m bis 16,40 m).

98, 99. (blau). Mauern, etwas über dem Fels, der hier nicht bloßgelegt ist.

100. (gelb). Mauer mit Querstück, höher liegend als 99. 101. (blau). Mauer, tiefer als 100.

Tafel III: Gebiet C. (Vgl. Taf. XVII, XVIII, XXII—XXVI.)

Tafel III C

102. Ausgang zur Schutthalde. 103, 104. (violett). Byzantinische Plattengräber.

105. Stelle eines geometrischen Grabes mit Bronzewaffen (vgl. Abschnitt über das klass. Orchomenos).

106. (violett). Byzantinisches Plattengrab.

107—111. (blau). Kleine Hausmauern mit geringen Höhenunterschieden.

112, 113. (violett). Byzantinische Plattengräber. Dieses Grabenstück ist das Ende des ersten großen Versuchsgrabens, der quer über diese Terrasse bis zu A 1 geführt worden war und dessen Verlauf auch bei A 12—13 noch erkennbar ist.

114. (orange). Mauer, ältermykenisch. 115. (violett). Byzantinisches Plattengrab.

116. (gelb). Mauer.

Tafel III: Schacht C[1].

Tafel III C[1]

Hier wurde, um die Tiefe des Felsens festzustellen, 1905 ein Schacht angelegt, der eine Erdtiefe von etwa 2³/₄ m unterhalb der gelben Schicht ergab. Vgl. das Schema der Schichtungen Abb. 27. — a) Die tiefste Stelle des Felsens liegt auf 11,67 m; der Fels hat unregelmäßige Erhebungen. Hier und bei b, wo eine schwache Aschenablagerung erkennbar war, fanden sich ganz vereinzelte Scherbchen der ältesten Art, schwarz und braun poliert. Dadurch wird die Anwesenheit der Rundbauleute auch auf diesem oberen Teil des Bergrückens gesichert. — c) Brauner Estrich, darauf ein Haufen gestürzten gelben Lehms, schichtenweise gelagert, in welchem eine große Menge Urfirnisscherben steckten. Für diese Periode ist also hier und auch in C² eine intensive Besiedelung gesichert. — d) Dicker Estrich aus gelbem Lehm, an der Oberseite braun geworden. In der Höhe dieses Estrichs wurden die ersten Urfirnisscherben gefunden und einige hübsche durchbohrte Garnwickel.

117. Hockergrab, mit flachen Steinen umstellt und mit einer großen flachen Platte abgedeckt; S. 61, Nr. 5. Das Grab ist aus der Schicht e hinabgesenkt worden, da die nächste Schicht, die gelbe Mauer 116, über die Mitte des Grabes wegläuft. Das Grab erscheint im Plan nur in seiner südlichen Hälfte, der übrige Teil steckt in der Erde. — e) Brauner Estrich, darüber gestürzte gelbe Lehmziegelmasse. In der Nähe des Grabes kamen unterhalb von e graue Scherben vor, die vermutlich bei Anlage des Grabes in die Tiefe gewühlt sind. Denn da Urfirnis oberhalb von d lag, so wird d zur Bothrosschicht zu rechnen sein. c und d repräsentieren also hier die beiden Perioden der Bothrosschicht. e liegt auf gleicher Höhe mit den (blauen) Mauern 107—111, bezeichnet also die älteste Schicht der ältermykenischen Epoche. — 116, 119. Gelbe Mauern.

Abb. 27. Schichtungen in Schacht C[1].

Tafel III: Gebiet C (Fortsetzung).

Tafel III C

118. (gelb). Mauer. Taf. XVII, 1.

119. (gelb). Haus mit zwei rechteckigen Kammern. Taf. XVII, 1. XVIII, 1.

120. (orange). Höher liegende Mauer. Taf. XVIII, 1.

121. (gelb). Haus mit zwei rechteckigen Kammern, um ein geringes tiefer liegend als Haus 119, aber mit ihm aus derselben Periode und von ihm zerstört. Taf. XVII, 1. XVIII, 1.

122. (gelb). Herdstelle und Estrich im Hause 121. Unter den im Plan angegebenen Steinen sieht man fünf dünne, gleichmäßig horizontal geschichtete Lehmlagen von wechselnder Farbe und Dicke (von unten nach oben: 2 cm dick, gelb; 3 cm grauschwarz, mit Asche gemischt; 1 cm braungelb; 3 cm grauschwarz; 6 cm ganz rotverbrannt). Es sind die Estriche des Hauses, die immer wieder erneuert wurden. Auf dem obersten hat das Herdfeuer gebrannt. Sodann hat man einen richtigen Herd angelegt, indem flache Steine reihenweise horizontal gelegt wurden. Zwischen ihnen fand sich Asche und viele Getreidekörner. Taf. XVII, 1. Vgl. die ähnliche Anlage K 69.

Tafel III C

123. (gelb). Mauer, etwas jünger als 121.

124. (orange). Breite Lagerungen aus großen flachen Steinen, deren Oberseite Spuren von Glättung aufzuweisen schien. Es ist daher wahrscheinlich, daß es sich um eine Wegpflasterung, einen Gangsteig der dritten Schicht (orange) handelt. Taf. XVIII, 1.

125. (gelb). Mauer mit Ecke, ungefähr auf gleicher Höhe mit 121, möglicherweise gleichzeitig. Taf. XVIII, 1.

126. (gelb). Mauer, anscheinend Stützmauer. 127. (orange). Hausecke.

128—133. Hockergräber. 128 war mit einem zerspaltenen halben Pithos überdeckt, die übrigen sind mit Lehmplatten umstellt. Die Höhenlage steigt von Nord nach Süd gleichmäßig an. Der Höhenunterschied beläuft sich auf etwa $^3/_4$ m (128 liegt auf 13,78; 133 auf 14,55). Vgl. S. 62, Nr. 6—11. Taf. XXIV.

134. (orange). Mauerrest. 135. (blau). Schwache Mauerecke.

136. (gelb). Mauerecke. 137. (gelb). Mauerrest. Taf. XVIII, 1.

138, 140. (blau). Reste gleich hoch liegender, aber verschiedener Häuser. Taf. XVII, 2. XVIII, 1.

139. (gelb). Mauerrest. 141. (gelb). Größere Hausecke. Taf. XVII, 2. XVIII.

142, 143, 145. (blau). Schwache Mäuerchen der ersten ältermykenischen Schicht, auf gleicher Höhe, aber nicht gleichzeitig. Taf. XVII, 2 (Nr. 142 verschrieben in 124). Taf. XVIII.

144. Hockergrab mit Lehmumkleidung. S. 62, Nr. 13. Taf. XVII, 2. XVIII, 2. XXV. XXVI.

146. (gelb). Mauerrest. 147, 148. Hockergräber. S. 62, Nr. 15, 16. Taf. XVII, 2. XVIII, 2.

149, 150. (blau). Schwache Mauern. 151. (gelb). Mauer.

152. (orange). Breite (0,70) hochliegende Mauer. 153, 154. Hockergräber. S. 62, Nr. 17, 18.

155. (blau). Schwacher Mauerrest. 155a. (gelb). Höherliegende Mauerreste.

156—160. (braun). Byzantinische Gräber. Taf. XVIII, 2.

Tafel III: Schacht C².

Tafel III C²

Abb. 28. Schichtung in Schacht C².

1905 bis auf den Fels hinabgetrieben, der noch 2 m tiefer liegt, als die blaue Schicht. Keine Mauerreste. Hingegen zeigen die Wände sehr klare Schichtungen; Schema in Abb. 28: a) Fels. — b) Die Erde ist mit versprengten Lehmbrocken durchsetzt und zeigt kurze horizontale Aschenschichten, unter denen jedoch keinerlei Estrich erkennbar ist. Bis zu 12,20 m Höhe fanden sich nicht spärliche, älteste, polierte Scherben, bis 12,55 solche der ältesten Mattmalerei. — c) Gleichmäßige, ziemlich starke, gelbe Lehmschicht. Es ist ein Estrich der älteren Bothrosschicht, denn genau bis in diese Tiefe waren Urfirnisscherben beobachtet worden, die weiter unten fehlten. — d—g Sehr starke Wohnschicht, welche der oberen oder Hauptbothrosschicht in K entspricht. Von hier aufwärts kam sehr reichlicher Urfirnis vor; zu oberst war er mit einigen wenigen grauen Scherben gemischt. Die Schicht ist an allen vier Grabenwänden zu verfolgen, an den beiden nach Süden gerichteten ist sie dünner, an den nach Norden gerichteten sehr dick. Abb. 28 zeigt die Nordwestwand. — d) Rotverbrannter Estrich, dessen ungewöhnliche Dicke vermutlich durch wiederholtes Auftragen von Lehm entstand, was durch die von der Herdstelle entstandene Zerstörung nötig geworden zu sein scheint. Darauf liegt e, eine gleichmäßige Schicht weißer Holzasche. — f) Holzkohle. — g) sind die gestürzten Lehmmassen der Hausmauer (braun, mit rotverbrannten Teilen untermischt). — h) Verbrannter Lehmziegel. — 148. Höhe des Hockergrabes 148. — 149. Hausmauer der blauen Schicht.

Tafel IV: Rundbautengebiet N. (Vgl. Taf. X, XV.)

Die Nummern 1—10 bezeichnen die rot gedruckte Rundbautenschicht, die Nummern 11 folg. (vorn links beginnend) die Bothroi, 15 folg. die Mauern dieser grün gedruckten Schicht.

Tafel IV N

1, 3. Fels, der in dem südlichen Drittel des Gebietes durchweg bloßgelegt werden konnte und eine sehr unregelmäßige Oberfläche hat, an der nirgends, wie bei K 3, etwas geglättet ist.

2. Rundbau. Nur der Steinsockel erhalten, nicht völlig freigelegt. Innerer Durchmesser 6 m, Mauerbreite 1 m, Höhe der Mauer in der Gegend von 3 gegen 1 m. Taf. X, 2 (wo 2 statt 3 zu lesen). Vgl. S. 19.

4. An der senkrechten Erdwand ist 0,35 cm über dem Felsen ein 2—6 cm dicker Estrich, der rotverbrannt und mit einer 5 cm hohen Aschenschicht bedeckt ist. Fußboden des Rundbaues 2. Taf. X, 2.

5. Erdkegel, der stehen blieb, weil hier ein Pithos stand. An ihm ist dieselbe Fußbodenschicht erkennbar wie bei 4. Über derselben liegen die gestürzten Lehmmassen des Rundbaugewölbes. Unter dem Fußboden ist die Erde mit einzelnen Lehmbrocken und kleinen Scherbenstückchen durchsetzt. Vgl. S. 19.

6. Rundbau. Breite der Steinmauer 1,20; Höhe an der Südseite gegen 1 m, nach Norden geringer werdend. Vgl. S. 20 folg. Taf. X.

6a. Lehmmauer von 6, im Horizontalschnitt erkennbar, sowie im Vertikalschnitt unter der Mauer 18. Vgl. S. 20, Abb. 3. Taf. X.

7. Unregelmäßiger Fels.

8. Rundbau, beträchtlich höher liegend, als 2 und 6 und nicht unmittelbar auf dem Felsen. Vielmehr liegen noch zwei ältere Rundbauten unmittelbar darunter, von denen Segmente bei 9 und 10 sichtbar sind. Die Bauart des erhaltenen Steinsockels ist wie die der übrigen. Breite 0,90 m. Die östliche Hälfte ist durch jüngere Bauten zerstört. Taf. X. XV, 1. —

11. Bothros. Am Westende des Grabenarms. Er besteht aus einem einfachen ovalen Loch mit senkrechten Wänden, das bis nahezu auf den hier stark ansteigenden Felsen geht (großer Durchmesser 1 m, kleiner 0,85; T. etwa 0,40). Er ist ohne Lehmauskleidung. Da der Bothros 1903 die erste Entdeckung dieser Art war, so ist nicht beobachtet worden, ob seine Wände aus dem Lehm gestürzter Rundbauten bestanden, doch ist dies wahrscheinlich; sie waren außerordentlich hart, so zwar, daß ein allerdings besonders brauchbarer Arbeiter von selbst infolge der lockeren Erde des Innern den Bothros auffand und ausräumte. Er enthielt eine große Masse von Urfirnisscherben, aus denen 1905 eine Reihe ganzer Gefäße zusammengesetzt wurde. Ob Asche und Knochen mitenthalten waren, ist nicht beobachtet worden. Vgl. S. 29.

12. Bothros. Ohne Lehmauskleidung, in die hier zusammenstoßenden Lehmmassen von 2 und 6 hinabgetrieben. Es ist nur sein unterer Umkreis (Durchmesser 0,90) erhalten, der mit Asche und Holzkohleteilchen bedeckt war. Vgl. S. 20, Abb. 3. Taf. X.

13. Bothros. Da er ungefähr in der Mitte des Rundbaues 6 liegt, so wurde er anfänglich als die „Herdgrube" dieses Baues aufgefaßt. Doch wurde das, schon ehe wir 1905 die „Bothrosschicht" kennen lernten, als irrtümlich erkannt. Erstlich ragt ein Felszacken in den Bothros hinein, dessen Spitze notwendig unterhalb des Rundbaufußbodens gewesen sein mußte. Ferner zeigten sich an der Wand neben dem Bothros mehrere horizontale Estrichschichten, die er durchschnitten hat. Es sind drei Lagen, je 20, 30 und 70 cm über dem erhaltenen Bothrosrest. Die unterste ist der Fußboden des Rundbaues b, die zweite vermutlich die des Gebäudes 22. Die Bothroswände gingen ehemals bis zu der dritten Schicht empor; welche der erhaltenen Mauern zu diesem obersten Fußboden gehörte, war nicht sicher festzustellen, vielleicht 17. — Der Bothros hatte also eine Tiefe von über 0,70 m. Sein Durchmesser war unten noch 0,90; Dicke der gelben Lehmauskleidung 8—10 cm. Inhalt: graue Asche, Holzkohleteilchen, viele Knochen von kleineren Tieren, anscheinend Schafen. Im senkrechten Durchschnitt erkannte man deutlich zwei stärkere querlaufende Schichten in den Ablagerungen, wie an den Bothroi K 39[4], 53[4] u. s. w.

14. Bothros, von der Mauer 27c zum Teil zugedeckt. Größter Durchmesser 0,75. Gelbe Lehmauskleidung 5 cm dick. Gefüllt mit ganz loser Asche, die mit faserförmigen weißen Streifen vegetabilischen Charakters durchsetzt war, ganz wie bei K 71. —

15. Kleine Bruchsteinmauer, dicht über den Rundbau 6 hingeführt.

16. Ebensolche, in ungefähr gleicher Höhe.

17. Bruchsteinmauer; erste Überbauung von 6.

18. Ebenso, zweite Überbauung. Taf. X.

Tafel IV N

19. Ebenso, dritte Überbauung, aber auf gleicher Höhe mit der vorigen. Taf. X.

20. Bruchsteinmauer mit elliptischer Endigung, jünger als die vorige. Taf. X, 2.

21. Elliptische Mauer, deren Erbauung die Zerstörung von 20 voraussetzt, da sie beide auf gleicher Höhe liegen und die Außenkurve von 21 an der Endigung von 20 vorbeiführt. 21 ist sehr stark gekrümmt, so zwar, daß sich ein Halbkreis in den erhaltenen Teil einbeschreiben läßt, an den sich ein geradliniges Stück ansetzt. Danach ist S. 35, Abb. 9 eine Rekonstruktion versucht, indem eine halbrunde Apsisendigung angenommen ist. Die Länge des Gebäudes bleibt unbestimmbar. Taf. X, 2. Vgl. zu 27 und 34.

22. Ecke eines größeren Gebäudes aus Bruchsteinen. Mauerbreite an dem längeren Schenkel 22a 1 m. Die Ecke hat innen einen Winkel, der etwas größer ist als ein rechter. Das Gebäude muß demnach elliptisch gewesen sein, obwohl an der erhaltenen Innenseite des kürzeren Schenkels 22b die Krümmung nicht sicher festzustellen ist. Doch scheint diese Mauer, soweit der beschädigte Zustand der Außenseite sehen läßt, weniger dick gewesen zu sein als 22a, wie das auch bei 27c der Fall ist. Die Ecke sitzt unmittelbar auf dem Felsen auf und hat die hier gelegenen Teile des Rundbaues 6 zerstört.

23. 24, 25. 26. Jüngere Mauern; alle vier ihrer Höhe nach zur Bothrosschicht zu zählen.

27a, b, c. Größeres elliptisches Gebäude mit geradem Abschluß. Die Frontmauer 27a—b hat die ungewöhnliche Breite von 1,30 m, die Längsmauer 27c nur 0,70 m. Es ist neben N 35 der beste der erhaltenen elliptischen Grundrisse. Für die Ergänzung können die von Sotiriadis in Thermon entdeckten elliptischen Häuser als Anhaltspunkt dienen (Ephim. arch. 1900, Textbeilage S. 175; vgl. S. 180 ff. Oben S. 36), die eine ebenso langgestreckte Form und dazu eine sehr spitze Endigung haben. Diese ist in der Restaurationsskizze Abb. 9, S. 35 zugrunde gelegt, wobei dann die Eingangswand ziemlich schmal werden muß. Bei N 34 ist dann eine andere extreme Möglichkeit veranschaulicht. Vgl. Taf. XV, 1.

28. Rest einer geraden Mauer, die über 27 liegt.

29. Rest eines Ovalbaues; liegt etwas höher als 27. Taf. XV, 1.

30. Pithos, etwa zu der Mauer 31 gehörig. Taf. XV, 1. 31. Gerade Mauer, etwas älter als 29.

32a, b. Mauer mit Ecke. Die Strecke 32b erscheint zwar gerade, da aber der Winkel bei 32a größer als ein rechter ist, so muß die Mauer von einem Ovalbau mit langgestreckten Seiten stammen. Taf. XV, 1. Vgl. den Grundriß Ephim. arch. 1900, S. 175.

33. Erdkegel mit der ursprünglichen Oberfläche. Taf. X, 2. XV, 1. 2.

34. Ovalbau, etwa gleichzeitig mit 29, mit dem er, unter Berechnung des ansteigenden Geländes, ungefähr in gleicher Schicht liegt, und dem er durch die starke Krümmung der Mauer ähnlich ist. Die Ergänzungsskizze Abb. 9, S. 35 nimmt, im Gegensatz zu der langgestreckten Ergänzung von 27, eine möglichst gerundete hintere Endigung an, wie sie an 21 gesichert ist. Hier wird sie dadurch empfohlen, daß sonst der Rauminhalt des Gebäudes sehr gering werden würde. In der Ergänzung nähert sich die Form stark dem Rundbau. Taf. XV, 1. —

35—40. Diese Mauern sind geradlinig und bilden oberhalb der Bothrosschicht 15—34 eine jüngere Schicht. Es ist die ältermykenische. Auch in der obersten Lage waren in der nördlichen Hälfte von N einzelne Mauerzüge mit Scherbenfunden jüngermykenischer Art vorhanden, doch waren es nur geringe Bruchstücke, die während der Grabung sogleich entfernt werden mußten, ohne aufgenommen zu werden.

35. Gerade, ziemlich breite Mauer. Taf. XV, 1. 36. Hausecke. 37. Breite Hausmauer. Taf. XV, 2.
38. Hausmauer. 38a. Ebenso, jünger. 39. Hat nur eine Fassade, also Stützmauer.
40. Hausmauer. 41—45. Hockergräber. S. 64, Nr. 31—35.

Tafel IV: Verbindungsgraben P. (Vgl. Taf. XV, 2. XIX. XXIII, 2.)

50—52 Rundbautenschicht, rot. 53—64 Bothrosschicht, grün.

Tafel IV P

50. Rest einer sehr guten Mauer aus starken Steinen. Eine Krümmung war nicht mit Sicherheit zu erkennen. Jünger als N 10, aber bestimmt zur Rundbautenschicht gehörig. Davor eine Schicht aus kleinen Steinen; Hofpflasterung. Taf. XV, 2.

51. Mauerrest.

52. Sehr starke, anscheinend gerade Mauer, unmittelbar auf dem Fels liegend, von 1,10 m Dicke, noch 0,20 m hoch. Bauart der Rundbauten. Taf. XV, 2. Eine Krümmung der Außenseite war nicht zu

Tafel IV P

erkennen, sie müßte denn einen ganz ungewöhnlich großen Radius gehabt haben. Es scheint also sicher, daß wir hier und in P 50 geradlinige Mauern der Rundbautenzeit haben. Doch brauchen sie nicht zu Gebäuden gehört zu haben. P 50 könnte eine Stützmauer, P 52 eine Einfriedigungsmauer gewesen sein. Denn nördlich von P 52 kommen in den Gräben Q, R, S keine Spuren von Rundbauten mehr vor. Der kleine Rundbau D[1] gehört aller Wahrscheinlichkeit nach in die Bothrosschicht; vgl. S. 24. In den Versuchsschachten C 1, 2 sind zwar älteste Scherben, aber keine Mauerreste der Rundbautenzeit gefunden, ebensowenig am Westende von A. Demnach ist es möglich, daß in der Rundbautenzeit nur der Südabhang mit einer möglicherweise eingefriedigten Siedelung von festen Häusern besetzt war, während nördlich davon Hütten von vergänglichem Material stehen mochten, aus denen uns die Topfware hinterblieben ist. —

53. Rotverbrannte Lehmschicht, anscheinend Estrich; liegt auf einer Höhe mit dem Fuße der Mauer 54 und gehörte vielleicht zu dieser.

54. Elliptische Hausmauer aus zwei Reihen kleiner Steine. Taf. XV, 2.

55. Rest einer elliptischen Mauer, etwa gleich alt. Taf. XV, 2.

56. Gerade Mauer, etwas tiefer fundamentiert und wohl älter als die beiden vorigen.

56a. Horizontal gelegte größere Steine von nicht ganz regelmäßiger Oberseite. Pflasterung, zu 56 gehörig. Taf. XV, 2.

57. Bothros. Durchmesser 0,70. Als Boden ist die zur Rundbautenschicht gehörige Mauer 51 benutzt. Lehmauskleidung. Wände fast senkrecht. Unten Knochen und Asche. Vgl. S. 29.

58. Bothros. Durchmesser noch 0,53. Lehmauskleidung. Boden flach.

59. Bothros. Durchmesser noch 0,80. Gelbe Lehmauskleidung. Halbeiförmiger Querschnitt.

60. Bothros. Durchmesser 0,33. Als Boden ein flacher Stein. Die senkrechten Wände zum Teil mit kleinen Steinen umstellt. Inhalt: weiche lose Erde mit Holzkohle und Asche; einige feine Knochensplitter. — Die oberen Ränder dieser Bothroi konnten nicht sicher festgestellt werden; beobachtet wurden eine Tiefe von 0,75 bei Nr. 57, 0,20 bei 58, 0,45 bei 59, etwa 0,20 bei 60. Danach reichte Bothros 57 bis zur Höhe von 7,05 m, 59 bis zu mindestens 6,53, ursprünglich aber jedenfalls höher empor. Die beiden kleineren Bothroi 58 und 60 reichten möglicherweise nicht so hoch. Zu welchen Mauerzügen sie gehörten, kann nicht mehr sicher bestimmt werden. Doch ist ihre Zugehörigkeit zur Schicht der elliptischen Mauern außer Zweifel. Taf. XV, 2.

61. Steinpflaster mit der gewöhnlichen unregelmäßigen Oberfläche. Darauf lagen Massen rotverbrannten Lehms einer gestürzten Mauer. Taf. XV, 2.

62. Elliptische Mauer aus größeren Steinen, älter als 61 und 63. Taf. XV, 2.

63. Sehr harte Estrichschicht aus gelbem Lehm; darauf gestürzte braune Lehmmassen.

64. Große flache Blöcke (vgl. Taf. XV), zu mächtig für eine gewöhnliche Hofpflasterung. Es ist möglich, daß es Reste einer starken Mauer sind, die dann eine Stützmauer für das nach Norden stark ansteigende Gelände gewesen sein könnte. —

Die Bothrosschicht steigt innerhalb der Grabenstrecke P ziemlich stark von Süd nach Nord an, wie die Höhenzahlen zeigen und wie an den Grabenwänden deutlich zu erkennen war. Sie setzt sich in Q in beträchtlich größerer Höhe fort, was durch das rasche Ansteigen des Felsens bedingt war; vgl. S. 56, Abb. 17.

Abbildung 15, S. 55: P^2 (mittlere Schichten).

Graben P^2

65—80, 81, 85, 90. Ältermykenische Schichten mit nur geraden Hausmauern, entsprechend der Zeit des „verbrannten Hauses“ K 102. Bei dem Durcheinander der Mauern in diesem Graben konnte die Beobachtung der Einzelfunde nicht schichtenweise durchgeführt werden. Doch steht fest, daß in diesen Schichten keine jüngermykenische Firnisware mehr auftrat. Die Merkzeichen der Schichten sind die Pithoi, sodann die Hockergräber, von denen nur eines (P 66) in die Bothrosschicht hinabreicht (unter P 53 hinab), während die übrigen (68, 73, 78, 79) in der Regel auf Estrichschichten der älteren Periode der ältermykenischen Zeit aufgesetzt sind. Nach den Beobachtungen in diesem Graben wäre demnach diese Bestattungsart erst in der jüngeren Hälfte der ältermykenischen Periode üblich geworden.

65. Gerade Hausmauer. 66. Hockergrab. S. 64, Nr. 39.

67. Estrich aus festem Lehm. Dicht darüber lag

Tafel IV

68. Hockergrab, zum Teil mit Steinen umstellt. S. 65, Nr. 40.

69. Pithos, die beiden Hälften des unteren Teils, auseinander gebrochen: Durchmesser 0,60, Höhe 0,70; eingebettet in eine Lage gleichmäßigen gelblichen Lehms von einer Hausmauer. Die eine Hälfte des oberen Teils war in höherer Lage gefunden worden. Vgl. Abb. 16, P^3 82a. Taf. XIX, 1, 2.

70. Pithos, aufrecht stehend, nur untere Hälfte erhalten. Taf. XIX, 1.

71. Pithos, aufrecht stehend, ganz erhalten, aus grobem, gelbem Ton. An der Schulter ein aufgesetztes Band mit Eindrücken. Die Grube, in der der Pithos stand, war ringsum mit kleinen flachen Steinen ausgesetzt, die bis zum Halse emporreichten: vgl. Taf. XV, 2. XIX.

72. Hofstelle, aus kleinen Steinen, Knochenstücken und Lehm gestampft. Taf. XIX, 1.

73. Hockergrab, auf diese Schicht aufgelegt. S. 65, Nr. 41. Unmittelbar über dem Grab liegt die Estrichschicht 83. Abb. 16. Taf. XIX, 1.

75. Rest einer Hausmauer.

76. Estrich mit einer runden Herdstelle, kenntlich an der abgelagerten Asche.

77. Großes Hockergrab, mit Steinplatten; auf Estrich 76 aufgelegt. S. 65, Nr. 42. Taf. XV, XXIII.

78. Hockergrab, wenig über dem Fußboden von 90 (Abb. 16). S. 65, Nr. 43. Taf. XV, 2. XIX.

79. Hockergrab, von gleicher Lage. S. 65, Nr. 44. Taf. XV, 2. XIX.

80. Ecke eines Hauses. Taf. XV, 2. XIX.

Abbildung 16, S. 55: P^3 (obere Schichten).

Graben P^3

81—85, 90, 93 ältermykenisch. 86—89, 92 vielleicht jüngermykenisch. 94 byzantinisch.

81. Große flache Steine von einer Hofpflasterung. Taf. XIX, 1, 2.

82. Estrich aus Lehm, älter. 82a. Pithos, Hälfte des Oberteils von P 69 (Abb. 15).

83. Große festgestampfte Schicht aus kleinen Steinen, Scherben, Knochen, Kohle: Hofestrich. Unter ihm lag das Hockergrab 73. Er gehört zu

85. Gutgebaute gerade Hausmauer.

84. Hockergrab, ohne Lehmwände, später durch Mauer 88 überdeckt. S. 65, Nr. 45.

86, 87, 88, 89. Jüngere Hausmauern, wahrscheinlich jüngermykenisch.

90. Gutgebautes rechteckiges Haus, zur ältermykenischen Schicht zu rechnen. Taf. XV, 2. XIX.

91, 92. Mauern jüngermykenischer Schicht. 93. Mauer ältermykenischer Schicht.

94. Byzantinisches Plattengrab.

Tafel V: Schichtengrabung K. (Vgl. Taf. XIII, XIV, XVI, XX, XXI.)

Tafel V

In der Mitte der Tafel V befindet sich der Grundplan; ringsherum sind die Aufnahmen der Grabenwände nach außen geklappt. Wir bezeichnen die Wände als Vorder-, linke-, Hinter- und rechte Wand, statt der umständlichen Südost-, Südwest-, Nordwest-, Nordostwand. Die Höhenzahlen sind an ihren Dezimalen kenntlich. Die größeren Zahlen sind die der nachfolgenden Beschreibung. Hierbei beziehen sich die einfachen Ziffern auf den Grundplan, diejenigen mit den Exponenten 1—4 auf die Wände, so zwar, daß jeder Exponent eine Wand bezeichnet. Demnach findet sich 1^1 folg. auf der Vorderwand, 3^2 folg. auf der linken, 12^3 folg. auf der hinteren, 1^4 folg. auf der rechten Wand. Jeder Baurest hat nur eine Nummer, so daß z. B. 1 den Grundriß des ersten Rundbaues, 1^1 und 1^4 sein Erscheinen auf der Vorder- und rechten Wand bezeichnen. Die Numerierung läuft schichtenweise. Es wird zuerst die rot gezeichnete unterste oder Rundbautenschicht beschrieben, in der die Nummern 1—16 von vorne nach hinten gehen. Bei der II. (grünen) Bothrosschicht, Nr. 17—96, und den jüngeren (schwarzen) Schichten, Nr. 97—173, ist der Gang der Nummern jeweils vorher angegeben. Die Bedeutung der Schraffierungen u. s. w. ist auf dem Plane selbst zu ersehen.

I. Die I. oder Rundbautenschicht (rot).

Rundbautenschicht

1. Rundbau. Sockel aus Hausteinen. Höhe 0,30—0,40 m; Dicke 1 m. Innerer Durchmesser 6 m. An der Außenseite an zwei Stellen Verstärkungspfeiler (vgl. S. 22). Taf. IX, 1, 2. XIII, 2.

1^1. Derselbe Rundbau. Über dem Steinsockel sind die Schichten der Lehmwand bis zu 0,95 m Höhe erhalten. Nur außen ist der Kontur der Mauer unversehrt (vgl. S. 20), nach innen ist sie zusammengedrückt. Das Innere ist mit dem Lehm der Mauer gefüllt. Das Lehmmaterial ist schwarzbraun, die

Fugen zwischen den Ziegellagen geben sich durch hellere gelbe Färbung zu erkennen. Die Dicke der Ziegellagen schwankt von 12 bis 15 cm. Senkrechte Fugen waren nicht mehr zu unterscheiden.

1⁴. Derselbe Rundbau. Steinsockel mit Verstärkungspfeiler, links gestürzter gelber Lehm.

1a⁴. Lehmmassen, von dem Rundbau 1 stammend, aber ohne Schichtungen. Nirgends Spuren von Brand. Im Lehm nur geringe Scherbenreste, keine ganz erhaltenen Gefäße, was auf friedliches Verlassen der Ansiedlung deutet. —

2, 2⁴. In dem Horizontalschacht, der 1,40 m tief und oben bis zur Bothrosschicht reichend in die Wand getrieben wurde, um den Rundbau 1 möglichst weit zu verfolgen, zeigten sich mehrere große Steine nebeneinander, anscheinend ein Mauerstück, jedoch ohne erkennbare Rundung. —

3. Rundbau. Sockel aus Hausteinen. Höhe 0,60—0,80. Dicke 1 m. Innerer Durchmesser 6 m. An der Außenseite auf etwa 4 m eine Verstärkungsmauer (vgl. S. 22). Taf. IX, 1, 2.

3¹. Derselbe. Ziegelschichten wie bei 1¹. Die Außenfront der Mauer ist soweit nach außen gewichen, daß sie sich an den Rundbau 1¹ anlehnte; in dem Zwischenraume stecken zwei herabgefallene Ziegel (vgl. Taf. IX, 1). Nach innen sind die Schichten zusammengedrückt und abgeschwemmt. Das Innere (3a¹) bis zum Schliemann'schen Schacht 117¹ ist mit dem gestürzten Lehm der Mauer gefüllt, in dem sich mehrfach die Kanten von Ziegeln erkennen lassen. Darin vereinzelte Scherbchen roter und brauner polierter Ware.

3b¹. Estrich aus sehr festem, schwarzbraunem Lehm; nach innen zu doppelte Schichtung. Vgl. S. 21, Abb. 4.

3². Derselbe Rundbau, mit der Verstärkungsmauer. Die Lehmmauer 3c² ist nach beiden Seiten hin gleichmäßig abgeschwemmt gewesen; nach innen (links) sind jedoch die Schichten bei Anlage der Bothroi abgeschnitten worden. Nach außen laufen die Schichten bei 3d² weit über das Pflaster 4, 4² hin, was nicht wunder nehmen kann, wenn man bedenkt, wie große Materialmassen für die Lehmkuppel nötig waren. —

4, 4². Pflasterung. Große flache Steine mit ganz unregelmäßigen Rändern. Durchschnittliche Dicke 0,18 m. Sie liegen zwar nicht ganz gleichmäßig, sondern schieben sich zum Teil mit den Rändern übereinander (Taf. IX, 2); doch können sie keinesfalls von einem gestürzten Bau stammen, sondern stellen ein etwas rauhes, aber solides Pflaster dar. Es liegt etwa 0,35 m höher als der Fels. Taf. IX, 2. XIII, 2.

5. Fels. — 6—10. Wirrsal von großen Steinen, dessen völlige Auflösung nicht gelungen ist, da bei dem lockeren Charakter des alten Mauerbaues sich die ursprünglichen Lagerungen nicht mehr erkennen ließen und es deshalb gefährlich schien, irgendwelche Steine wegzuräumen. Es scheint jedoch, daß 7 und 10 von Rundbauten stammen, während 6, 8, 9 eine Pflasterung war, auf die die Steine jener Bauten zum Teil hinabgestürzt sind; das Gelände fällt hier stark nach Südost ab.

6, 6⁴. Auf der Oberfläche sind nur regellos gestürzte große Steine erkennbar; zwischen ihnen und dem Fels ist noch eine Erdschicht. Taf. XIII, 2.

7. Dies Stück besteht aus großen, ziemlich flachen Steinen, dessen drei nach vorne (Südwest) gewendete in runder Linie abschließen. Taf. XIII, 2. Von der geraden Linie links ist es nicht ganz sicher, ob sie nicht zufällig ist. Es könnte die Türöffnung eines Rundbaues gewesen sein. Doch wäre die Mauer auffallend dick für einen solchen, und man vermißt auf der anderen Seite die Fortsetzung.

8, 9, 9². Am Rande des Steinhaufens zeigt sich eine gerade Linie nebeneinander liegender Steine, die nach der Außenseite hin Fassade zu haben scheinen. Es liegen zwei Schichten übereinander, 9² (vgl. Taf. XIII, 2), die unteren mittelgroßen leidlich regelmäßig, die oberen, meist größeren lückenhaft und unregelmäßig. Ich dachte zeitweise, daß das Ganze bis 6 hinunter von einer Stadtmauer stamme, doch ist dazu zu wenig Regelmäßigkeit und Gefüge vorhanden. Da die Abschlußlinie nicht gerade verläuft, ist auch ein geradliniges Gebäude ausgeschlossen. Auch sind keinerlei Spuren von einem Lehmoberbau gefunden worden (vgl. zu 13⁴). Der Gedanke an eine Pflasterung, auf die einzelne größere Steine herabgerollt sind, blieb schließlich das Wahrscheinlichste. Das Pflaster könnte dann mit dem unteren Pflaster 4 einen gleichmäßig ansteigenden Platz gebildet haben (vgl. Taf. XIII, 2). Auch 8, 9 liegen wie 4 nicht auf dem Felsen, sondern auf einer 30—40 cm dicken Erdschicht. Taf. VIII. XIII, 2.

10, 10². Hier bilden einige Steine eine runde Linie, so daß sie der Rest eines kleineren Rundbaues sein könnten. Taf. VIII. XIII, 2.

11², 12³, 13⁴. In diesem hinteren Teile des Grabens waren während der Grabung keine Spuren von Bauresten oder Schichtungen zu bemerken. Im Schnitt der Wände zeigten sich jedoch bei genauer

Tafel V
Rundbautenschicht

Untersuchung in der braunen Erdmasse gelbe und braune Streifen, die in verschiedenen Abständen horizontal laufen, aber ein völlig anderes Aussehen haben als die „Wohnschichten" der höheren Lagen. Namentlich finden sich keinerlei Brandspuren, höchstens ganz vereinzelt einige rotverbrannte Lehmbröckchen. Bei 11^2 sind die Streifen gelb und ziemlich schwach, bei 12^3 werden sie stärker, bei 13^4 sind sie am stärksten und bestehen aus einem helleren gelben und einer dunkleren braunen Lage darauf. Die Lagerungen stimmen vollkommen überein mit denen der gestürzten Mauer des Rundbaues 3 bei $3c^2$, $3d^2$. Auch bei 11^2-13^4 können sie von nichts anderem stammen. Die zugehörigen Grundmauern müssen nördlich und westlich in der Erde stecken. Keinenfalls kann der Lehm von dem Steinkomplex 7 bis 10 herrühren, da die Schichten 13^4 nach diesem hin fallen, während sie sonst steigen müßten. — Aus den Schichten 13^4 kann man auf die Art, wie das Gebäude unterging, schließen. Der gelbe Lehm der Mauer ist anscheinend nach und nach durch Regengüsse abgeschwemmt worden: der untere Teil der jeweils abgeflossenen Masse behielt seine ursprüngliche Farbe, der obere färbte sich durch Schmutz und Verwitterung braun. Sodann erfolgte eine neue Abschwemmung, bei der sich dasselbe Spiel wiederholte. Nur so erklärt sich auch die ganz gleichmäßige Lagerung der Schichten. Wir haben also auch hier wieder einen Beweis für das friedliche Aufhören der Rundbautenperiode. —

14, 14^2, 15, 15^3, 16, 16^4. An diesen Stellen lagen zwischen den Felsrippen überall die ziemlich dicke und gleichmäßige Schicht kastanienbraunen Lehms, die zeitweise auf die Vermutung einer allerältesten Ansiedlung führten. Doch sind, wie oben S. 19 ausgeführt, die wenigen Anhaltspunkte dafür nicht ausreichend.

II. Die II. oder Bothrosschicht (grün).

Tafel V
Bothrosschicht

Sie zerfällt in zwei Unterabteilungen, von denen wir die unbedeutendere tiefere als die „untere" Bothrosschicht, die obere als die „Hauptbothrosschicht" oder als Bothrosschicht schlechtweg bezeichnen. — Die grün gezeichneten Reste sind zum größeren Teil für die Aufdeckung der I. Schicht entfernt worden; nicht zerstört sind 16, 30, 31a, 34—36, 41, 42, 47, 60, 61, 70, 71, 90—92. —

a) Die untere Bothrosschicht (auf dem Grundplan grün schraffiert).

Die Zahlen beginnen an der Eingangsseite, gehen an der linken Grabenwand entlang und kehren auf der rechten Seite zurück.

Untere
Bothrosschicht

16, 16^1. Mauerstück aus großen Steinen; soweit sichtbar, geradlinig begrenzt.

17a, b, c^1. Diese gleichmäßig starke Schicht liegt unmittelbar auf den Lehmmassen der gestürzten Rundbaumauern, gegen die sie sich unten mit einem scharfen, dunkleren Rande absetzt. Man hat den Rundbaulehm unmittelbar als Estrich benutzen können. Die Schicht selbst besteht aus braunem Lehm, der weicher ist, als der Rundbautenlehm; er ist mit einzelnen Steinen und mit gelben und rotverbrannten Lehmstreifen unregelmäßig durchsetzt; zu oberst ist der Lehm dunkelbraun verwittert. Es ist das heruntergefallene Lehmmaterial des Oberteils der Mauer 16^1. Taf. IX, 1.

18^1. Kleiner Bothros, in die harte Lehmmauer des Rundbaues 1^1 eingetieft, weshalb eine besondere Auskleidung mit Lehm unnötig war. Höhe 0,40; Durchmeser 0,25. Inhalt: etwas Asche, darüber Lehm und ein Urfirnishenkel. Vgl. S. 27. Taf. IX, 1.

19^1. Unregelmäßige Eintiefung in den Lehm des Rundbaues 3^1. War mit loser brauner Erde gefüllt, ohne Asche- oder Kohlenreste. Die Entstehung und Bedeutung dieses Loches ist unklar. Taf. IX, 1.

20^1. Ähnliche Eintiefung. Am Boden lag eine Scherbe Urfirnis. Die Füllung war weiche braune Erde, zu oberst lag eine Schicht rotverbrannten Lehms, darauf etwas schwarze Holzkohle. Es scheint daher, daß über dem zugeschütteten Loche eine Feuerstelle war, wobei aber die Bedeutung des Loches selbst unklar bleibt. Taf. IX, 1.

21. Lehmestrich, nebst kleinem Mauerrest, anscheinend zu 22^2 gehörig. Taf. XIII, 1. XIV.

22^2. Gestürzter gelber Lehm, links durch Brand gerötet; rechts Ecke eines Lehmmauerstücks, durch Brand rot und hart geworden.

23. Geradlaufendes Mauerstück, aus einer doppelten Reihe von Hausteinen bestehend, das bei 23^2 die Wand trifft. Hier nach rechts hin gestürzter Lehm bis zu dem Stein 24^2, daneben rechts rotverbrannter Lehm. Taf. VIII.

25a, b^2. Lehmschichten, unten braun, oben heller. Taf. VIII. Zwischen ihnen hebt sich eine scharfe Begrenzung bei $25b^2$ ab. Dies ist der Estrich zu

Tafel V
Untere Bothrosschicht in K

$26, 26^2, 26^3$. Großes geradliniges Mauerstück aus Hausteinen. Taf. VIII.

$27\,a^3 - 27\,b^3$. Dicke und ungleichmäßig gefärbte Lehmmassen, meist gelb, aber mit vielen braunen und rotverbrannten Lagen. Die Konturen sind ungleichmäßig; sie steigen zuerst an und fallen dann nach rechts. Hier liegen die Steine 28^3 darauf. Das Ganze ist die umgestürzte und teilweise verbrannte Lehmmauer des Hauses 26^3.

29^3. Kleiner Bothros. Höhe etwa 0,45 m; Durchmesser 0,30. In den harten Rundbautenlehm vertieft wie 18^1. Am Boden ein Stein eingesetzt.

30. Geradliniges Mauerstück. Taf. XIII, 2.

$31, 31^4$. Elliptische Mauer aus Bruchsteinen, 5 m lang, 0,50 m breit. Taf. XIII, 1. XIV, 2. An der Wand sieht man rechts als dünne Linie den Lehmestrich.

31a. Pflasterung aus größeren Steinen, wohl Hof zu 31. Taf. XIII, 2.

32. Reste einer elliptischen Mauer, die etwas tiefer liegt als 31. Ein Stück davon geht in den Erdklotz des Bothros 91 hinein, in dessen Innerem sie sichtbar ist. Wir haben hier in der unteren Bothrosschicht zwei Mauerzüge, die nicht gleichzeitig sein können. Doch ist eine weitere Teilung dieser ohnehin schwachen Schicht sonst nicht zu beobachten. Taf. IX, 2. XVI, 2.

33^4. Kleiner Bothros ohne Lehmauskleidung und von der gestreckten Form wie 18^1 und 29^3. Unten mit Steinen ausgesetzt. Darüber liegt ein Lehmestrich der Hauptbothrosschicht mit Brandstelle, die aber ohne Beziehung zu dem Bothros ist, weshalb dieser zu der unteren Schicht gehört.

Die untere Bothrosschicht ist deutlich erkennbar auf der Vorderwand, in der zweiten Hälfte der linken und auf der Rückwand. Auf der hinteren Hälfte der rechten Seitenwand fehlt sie ganz. Hier ist sie von der Hauptbothrosschicht zerstört worden oder fällt mit ihr zusammen. Im vorderen Teil ist der kleine Bothros 33^4 der Zeuge für den gleichen Vorgang. Der stattlichste Rest dieser Schicht ist die elliptische Mauer 31.

b) Die Haupt-Bothrosschicht (grün).

Da die Schicht an der rechten Grabenwand am klarsten ist, so geht die Beschreibung auf der rechten Grabenseite hinauf und auf der linken zurück, unter Einbeziehung der jeweiligen Grabenhälfte, sodann auf die Vorderwand.

Haupt-Bothrosschicht in K

34. Bothros. Taf. IX, 2. XVI, 2. Durchmesser 0,78; erhaltene Tiefe 0,80; nach unten oval sich verbreiternd. Ausgekleidet mit einer 0,05 dicken gelben Lehmwand. Inhalt: Urfirnisscherben, zwei Obsidianmesser, Tierknochen.

35. Bothros. Taf. IX, 2. XIII, 2. XVI, 2. Durchmesser 0,70; erhaltene Tiefe nur noch 0,25. Sein oberer Rand lag wesentlich höher als der von 34. Mit gelbem Lehm ausgekleidet.

36. Bothros. Taf. IX, 2. XIII, 2. XVI, 2. Ovaler Grundriß. Lange Achse 1,20, kurze Achse 0,45. Nach dem schmaleren Ende hin stark unterhöhlt, so daß die Form an die mykenischen Badewannen erinnert. Keine Auskleidung. Tiefenlage wie bei 34.

37. Bothros. Taf. XIII, 2. XVI, 2. Bei der Auffindung war der Durchmesser noch 0,55, die Tiefe 0,25. Doch war der Bothros ursprünglich höher. —

38a, b, c^4. Haus, das von $38\,a^4$ bis $38\,c^4$ reicht. $38\,a^4$ ist die an ihren scharfen Begrenzungen kenntliche Abschlußmauer aus Lehm, ohne Steinfundament; rechts von ihr herabgefallener Lehm. Nach links ist der Estrich des Hauses als scharfe Linie mit teilweise dunklerer Färbung kenntlich. Darüber liegt der gelbe Lehm der Mauern, untermischt mit rotverbrannten Brocken. Bei $38\,b^4$ hat der Estrich eine kleine Ausbauchung nach unten und ist ganz rot verbrannt; hier war also die Feuerstelle. Bei $38\,c^4$ liegen einige kleine Bruchsteine, die nachträglich auf die Lehmschicht gefallen sind. Nach links ging das Haus wahrscheinlich bis zu der Mauer $48\,a^4$, doch war die Bodenlinie nicht sicher zu erkennen. In den Boden eingelassen sind zwei Bothroi.

$39, 39^4$. Großer eiförmiger Bothros, dessen Ränder etwa 15 cm über den Estrich emporragen. Größter Durchmesser 0,90; Tiefe 1,05 m. Auskleidung mit gelbem Lehm. Die Füllung bestand aus Asche mit lockerer Erde untermischt und von Tierknochen durchsetzt. Besonders gut war hier an der Ablagerung der Asche zu beobachten, daß sie nach und nach schichtenweise aufgefüllt worden ist.

40^4. Kleiner Bothros mit gleicher Auskleidung und Füllung. —

Tafel V
Haupt-Bothrosschicht in K

41. Bothros. Während der Grabung zerstört. Gelbe Lehmauskleidung.

42. Bothros. Nur der Boden erhalten, der hier ganz flach ist. Taf. IX, 2. XIII, 2. XVI, 2. Durchmesser noch 0,60 m; Tiefe noch 0,15 m. Gelber Lehm. —

43. Harter Estrich aus braunem Lehm, an der einen Seite begrenzt durch einige Steine, deren ursprüngliche Bedeutung nicht zu erkennen ist. Eine Handbreit tiefer liegt ein ähnlicher älterer Estrich. In der Mitte des erhaltenen war eine Herdstelle, bestehend aus den Scherben eines großen roten Gefäßes, die, mit der gewölbten Seite nach oben, zu einem regelmäßigen Kreise von etwa 0,60 m Durchmesser zusammengesetzt sind. Taf. XIII, 1. XIV, 1, 2. Darüber lag eine Schicht Asche von etwa 0,10 m Dicke, 1,20 m Durchmesser. Das Verhältnis des Estrichs zu der Mauer 44 war nicht genau festzustellen; doch scheint er nicht ganz an sie angestoßen zu haben. Da er an der Außenseite dieses elliptischen Gebäudes liegt, könnte er nur ein Hof gewesen sein, deren Böden man jedoch anders herzurichten pflegt. Wahrscheinlich ist es also der Boden eines älteren Hauses, das aber in annähernd der gleichen Höhe lag.

44. Elliptische Hausmauer. Taf. XIII, 1. XIV, 1, 2. Länge noch 3,5 m; Breite 0,60 m. Sie besteht aus einer doppelten Reihe flacher Steine; an einer Stelle sind Reste einer zweiten Lage erhalten.

45a, b. Estrich, aus schwarzbraunem Lehm, 0,08 dick, sehr hart und festgestampft. Taf. XIII, 1. XIV, 1, 2. Es ist der Fußboden des elliptischen Hauses 44.

46. Scherben eines großen groben Gefäßes, regellos liegend. Es ist zerbrochen, als der Lehm der elliptischen Mauer darauf stürzte. Das rotverbrannte Material der Mauer bedeckte die ganze Stelle bis zu 0,40 Höhe. Später ist das Hockergrab in diese Masse hinein- und unmittelbar auf den Estrich aufgesetzt worden. Scherben des zerbrochenen Gefäßes lagen am Boden des Grabes und unter der einen Lehmwand desselben. Taf. XIV, 1. —

47. Zwei Bothroi, beide mit gelbem Lehm ausgekleidet; die Böden sind flach. a ist oval (Durchmesser 0,70 und 0,77). An ihm ist b als eine Erweiterung (größte Breite 0,48) nachträglich angegesetzt, so daß die Lehmwand von a auf eine Strecke beiden gemeinsam ist. (Auf dem Plan versehentlich getrennt gezeichnet) Ursprüngliche Höhe nicht bekannt. Der Doppelbothros ist in dem Estrich 45, der ihn zum Teil deckt, nicht bemerkt worden, so daß er älter sein muß als dieser. —

48a, b^4. Lehmwände eines Zimmers, das etwas höher liegt als 38a—c^4, aber vielleicht mit diesem die Wand 48a^4 gemeinsam hatte. Diese besteht noch aus drei gut erkennbaren Ziegellagen. Weniger sicher war 48b^4 als Mauer zu erkennen, da keine Begrenzungen sichtbar waren; doch war der Lehm fester als die gestürzten Lehmmassen 49^4. In der unteren Ecke steckt die rotverbrannte Ecke eines Ziegels. Das Zimmer enthält

50^4, 51^4 einen Doppelbothros, dessen Ränder etwas über den Boden emporstehen, wie es auch bei 39^4 und 55^4 der Fall ist. Der Hauptbothros 50^4 hat U-Form (Durchmesser 0,80; Tiefe 0,60); daran ist als eine Erweiterung der kleinere 51^4 angesetzt (Breite 0,25; Tiefe 0,20). Beide sind mit gelbem Lehm ausgekleidet und mit Asche gefüllt.

52a, b^4. Estrich und gestürzter Lehm eines weiteren Zimmers, dessen Boden wiederum etwas höher liegt als 48a, b^4. Es enthält drei Bothroi.

53^4. Großer Bothros (Durchmesser 0,90; Tiefe 0,90). Lehmauskleidung. Er enthält Asche, die in schichtenweiser Lagerung bis in Fußbodenhöhe ging und durch den darauf stürzenden Lehm in der Mitte zusammengepreßt worden ist.

54^4. Bothros (Durchmesser 0,65; Tiefe 0,35). Lehmauskleidung. Die Asche bedeckt nur den Boden, darüber liegt gestürzter Lehm.

55^4. Bothros (Durchmesser 0,55; Tiefe 0,55). Lehmauskleidung. Die Aschenfüllung reicht auch hier nicht bis zur Fußbodenhöhe. —

56^4. Sturzmassen von Lehmwänden, gelbbraun, zum Teil mit horizontalen, aber unregelmäßigen Schichtungslinien und mit einzelnen dunkleren Stücken. Kleine rotverbrannte Brocken. Am unteren Rande fehlt die scharfe Fußbodenlinie.

57^4. Harter schwarzbrauner Estrich von gleichmäßiger Dicke. Darüber gestürzter gelber Lehm. Der Estrich liegt wiederum ein weniges höher als das Zimmer 52^4. In der Sturzmasse 54^4 muß die Trennungsmauer stecken. —

58^3. Zwischen zwei Steinen eingekeilt lagen Pithosfragmente. Ferner drei Bruchstücke von hartgebrannten flachen Ziegeln. Größte erhaltene Dimensionen 0,105 : 0,175; Dicke 0,02—0,025. Die

Tafel V Haupt-Bothrosschicht in K

Ränder sind etwas abgeschrägt. Ton innen grau, mit Einschlüssen von kleinen Steinen, außen durch den Brand hochrot geworden. Es werden Dachziegel gewesen sein, obwohl keine Befestigungszapfen erhalten sind. In dem kleinen Rundbau D[1] (S. 23) wurden solche Ziegel zur Pflasterung verwendet. Über den Ziegeln gelber Lehm, mit einem halberhaltenen, rotverbrannten Lehmziegel darin.

59³. Gestürzte gelbe Lehmmassen, ohne stärkere Brandspuren. Die untere Begrenzung ist so ungleichmäßig, daß hier nicht das Innere eines Hauses gewesen sein kann.

59. Dieselben Ablagerungen wurden schon während der Grabung beobachtet, doch war nirgends eine feste Mauerform zu erkennen.

60. Bothros. Taf. XIII, 1. XIV, 2. U-förmiger Durchschnitt; Durchmesser 0.66. Lehmauskleidung 0,08 dick. Inhalt: Ein Eberhauer, Knochen von Tieren, anscheinend Schafen; einige Scherben Urfirnis. Hier wurde auffallenderweise keine Asche beobachtet, sondern nur hineingestürzter Lehm.

61. Bothros. Durchmesser 0,70. Hier fehlt die Auskleidung mit Lehm. Es ist einfach ein Loch in dem gestürzten harten Lehmmaterial älterer Bauten.

62. Mehrere große flache Steine, pflasterartig gelegt. Zwei davon liegen am Rande des Bothros und nehmen auf ihn Rücksicht. Es war demnach anscheinend ein gepflasterter Hof, in dem der Bothros lag. —

63³, 63². Dicke Sturzmassen gelben Lehms, mit vielen rotverbrannten Stücken durchsetzt. Taf. VIII. Die zugehörigen Steinmauern müssen dahinter in der Erde stecken. —

64². Dünne Lehmschicht, wohl von der Mauer 65² herrührend. Taf. VIII. Das Ansteigen der Bodenlinie zeigt, daß man hier außerhalb eines Hauses ist.

65². Rechteckiges Lehmstück, anscheinend eine Mauer. Taf. VIII. Rechts davon liegt ein herabgefallener einzelner Ziegel, der es sicher macht, daß wir hier die Außenmauer eines Hauses haben. An ihre Innenseite lehnt sich an

66². Bothros. Der an der Mauer liegende Rand ist um 0,20 höher als der gegenüber liegende. Gelbe Lehmauskleidung. Durchmesser 0,70; größte Höhe 0,75. Unten 0,20 hoch mit Asche gefüllt, darüber gestürzter Lehm. Taf. VIII.

67². Sturzmassen von der Lehmwand 65²; links das rotverbrannte Eckstück eines Lehmziegels.

68². Lehmklumpen ohne scharfe Umrisse, mit einzelnen Steinen durchsetzt. Unten zwei größere Bruchsteine, so daß er sehr wahrscheinlich der Rest einer Mauer und die Gegenwand zu 65² ist. Dies wird zur Gewißheit dadurch, daß links die Schicht etwas tiefer liegt, also hier eine Mauer den Absatz gebildet haben muß analog wie bei 48a, b⁴. Vgl. auch unten zu 76².

68. Mauer aus kleinen Bruchsteinen, Hausecke. Taf. XIII, 1. XIV, 2. Die (jetzt zerstörte) Mauer traf die Grabenwand nahe bei 68² (Taf. VIII), so daß sie zeitweise für identisch damit gehalten wurde. Doch liegt 68 etwas höher; sie hat keine Spur an der Grabenwand hinterlassen und muß etwas jünger sein. — Innerhalb von 68 wurden sehr reiche Funde von Urfirnisscherben gemacht; vgl. 73.

69. Außen an der Hausecke lag ein sehr harter Lehmziegel. Zwischen ihm und der Mauer fanden sich Knochen- und Kohlenreste, so daß das Ganze den Eindruck einer Feuerstelle machte.

70. Bothros, gelber Lehm, mit seinem Boden auf den Steinen 8 der Rundbauschicht aufsitzend (Taf. XIII, 2); in seinen oberen Teilen nicht beobachtet. Unten lag ein großer hineingefallener Stein, unter dem sich die feinen Knöchelchen eines kleinen Vogels fanden.

71. Bothros, von gleicher Lage und Form. Rest auf Taf. VIII sichtbar. Beide Bothroi sind älter als die elliptische Mauer 44, da deren Verlängerung über sie hinweggehen würde. In 71 war die Erde lose, trocken, schwammartig, mit grauweißen Fasern vegetabilischen Charakters durchsetzt, so daß die Vermutung kam, daß wir hier in einer Mistgrube seien. Doch können die Fasern natürlich auch aus anderer Veranlassung hineingebracht sein. Vgl. oben S. 29, 30.

72. Flache Steine, wahrscheinlich Pflasterung und möglicherweise zu dem elliptischen Hause 44 gehörig. Taf. XIV, 1, 2.

72a. Bruchsteinmauer, etwas jünger; aus ganz kleinen Steinen.

73. Bothros, rund, im Schnitt halbeiförmig, mit 3—4 cm dickem gelbem Lehm ausgekleidet. Durchmesser 0,80; Tiefe 0,54. Inhalt: ein Urfirnisbecher; der gewellte Rand eines anderen Urfirnisgefäßes; der Fuß eines kleinen Gefäßes aus feingrauem Ton; ein Malstein mit Reibstein; Obsidiansplitter; Tierknochen. Unmittelbar über dem Bothros lagen die rotverbrannten Lehmmassen mit so zahlreichen Gefäßfragmenten, daß diese Stelle als „Scherbenhaus" bezeichnet wurde. Vgl. zu 74²—76².

Tafel V Haupt-Bothrosschicht in *K*

Der Bothros trifft mit seinem oberen Rande gerade in die Estrichhöhe 74^2 und hat also zum „Scherbenhaus" gehört.

74^2. Estrichlinie, darüber gestürzter Lehm.

75^2. Großer Pithos (Taf. VIII), in diesen Estrich zur Hälfte eingelassen. Größter Durchmesser 0,75; erhaltene Höhe 0,60. Die Scherben des oberen Teiles waren zum Teil in die untere Hälfte gefallen, die mit Lehm und Erde ausgefüllt war. Kein anderer Inhalt. An der Schulter des Pithos war ein durch Fingereindrücke gewellter Lehmstreifen aufgesetzt. Ton grob, ungefirnißt. Der Pithos ist aus der darüber liegenden jüngermykenischen Schicht 132^2 hinabgesenkt. Vgl. S. 59.

76^2. Mauer aus Lehm, mit scharfen Umrissen, an den Ecken rotverbrannt. Die Oberseite ist unregelmäßig zerstört, darauf lag etwas Asche, wohl von dem Brand, in dem das ganze Haus zu Grunde ging. Das durch 76^2 und 68^2 eingeschlossene Gemach, in dessen Boden außer dem Pithos 75^2 auch der Bothros 73 liegt, ist die als „Scherbenhaus" bezeichnete Stelle, aus deren Funden eine Reihe vollständig erhaltener Urfirnisgefäße zusammengesetzt werden konnte (vgl. Abschnitt Keramik). Die Lehmmassen, in denen die Scherben steckten, waren zum Teil durch das Feuer hochrot gefärbt; der Brand und Einsturz ist die Ursache, daß die Gefäße erhalten blieben. —

77^2. Scherben eines Pithos, pflasterartig gelegt. Rechts davon eine schwache schwarze Schicht von Holzkohle. Es war also eine Feuerstelle wie 43c.

78^2. Bothros von ungewöhnlicher Form und Ausführung. Taf. VIII, 2. Seine graubraunen, nicht gelben Lehmwände sind 14—22 cm dick, die eine geht an der Mauer 76^2 aufwärts, die andere geht im Winkel von etwa 45° nach links. Eine nachträgliche Verschiebung ist ausgeschlossen, sowohl wegen der gleichmäßigen Kurve des Durchschnitts als auch deshalb, weil unter der schrägen linken Hälfte die gefallenen Lehmmassen der Mauer 76^2 liegen. Der Bothros ist nachträglich in diese Lehmschichten 80^2 hineingesetzt. Das geht daraus hervor, daß an seinem rechten Rande das Pflaster 77^2 auf seinem Rande aufliegt, und daß ferner sein Inhalt an Getreidekörnern sich links bei 79^2 über diese Lehmmassen fortsetzt. Der Bothros gehört also zu einer jüngeren, etwas höher liegenden Reihe, von der sonst nichts erhalten ist. Vgl. Abb. 29 nebst Erläuterung.

78^2. Der Inhalt des Bothros besteht unten aus lockerer lehmiger Erde. Darüber liegt eine horizontale Aschenschicht und auf dieser eine dicke Lage von verkohlten Getreidekörnern. Bei

79^2 setzt sich diese Körnerlage fort. Die Lehmschicht 80^2 hat hier als Boden gedient.

80^2. Gestürzter Lehm, unten rotverbrannt, oben gelb; der Fallage nach von der Mauer 77^2 stammend. Taf. VIII, 2.

81^2. Hofpflasterung, wie sie in höheren Schichten noch öfter begegnet. Sie besteht aus sehr fest zusammengestampften kleinen Steinen, Scherben und Tierknochen. Darüber zieht sich eine dünne schwarze Linie hin, anscheinend Holzkohle. Nach rechts geht diese Schichtung auf das Mäuerchen 82^2 hinauf, ist hier aber plötzlich abgebrochen, wahrscheinlich durch die Anlegung des Bothros 78^2. Es ist zu vermuten, daß sie ursprünglich bis an die Mauer 76^2 heranging und daß das Pflaster den Hof dieses Hauses bildete, der wegen des Gefälles naturgemäß etwas tiefer lag als das „Scherbenhaus" selbst.

82^2, 82. Älteres Mäuerchen, das bei der Anlage des Hofpflasters 81^2 benutzt wurde, um hier einen Absatz zu machen. Taf. XIII. XIV, 2. —

83^2. Bruchsteinmauer; rechte Abschlußmauer des bis 86^2 reichenden Raumes. Taf. IX, 2. Abb. 29 (wo statt 82^2 zu lesen 83^2).

84^2. Dünne Estrichschicht; rechts Feuerstelle, bestehend aus flachen Pithosscherben mit Asche darüber. Abb. 29 (wo statt 83^2 zu lesen 84^2).

85^2. Bothros besonderer Form mit dicken gelben Lehmwänden. Die unterhalb des Estrichs liegende Vertiefung ist bis zur Höhe derselben mit Asche und Holzkohle gefüllt. Darüber steigt die Rückwand des Bothros noch um 0,25 m an, auf einer Hinterfüllung von Lehm. Oben ist der Bothros mit einer Lehmplatte abgedeckt, so daß man ihn nur von vorne füllen konnte. Abb. 29 (wo statt 84^2 zu lesen 85^2).

86^2, 86. Bruchsteinmauer, die den linken Abschluß dieses Raumes bildet und an die sich der Bothros 85^2 anlehnt. Taf. IX, 2. XIII, 1. XIV, 2. Abb. 29 (wo statt 85^2 zu lesen 86^2). Links davon das gestürzte Lehmmaterial ihres oberen Teiles. —

An dieser Wand können wir mit ziemlicher Sicherheit den ehemaligen Zusammenhang der Mauern erkennen, wie ihn das Schema Abb. 29 klarlegt. (Vgl. auch Taf. IX, 2.) Wir haben rechts das „Scherbenhaus", gebildet durch die Mauern 65^2 und 76^2, und in zwei Räume abgeteilt durch die Mauer 68^2,

Abb. 29. Häuser an der Westwand von K. (Statt 82^2—85^2 lies 83^2—86^2.)

Tafel V Haupt-Bothrosschicht in K

wobei das Zimmer 67^2 etwas höher liegt. Der obere Raum enthält den Bothros 66^2, der untere 74^2 den Bothros 73. (Hier auch der jüngere Pithos 75^2.) Zu dem Hause gehört der Hof 81^2, bei dessen Pflasterung die ältere Mauer 82^2 mitverwertet wurde. Einer jüngeren Anlage gehört der Bothros 78^2 mit dem Scherbenpflaster 77^2 und der Körnerschicht 79^2 an. Links in einigem Abstand vom „Scherbenhaus" und entsprechend dem abfallenden Gelände etwas tiefer liegt das Haus 83^2 mit seinem eigentümlichen Bothros 85^2. —

87^2, 87^1, 88^2, 88^1. Zwei große Bothroi, aufeinandergesetzt, durch gelbe Lehmwände hergestellt. Der untere 88^2 (Durchmesser 1 m; Höhe 0,70) ist vollständig mit Asche gefüllt, die mit vielen Holzkohleteilchen untermischt ist und deutliche Schichtungen, wie von allmählicher Füllung, zeigt. Der Bothros kann aber niemals in dieser Höhe geendigt haben, da rechts von ihm die Lehmmauer des Rundbaues 3 c^2 noch in ihrem ursprünglichen Zustand ist und die nächsthöhere Wohnschicht erst bei 86^1 und 17 c^1 liegt. Der Bothros muß also von Anfang an eine Tiefe von mindestens 1,40 m (von 17 c^1 gemessen) gehabt haben, wahrscheinlich aber mehr, nämlich von 1,65 m von 86^2 aus gemessen, da er wegen seiner gelben Lehmwände der Hauptbothrosschicht zuzuteilen ist, während die „untere" Bothrosschicht nur kleine unausgekleidete Bothroi kennt. Wegen seiner großen Tiefe ist offenbar der Lehmbelag im oberen Teile einmal schadhaft geworden; man hat dann den unteren Teil samt seiner Füllung gelassen und oben eine neue Auskleidung mit einem eigenen Boden hergestellt. —

89 a, b^1. Gleichmäßige, etwa 30 cm starke Lehmschicht, die sich unmittelbar auf die ähnliche Lagerung 17^1 der „unteren" Bothrosschicht auflegt. Taf. IX, 1. Ihr oberer Rand ist streckenweise dunkler verwittert. Einzelne Steine stecken darin. Brandspuren fehlen. Zu dieser Schichtung gehört das

90. Pflaster aus großen flachen Steinen, an das sich grabenaufwärts noch über 4 m weit ein sehr harter brauner Estrich anschloß. Taf. IX, 1. XIII, 2. XVI, 2. In diesem lag der große

91, 92. Doppelbothros (Taf. XIII, 2. XVI, 1, 2). Er besteht aus dem eigentlichen Teil 91 (Durchmesser 1,06 m; Tiefe noch 0,80, ursprünglich größer) und einem angefügten kleineren Bothros 92 (Durchmesser 0,53 und 0,44), beide mit gelben Lehmwänden. Der große Bothros ist 0,90 tief, der kleine nur ganz flach (0,20). Letzterer war leer. Im großen fanden sich einige große Steine; ferner sehr viele gut erhaltene, nicht durch Brand kalzinierte Tierknochen von Schafen oder Ziegen, etwas Asche, aber nicht so reichlich wie in anderen Bothroi; ein kugeliger Reibstein mit abgeschliffenen Flächen; der Hals eines größeren roten Gefäßes; mehrere Ränder von Schalen, teils rot teils mit Urfirnis. —

93. Bothros, klein, unmittelbar auf dem Rundbau 3 aufsitzend, bei dessen Reinigung er erst so spät bemerkt wurde, daß genauere Beobachtung nicht mehr möglich war.

94. Ecke einer sehr schwachen Mauer. Taf. XIII, 1. XIV, 2.

95. Mauerecke, ebenfalls aus kleinen Steinen. In sie ist später das Hockergrab 163 hineingesetzt worden. Taf. XIII, 1. XIV, 2.

95 a. Großer flacher Stein, von einer Pflasterung.

96. Bothros, mit Lehm ausgekleidet. Inhalt: Asche und Holzkohleteilchen. An seinem Rande flache Steine einer Pflasterung, die zu dem Bothros gehörte. —

III. Die mykenischen und späteren Schichten (schwarz) in K.

Jüngere Schichten in K

Die älter- und jüngermykenischen Schichten sind in diesem Graben nicht sicher zu unterscheiden, die jüngeren sind zudem sehr schwach und von den byzantinischen Gräbern ganz gestört. Es wurden daher, um die Numerierung nicht zu sehr zu komplizieren, im folgenden sämtliche jüngeren Reste fortlaufend beschrieben. Dabei wird mit dem vorne liegenden „verbrannten Haus" begonnen und auf der

Tafel V
Mykenische
Schichten in K

linken Grabenseite nach hinten gegangen, auf der rechten zurückgekehrt. — Im vorderen linken Teile des Gebietes K ist die Ausgrabung nur bis auf die Höhe der ältermykenischen Periode hinabgeführt worden, da das „verbrannte Haus" 102 das besterhaltene dieser Zeit ist und daher nicht den darunter liegenden Rundbauten 1 und 3 geopfert werden sollte. Alle sonstigen schwarz gezeichneten Reste sind während der Grabung entfernt worden. —

97. Hockergrab (S. 63, Nr. 19), mit Lehmziegelwänden umkleidet, die außen zur besseren Haltbarkeit mit einigen Feldsteinen umlegt sind. Taf. IX, 2. XX. XXI, 1. Die Abdeckung wird eine Lehmplatte gewesen sein, ist aber nicht beobachtet worden. Innenmasse: 0.80 : 1,10 m. Der Kopf des sehr schlecht erhaltenen Skeletts lag in der Nordwestecke. In 97[1] erscheint das Grab in Projektion auf die Vorderwand des Grabens.

98—115. „Das verbrannte Haus", bei kurzer Anführung mit der Nummer **102** zitiert. Abb. 19, S. 59. Taf. IX, 1, 2. XX. XXI, 1, 2. Die nach Osten gerichtete Eingangswand war nicht erhalten.

98a, b. Rückwand. 99a, b. Zwischenwand. 100a, b. Nördliche Außenwand. Die Mauern erscheinen auf der Aufnahme der linken Grabenwand in Projektion, 98a, b[2] im oberen Umriß, die anderen Wände 99[2], 100[2] in einem Schnitt in der Linie 99a—100a. Vgl. auf dem Aufriß der Vorderwand 100[1] und 98[1]. — Die Mauern bestehen aus ursprünglich gelben Lehmziegeln, deren Länge die Dicke der Wand bildet, wie bei 99b sichtbar. Vielfach sind in den Lehm kleinere oder größere Hausteine eingefügt; bei 98a geht der sichtbare untere Teil in Stein über. Daß unter den übrigen Teilen irgendwo Steinunterbau vorhanden ist, ist nicht wahrscheinlich. Am Ende von 99b und 100b ist keiner vorhanden. Man setzte häufig die Lehmmauern ohne Sockel auf, und nahm, wie dieses Beispiel zeigt, dann streckenweise doch Bruchsteine hinzu, hier vielleicht, um den Geländeabfall bequem auszugleichen. Aus diesem Verfahren erklärt es sich wahrscheinlich, daß wir in den ältermykenischen Schichten fast nur Bruchstücke von Hausmauern haben, deren Unvollständigkeit dann nicht ausschließlich auf späterer Zerstörung beruht. Die Mauern von 102 (Taf. IX, 2. XIII, 2. XX. XXI, 1, 2) sind relativ gut erhalten (bis zu 0,30 Höhe), weil der Lehm durch Brand gehärtet und stellenweise fast zu rotem, allerdings bröckeligem Backstein geworden ist (am stärksten bei 99b). Jedoch ist diese Brennung ganz unregelmäßig vor sich gegangen, so zwar, daß oft ein Ziegel ganz rot geworden, der daneben liegende gelb und weich geblieben ist, wodurch z. B. am Ende von 99b eine zufällige Abtreppung entstanden ist. Der Vorgang erklärt sich wahrscheinlich aus verschiedener Beschaffenheit des Lehms, namentlich in bezug auf seine Dichtigkeit. — Dem Feuer verdanken wir auch die Erhaltung des Wandbewurfs, der namentlich bei 104 (Taf. XXI, 1, 2), sodann an der anderen Seite derselben Wand, ferner bei 106, 111, 112, und in kleineren Stückchen auch sonst noch vorhanden ist (die Stelle 104 ist zur Konservierung wieder mit Erde bedeckt worden). Er besteht aus einer $1^1/_2$—2 cm dicken Schicht jetzt rötlich braunen Tons, der durch eingelegte Strohhalme eine bessere Konsistenz bekommen hat. Auf der Außenseite ist diese Schicht glatt gewesen. Auf sie aufgetragen ist ein weißer Überzug von 1 bis 3 mm Dicke, deren in mehreren Lagen aufgetragen worden ist, da er lagenweise abblättert. Er besteht nach der chemischen Analyse von Prof. Henrich (Erlangen) aus reinem Kalk. Der Überzug hat sich stellenweise ins Grünliche verfärbt, doch ist Weiß die beabsichtigte Farbe gewesen. Wir haben hier eine primitive Stufe derjenigen Technik, aus der der vortreffliche Stuck der jüngermykenischen Zeit hervorgegangen ist.

Der Inhalt der beiden Räume zeigte ebenfalls den Untergang durch eine Brandkatastrophe an. Das Material, das die Räume 101 und 102 ausfüllte, war Lehmmasse, die zum großen Teil so rot gebrannt war, wie die stehenden Mauern, sodaß es bei der Grabung die größte Vorsicht und Geduld erforderte, die Linien der Mauern überhaupt aufzufinden. Sobald dann beim Tiefergraben, das hier fast nur mit dem Messer geschehen konnte, der Lehm eine gleichmäßige braune Färbung annahm, erkannte man, daß man den Estrich der beiden Zimmer erreicht hatte. — In der Ecke von 107 liegt bei 103 eine große rechteckige Lehmplatte (1,50 : 1,75 m) von geringer Höhe (0,08), welche mit loser Asche hoch überdeckt war, die sich auch in der Umgebung ausbreitete. Das ließ zuerst eine Feuerstelle vermuten, doch zeigt die Platte ihre ursprüngliche gelbe Farbe und keine Spur von Brand. Die Asche, die sich auch über dem benachbarten Gefäß 108 in großen Massen fand, ist also anders zu erklären: Es müssen hier besonders viel brennbare Stoffe vom Dachstuhl herabgefallen sein. Die Bedeutung der Lehmplatte besteht wohl darin, daß sie als Untersatz für allerhand Gerät diente, das nicht auf dem Boden der Gefahr des Zertrümmertwerdens ausgesetzt sein sollte. In der Tat lagen hier in der Asche die Scherben eines großen, fast ganz erhaltenen Mattmalereigefäßes „aeginetischer" Art (gelber Ton mit schwarzen Ornamentstreifen).

Tafel V
Mykenische Schichten in K

Bei 105 (Taf. XXI, 1, 2) war ein runder Lehmkranz (größte erhaltene Höhe 0,40; Wanddicke 0,03) auf den Estrich aufgesetzt, der die Zwecke eines Bothros erfüllte, obwohl er keine Grube ist. Denn er hatte den typischen Bothrosinhalt: Asche und Scherben (Knochen sind nicht beobachtet). An seiner Vorderseite lag ein formlos gewordenes Lehmstück, das wohl zur Stützung der Wände gedient hat. Neben dem „Bothros" stand, 106, ein kleiner grober Pithos. Ebenda fand sich ein grauer Becher und ein großes gelbes Gefäß, beide in viele Stücke zerbrochen. — Bei 107 befindet sich im Boden, in die jetzt verschwundene Wand eingreifend, eine längliche Vertiefung zwischen parallel gesetzten Steinen, deren Zweck rätselhaft blieb. —

108. Großes grobes Gefäß; die erhaltene untere Hälfte war in Lehmmasse eingebaut. Darauf lagen die Scherben des oberen Teils, nach allen Seiten auseinandergebreitet. Das Gefäß war mit Asche gefüllt und die Scherben dicht davon bedeckt; vgl. das zu 103 Bemerkte. Taf. XX. XXI, 1, 2.

109. Bankartiger Vorsprung (0.35 : 0,60 m; Höhe 0,38), aus zwei Lehmplatten bestehend. Die untere (0,28 hoch) scheint etwas größer gewesen zu sein, da sie keine scharfen Ränder hat. Sie ist auffallenderweise bröckelig rot verbrannt, während die obere unversehrt und gelb ist. Die obere kann aber nicht etwa zufällig in diese Lage gekommen sein, da sie etwa 0,10 in die ebenfalls gerötete Wand eingreift (vgl. das zu 99 b Gesagte). Es ist also eine gleich beim Hausbau hergestellte Sitzbank. Taf. XX. XXI, 1, 2.

110. Hier ist die Lehmmauer nur wenige cm hoch und zwar gerade bis zur Höhe der außen liegenden Hofsteine 114 erhalten, von denen die unmittelbar an der Mauer liegenden sehr abgetreten aussehen, so daß die Vermutung aufkam, daß hier ein Eingang gewesen sei. Doch ist das unsicher, weil man eine Steinschwelle erwarten möchte. Wahrscheinlicher ist, daß die Eingänge an der kurzen Seite lagen.

112, 111. Primitiver Herd, bestehend aus drei auf die Kante gestellten Lehmziegeln (Breite 0,20; größte Länge etwa 0,50, vorne abgebröckelt; Höhe 0,20). Taf. XXI, 1, 2. Asche fand sich nicht vor, doch zeigt der Lehm die intensivste Brandeinwirkung. Zwischen den Ziegeln 112 lagen zahlreiche verkohlte Getreidekörner und im Boden eine schöne Mattmalereischerbe. An der Rückwand ist das Bruchstück eines großen Gefäßes schräg vor die Wand gestellt, zweifellos um diese gegen zu starkes Feuer zu schützen.

Bei 113 liegen weitere Scherben des genannten großen Gefäßes horizontal auf der jetzigen Oberseite der Mauer. Man kann zweifeln, ob sie nur zur Verstärkung in die Mauer gesteckt sind. Es wurde überlegt, ob über ihnen etwa eine kaminartige Aushöhlung für den Rauchabzug gewesen sei, da die Mauer gerade hier etwas dicker ist. Doch finden sich keine weiteren Anhaltspunkte für diese Vermutung.

114, 115a, b. Hof des verbrannten Hauses. Taf. IX, 1, 2. XIII, 1, 2. XVI, 2. XX. XXI, 1. Der erhaltene mittlere Teil 114 ist mit flachen, zum Teil sehr großen Steinen bedeckt, die an der Oberfläche deutlich abgetreten sind, so daß hier (zu 110) ein Eingang vermutet werden konnte. Um das Pflaster herum ist der Boden durchsetzt mit kleinen Steinen, Knochen und Scherben, der typischen Hofstrosis, deren Dicke man bei 115¹ sehen kann. Bei 115a¹ schließt sich eine harte Lehmschicht an. Die Ausdehnung des Hofes konnte nicht festgestellt werden. Doch ist es möglich, daß er durch die allerdings schräg laufende Mauer 116, 116¹ abgeschlossen war, die sich möglicherweise in dem großen Steinhaufen 117, 117¹ fortsetzte, dessen Herkunft dadurch erklärt würde. Über diesem von 118a (118a²) bis 118b (118b²) lag eine gewaltige Masse gelben und roten Lehms, von der gestürzten Mauer 98. Bei 118b² türmt sie sich am höchsten auf und ist zu oberst mit einer intensiv roten Schicht sowie mit Asche bedeckt, den Resten des hier verbrannten Daches. Taf. XX. XXI, 1, 2.

119². Jüngermykenische Schicht; Lehm, darauf etwas Asche; nach rechts ansteigend. Taf. IX, 2. XX.

120². Drei ähnliche schwache Schichtlinien. Taf. IX, 2. XX.

121². Stelle mit loserer Erde, Fundstelle des mykenischen Wandmalereifragments Taf. XXVIII, 1; S. 72.

122, 122². Gute Bruchsteinmauer jüngermykenischer Zeit; links von 122² gestürzter Lehm. Taf. XXI, 1, 2.

123². Estrich und Lehmmaterial desselben Hauses. Unten in der Mitte des Estrichs ist eine Stelle hart rot verbrannt, darauf liegt dicke, weiße Asche; also die Feuerstelle des Hauses.

124². Reste eines ältermykenischen Hauses, etwas höher liegend als das „verbrannte Haus" 102², aber nur wenig jünger. Links Feuerstelle (rotverbrannter Estrich mit Asche), darüber gestürzte Lehmmassen mit schwachen Brandspuren.

125². Hockergrab, in den Lehm des Hauses 124² hinein und auf dessen Estrich aufgesetzt. Mit Lehmplatten umschlossen; S. 63, Nr. 20. Taf. IX, 2.

126, 126². Großer flacher Feldstein, wohl von einer Hofpflasterung stammend.

Tafel V
Mykenische
Schichten in K

127, 127a. Hockergrab, bis auf die Bothrosschicht hinabgetrieben; S. 63, Nr. 21. Taf. XXI, 1.

129². Dünne Aschenschicht mit etwas Holzkohle.

130, 130². Gute Mauer aus Bruchsteinen, ältermykenisch, bestehend aus einer Doppelreihe großer Steine, die am oberen Ende auseinandergewichen sind. Taf. VIII. XIII, 1. XXI, 1, 2.

131². Dünne Schicht braunen Lehms.

132². Dünne Schichten gelben und braunen Lehms, die oberste aus kleinen Steinchen (Hofpflaster). Taf. VIII. IX, 2.

133². Byzantinisches Plattengrab. Taf. VIII.

134². Kleine Steine, durch dünne Aschenschicht verbunden. Taf. VIII.

135². Byzantinisches Plattengrab. Taf. VIII.

136³. Bruchsteinmauer; in der Höhe der byzantinischen Gräber, aber älter als diese, wahrscheinlich jüngermykenisch.

137³. Schwache mykenische Schicht. Brauner Lehm, darauf Asche. Taf. VIII.

138³. Byzantinisches Plattengrab. — 140⁴, 141⁴. Porosplatten von byzantinischen Gräbern.

142⁴, 143⁴. Kalksteinblöcke, unsicher ob von einem Grab oder Bauwerk. (Taf. V lies statt 113⁴ 143⁴).

144⁴. Rest eines byzantinischen Grabes. 145⁴. Byzantinisches Grab.

146⁴a, 146b⁴. Ältermykenische Estrichschicht mit gestürztem Lehmmaterial darüber. In dieses hineingesetzt.

147⁴. Byzantinisches Grab. 148⁴. 149⁴. Dachziegel der klassischen Epoche.

150⁴. Ebenso, darunter einige Steine.

151a, b, c, d⁴. Haus der ältermykenischen Zeit. 151a⁴. Lehmwand mit Ecke. 151b⁴. Gestürzter Lehm mit Brandspuren, darunter Estrich. 151c⁴. Monochrome rote und gelbe Scherben; weiter links Getreidekörner. 151d⁴. Großer massiver Lehmblock, rechte Hausmauer.

152⁴. Hockergrab, in diese Lehmmasse auf den Estrich des Hauses gesetzt. Enthielt einen grauen Becher. S. 63, Nr. 22.

153a, b⁴. Begrenzungen eines mykenischen Hauses; links Steinmauer, rechts Lehmmauer. Dazwischen

154⁴. dünne Lehmschicht mit spärlicher Asche darauf.

155⁴. 156⁴, 157⁴. Ganz schwache Lehmschichten. —

158. Großes Grab der geometrischen Epoche. Taf. XIV, 2. XXI, 2.

159. Hockergrab; S. 63, Nr. 23. Taf. XXI, 1, 2. 161. Hockergrab; S. 63, Nr. 24.

162. Großer Pithos, nur untere Hälfte erhalten, deren Höhe 1,05 betrug; Durchmesser 0,80. Grober roter Ton. Ringsherum fester Lehm, in den er eingelassen war.

163. Hockergrab; S. 63, Nr. 25. 164. Kleine Mauer; ältermykenisch.

165. Mauerrest; wie 164. Taf. XXI, 2. 166. Hockergrab; S. 63, Nr. 26.

167. Gute Bruchsteinmauer, jüngermykenischer Zeit. Taf. XXI, 1, 2.

168. Hockergrab; S. 63, Nr. 27. Taf. XIV, 1, 2. 169. Hockergrab; S. 64, Nr. 28.

170. Hockergrab; S. 63, Nr. 29. —

171¹. Schliemannscher Versuchsschacht, vgl. S. 17. Er war mit senkrechten Wänden nach unten getrieben. An der rechten Seite hatten sich die Arbeiter etwa 1 m über dem Boden eine Einbuchtung gemacht zum Ablegen von Gegenständen. Die schichtenweise Wiedereinfüllung ist deutlich. Zwischen der braunen Erde stecken viele regellose Steine, die Reste der bei der Grabung zerstörten Mauern. Ganz unten lag ein Eisennagel und ein Bauernschuh!

172². Linie der ursprünglichen Oberfläche. Die höheren Teile sind bei Schliemanns Arbeiten aufgehöht. Taf. IX, 2.

173⁴. Sohle des im Jahre 1903 ausgehobenen, 2,5 m breiten Grabens, der den Graben G (Taf. II) rechtwinklig nach Nordwesten fortsetzte.

Tafel VI
Schnitte

Tafel VI: Durchschnitte des Ausgrabungsgebietes. Die Richtungen der Schnitte sind auf Tafel II angegeben und mit den Buchstaben $\alpha-\varepsilon-\iota$, $\varepsilon-\zeta$, $\varkappa-o$ bezeichnet. Die Höhenunterschiede können an den Meterskalen abgelesen werden.

$\varkappa-o$ gibt einen Querdurchschnitt des Hügels von Norden nach Süden. Zwischen $\varkappa$ und λ liegt ein Teil des Grabens B, in welchem die Mauer 94 unmittelbar auf dem Felsen ruht. Von λ ab südlich folgt das Gebiet A, wo noch eine erhebliche Erdschicht über dem Felsen liegt. Durch die Gräben D¹ bis Q

senkt sich der Fels in gleichmäßigem Gefälle, bei ξ kommt ein jäherer Absturz, der sich aber an der jetzigen Oberfläche nicht ausspricht, so daß hier die Erdschicht besonders dick ist. An der Stelle der Rundbauten N 6 und 8 ist das Gefälle wieder schwächer.

In der Längsrichtung des Berges, die wir, unserer Grabung folgend, nur in der gebrochenen Linie $\alpha-\beta-\varepsilon-\iota$ aufnehmen konnten, ist das Gefälle des Felsens bis K ein ziemlich gleichmäßiges, dann kommt ein jäher Abfall bis ι. Die Verschüttung ist bei A 60 d am größten, in D sehr gering, in K wieder stärker.

Das Kuppelgrab L ist, wie der Schnitt $\varepsilon-\zeta$ zeigt, zum Teil in den Felsen hineingeschnitten; vgl. S. 85. Seine Sohle liegt tiefer als die Schwelle des Klosterhofes.

Tafel VII: Gebiet des Kopais-Sees. Karte von Kaupert, ohne Farben wiederholt nach dem dreifarbigen Original bei Curtius, Deichbauten der Minyer, Sitzungsber. d. Berl. Ak. d. Wiss. 1882, S. 1182.

Tafel VIII: 1. Schichtungen über dem Kuppelgrab L. Die Täfelchen I, II, III bezeichnen drei Schichtungen, die vor Beginn der jenseits dieser Wand liegenden Schichtengrabung K unterschieden werden konnten und die sich als übereinstimmend mit Rundbauten-, Bothros- und ältermykenischer Schicht herausstellte. Vgl. S. 85 f.

2. Schichtungen im Gebiet K, an der Westhälfte der Südwestwand (linken Wand). Die Ziffern stimmen mit denen auf Tafel V überein. Vgl. S. 26 f., 53, 103 f.

Tafel IX: 1. Schichtengrabung K. Vgl. Taf. V und S. 20, 22, 27, 102 f. — Nr. 1¹—3¹ Rundbautenschicht. 17¹, 89¹. Bothrosschicht. 100¹—117¹. Ältermykenisch.

2. Schichtengrabung K. Vgl. Taf. V und S. 20, 26, 29, 102 f. — Nr. 1—4 Rundbautenschicht. 32—91. Bothrosschicht. 97 folg. Ältermykenisch. 119² folg. Jüngermykenisch.

Tafel X: 1. Die gewölbte Lehmziegelmauer des Rundbaues N 6. Vgl. Taf. IV; Abb. 3, S. 20, 99 f. Man erkennt den inneren Rand der Lehmwand 6—6 und die horizontale Lagerung der Lehmziegel; ferner bei 6a den senkrechten Schnitt durch die aufgehende Mauer. Die Mauer 19 der Bothrosschicht hat diesen Teil geschützt.

2. Die drei Rundbauten N 2, 6, 8. Vgl. S. 19, 99.

Tafel XI¹: 1. Rundbau D¹, von Westen gesehen. Die Oberseite des Steinsockels noch nicht gereinigt. Vgl. Abb. 8, S. 23; S. 24, 44, 88, 91.

2. Rundbau D¹, von Osten. h jüngerer Estrich, c älterer Fußboden, beide mit Ziegelpflasterung, d Feuerstelle, e Asche, i kleiner Versuchsschacht.

Tafel XI²: Kurdendorf mit Lehmkuppelhütten. Vgl. S. 21, 38.

Tafel XII, 1: Vlachendorf auf dem Stadtberg von Orchomenos, mit Schilfhütten. Vgl. S. 37.

Tafel XII, 2: Hirtenhütte bei Sassal Massone auf dem Berninapaß. Vgl. S. 41.

Tafel XIII: 1. Schichtengrabung K von Nordwest. Vgl. Taf. V und S. 26, 34 f., 63, 102 f. — Nr. 60. Bothros. 31 folg. Mauern der Bothrosschicht. 99 folg. Ältermykenisch.

2. Schichtengrabung K von Nordwest. Vgl. Taf. V u. S. 24, 34 f., 102 f. — Nr. 1—16. Rundbautenschicht. 35 folg. Bothrosschicht. 102 folg. Ältermykenisch.

Tafel XIV: 1. Schichtengrabung K. Vgl. Taf. V und S. 26, 34 f., 63, 102 f. — Nr. 21 folg. Bothrosschicht. 168. Hockergrab.

2. Schichtengrabung K. Vgl. Taf. V u. S. 26, 34 f., 63, 102 f. — Nr. 31 folg. Bothrosschicht. 158. Geometrisches Grab.

Tafel XV: 1. Gebiet N. Vgl. Taf. IV u. S. 26, 34 f., 99 f. — Nr. 8. Rundbau. 27 folg. Ovalbauten.

2. Graben P. Vgl. Taf. IV u. S. 55, Abb. 15, 16, S. 55. S. 25, 54, 56, 65, 100—102. — Nr. 50—52. Rundbautenschicht. 54—64. Bothrosschicht. 71 folg. Ältermykenisch. — 33. Erdkegel in N. 37. Ältermykenische Mauer in N.

Tafel XVI—XXX

Tafel XVI: 1. 2. Schichtengrabung K, Bothroi. Vgl. Taf. V und S. 27—29, 105—109.

Tafel XVII: 1. Gebiet A und C, Nordostecke, von der Mauer C 114 aus gesehen. Vgl. Taf. III und S. 53 f., 69 f., 93 f., 96 f. — Nr. 109—111. Ältermykenisch, tiefste Schicht (blau). 118—122. Desgleichen, mittlere Schicht (gelb). 60, 70. Frühgriechisch (rosa). 22, 74—87. Byzantinisch.

2. Gebiet C, südliche Hälfte, von Nord gesehen. Vgl. Taf. III u. S. 53 f., 67, 98. Ältermykenisch, tiefste Schicht (blau): 138, 140, 142, 145, 149, 150. Desgleichen, mittlere Schicht (gelb): 136, 141, 151. Desgleichen, oberste Schicht (orange): 152. Hockergräber: 144, 147, 148. Byzantinische Gräber: 156, 157.

Tafel XVIII: 1. Gebiet C, nördliche Hälfte, von Süd gesehen. Vgl. Taf. III und S. 53 folg., 67, 97 f. — Ältermykenisch, tiefste Schicht (blau): 124, 135, 138, 140, 142. Desgleichen, mittlere Schicht (gelb): 119, 121, 125, 136, 137, 139, 141. Desgleichen oberste Schicht (orange): 120, 134.

2. Gebiet C, südliche Hälfte des Ostrandes, von West gesehen. Vgl. Taf. III u. S. 53 f., 67, 98. — Ältermykenisch, tiefste Schicht (blau): 145, 149, 150. Desgleichen, mittlere Schicht (gelb): 137, 141. Byzantinische Gräber: 156—160.

Tafel XIX: 1. Graben P^3, von Süden gesehen. Vgl. S. 55, Abb. 16; S. 53, 65, 101 f. — Ältermykenische Schicht: 69—71. Pithoi. 73, 78, 79. Hockergräber. 81. Pflasterung. 80, 88, 90. Hausmauerrn.

2. Graben P^2. Vgl. S. 55, Abb. 16; S. 53, 65, 102. — Ältermykenisch: 81. Pflasterung. 69—71. Pithoi. 78—79. Hockergräber. 90. Hausmauer.

Tafel XX: 1. Schichtengrabung K. Das „verbrannte Haus" der ältermykenischen Schicht, von Nord gesehen. In der rechten unteren Ecke das geometrische Grab K 158. Vgl. Taf. V und S. 56, 58, 59, 60, 63. Einzelbeschreibung S. 110—111.

Tafel XXI, 1, 2: Schichtengrabung K. „Das verbrannte Haus", von Nordost und von Ost-Süd-Ost gesehen. Vgl. Taf. V und S. 56, 58, 59, 63. Einzelbeschreibung S. 110—111.

Tafel XXII: 1. Hockergrab A 8. Vgl. Taf. III und S. 61. —

2. Hockergrab in Graben M. Vgl. Taf. II und S. 64.

Tafel XXIII: 1. Hockergrab A 26. Vgl. Taf. III und S. 61.

2. Hockergrab P^2 77. Vgl. S. 55, Abb. 15. S. 65.

Tafel XXIV: 1. Hockergräber C 128—133. Vgl. Taf. III und S. 61, 62.

2. Hockergrab C 133.

Tafel XXV: 1. 2. Hockergrab C 144 vor und nach der Eröffnung. Vgl. Taf. III und S. 62.

Tafel XXVI: 1. Hockergrab C 144, Oberansicht nach Aquarell von Sursos. S. 62.

2. Hockergrab in Graben T, im Durchschnitt an der Nordwand des Grabens. Vgl. Taf. II; S. 65, Abb. 23; S. 65, 91.

Tafel XXVII: 1. 2. Das Kuppelgrab, vom oberen westlichen Rande und von der nordwestlichen Wand aus gesehen. Vgl. Taf. II, VIII, 1. S. 85.

Tafel XXVIII: Bruchstücke von mykenischen Wandgemälden mit Figürlichem, beschrieben S. 72—81.

Tafel XXIX: Bruchstücke mit Ornamenten, S. 81—82.

Tafel XXX: Desgleichen, S. 83.

III. Forschungen in der Umgegend.

Das ganze Becken des Kopaissees ist ringsum mit frühgeschichtlichen und mykenischen Wohnstätten besiedelt[1]) und es ist eine dringende Aufgabe, sie systematisch im Zusammenhang zu untersuchen. Denn erst dann kann die Geschichte dieses für die Frühzeit wichtigsten Gebietes Mittelgriechenlands wirklich geschrieben werden. Die Funde der verschiedenen Orte werden sich gegenseitig ergänzen und erläutern. Wir konnten einen leider nur bescheidenen Anfang machen, der jedoch für die älteste Keramik von Orchomenos und ihre Entwickelung von entscheidender Bedeutung wurde. Es wurden in der ehemaligen Nordwestbucht des Sees, die durch Akontion und Chlomongebirge begrenzt wird, an vier Orten kleine Grabungen gemacht, die die Verhältnisse in dieser Bucht in der Hauptsache klar stellten, in Tsamali, Polyjira, Pyrgo und auf einer kleinen Insel (Magula) vor Pyrgo.

Tsamali ist ein nur in der klassischen Zeit bewohnter Ort. In Polyjira fand sich die Keramik der Rundbautenzeit sehr reichlich, sodann die der ältermykenischen und spärlich die der jüngermykenischen Epoche, dazwischen fehlte aber vollkommen die Epoche der Bothrosschicht mit dem Urfirnis! In dieser Zeit muß der Ort unbesiedelt gewesen sein und das gab eine wichtige Bestätigung für die oben S. 25, 57 ausgeführte Erkenntnis, daß die Bothrosleute ein neu zugewanderter Stamm waren, der später durch einen anderen verdrängt wurde. In Pyrgo fehlte sowohl die älteste polierte Ware wie der Urfirnis vollkommen. Die Besiedelung setzt also erst mit der ältermykenischen Zeit ein. Auf der Magula bei Pyrgo endlich fand sich nur die älteste polierte Ware und die Mattmalerei der Rundbautenzeit, nichts weiter. Dieser Ort ist also seit dem Schluß dieser Epoche verödet gewesen.

So hatten wir also das, was in Orchomenos, dem Zentralpunkt, eine fortlaufende Kette bildet, hier getrennt an verschiedenen Orten und das war uns für die Schichtentrennungen in Orchomenos eine höchst erwünschte nachträgliche Bestätigung. Man sieht leicht, daß sich auf diese Weise für das ganze Seebecken ein Bild der Besiedelung in den verschiedenen Epochen der Frühzeit gewinnen ließe. Dieses Bild brauchte nicht ein rein archaeologisches zu bleiben, sondern bei einiger Vollständigkeit des Materials — aber auch nur dann — würden sich voraussichtlich die Anhaltspunkte finden, um die in den Mythen niedergelegten historischen Erinnerungen mit den Denkmälerzeugnissen in sichere Verbindung zu setzen. Est dann würden die mythischen Schichten der Minyersagen, die K. O. Müller zu sondern gesucht hat, ihr Gegenbild in den Kulturstufen finden, deren Zeugen wir mit Händen greifen. Die oft mühselige und anscheinend nicht lohnende Untersuchung der unscheinbaren Einzelheiten würde dann die Bausteine eines großen, neu fundamentierten Gesamtbildes der Frühgeschichte Mittelgriechenlands bilden. Und so müßte für jede andere griechische Kulturprovinz getrennt, aber vollständig, das Material gewonnen werden. Nur auf diesem Wege würde man die Unsicherheit des Zufalls bis zu einem gewissen Grade überwinden, mit der wir jetzt beständig zu rechnen haben, aber oft zu wenig rechnen.

[1] Der Ingenieur M. Kambanis, der Entdecker der alten Deichbauten (S. 5), teilte mir mit, daß ihm allein am Rande des Ptoongebirges etwa zehn frühgeschichtliche Ansiedelungen, zum Teil mit Bauresten, bekannt seien.

1. Tsamali.

An der Westseite der Bucht, ungefähr in der Mitte (Taf. VII. Abb. 29a), liegt ein flacher Hügel etwa 160 m lang, 120 m breit, 8—10 m hoch, der ein vorgeschobener Ausläufer des niedrigen Bergzuges ist, der hier Akontion und Chlomon verbindet. Er trägt eine kleine Kapelle mit Wandgemälden, die den alten Fresken in der byzantinischen Kirche von Orchomenos völlig stilgleich sind. An die Kapelle ist ein Haus angebaut. Rechtwinklig dazu ziehen sich über die Länge des Hügels Ställe hin, die aber zum Teil verfallen sind. Früher war Tsamali ein türkisches Tschiftlik (nach Lolling), dann gehörte es zum Kloster von Orchomenos, jetzt haust ein Bauer dort.

Abb. 29a. Nordwestbucht des ehemaligen Kopaissees (vor der Entwässerung).

Es wurden schräg über dem Hügel in Abständen von 35 Schritt vier Schächte von 2,5 m im Quadrat angelegt, ein fünfter weiter seitwärts. Die drei äußeren lieferten gar nichts und führten in $^1/_2$—$^3/_4$ m auf den Fels. Die beiden auf der Höhe des Hügels hatten eine Tiefe von $^3/_4$ bis 1 m. Hier fanden sich eine Anzahl von schwarz gefirnißten Becherböden und Scherben mit rotfigurigen Ornamenten des 5. und 4. Jahrhunderts. Hellenistische Scherben schienen nicht darunter. Von Mykenischem oder Älterem war keine Spur. Demnach war der Hügel nur in der klassischen Zeit zwar von Menschen besucht, besiedelt wird man aber nach den geringen Resten kaum sagen dürfen, sondern wird annehmen können, daß sich ein kleines ländliches Heiligtum hier befand, das man wegen der vielen Trinkgefäße am liebsten dem Dionysos zuschriebe.

2. Polyjira.

Der Ort ist auf den Karten nicht verzeichnet. Er liegt östlich von dem Nordwestwinkel der Bucht, in welchem Curtius (Taf. VII) fälschlich Aspledon ansetzt, während hier in Wirklichkeit gar keine Reste vorhanden sind. Auf der vom K. und K. Militärgeographischen Institut in Wien herausgegebenen Generalstabskarte Griechenlands in 1 : 300000, Bl. IV, ist die Stelle durch einen Vorsprung etwa $1^1/_4$ km östlich von Curtius „Aspledon" richtig angedeutet.[1] Lolling nennt ihn im Baedeker (4. Aufl., S. 190) nur kurz „eine Art Felsentor". In dem ersten Entwurfe zum Baedeker, der leider nur in wenigen Exemplaren gedruckt und nicht im Handel ist,[2]) der aber eine wahre Fundgrube für topograghische und geschichtliche Beobachtungen bildet, hatte Lolling eine ausführliche Beschreibung gegeben und zwar auf dem Wege von Topolia herkommend, der, als der See noch bestand, um diese ganze Bucht herumführte: „Hier sieht man eine

[1] Philippson (Zeitschr. d. Ges. f. Erdkunde 29, S. 39) gibt die Höhe mit 97,6 m ü. M.

[2] Ein Exemplar in der Institutsbibliothek in Athen, ein zweites im Besitz von P. Wolters, der es mir freundlichst lieh.

Felsenklippe von einem runden, wenig über dem Wege liegenden Hügel vorspringen. Zwischen beiden öffnet sich ein enges Felsentor, dem einige große Steinblöcke vorgelagert sind. An der Nordseite der Felsklippe links vom Wege liegt eine stark fließende Quelle, eine gewöhnliche Ruhestätte der vorüberziehenden Wanderer.[1] Das Wasser wird zum Teil in ein künstliches großes Bassin geleitet, von welchem aus ein angrenzendes Gartenland bewässert wird,[2] zum größten Teile aber fließt das Wasser in vielen Windungen zu dem Sumpfe hin, um sich später mit dem Melas zu vereinigen. Die vielen Windungen haben dem Flüßchen und dieses wieder der Gegend und der Quelle den Namen Polygyra gegeben. In der Nähe ein wenig weiter nördlich liegen alte Mauerspuren. An diesen und durch das Felsentor läuft der Weg nach Tsamali (21 Min.) weiter. Auf dem runden Hügel, an dessen Ostseite[3] das Felsentor liegt, sieht man rings am Rande schwache Reste einer Befestigung, welche aus einer nur wenige Fuß breiten Mauer besteht. Dem Anscheine nach rührt sie erst aus dem Mittelalter her, doch ist es wohl möglich, daß hier auch im Altertum eine kleine Ortschaft der Orchomenier (vielleicht Euaimon) lag.[4]

Das flüchtige Kroki Abb. 30 gibt eine ungefähre Vorstellung der Situation. Das Bassin ist neueren Ursprungs, antike Steine scheinen nicht daran verwendet. In der Bucht östlich ist auf eine lange Strecke ein alter Steindamm bemerkbar, der dem Lauf des ehemaligen Seeufers folgt und dessen Steine nach außen hin Fassade haben. Die Bauart weist nicht auf klassische Zeit, sondern stimmt mit der der Minyerdämme überein. Es scheint eine Stützmauer gewesen zu sein, die den Weg befestigte. Lolling hat sie im „Urbaedeker" auf dem Wege von Topolia her an mehreren anderen Stellen beobachtet (S. 192, 193, 194).

Abb. 30. Kroki von Polyjira.

Anders erklären sich die Reste westlich von dem Bergvorsprung. Mit 6 m Zwischenraum liegen, auf etwa 200 m erkennbar, zwei Reihen großer Steine, die ihre behauene Seite nach innen einander zuwenden und zwischen denen der

[1] W. Vischer, Erinnerungen aus Griechenland 583 erwähnt die Quelle, ohne ihren Namen zu nennen.

[2] Hiervon war 1905 nichts mehr vorhanden, vielmehr war die ganze nähere Umgebung Steppe, soweit sie nicht versumpft war.

[3] Es ist die Südseite, vgl. Abb. 30.

Boden noch jetzt etwas eingesenkt ist. Es waren also die Einfassungsmauern eines Kanals, der zweifellos ehemals das Wasser der Quelle auffing und zum Melas ableitete. Auch dieser Kanal gehört nach der groben Art der Steinbearbeitung in die Frühzeit. Es wäre dringend zu wünschen, daß die Reste dieser alten Kanäle und Dämme sobald wie möglich genau aufgenommen würden, da sie mit der zunehmenden Urbarmachung der Ebene sehr bald ganz verschwinden werden. Kambanis Aufnahmen, so dankenswert sie sind, sind doch nur ziemlich summarisch (Bull. corr. hell. 1892, Taf. 12) und es würden sich bei einer Aufnahme der Ebene in größerem Maßstabe zweifellos sehr wichtige Aufschlüsse ergeben. Das Werk der großen Kartenaufnahme, das Deutschland mit der Karte von Attika begonnen, sollte es für Böotien fortsetzen, das sowohl nach der Sagenüberlieferung wie nach den Denkmälern für die Frühgeschichte neben Thessalien die wichtigste Provinz Griechenlands ist.

Nördlich von dem Kanal liegt ein großes jetzt urbar gemachtes Feld, das ganz besät ist mit Scherben. Älteres wurde darunter nicht bemerkt, es waren meist Dachziegelbrocken und grobe Ware der klassischen Zeit. Ebenso fanden sich auf der höheren Terrasse des Bergvorsprungs mehrfach Scherben der klassischen Zeit. Lolling hatte also Recht, wenn er hier einen Ort aus dieser Periode vermutete. Ob sich die Ansetzung von Euaimon näher begründen läßt, vermag ich nicht zu übersehen.

Ausgrabung auf Polyjira

Für unsere Ausgrabung kam nur die untere Terrasse des Bergvorsprungs in Betracht, die oben ziemlich flach, etwa 60 : 90 m groß ist und nach Schätzung 25—30 m über der Ebene liegt. Gegen den Berg hin zeigte sich eine gerade Mauer mit umbiegenden Enden, wohl diejenige, die Lolling als die „schwache mittelalterliche Befestigung“ ansah. Eine ähnliche Terrassenmauer liegt an der Südostecke (vgl. Abb. 30). Außerdem zeigten sich eine Anzahl Grundrisse kleinerer Gebäude, die auffallenderweise apsidenartige runde Abschlüsse hatten, so daß man sich in eine Ansiedelung der Bothroszeit versetzt glaubte. Es stellte sich jedoch heraus, daß sie alle der neueren Zeit angehören. Einige Arbeiter behaupteten auch zu wissen, daß zur Blütezeit des orchomenischen Klosters hier Steinhütten der Klosterleute existiert hätten. Ob jene Stützmauern wirklich mittelalterlich sind, wurde uns daher auch zweifelhaft.

Es wurden vier Schachte gegraben (Abb. 30, Nr. 1—4). In Nr. 1 wurde bei 2 m der Fels gefunden, während bei 2 und 3 in dieser Tiefe der gewachsene Boden nicht erreicht wurde, da auch hier nach dem Abhang hin die Verschüttung tiefer war. Nr. 4 mußte aus Zeitmangel schon bei 1,50 m Tiefe aufgegeben werden. In Schacht 1 kam bis zu — 0,80 m mykenische Firnisware, und eng damit zusammenliegend ältermykenische Mattmalerei. Dann folgte von etwa 1 m Tiefe an abwärts eine große Menge ältester polierter Ware mit Knöpfchen und Striemenglättung, also die Keramik der Rundbautenzeit. Die Trennung der beiden Schichten war sehr deutlich. Bei 1 m Tiefe ließ sich eine starke Lehmschichtung, von einem Gebäude herrührend, erkennen, bei 1,50 m Tiefe eine weitere noch stärkere. Bei 1,60 m hörten die Funde auf und der Boden war in den letzten 0,40 m bis zum Felsen jungfräulich. In Schacht 2 reichte die mykenische Schicht bis — 1,60 m, dann kam reichliche älteste polierte Ware nebst der gleichzeitigen Rotweißmalerei. In Schacht 3 war bis — 2,20 m nur jünger- und ältermykenisches herausgekommen, die Schicht mit der Rundbautenkeramik lag hier also noch tiefer. Schacht 4 und einige Tastungen an den Gebäudegrundrissen lehrten wegen der Kürze der verwendbaren Zeit nichts erhebliches.

Da hier die Rundbautenschicht schon in der Mitte des Hügels ziemlich stark ist, so muß sie nach den Abhängen zu, wo auch die jüngeren Schichten so viel dicker werden, noch mehr Mächtigkeit haben. Eine Aufdeckung des Ganzen würde also möglicherweise guterhaltene Rundbauten bringen. Wir begnügten uns mit dem sehr wichtigen Resultat, daß hier die Bothrosschicht mit der Urfirnisware vollkommen fehlt, während die älteste orchomenische Periode, sowie die mykenischen vertreten sind.

3. Avriokastro-Aspledon.

Etwa 2 km westlich von Polyjira erhebt sich am Rande der Ebene eine allein liegende ziemlich beträchtliche Höhe, deren Form schon von weitem auffällt und die ein typischer Stadtberg ist.[1] Der Ort wurde uns mehrfach als Mavromandili bezeichnet, Lolling nennt ihn Avriokastro (*Ἑβραιόκαστρον*, Judenburg), doch war diese Bezeichnung allen, die wir fragten, unbekannt. Lolling hat hier ganz richtig mit Forchhammer (Hellenika 177) Aspledon angesetzt,[2] das auf Curtius Karte fälschlich in den Nordwestwinkel gerückt ist. Aspledon wird *εὐδείελος* genannt, ein Beiwort, das auf diese nach Süden gewendete, von Norden durch den Chlomon geschützte Höhe sowohl im Sinne von „durchsonnt", wie von „weithin sichtbar" auf beste zutrifft. Ferner stimmt die Angabe des Pausanias (IX, 38,9), daß Aspledon wegen Mangels von Wasser von den Bewohnern verlassen sei, denn es ist weder ein Fluß noch eine Quelle in der Nähe. Erst etwa einen Kilometer gegen Pyrgo zu fanden wir einen Ziehbrunnen mit einem schönen Feigenbaum und einem Steinhaus daneben; diese Örtlichkeit heißt Eremokalyvia und zeigt keine Spuren einer antiken Bewohnung.

Auf dem Berg von Avriokastro-Mavromandili fanden wir keine Spur mehr von der „600 Schritte langen Rundmauer", die Lolling „rings um den oberen Rand, nur nicht an der Seite der Ebene" verfolgen konnte. Sie scheint der Landbebauung, die hier ziemlich intensiv ist, zum Opfer gefallen. Hingegen war der Boden reichlich mit Scherben klassischer Zeit durchsetzt. Da nichts älteres darunter war, so wurde hier wegen Zeitmangels auf eine Versuchsgrabung verzichtet. Nach dem ganzen Charakter der Örtlichkeit ist nicht anzunehmen, daß der Scherbenbefund der Oberfläche uns irre geführt hat. Denn die frühgeschichtlichen Bewohner steigen nicht auf so hohe Hügel hinauf, sondern bevorzugen die flachen Hügel dicht über der Ebene.

4. Pyrgo-Tegyra.

Da wo die Nordwestbucht östlich durch einen nach Süden bis nahe an den Melas herangehenden Bergvorsprung abgeschlossen wird, liegt auf dem äußersten Ausläufer ein viereckiger mittelalterlicher Turm,[3] der der kleinen Ansiedelung daneben den Namen Pyrgo gegeben hat. Es sind Quadern der klassischen Zeit in ihm verbaut. Am Ostfuß des Hügels liegt eine jetzt ganz leere und verfallende Kapelle der Hagia Triada, deren Mauerwerk sehr alt, vielleicht byzantinisch ist. Ein Kloster, das früher hier lag, fand schon Urlichs verlassen vor. Ein kleines, jetzt im Aufblühen begriffenes Dorf liegt daneben. Den Anblick des Ganzen von Westen, von der Magula aus, gibt Abb. 31.

---

[1] Auf Curtius Karte Taf. VII ist der Ort mit einem Punkt bezeichnet, aber namenlos gelassen. Er liegt an der Mündung eines Bergbaches.

[2] Vgl. Oberhummer bei Pauly-Wissowa, Realenzykl. II, 1737.

[3] Vgl. auch Urlichs, Reisen und Forschungen, I. 196. Lolling, Urbaedeker, S. 191. Frazer, Komm. zu Pausanias, IX, 38,9.

Abb. 31. Pyrgo-Tegyra, von Westen gesehen.

b. 32. Hockergrab auf Pyrgo.

Wir zogen von dem Turm in südlicher Richtung abwärts einen langen Graben bis etwa zur Mitte des Bergabhangs hinab, dann einen zweiten quer dazu laufend. Die Erdtiefe war gering, $^3/_4$ bis 1 m. Es zeigte sich allerhand Mauerwerk in den Gräben, das zum Teil klassisch, zum Teil frühgeschichtlich schien. Eine querlaufende Terrassenmauer aus größeren Blöcken erwies sich bei der Aufdeckung als klassisch. Andere polygonale Ringmauern, die auch Lolling erwähnt, liegen mehrfach zu Tage. Ein lehrreicher Fund in dem Längsgraben war ein Hockergrab, das wieder mitten zwischen frühgeschichtlichem Mauerwerk lag. Es ist mit schönen großen Steinplatten umstellt und war mit großen flachen Steinen abgedeckt, deren einer auf der Abb. 32 rechts sichtbar ist.

Keramik von Pyrgo

Die Keramik ließ sich nicht schichtenweise sondern. Es kam klassisches, jünger- und ältermykenisches untereinander gemischt zutage. Urfirnisware und ältestes fehlte vollkommen. In der Bothros- und Rundbautenzeit war also der Ort nicht besiedelt. Hier hatten wir die zweite Gegenprobe auf die orchomenischen Schichten.

Vom Bakalís des Ortes wurde das in Abb. 33 wiedergegebene Marmoridol erworben, der über die Herkunft unbestimmte Angaben machte. Jedoch versicherte er, daß es in der Nähe gefunden sei. Andere Leute sprachen von einem nordwestlich liegenden Ort, wo mehr alte Sachen zu finden seien. Es muß in der Tat in der Nordostecke der Bucht, da wo der von Lutsi herunterkommende Bach einmündet, noch eine frühgeschichtliche Ansiedelung geben. Denn wir hatten bei einem Ritt von Pyrgo nach Avriokastro in dem Bette dieses Baches fortgeschwemmte mykenische Becherfüße und ähnliches gefunden. Zum Aufsuchen dieses Ortes blieb jedoch keine Zeit.

Das Idol Abb. 33 (Höhe 0,12, weißer grobkörniger Marmor) vermehrt die Zahl der wenigen „Inselidole“, die auf dem Festland (Athen, Sparta) gefunden worden sind und ist zweifellos ein Importstück von den Inseln. Es zeigt den breiten runden Typus mit starken Hüften und mit steatopyger Entwicklung. Sein Wert würde noch größer sein, wenn es in einem Schichtenzusammenhang gefunden worden wäre. So kann es nur ganz allgemein als ein altes Zeugnis für den Austausch der „Kykladenkultur“ mit der ältesten festländischen dienen.

Abb. 33. „Inselidol“ von Pyrgo.

Die Gleichsetzung von Pyrgo mit Tegyra ist allgemein angenommen (Frazer, Komm. zu Paus. IX, 38,9). Tegyra hatte ein Orakel des Apollon, das allerdings nur von Plutarch (de def. or. 412 B) erwähnt wird und nach ihm in der Zeit der Perserkriege und des peloponnesischen Krieges geblüht haben soll, zu Plutarchs Zeit aber verstummt war. Nach der epichorischen Legende soll Apoll dort geboren sein. In der Nähe erwähnt Plutarch, gelegentlich des dort von Pelopidas über die Spartaner 374 v. Chr. errungenen Sieges (Pelop. XVI), einen Hügel namens Delos, „da, wo die Sümpfe des Melas aufhören.“ Der Tempel des Apollon liegt, wie er kurz vorher sagt, etwas unterhalb der Sümpfe (*μικρὸν ὑπὸ τὰ ἕλη*). Hinter dem Tempel aber seien zwei Quellen mit Namen Palme und Ölbaum, *Φοῖνιξ* und *Ἐλαία*, so daß Leto den Apollon „nicht zwischen zwei Bäumen, sondern zwischen zwei Gewässern geboren habe.“ Dieser Hügel Delos wird auf Curtius Karte Taf. VII etwa 6 km weit östlich bei Hyettos angesetzt, während er doch sichtlich in unmittelbarer Nähe von Tegyra zu suchen ist. Ich glaube ihn in der kleinen Magula bei Pyrgo nachweisen zu können.

Delos

5. Die Magula bei Pyrgo.

„Westlich von Pyrgo in der Ebene liegt ein kleiner Felshügel, Magula genannt.“ (Lolling, Urbaedeker, S. 192.) Andere Reisende erwähnen ihn nicht. Magula ist das

albanesische Wort für Hügel (Gust. Meyer, Etymolog. Wörterb. d. albanes. Sprache, S. 118). Seiner Formation nach gleicht der Felshügel der allerdings viel größeren Insel Gla, so daß wir schon beim ersten Vorbeireiten eine alte Ansiedelung auf ihm vermuteten. Er ist oben etwa 300 m lang und 160 m breit. Die Höhe schätzte ich auf etwa 25 m. Er hat an

Abb. 34. Die Magula bei Pyrgo, von Westen gesehen.

drei Seiten schroffe Felswände (vgl. Abb. 34), nur nach Süden flacht er sich sanfter ab, obwohl auch hier der äußerste Rand schroff ist. Der Hügel liegt also wie eine Insel in der Ebene. An seiner Südostecke entspringt wenig über der Ebene eine ziemlich starke Quelle. Am Westrand, an der Stelle, wo auf Abb. 34 rechts am Felsenfuß starkes Gebüsch steht, ist eine sehr feuchte, sumpfige Stelle, während die Ebene ringsum ganz trocken ist. Hier ist offenbar eine zweite Quelle vorhanden, die jetzt versumpft ist. Oben auf dem Westrand des Hügels finden sich die Reste von klassischen Bauten. Und zwar war der Westrand mit einer großen Quadermauer besetzt, von der auf Abb. 34 links (bei dem Pfeil) drei große Blöcke sichtbar sind. Ähnliche Quadern, eine Ecke bildend, liegen am rechten südlichen Ende der Westseite, sind aber auf der Photographie Abb. 34 nicht erkennbar. Sie sind in Abb. 35 wieder-

Abb. 35. Begrenzungsmauer auf der Magula, Südwestecke.

gegeben. Die gute Quadertechnik dürfte auf das 5. Jahrhundert führen. Dicht hinter dieser Begrenzungsmauer liegt der Grundriß eines großen rechteckigen Gebäudes aus polygonalen Kalksteinblöcken (Abb. 36).[1]

Es ist klar, daß es sich hier nicht um eine Stadtanlage der klassischen Zeit handeln kann,[2] sondern nur um einen heiligen Bezirk mit Tempel. Durch die große Randmauer war offenbar eine Terrasse hergestellt. Der Tempel hatte keine Ringhalle, sondern bestand aus einer einfachen Cella. Die Ostseite, wo man eine Vorhalle vermuten möchte, ist ganz zerstört.

Abb. 36. Gebäuderest auf der Magula.

Die Magula ist Delos

Es stimmt nun alles völlig mit den Angaben Plutarchs: ein Tempel auf einem Hügel, zwei Quellen am Fuße dieses Hügels, das ganze im Angesichte von Tegyra, etwa $^1/_2$ km entfernt.[3] Wir dürfen also mit Sicherheit hier den Berg Delos sehen. Sein inselartiger Charakter gibt eine weitere Bestätigung, denn auch in der böotischen Sage wird doch wohl die Idee von der Insel, die erst nach dem Fluche des Zeus entsteht, mitgespielt haben. Ist doch auch der Zug von der Geburt an der Palme von den Böotern beibehalten worden, und da in ihrer rauhen Landschaft wohl mit dem besten Willen keine Palmen groß zu ziehen waren, so halfen sie sich geschickt mit dem Quellennamen Phoinix heraus. Religions-

[1] Die genauen Maße sind leider in Verlust geraten. Die beiden erhaltenen Seiten hatten eine Länge von etwa 15 m.

[2] Klassische Scherben sind auf dem Hügel nirgends gefunden worden. Bei dem viereckigen Gebäude konnte nicht gegraben werden, auch ist hier fast gar keine Erdschicht vorhanden, sondern alles Stein, Dorn und Distel.

[3] Die Angabe Plutarchs, daß hier in der Nähe die Sümpfe des Melas aufgehört hätten, ist nicht mehr zu verwerten, da durch die Austrocknung des Sees alles verändert ist.

geschichtlich ist es nicht ohne Interesse, hier ein lokales Spiegelbild eines gemeingriechischen Kultes zu sehen, das freilich ein sehr bescheidenes Dasein gefristet haben wird und ohne Plutarchs Lokalpatriotismus ganz der Vergessenheit anheimgefallen wäre. —

Der mittlere und östliche Teil der Magula, der etwas höher liegt als die Westterrasse, ist von der Seegesellschaft urbar gemacht worden. 1903 fanden wir eine große Menge Steine auf Haufen getragen, das Land umgebrochen und viele junge Obstbäume gepflanzt. 1905 war von den Obstbäumen die Hälfte durch die Bauern gestohlen — man sah noch die Löcher —, die andere Hälfte war von den Ziegen bis auf den Stamm kahl genagt und das Feld war mit einer riesigen Distelart bewachsen, deren dicke Stengel, wie uns unsere Arbeiter lehrten, nach vorsichtiger Schälung sehr schmackhaft sind. Eine angenehme Zugabe zu unserem Frühstück war also der ganze Erfolg der europäischen Kultivationsbestrebungen an dieser Stelle. Aber diese hatten noch eine andere und zwar schlimme Nebenwirkung. Denn jene zusammengetragenen Steine waren nichts anderes als die Reste der ältesten Kulturperiode, die dadurch vernichtet worden sind!

Grabung auf der Magula

Wir legten quer über die höchste Stelle eine Reihe von 6 Schächten (2,5 qm), senkrecht dazu in der Längsachse 4 weitere. Nach den Abhängen zu hatten die Schächte eine geringe Tiefe, kaum bis zu $^1/_2$ m und waren sehr unergiebig, die auf der Höhe wurden 1 bis 1,10 m tief. Weiter nach den Rändern zu trat der Fels nackt heraus. Nur in einem Schachte fanden sich noch Baureste, die den Urbarmachern entgangen waren, zwei schwache Mauern aus Bruchsteinen, rechtwinklig aneinander stoßend.

Hingegen war die Scherbenausbeute aus den drei auf den höchsten Punkten liegenden Schächten sehr erfreulich: ausschließlich Ware der ältesten Zeit, fein rot und gelb poliert, dann besonders Schwarzpoliertes mit Knöpfchen, endlich viel Weiß-Rotmalerei. Dazu viel Obsidianmesserchen und -splitter und ein kleines Steinbeil aus hellgrünem Stein. Einzelne Scherbchen, die man für Urfirnis hätte halten können, waren in ihrem Charakter zu zweifelhaft, um verwertet werden zu können. Wie weit man etwa mit einer Abschwemmung der oberen Schichten zu rechnen hätte, ließ sich schwer entscheiden. Jedenfalls gewannen wir aus der Gesamtbeobachtung den Eindruck, daß hier in der Tat nur in der ältesten Epoche Besiedelung gewesen sei und daß der Ort nach der Zeit der Rundbauten bis zur klassischen Zeit ganz verlassen war. Allerdings müßten wir dann die eine rechteckige Bruchsteinmauer auch in die älteste Zeit setzen, was zu dem in Orchomenos gewonnenen Bilde nicht ganz stimmen würde. Wie dem aber sei, auf jeden Fall haben wir hier die älteste keramische Stufe von Orchomenos in voller Reinheit ohne jede Störung durch jüngere Stufen. Damit schloß sich der Beobachtungskreis.

Von der Höhe der Magula übersieht man den ganzen Umfang der Nordwestbucht der Ebene, von den Kirchen und Häusern von Skripu zum kastellgekrönten Felsenriff des Akontion hinauf, dann über das flache Tsamali, das vorspringende Polyjira, das ragende Aspledon bis zu Pyrgo-Tegyra hin, und man fühlt unmittelbar, daß dieser Winkel zu allen Zeiten ein zusammenhängendes Stück Kultur gehabt haben muß. Die Umritte in dieser Bucht und die raschen Grabungen an der Peripherie hatten uns den Kernpunkt dieses Ganzen, Orchomenos, erst mit aller Sicherheit verstehen gelehrt. Mit dem Blicke nach Südosten aber, über die weite, bergumkränzte Kopais hin, verband sich der dringende Wunsch, auch dies größere Ganze mit gleicher wissenschaftlicher Klarheit zu umfassen.

Nachträge.[1]

Zu S. 5, Absatz 2: Zu der Literatur über das Seebecken der Kopais ist nachzutragen die sorgfältige Arbeit von A. Philippson: Der Kopais-See in Griechenland und seine Umgebung, Zeitschr. der Berliner Gesellschaft für Erdkunde, XXIX, 1894, 1—90, mit Bibliographie S. 88 und einer Karte.

Zu S. 31, letzter Absatz: Zu den Aschenschichten auf Kultplätzen sind nachzutragen das altkretische Heiligtum von Petsofà B. S. A. IX, 358 und die dort zitierten Aschenlagerungen in den heiligen Bezirken von Idalion und Tamassos auf Cypern. In Petsofà war die Asche ganz wie in Olympia mit zahlreichen kleinen Votivfiguren durchsetzt, hier aus Ton.

Zu S. 32: Aschenaltar in Olympia. Pfuhl, Jahrbuch 1906, XXI, 147 folg. stimmt ebenfalls Puchsteins Ansetzung des großen Zeusaltars auf dem Fundament zwischen Heraion und Pelopion zu. Durch den bemerkenswerten Nachweis, daß Pausanias V, 3,8 die Südfront, nicht die Ostfront als die Eingangsseite des Heraions auffassen mußte, zerstreut Pfuhl die Bedenken, die die gekünstelte Bezeichnung *προκείμενος . . . πρὸ ἀμφοτέρων* macht.

Zu S. 39, 1. Absatz: Heutige Lehmkuppelhäuser. Die Zeitschrift L'Illustration 1907, 20. April, S. 254, 255 gibt Abbildungen von Dörfern der Mundans, eines afrikanischen Stammes südlich vom Tschadsee, der etwas südlich der Mussgu ansässig ist. Hier ist der Lehmbau noch in voller Blüte. Die Ortschaft ist von runden Lehmtürmen umgeben. Im Innern sieht man als höchste Gebäude die großen bienenkorbförmigen Getreidespeicher aus Lehm, die ganz nach Art der orchomenischen Rundbauten hergestellt sind, nur daß sie die einzige Öffnung oben haben.

Zu S. 43, Anm. 2: Die auf Kreta gefundenen Kuppelgräber sind vollständig aufgezählt von Xanthudidis, Ephim. 1906, 130. Trotzdem einige von ihnen, namentlich das von Hagia Triada (Paribeni, Mon. dei Lincei 1905, XIV, 677 f.) in den Anfang der Kamareszeit gehören und so eine Vermittlung von den Grablöchern der Kykladenkultur zu der mykenischen Epoche bilden, scheint sich mir das auf S. 43 Ausgesprochene erst recht zu bestätigen: die glänzende architektonische Durchbildung der Kuppelwölbung ist erst in der zweiten Hälfte des zweiten Jahrtausends auf dem Festlande vollzogen worden, während man sich auf Kreta, wie auch die Königsgräber von Knosos zeigen, mit viel primitiveren Formen begnügte.

Zu S. 48, 2. Absatz: Ein höchst interessantes Ovalhaus aus der beginnenden Kamaresperiode hat Xanthudidis in Chamaisi bei Muliana auf Kreta aufgedeckt (Ephim. 1906, 119, Fig. 1, danach Abb. 37). Die kleine elliptische Kuppe eines Hügels (14,5 : 22,2 m) ist mit einer meterdicken Stützmauer umgeben, die zugleich als die Außenmauer des Hauses dient. (Die Zimmer 1 bis 3 sind eine jüngere Anlage mit Funden der mykenischen Zeit.) Im Innern dieses Ovals sind durch radial gelegte dünnere Mauern (0,55 m breit) eine große Anzahl von Zimmern hergestellt, deren Türen auf einen Mittelraum 12 münden. Diesen mittleren Teil, der seinerseits durch einen Gang 7 von außen zugänglich ist, hält Xanthudidis für einen offenen Hof, da sich hier ein runder Brunnen oder vielmehr eine Zisterne (12a) von 2 m Durchmesser findet, dessen Sohle 2,20 m unter dem Boden des Gebäudes liegt. Da es kein Schöpfbrunnen zu sein scheint, nimmt Xanthudidis an, daß das hereinströmende Regenwasser hier gesammelt wurde. Jedoch äußert er sich nicht, ob er dabei eine Neigung

[1] Der Druck war bereits im Sommer 1906 in der Hauptsache vollendet, so daß einige Nachträge nötig wurden.

des Daches nach innen in der Art des gewöhnlichen Atriums mit compluvium denkt oder an ein atrium displuviatum (Vitruv 6, 3, 2) mit Dachabfall nach außen. Zweifellos ist, wenn der Mittelteil wirklich offen war, nur das letztere anzunehmen. Denn in einem Zeltdach, wie wir es doch hier wohl annehmen müssen, eine mittlere Öffnung für Licht, Luft und Rauch zu lassen, ist ein sehr naheliegender und konstruktiv leicht durchführbarer Gedanke, dessen Auftreten wir z. B. in der italischen Entwicklung an den Hüttenurnen beobachten können (Durm, Baukunst der Etrusker[2], S. 45, Fig. 43 oben). Die Konstruktion des Compluviums dagegen konnte erst entstehen, als man zum geschlossenen Bausystem mit parietes communes gelangt war.

Xanthudidis vermutet, daß das Ovalhaus von Chamaisi zweistöckig gewesen sei, weil sich die Frühkamaresware nicht nur auf dem Boden, sondern auch in der ziemlich hohen Anschüttung oberhalb der Mauern fand. Diese starke Verschüttung sei wegen der Lage auf einer Kuppe sonst nicht zu erklären. In dem Raume 14 oder 14 a nimmt er wegen der eigentümlichen Dicke der Mauer bei δ eine hölzerne Leiter oder Treppe an.

Abb. 37. Grundriß des Hauses von Chamaisi.

Doch scheinen mir diese Gründe durchaus nicht durchschlagend für die in dieser Frühzeit äußerst unwahrscheinliche Zweistöckigkeit.

Für die Entwicklungsgeschichte des Ovalbaus ist das Haus von Chamaisi von besonderem Interesse, weil es einen Übergangsversuch vom einzelligen zum mehrzelligen Bausystem (oben S. 39) zeigt, der in der Mittelteilung der runden amorginischen Pyxis (S. 45, Anm. 3; 47) eine Vorstufe hat, sonst aber ganz vereinzelt steht. Nicht durch Addition des einzelnen Grundelements wie bei dem melischen Steingefäß (S. 45), sondern durch eine innere Zerteilung des Einheitsraumes ist hier der Zweck der Differenzierung erreicht. Jedoch ergeben sich diese Unterabteilungen keineswegs naturgemäß aus der Grundform, sondern man sieht, wie man zwar von dem Gedanken einer radialen Teilung ausging, aber dabei sogleich überall in die größten Schwierigkeiten geriet. Von den Zimmern bekommen zwar diejenigen zwei (8 und 9), bei denen man offenbar die Einteilung begann, eine fast rechteckige Form, aber weiterhin werden sie ganz unregelmäßig und unpraktisch und das Gewinkel bei 10 und 15 ist geradezu grotesk. Das Haus von Chamaisi zeigt wiederum,

was wir schon in Orchomenos erkannten (S. 36), daß die Epoche der Ovalbauten eine Übergangszeit voll der mannigfachsten Versuche ist, deren Unfruchtbarkeit erst durch das Aufgeben der ovalen Grundform ein Ende bereitet wird.

Zu S. 48, unten: Heroon des Oinomaos. Auch Pfuhl, Jahrbuch 1906, XXI, 150 sieht in dem elliptischen Fundament den Rest des Oinomaoshauses, das man jetzt wohl als einen sicher festgelegten Punkt der Altis bezeichnen darf.

Zu S. 49: Ovale Buleuterien. Das große Gesetz von Gortyn auf Kreta, das Halbherr und Fabricius aufgedeckt haben, steht auf der Innenseite von schwach gekrümmten Quadern, die in späterer Zeit an einem theaterähnlichen Bau von gleicher Krümmung wieder verwendet sind (Comparetti, Mon. dei Lincei III, S. 91 mit Plan). Den archaischen Bau, zu dem die Platten ursprünglich gehörten, dürfen wir jetzt mit großer Wahrscheinlichkeit für ein Bulenterion ansehen, in dessen Apsis die Gesetzesinschrift ihren passendsten Platz hatte.

Zu S. 68, letzter Absatz: Zwei Hockergräber fand Sotiriadis (Athen. Mitt. 1905, 120) bei Chaeronea in der tumulusartigen frühgeschichtlichen Ansiedelung, die er für eine Opferstätte hält, während sie uns eine Wohnstätte schien. Das Fehlen fester Mauern spricht nicht dagegen, da eine so kleine Ansiedelung sehr wohl nur aus Schilf- und Reisighütten bestanden haben kann. In den unteren Schichten dieses „Tumulus" fand sich dieselbe Rot-Weiß-Keramik wie in der ersten Schicht von Orchomenos. Die Hockergräber hingegen lagen ziemlich weit oben. — Ein weiteres Hockergrab fand Sotiriadis (Athen. Mitt. 1905, 136) in einer frühgeschichtlichen Ansiedelung bei Elatea, wo ebenfalls die älteste orchomenische Keramik (Rot-Weiß-Malerei; monochrome schwarze und braune Ware mit Knöpfchenverzierung) vertreten ist, außerdem aber die der ältermykenischen Schicht angehörige Mattmalerei. Das Hockergrab wird auch hier dieser jüngeren Schicht angehören. — Fünf Hockergräber fand Dörpfeld neuerdings in Tiryns in der ältermykenischen Schicht unter dem jetzigen Palast; Athen. Mitt. 1907, S. III.

Zu S. 73, Zeile 7 folg. von oben: Das Wandgemälde mit dem „Kultbau" in der Mitte ist jetzt in einer Skizze veröffentlicht von J. Durm, Österr. Jahreshefte 1907, X, S. 64, Abb. 20; S. 78, Abb. 25.

Zu S. 74, 3. Zeile des letzten Absatzes: Die Bruchstücke einer Gebäudedarstellung sind auf Taf. XXVIII, 2—6 infolge eines Versehens des Lichtdruckers nicht ganz in die gewünschte Ordnung gestellt. Die gebrochene graue Verbindungslinie sollte eine gerade sein; sie gibt den oberen Rand der Mauer an.

Zu S. 77, letzter Absatz: Kulthörner finden sich jetzt auch auf der „Hausfassade" des Wandgemäldebruchstücks bei Durm, Österr. Jahreshefte 1907, S. 79, Abb. 27.

Zu S. 79 unten: Das knosische Gemäldefragment mit der Stierspringerin wird in Abb. 38 nach einem Aquarell Halvor Bagges (S. 128) veröffentlicht. Grund blau. Nacken des Stiers goldgelb mit schwarzem Umriß und schwarzen Haarwellen. Am Gesicht, Nacken und rechter Hand des Mädchens Reste von Fleischweiß. Der übrige Körper ist abgeblättert, aber durch hellere Färbung des Grundes erkennbar. An der Hüfte Reste eines gelben Schurzes. Das schwarze Haar flattert vor- und rückwärts in vier Doppellocken. Rechts Reste einer zweiten Gestalt (Doppellocke, Armrest), die anscheinend der ersten entgegenspringt. Also auch hier zwei Springende.

Zu S. 83, Absatz 3: Nachahmung von echtem Material. Die beschriebene Einrahmung des großen Stierbildes und die gemalten Marmorplatten in der Vorhalle am Westhof von Knosos sind skizziert von Durm, Österr. Jahreshefte 1907, S. 66, Abb. 21.

Zu S. 87, 3. Absatz von unten: Höhe über dem Meer. Philippson, Kopais-See in Zeitschrift für Erdkunde, 29, 1894, S. 23 gibt an, daß die Quelle Akidalia genau 100 m ü. d. M. liegt. In der Berechnung seiner Höhenmessungen durch A. Galle, ebenda S. 263 wird die Höhe der „Quelle des Melas" (womit die Akidalia gemeint sein muß, da Philippson die

Abb. 38. Gemäldefragment aus Knosos: Springerin über dem Stier (Maßstab 4 : 5).

Bucht von Tsamali mit den übrigen Quellen nicht besucht hat), zu 90 m berechnet, jedoch in Anmerkung hinzugefügt, daß das Nivellement der Kopais-Gesellschaft 100 m angebe. — Die Schwelle des Klostertores, die uns als Nullpunkt diente, liegt um einige Meter höher als die Akidalia, so daß etwas mehr als 100 m zu den Höhenzahlen unserer Pläne zu addieren wären, um die absolute Höhe zu haben.

Zu S. 92, l. Absatz und letzter Absatz: Grundwasserhöhe. Daß in den Gräben T, U und V das Grundwasser höher steht als die ältermykenischen Schichten, erklärt sich durch die langsame natürliche Aufhöhung des Seebodens. Vgl. Philippson, Kopais-See, Zeitschrift für Erdkunde, 29, 1894, S. 2, 65. — In derselben Arbeit S. 60 äußert Philippson eine sehr treffende Vermutung über die Bedeutnng des Mittelkanals, der das Wasser der Herkyna aufnimmt: daß derselbe nämlich nicht zum Ableiten des Wassers, sondern vielmehr zur Berieselung der Ebene gedient habe, da er auf der höchsten Stelle des Seebodens liegt, wie die Höhenkurven auf Philippsons Taf. 1 anschaulich machen.

Druckfehler: S. 41, Z. 6 v. u. ist statt Taf. XI, 2 zu lesen **Taf. XII, 2.**

SUMPF
MELAS
AKIDALIA
ASKLEPIEION
FRIEDHOF
KLOSTER
Wegspur
SKRIPU
KEPHISOS
21.60
47.80
44.47
33.50
27.20
J. B. Obernetter repr.

Orc

Tafel II.

PYRGO

S D1 A 60 λ B
μ 3 5 9 51 K 94

IETES VON NORDEN NACH SUEDEN

C 60d 60g A 60a B α
β 149 141

20 15 10 5 0 5 10

N NORDWEST NACH SUEDOST

CHOMENOS 1903 1905

DURCHSCHNITTE

Fels Erdanschüttung

Richtung der Durchschnitte vgl. d. Linien α bis ι und ς
ferner κ bis ο auf dem Gesamtplan II.
unkt ist die Schwelle des Klosterhofthores genommen

Entworfen von P. SURSOS

Sitzungsber. d. Berl. Akad. d. Wiss 1892. Taf. VIII.

Bearb. u. gez. nach Lallier auf Grund der französischen Karte in 1 : 200000 v. J. A. Kaupert.

Curtius: Die Deichbauten der Minyer.

Die rothen Eintragungen bezeichnen die antiken Verhältnisse.
Reste der Deich- u. Canalbauten im Seeboden.
Schwarz bezeichnet sind die gegenwärtigen Orts- u. Bergnamen u. Wege.

Kilometer / Attische Stadien

J. B. Obernetter reprod.

1. Schichtungen über dem Kuppelgrab L

Lichtdruck Obernetter

2. Schichtungen im Gebiet K (Westhälfte der Südwand). Vgl. Taf. V

1. Schichtengrabung K, Steinsockel der Rundbauten 1 und 3

Lichtdruck Obernetter

2. Schichtengrabung K: Rundbauten 1, 3. Bothroi. „Verbranntes Haus" 101/2

1. Gebiet N: Lehmziegelmauer des Rundbaus N 6.

Lichtdruck Obernetter

2. Gebiet N: Rundbauten N 2, 6, 8 (Statt 3 lies 2)

I. Rundbau D[I] von West

Lichtdruck Obernetter

2. Rundbau D[I] von Ost. Steinsockel; doppelter Fussboden

I. Lehmkuppelhütten in Kurdistan

2. Kurdisches Dorf

1. Schilfhütten eines Vlachendorfes bei Orchomenos.

Lichtdruck Obernetter

2. Steinkuppelhütte von Sassal Massone, Berninapass.

I. Schichtengrabung K von Nordwest: Mauern der Bothrosschicht.

Lichtdruck Obernetter

2. Schichtengrabung K von Nordwest: Bothroi; Mauern der Rundbautenschicht.

1. Schichtengrabung K: Bothrosschicht. Estriche, Ovalmauer, Hockergrab.

Lichtdruck Obernetter

2. Schichtengrabung K: Bothrosschicht; Ovalmauern.

I. Gebiet N: Ovalbauten; Rundbau N 8.

Lichtdruck Obernetter

2. Graben P: Rundbautenschicht (52) bis Ältermykenisch (90).

1. Schichtengrabung K: Bothroi.

Lichtdruck Obernetter

2. Schichtengrabung K: Bothroi.

1. Gebiet A und C, Nordostecke.

Lichtdruck Obernetter

2. Gebiet C, südliche Hälfte, von Nord gesehen.

1 Gebiet C, nördliche Hälfte, von Süd gesehen.

Lichtdruck Obernetter

2. Gebiet C, Ostrand, von West gesehen.

I. Graben P³: Ältermykenische Schicht (vgl. Abb. 16, S. 55).

2. Graben P³: Pithoi der ältermykenischen Schicht (vgl. Abb. 15, S. 55).

Lichtdruck Obernetter

Lichtdruck Obernetter

Schichtengrabung K: Ältermykenische Schicht. Das „verbrannte Haus“ 101/102, von Nord gesehen.

1. Schichtengrabung K: Ältermykenische Schicht. „Verbranntes Haus", von Nord-Ost gesehen.

Lichtdruck Obernetter

2. Schichtengrabung K: Ältermykenische Schicht, von Ost-Süd-Ost gesehen.

1. Hockergrab A 8 (S. 61).

Lichtdruck Obernetter

2. Hockergrab in M (S. 64).

1. Hockergrab A 26 (S. 61).

2. Hockergrab P^2 77 (S. 55. 65).

Lichtdruck Obernetter

1. Hockergräber C 128—133 (S. 62).

Lichtdruck Obernetter

2. Hockergrab C 133 (S. 62).

1. Hockergrab C 144 mit Pithoshälften gedeckt.

2. Hockergrab C 144 geöffnet (S. 62).

Lichtdruck Obernetter

1. Hockergrab C 144, Oberansicht (vgl. Tafel XXV).

Lichtdruck Obernetter

2. Hockergrab T 6, Längsschnitt.

1. Das Kuppelgrab vom Westrand gesehen.

Lichtdruck Obernetter

2. Das Kuppelgrab von der Nordwestwand gesehen.

Orchomenos.

Masstab 9 : 10

6

7

1

8

17

Maasstab 1:4.

1

2

Einrahmungen von Wandgemälden.

Repr. J. B. Obernetter, München.

1 2

3 4

5

Maasstab 5:8.

Von Wandgemälden.

6 7 8 9

10 11 12 13

14 15 16 17

18 19 20 21

22

23 24 25 26

Glasperlen der geometrischen Epoche (1:1).

Repr. J. B. Obernetter, München.

Miscellen zu Romanos

Von

Karl Krumbacher

Mit einer Tafel

Abh. d. I. Kl. d. K. Ak. d. Wiss. XXIV. Bd. III. Abt.

Vorgetragen in der philosophisch-philologischen Klasse am 5. Mai 1906

Vorwort

Die Bearbeitung der griechischen Kirchenpoesie gleicht einem Angriffe auf eine Festung, bei dem die Angreifenden, dem Ziele näher rückend, immer wieder auf neue, früher verborgene Hindernisse stoßen. Sie müssen genommen werden, ehe der Sturm auf das Kernwerk begonnen werden kann. Der Bewältigung solcher Vorwerke dienten meine früheren Arbeiten. Vor allem war es notwendig, die Überlieferungsverhältnisse der alten Hymnen aufzuklären, um prinzipielle Irrtümer in der Bewertung und Verwertung der Handschriften zu vermeiden. Aus diesem Grunde habe ich in meinen kommentierten Einzelausgaben Lieder ausgewählt, die in einer größeren Zahl von Handschriften erhalten sind. Wenn hier die Herstellung des Textes und des kritischen Apparats ganz besonders mühevoll und zeitraubend war, so wurde die Arbeit belohnt durch reiche Einblicke in die eigenartige Verzweigung und Willkür der Tradition. Außerdem wurden in den früheren Untersuchungen verschiedene metrische Unebenheiten, eigenartige Umarbeitungen ganzer Texte, auffällige Erscheinungen in der Formulierung der Akrosticha, sprachliche und quellenkritische Fragen beleuchtet.

Mit ähnlicher Absicht hat seit einigen Jahren mein Schüler und Freund Dr. Paul Maas andere Vorfragen mit hingebendem Fleiß und großem Scharfsinn geklärt: chronologische Probleme, Fälschungen, Spuren metrischer und sprachlicher Umarbeitungen einzelner Stellen.

Auch die folgende Abhandlung ist eine Vorarbeit. Sie bezweckt u. a., einige wissenschaftliche und praktische Fragen, die für eine Gesamtausgabe des Romanos in Betracht kommen, noch rechtzeitig aufzuklären oder zur Diskussion zu stellen. Im Vordergrunde steht die bis jetzt nur nebenbei betrachtete Frage über das Verhältnis der Kirchenhymnen zu den Quellen,

besonders zu den Martyrien und Heiligenlegenden; dazu kommt das schon von P. Maas behandelte Authentieproblem: endlich eine Reihe praktischer Fragen, die für eine Ausgabe hagiographischer Texte und griechischer Kirchendichtungen zu lösen sind. Anhangsweise sind dann noch mehrere allgemein wichtige editionstechnische und typographische Fragen besprochen worden.

Vieles von dem, was ich über diese äußeren Dinge sagen konnte, bildet einen Lebensertrag, gewonnen dadurch, daß auf dem byzantinischen Gebiete in einem viel höheren Maße als auf dem der klassischen Philologie aus dem Rohen herausgearbeitet, mit Handschriften, mit mangelhaften Erstausgaben, mit schlichten Versuchen ungeübter und methodisch wenig geschulter Pioniere operiert werden muß. Auch aus der nationalen Buntheit der Mitforscher, die auf diesem Gebiete mehr als anderswo hervortritt, ergab sich eine Fülle von Beobachtungen. Leser, die an das wohlkultivierte Gebiet der klassischen Philologie und an die saubere Ausrüstung der hier tätigen Arbeiter gewöhnt sind, werden vielleicht manche Klage und Mahnung nicht recht verstehen; sie mögen daran denken, daß meine Betrachtungen vornehmlich aus der langjährigen Rodung im byzantinischen Urwald hervorgewachsen sind. Wenn ich mich über die philologisch-technischen Dinge zuweilen etwas umständlich ausgedrückt habe, so ist der Grund, daß ich als Leser weniger klassische Philologen als Theologen und Historiker und außer Deutschen auch Ausländer im Auge hatte.

Daß ich so weit in das Feld der Hagiographie übergreifen mußte, lag nicht im ursprünglichen Plane; doch werden die hagiographischen Exkurse hoffentlich nicht bloß der Einsicht in das Verhältnis zwischen Hymnographie und Hagiographie, sondern auch der hagiographischen Forschung selbst zugute kommen. Wenn auch das Hauptziel des Kapitels über den hl. Menas, die Aufsuchung des Textes X, nicht erreicht worden ist, so dürfte es doch nicht nutzlos sein, daß einmal an einer alten Passio die verwickelten Überlieferungsverhältnisse ad oculos demonstriert worden sind. Das furchtbare Problem einer kritischen Edition solcher Texte wird hoffentlich durch weitere theoretische Beratung und praktische Versuche einer vernünftigen Lösung näher gebracht werden. Ich wäre glücklich, wenn dadurch meine Überzeugung widerlegt würde, daß das Problem in manchen Fällen streng genommen unlösbar bleibt. Auch den feinsten Werkzeugen der formalen und sachlichen Kritik wird es nicht immer gelingen, aus dem Wuste der Überlieferung den „ursprünglichen" Text oder etwas ihm Ähnliches mit objektiver Sicherheit herauszuschälen, und selbst wenn das glücken sollte, so werden doch gerade die vornehmsten Benützer einer Ausgabe darauf halten, die Herstellung des angeblichen Originals

im einzelnen zu kontrollieren und auch einen Einblick in die hier oft nicht minder interessanten Umarbeitungsformen zu bekommen. Die Befriedigung dieses doppelten Wunsches müßte aber häufig zu praktischen Unmöglichkeiten führen. Bei der Aufzählung und Beschreibung der Handschriften, die uns die Berichte über den hl. Menas bewahrt haben, bin ich mit Absicht etwas ausführlicher gewesen als es der Ausgangspunkt der Arbeit erfordert hätte, um denen, die sich an der Aufspürung des unbekannten Textes beteiligen wollen, ihre Mühewaltung möglichst zu erleichtern.

Über die mit den Liedern zusammenhängenden metrischen Fragen, die ich früher immer eingehend besprochen hatte, durfte ich mich diesmal auf einige kurze Notizen beschränken. Denn wir haben demnächst ein Handbuch der byzantinischen Metrik von Dr. P. Maas zu erwarten, in dem auch die Versmaße der Kirchenlieder ausführlich dargestellt sind. Hier möchte ich nur eine halb wissenschaftliche, halb praktische Frage berühren, die bei der metrischen Herstellung der Hymnen häufig aufstößt. Wie soll sich der Herausgeber verhalten, wenn im überlieferten Texte metrische Fehler oder Lücken vorkommen? Pitra hat im weitesten Umfange durch kühne Vermutungen nachgeholfen. Wie oft er dabei in die Irre gegangen ist und welches Unheil er auf Schritt und Tritt durch willkürliche Trübung der überlieferten Tatsachen angestiftet hat, ist von mir wiederholt gezeigt worden. Vestigia terrent! Es wäre fürwahr keine Kunst, all die metrischen Unebenheiten und Löcher durch Konjekturen zu verkleistern; dieses Verfahren hat aber keinen wissenschaftlichen Wert. Wenn die Heilung sich nicht leicht und sicher darbietet, ist es richtiger, auf die metrische Korruptel nur hinzuweisen.

Der kritische Apparat der im folgenden edierten Lieder ist zu verschiedenen Zeiten ausgearbeitet worden, wodurch sich einige Inkonsequenzen eingeschlichen haben. Bei der definitiven Ausgabe wird völlige Uniformierung angestrebt werden. In einem Punkte aber, in der graphischen Hervorhebung des Refrains, habe ich absichtlich verschiedene Ausdrucksmittel angewandt, um für die endgültige Auswahl eine konkrete Grundlage zu schaffen (vgl. S. 120).

Die der Abhandlung beigefügte Tafel bringt zum ersten Male ein Bild der unschätzbaren Handschrift, die in der gesamten Überlieferung der griechischen Hymnendichtung durch den ungewöhnlichen Reichtum ihres Inhalts, ihre hervorragende Ausstattung, im großen und ganzen auch durch die Güte ihres Textes weitaus die erste Stelle behauptet, des von mir im Frühjahr 1885 vollständig abgeschriebenen bzw. kollationierten Doppelcodex der ehrwürdigen Klosterbibliothek auf der Insel Patmos.

Durch die Mitteilung handschriftlichen Materials hat mich P. H. Delehaye S. J. unterstützt (s. S. 47). Hofrat J. von Karabacek, Wien, H. Omont, Paris, P. Fr. Ehrle S. J., Rom, Monsignore A. Ceriani †, Mailand, und die ehrwürdigsten Äbte von Laura und Batopedi, Athos, haben mir durch freundliches Entgegenkommen die Benützung der von ihnen verwalteten Handschriftenschätze erleichtert. Für das zweite Lied auf die hll. Vierzig Märtyrer konnte ich eine provisorische Textkonstitution benützen, die Paul Maas für seine metrischen Untersuchungen angefertigt hatte. Den Nachweis der Bibelstellen hat wie früher Freund C. Weyman auf sich genommen. Bei der Lesung der Korrekturen ist mir Paul Marc mit wachsamem Auge beigestanden. Ihnen allen sei an dieser Stelle herzlich gedankt.

München, im Oktober 1907.

K. K.

Verzeichnis der Abkürzungen

I. Codices

A — Athous Batopedii 836 saec. XI
B — Athous Laurae Γ' 27 saec. XII
C — Corsinianus 366 saec. XI—XII
D — Athous Laurae Γ' 28 saec. XII
M — Mosqu. Synod. 437 saec. XII
P — Patmiaci 212 (= P I) und 213 (= P II; früher durch Q bezeichnet) saec. XI
P[1] — erste Textlesung in P (nur im Gegensatz zu P[2] gebraucht)
P[2] — Textkorrekturen von erster(?) Hand in P
P[r] — Randkorrekturen in P von zweiter Hand, die immer mit γρ(άφε) eingeführt werden (vgl Krumbacher, Rom. u. Kyr. 755)
T — Taurinensis B. IV. 34 saec. XI (jetzt durch Feuer fast völlig zerstört)
V — Vindobon. suppl. gr. 96 saec. XII
Δ — Codicum C et V consensus (vgl. Krumbacher, Studien 203, 242, 255; Umarb. 5, 14, 36, 40 f., 84, 88; Rom. u. Kyr. 755; Akr. 677)

Die Sigel der Codices der Passio des hl. Menas s. S. 31.

II. Druckwerke

Amfilochij, Textband — Archimandrit Amfilochij, Kondakarij v grečeskom podlinnikje XII—XIII v. po rukopisi Moskovskoj synodaljnoj biblioteki Nr. 437. Moskau 1879

Anal. Boll. — Analecta Bollandiana. Tomus 1—26, Bruxellis 1882—1907.

BHG — Bibliotheca Hagiographica Graeca. Ediderunt Hagiographi Bollandiani, Bruxellis 1895.

Krumbacher, Akr. — K. Kr., Die Akrostichis in der griechischen Kirchenpoesie, Sitzungsberichte der philos.-philol. und der hist. Kl. d. K. Bayer. Akad. d. Wiss. 1903 S. 551 ff.

Krumbacher, Rom. u. Kyr. — K. Kr., Romanos und Kyriakos, Ebenda 1901 S. 693 ff.

Krumbacher, Stud. — K. Kr., Studien zu Romanos, Ebenda 1898 Band II S. 69 ff.

Krumbacher, Umarb. — K. Kr., Umarbeitungen bei Romanos, Ebenda 1899 Band II S. 1 ff.

Maas, Byz. Metrik — P. Maas, Die byzantinische Metrik. Wird demnächst in Heft IV des „Byzantinischen Archivs" (Leipzig, B. G. Teubner) erscheinen.

Maas, Chronol. — P. M., Die Chronologie der Hymnen des Romanos, Byz. Zeitschr. 15 (1906) 1 ff.

Maas, Umarb. — P. Maas, Grammatische und metrische Umarbeitungen in der Überlieferung des Romanos, Byz. Zeitschr. 16 (1907) 565 ff.

Meyer, Anf. u. Urspr. — W. Meyer, Anfang und Ursprung der lateinischen und griechischen rythmischen Dichtung, Abhandl. d. K. Bayer. Akad. d. Wiss. I. Kl., XVII. Band, II. Abteilung, S. 267 ff. = W. Meyer, Gesammelte Abhandlungen zur mittellateinischen Rythmik, Band II (Berlin, Weidmann 1905) 1 ff.

Pitra — J. B. Pitra, Analecta Sacra spicilegio Solesmensi parata, Tomus I, Parisiis 1876.

Inhalt

Erstes Kapitel: **Texte.**

I. Lieder.

1. Der hl. Menas.

11. November. Akrostichis: *Τοῦ ταπεινοῦ Ῥωμανοῦ ἔπος.*
Ἦχος πλάγιος β'. Prooemion: *Ἐπεφάνης.* Strophen: *Τῷ τυφλωθέντι.*

I *Τῆς τριάδος ἄριστος, Μηνᾶ, ὁπλίτης*
καὶ ἀγγέλων, ἔνδοξε, ἐφάμιλλος ἀναδειχθεὶς
ὑπὲρ τῆς ποίμνης σου πρέσβευε· :—
σὲ γὰρ ἔχει τὸ ἀήττητον καύχημα. :—

II *Ὁ τῆς δόξης κύριος καὶ πάντων κτίστης,*
σὺ ἐν κόσμῳ ἔδειξας λελαμπρυσμένον
ἀρεταῖς τὸν ἀθλοφόρον καὶ μάρτυρα, :—
ἵνα κατέχῃ ἀήττητον τρόπαιον. :—

α' *Τὸν ἀθλοφόρον τιμῶσα καλῶς ἡμέρα ἔλαμψε περιφανής·*
ἡμεῖς δὲ ταύτῃ ὡς σινδόνι τὰς αὐτοῦ ἀσφαλῶς ἀριστείας συγγράψωμεν,
ἀντὶ μὲν τῶν χρωμάτων ῥήματα ἐντιθέντες, νοητῶς δὲ δεικνύοντες
γυμνὸν τὸν ἀθλητὴν προκαλούμενον πάλιν,
5 *μανίᾳ τὸν ἐχθρὸν ἐπερχόμενον τούτῳ συμπλακέντα καὶ διαρρηγνύμενον·*

P (I) fol. 39v—42v

Überschrift: *ἕτερον κοντάκιον: τοῦ ἁγίου μάρτυρος μηνα* (so): *ἦχος πλάγιος β'* :— *πρὸς τὸ ἐπεφάνης σήμερον* :— Am Rande: *ἡ ἀκροστιχίς* :— *τοῦ ταπεινοῦ ῥωμανοῦ ἔπος* :· P

II Über Prooemion II (am Schluß von Prooemion I): *ἄλλο. κοντάκιον ὅμοιον* P. Am Rande noch einmal *ὅμοιον* (abgekürzt)

α' Vor der Strophe *πρὸς τὸ τῷ τυφλωθέντι* P

Die Grundlage der Erzählung bildet ein verschollenes oder verlorenes Martyrium des hl. Menas, das aus drei erhaltenen Texten erschlossen wird. Der eine ist ediert in den Analecta Bollandiana 3 (1884) 258—270 (= An.), der andere von Theophilos Joannu, *Μνημεῖα ἁγιολογικά*, Venedig 1884 S. 284—298 (= Jo.), der dritte von Krumbacher unten in Kapitel I, II. Ich notiere im folgenden nur die Quellenstellen der beiden ersten Texte

Prooemion II 1 I Cor. 2, 8

τοὺς τῶν ἀγγέλων χαίροντας χοροὺς ἐπὶ τῇ πτώσει αὐτοῦ
καὶ τὸν πάντων δεσπότην στέφοντα τὸν ἀριστέα, : —
ἵνα κατέχῃ τὸ ἀήττητον τρόπαιον. : —

β' **Οὗτος** οὖν πέφυκεν ὁ κραταιὸς Αἰγύπτιος μὲν τῷ γένει, φησί,
στρατοῦ δὲ τοῦ κατὰ Φρυγίαν καταλόγοις ἐμπρέπων καὶ ἀνδρείως εὐπρόθυμος,
ἔχων κατὰ βαρβάρων κράτιστον τὴν παλάμην, εὐειδής, ἀξιότιμος·
καὶ ἦν ὁ εὐσεβὴς μέσον τῶν ἀσεβούντων,
5 ὁ ὄρθριος ἀστὴρ μέσον τῶν νυκτιφρένων· ὁ ἀμνὸς δὲ θηρσὶν ὑπεκύκλωτο·
ὡς ἡ γραφὴ στρουθίον μεταξὺ τῶν θηρευόντων φησίν·
ἀλλ' ἐρρύσθη ἐκ τούτων· ἡ παγὶς γὰρ συνετρίβη, : —
καὶ ἐδέξατο τὸ ἀήττητον καύχημα. : —

γ' **Ὕλαι** παρήγοντο μετὰ σπουδῆς, οἰκοδομοῦντο βωμοὶ συνεχεῖς,
καὶ πάντες εἵλκοντο σπουδαίως ἐπὶ τὸ θυσιάσαι τοῖς ἀψύχοις, οἱ ἔμψυχοι·
καὶ γὰρ προτεθειμένον ἅπαντας τοὺς ὁρῶντας ἐθορύβει τὸ πρόσταγμα·
Διοκλητιανός, φησιν, ὁ βασιλεύων,
5 καὶ Μαξιμιανός, ἐγὼ ὁ συνανάσσων, πολιάρχοις, ἐξάρχοις καὶ πράκτορσι
καὶ δι' ὑμῶν πάσῃ τῇ ὑφ' ἡμᾶς τύχῃ κελεύομεν
τοῖς ἐκ σοῦ δηλουμένοις ἔργῳ πέρας ἐπιθεῖναι : —
καὶ μὴ εἶναι τὸ ἀήττητον καύχημα. : —

δ' **Τοῖς** πρὸ ἡμῶν ἀκολούθως ἡμεῖς κυροῦμεν σέβεσθαι τὰ βδελυκτά,
ὡς λέγουσιν οἱ Γαλιλαῖοι, ἀλλ' ἡμεῖς ὡς ἡγούμεθα τὰ πᾶσιν ἀνώτερα·
τοὺς δὲ μὴ πειθομένους τοῖς ἡμῖν δεδογμένοις τιμωρεῖσθαι κελεύομεν·

γ' 3[1] προτιθεμένων P

β' An. Τότε δή, τότε καὶ ὁ θαυμαστὸς οὗτος Μηνᾶς καὶ τὴν ἀρετὴν περιβόητος λάμπων ἦν· πατρίδα μὲν τὴν Αἴγυπτον ἔχων ... ἐπιτήδευμα δὲ ἦν αὐτῷ τὸ στρατιωτικὸν ... αὐτὸς δὲ τοῦ καταλόγου τῶν Ῥουτιλλιακῶν ἀφηγούμενος, ψυχῆς παραστήματι, μεγέθει τε καὶ κάλλει καὶ πᾶσιν ἄλλοις οἷς ὥρα σώματος καὶ γενναιότης χαρακτηρίζεσθαι πέφυκε, τῶν ἄλλων ἐτύγχανε διαφέρων (259, 12 ff.)
Jo. Ὁ μέντοι μεγαλόφρων Μηνᾶς Αἰγύπτιος ἦν τὸ γένος ... στρατιωτικοῖς καταλόγοις ἐναρίθμιος γεγονὼς ... τὴν τῶν Κοτυαέων μητρόπολιν διακειμένην ἐν ὁρίοις Φρυγίας (286 Kap. 4)

β' 5 vgl. Sirach 50, 6 ‖ 6 f. Ps. 123, 7 f.

γ' An. Βασιλεύοντος Διοκλητιανοῦ τε καὶ Μαξίμου ... γράμματα κατὰ πᾶσαν ἐφοίτα τὴν οἰκουμένην τὸ ἀσεβὲς αὐτῶν διακελευόμενα σέβειν θρήσκευμα (258, 3 ff.)
Jo. ὃς (sc. Πύῤῥος) ἀνάγραπτα τὰ παράνομα διατάγματα τῶν δυσμενῶν αὐτοκρατόρων προτίθησι δημοσίᾳ περιέχοντα τάδε· Διοκλητιανὸς καὶ Μαξιμιανός, ἀήττητοι βασιλεῖς, τοῖς τὰ ἡμέτερα φρονοῦσι πᾶσι χαίρειν ... διὸ κελεύομεν τοῖς ἁπανταχοῦ πᾶσιν ἄρχουσί τε καὶ ἀρχομένοις, ἡγεμόσι τε καὶ τοῖς ἐπ' ἐξουσιῶν ἅμα τῷ μαθεῖν τὰς ἡμετέρας ταύτας διατάξεις μηδὲν ἀμελὲς περὶ τοὺς ἡμετέρους εὐεργέτας ἐνδείξασθαι (286 f.)

δ' An. θάνατόν τε τὴν ζημίαν ὁρίζοντα τοῖς μὴ τοῖς αὐτῶν θεσπίσμασι πειθομένοις (258, 5 f.)
Jo. ἀλλὰ πάσῃ σπουδῇ καὶ στοργῇ τὴν προσήκουσαν αὐτοῖς τιμὴν καὶ λατρείαν πάνδημον προθύμως προσφέρειν, τοῦτο εἰδόσιν· ὡς εἴ τις ἀντειπεῖν τολμήσειεν πρὸς τὰ ἡμῖν δοκοῦντα, τὸν ἀπαραίτητον ὑποστήσεται διὰ ποικίλων κολαστηρίων θάνατον. τούτων δὴ τῶν παρανόμων θεσπισμάτων ἀναφανδὸν δημοσίᾳ προτιθεμένων τῶν τε κηρύκων κραυγῇ διαπρυσίῳ πάντας πρὸς τὴν μιαρὰν θυσίαν συγκαλουμένων ἀπαντᾶν καὶ πάντων βιαίως ἐπὶ τοὺς εἰδωλικοὺς ναοὺς ἑλκομένων καὶ τελεῖν ἀναγκαζομένων τὰ μυσαρὰ τῶν δαιμόνων μυστήρια (287)

τοιούτων ὡς εἰκὸς κατὰ πόλιν σταλέντων
5 οἱ ἄρχοντες εὐθὺς δημοσίᾳ τοὺς ὄχλους μετ' ἀνάγκης ἐκέλευον ἄγεσθαι
καὶ κατὰ τόπον τὴν θεοστυγῆ πρᾶξιν ἐκείνην τελεῖν·
καὶ ἀνθρώπινος φόβος ἥρπασε τοῦ θείου φόβου : —
τοὺς μὴ λαβόντας ἀήττητον τρόπαιον. : —

ε' **Ἅπαντα** δὲ τὸν ἀέρα ῥυπῶν καπνὸς ἐμίανε τῶν θυσιῶν
καὶ κνῖσα δὲ πλείστων θυμάτων· ἡ δέ τις οὐχ ὑπέφερε στέγειν, ἃ ἔβλεπεν.
εἷλκεν γονεῖς τὸ τέκνον καὶ υἱὸς τὸν πατέρα παρεδίδου εἰς θάνατον·
ἀλλ' οὗτος ὁ στερρὸς καὶ φιλόθεος ὄντως
5 εἰς ἔννοιαν λαβὼν τοῦ θεοῦ τὴν ἐλπίδα μὴ βαστάσας ὁρᾶν τὰ παράνομα
μᾶλλον προέκρινεν μετὰ θηριῶν ἢ μετ' ἀθέων οἰκεῖν·
ἐν ἐρήμῳ ἀβάτῳ ἀνεχώρει πάντα ῥίψας, : —
ἵνα λάβῃ τὸ ἀήττητον τρόπαιον. : —

ς' **Πάντες** γὰρ τοῦτο οἱ ἀγωνισταὶ κρατοῦσι χρήσιμον ἔθος ἀεὶ
⟨⏑ — ⏑⟩ τοῦ ἀεὶ γυμνάζειν καὶ δαμάζειν αὐτοὺς πρὸ αὐτῆς τῆς ἀθλήσεως·
οὕτω δὴ καὶ ὁ μάρτυς ἄχρι ἐτῶν δυάδος ὑπερόριος στέγων
ἦν γυμνάζων ἑαυτὸν ταῖς ἀγρύπνοις μελέταις
5 τὸν νοῦν ταῖς πρὸς θεὸν προσευχαῖς ὑπαλείφων καὶ νηστείαις σφίγγων
καὶ νευρούμενος,
ἕως αὐτὸν ὁ ἀγωνοθετῶν ἔκρινεν ἔχειν καλῶς·
καὶ λοιπὸν πρὸ τῶν ἄθλων δόκιμον προσάγει τοῦτον, : —
ἵνα λάβῃ τὸ ἀήττητον τρόπαιον. : —

ζ' **Ἐπετελεῖτο** τῇ πόλει ἀγὼν — ἦν γὰρ ἡμέρα γενέθλιος ⟨—⟩ —
καὶ πάντες ἔτρεχον οἱ δῆμοι καὶ εἰδώλων βακχείαις τὸ πᾶν ⟨—⟩ ἐστέφετο·

ε' 2[1] *καὶ κνίσης* P | 6[1] *θηρίων* P: corr. | 6[2] *μετὰ ἀθέων* P

ς' 2[1] Etwa: *καὶ ἀναγκαῖον τοῦ γυμνάζειν* mit Streichung des aus 1[2] wiederholten *ἀεὶ* | 2[2] *ἑαυτοὺς* P: corr. *τῆς κυρίας ἀθλήσεως* P | 8[2] *τρόπαιον*] *καύχημα* P

ζ' 1[1] *Ἐπετελείτω μέγας ἀγὼν τῇ πόλει* P: corr. 2[2] *ἐστρέφετο*?

ε' An. *αἵμασί τε καὶ κνίσαις τῶν θυσιῶν καὶ αὐτοῦ δὴ τοῦ ἀέρος μολυνομένου* (259, 11) . . . *τὴν στρατιωτικὴν ζώνην ἀποβαλὼν, ὑπερόριον* (vgl. Str. ς' 3[3]) *ἑαυτὸν ἐν ἐρήμοις τόποις κατέστησε, τὴν μετὰ τῶν θηρίων διαγωγὴν μᾶλλον τῆς μετὰ τῶν εἰδωλολατρῶν προελόμενος* (260, 2 ff.)
Jo. *οὐκ ἐνεγκὼν καθορᾶν τὴν τοσαύτην ταραχὴν καὶ σύγχυσιν ὁ μακαριώτατος Μηνᾶς . . . καταλιπὼν τὴν ἑαυτοῦ στρατείαν ἀνεχώρησε . . . εἰς τόπους ἐρήμους καὶ ἀβάτους διατρίβειν μᾶλλον ἑλόμενος ἐν κακουχίᾳ πολλῇ ἢ οἰκεῖν ἐν σκηνώμασιν ἁμαρτωλῶν* (287)

ε' 3 vgl. Matth. 10, 21 | 6 f. Ps. 83, 11 und 62, 3

ς' An. *νηστείαις δὲ καὶ ἀγρυπνίαις καὶ τῇ τῶν θείων λογίων ἐπιμελεῖ μελέτῃ τὰς αἰσθήσεις ἄριστα καθαρθεὶς καὶ τὴν ψυχὴν φωτισθεὶς* (260, 5 ff.). Zum Vergleich mit dem Athleten ς' 1 ff.: *ἐθελοντὴς ἧκε πρὸς ἀγῶνας ἀποδυσάμενος* (261, 1)
Jo. *Μετὰ δὲ χρόνον ἱκανὸν τῆς ἐν ἐρήμῳ διατριβῆς θεόθεν γεγενημένης αὐτῷ τινος ἐλλάμψεως (αὐθόρμητος παραγίνεται πρὸς τὴν πόλιν)* (287)

ζ' An. *ἡμέραν φυλάξας καθ' ἣν πᾶσα ἡ Κοτυαέων πόλις δημοτελῆ ἑορτὴν ὡς γενέθλιον ἦγεν ἱππικόν τε συνεκροτεῖτο θέατρον· ἐπεὶ πάντα τὸν δῆμον ἄνωθεν εἶχε θεώμενον* (260, 8 ff.)
Jo. *παραγίνεται πρὸς τὴν πόλιν, καθ' ἣν ἡμέραν γενέθλια τῶν κρατούντων λαμπρὰ παρὰ παντὸς τοῦ πλήθους ἐπετελεῖτο. συνηθροισμένων δὲ πάντων ἐν τῷ θεάτρῳ* (287 unten)

δοῦλοι ἐκ τῶν κυρίων, παῖδες ἐκ διδασκάλων πρὸς τὴν θέαν συνήγοντο·
οἴκους δὲ ἀσφαλεῖς οἱ τηροῦντες ἀφέντες,
5 *οἱ δὲ τῇ ἀγορᾷ τὰ ὀψώνια λιπόντες ὀξυδρόμουν σπουδῇ πρὸς τὸ θέατρον·*
οἱ τῶν ἐμπόρων νεῶν (?) μισθωτοί, τὰ ἐργαστήρια
καὶ ἀλλόχωρος ὄχλος ἐπεχύθη θεωρῆσαι, :—
ὅπως λάβῃ τὸ ἀήττητον τρόπαιον. :—

η′ [*Ἵππων δὲ τότε ἁμίλλης ἀγὼν τῇ πόλει μέγας γενέθλιος ἦν*
καὶ πάντες ἔτρεχον οἱ δῆμοι καὶ]

ϑ′ ***Ν**ῦν σπέρειν θεῖον εἰδέναι καιρός, ὁ μάρτυς τότε εἰπὼν ἑαυτῷ*
ἐκ τῶν ἀγρῶν ἀπεκατέβη τῷ θεάτρῳ καὶ πάντας τοὺς ὄχλους παρέδραμεν·
μέσον δὲ ἐγκατέστη καὶ θαρσαλέως ἔφη δι' αὐτοῦ τοῖς φονεύσουσι
μηδ' ὅλως ἐννοῶν, ὡς τοσαύταις ἀνθρώπων
5 *πολεμίων τοιγαροῦν παλάμαις ἐκδίδοται, ἀλλὰ ἀτρέμας ἔμεινεν φρόνημα·*
ὅθεν φρουρούμενος ὑπὸ θεοῦ ταῦτα ἐβόα πρὸς αὐτούς·
‚Φανεροῦμαι, ὁρῶμαι τοῖς ἐμὲ μὴ ἐρευνῶσιν, :—
ἵνα εὕρω τὸ ἀήττητον τρόπαιον.' :—

ι′ ***Ο**ὕτως ἀθρόως τῷ δήμῳ φανεὶς εὐθὺς μετέστρεψεν εἰς ἑαυτὸν*
τοὺς πάντας ἐκ τῆς θεωρίας ἐπὶ τὸ παράδοξον αὐτοῦ τῆς ὁράσεως·
ἦν γὰρ τῇ ὄψει τότε πάνυ ἠγριωμένος, πεπλησμένος δὲ χάριτος·
τὴν κόμην αὐχμηρὸς καὶ ῥυπῶν τὴν ἐσθῆτα,

ζ′ 6¹ *νεῶν*] *νέων* P: correxi (?) 7² *ἐπεχύθη. οὐκ ὀλίγος θεωρίσαι :—* P

η′ 2 Nach *καὶ* leerer Raum von 5¹/₂ Zeilen. Der Schreiber von P bemerkte, daß in seiner Vorlage nun der Text von Strophe ζ′ noch einmal folgte. Ein Redaktor hatte die akrostichische Folge *EI* einfach dadurch hergestellt, daß er mit leichter Umarbeitung aus der Strophe mit *I* eine Strophe mit *E* herstellte. Daß die Strophe mit *I*, deren Anfang oben steht, die ursprüngliche war, zeigt der aus ihr in der Strophe mit *E* übrig gebliebene unmetrische Rest *μέγας* (*ἀγὼν*) *τῇ πόλει*. Bei der definitiven Ausgabe muß also Strophe ζ′ (*E*) entfernt und aus ihr die Strophe η′ (*I*) ergänzt werden

ϑ′ 3³ *φονεύσασι* P: corr. ‖ 5¹ Eine Silbe zu viel; vielleicht *πολεμίων* | 5³ *ἔμεινεν. ἔχον φρόνημα στερρὸν* P (also 4 Silben zu viel) ‖ 6² Eine Silbe zu viel

ι′ 2² *αὐτοῦ*?

ϑ′ An. *Τοῦτον ἐκεῖνον αὐτὸν τὸν ἐκ πολλοῦ διαμελετώμενον εἶναι καιρὸν οἰηθεὶς . . . τὴν ἐν τοῖς ὄρεσι καταλιπὼν διατριβήν, κάτεισι πρὸς τὴν πόλιν· καὶ μέσος τοῦ θεάτρου γενόμενος πάντας τε περὶ τὸ στάδιον ἔχοντας παρελθὼν . . . γεγωνότερον ἐξεβόησεν· Εὑρέθην τοῖς ἐμὲ μὴ ζητοῦσιν, ἐμφανὴς ἐγενόμην τοῖς ἐμὲ μὴ ἐπερωτῶσιν* (260, 7 ff.)
Jo. *ὑπεισῆλθεν ἀθρόον* (vgl. Str. ι′ 1¹) *ἐν μέσῳ τοῦ πλήθους παντὸς μετὰ παρρησίας πολλῆς κράζων καὶ λέγων τὸ προφητικὸν ἐκεῖνο λόγιον· Εὑρέθην τοῖς ἐμὲ μὴ ζητοῦσιν, ἐμφανὴς ἐγενόμην τοῖς ἐμὲ μὴ ἐπερωτῶσι* (288 oben)

ϑ′ 7 Is. 65, 1

ι′ An. *πάντας οὖν ὁ μάρτυς πρὸς τὴν ἑαυτοῦ θέαν ἐπέστρεφε, τὰ τοῦ θεάτρου δὲ παρωρᾶτο* (261, 1 ff.)
Jo. *σιγῆς δὲ μεγάλης γεγενημένης ἐν τῷ καταπλήττεσθαι πάντας ἐπὶ τοσαύτῃ τοῦ ἀνδρὸς παρρησίᾳ παρηλλαγμένον καὶ τὸ σχῆμα καὶ τὸ χρῶμα μάλιστα ἔχοντος . . . ὁ ἡγεμὼν πρὸς ἑαυτὸν ἀγαγὼν τὸν ἅγιον ἐπυνθάνετο, τίς εἴη καὶ πόθεν ἀφῖκται . . . πρὸς ὃν ἀτενίσαντές τινες τῶν τῆς τάξεως τό τε εἶδος αὐτοῦ καταμαθόντες καὶ ἀναγνωρίσαντες* (288 oben) (vgl. auch Str. ιβ′)

ι′ 3 Vgl. Apostelgesch. 6, 8

5 σῶμα κατεσκληκὼς καὶ βαθὺς τὴν ὑπήνην, τὴν χροιὰν δὲ δηλοῦσαν τὸν καύσωνα.
ὡς γοῦν ἐγνώσθη, τίς οὗτος ἐστίν, ἦλθεν βοὴ συμμιγὴς
ἀλληνάλλως τῶν ὄχλων κεκραγότων· „Αἶρε τοῦτον :—
τὸν ζητοῦντα τὸ ἀήττητον τρόπαιον.“ :—

ια' **Ὑ**περωράθη λοιπὸν ὁ ἀγών, τῶν τετραπόδων ὁ δρόμος εἰκῇ·
ἁρμάτων τόθ' ἱμαντοδέτων τὰ ὑπότροχα σύρματα εἰς μάτην ἐγίνοντο·
τῶν ἐλατήρων πᾶσα ἡ ἐμπειρία τότε εἰς οὐδὲν ἐλογίζετο·
ἀγῶνα γὰρ αἰσχρὸν τῶν εἰδώλων κατήργει
5 ἀγὼν πνευματικὸς ἐκτελούμενος πίστει καὶ ἐν τούτῳ θεὸς ἐδοξάζετο·
διὰ δὲ τῶν κηρύκων πᾶς λαὸς μόλις ἐσίγησε
καὶ αὐλῶν σιωπώντων ὥσπερ ὄργανον ἐλάλει :—
ὁ λαμβάνων τὸ ἀήττητον τρόπαιον. :—

ιβ' **Ῥ**ήξας δὲ Πύρρος ὁ ἄρχων φωνὴν τοὺς κήρυκας ἀποστέλλει βοᾶν·
„Λεγέτω, τίς καὶ πόθεν ἔφυ τὴν ἀξίαν καὶ ἕνεκα τίνος ὧδ' ἤλυθεν·“
ὅθεν ἀνακραυγάσας ὡς ἐπὶ ἐκκλησίας ἑστηκὼς ἀπεφήνατο·
„Ὄνομα μὲν Μηνᾶς· ἐξ Αἰγύπτου δ' ὡρμήθην·
5 ἐρήμους δὲ νυνὶ δι' ὑμᾶς ἐγκατῴκουν· στρατιώτης θνητοῦ ἤμην ἄνακτος·
ἀλλ' ἄρτι ὥπλισμαι ὑπὸ θεοῦ τοῦ δυναμοῦντος ἐμὲ
καθ' ὑμῶν τῶν ἀθέων καὶ ἐμὲ περιεχόντων :—
τὸν ζητοῦντα τὸ ἀήττητον τρόπαιον. :—

ιγ' **Ὥ**σπερ⟨εὶ⟩ χείμαρροι ἀνομιῶν καὶ ταῦροι πίονες περικυκλόθεν
μοι ἱστάμενοι καὶ ζητοῦντες τοῦ λαβεῖν ἀπ' ἐμοῦ τὴν ψυχήν μου σπουδάζετε·
ἄγετε τὰς κολάσεις· ἕτοιμός εἰμι πάσχειν· τῆς σαρκός μου οὐ κήδομαι·
ἐγὼ Χριστιανὸς καὶ ὑπάρχω καὶ μένω·

ια' 2[1] τότε P: corr. | 6[1] πᾶς] ὁ add. P
ιβ' 1[1] πῦρος P 2[2] ἐλήλυθεν P: corr. Vgl. ις' 1 ὧδε P: corr. P. Marc 4[2] δὲ P: corr.
ιγ' 1[1] Ὥσπερ P: corr. | 1[2] περικυκλῶθεν P: es ist eine Silbe zu viel; etwa περίκυκλον | 8[1] τοὺς μὴ P

ι' 7 Vgl. Luc. 23, 18
ια' An. ἡ τῶν ἵππων ἅμιλλα διεπτύετο (261, 3) . . . ἐπεὶ δὲ ἡ τῶν κηρύκων φωνὴ σιωπὴν παραγγείλασα (261, 9)
Jo. ὥστε παρεμποδίσαι τελεσθῆναι τὸ τῶν αὐτοκρατόρων γενέθλιον (288 Mitte)
ια' 3 Vgl. Apostelgesch. 19, 27
ιβ' An. πρὸς τὸν ἄρχοντα Πύρρον ὁ Μηνᾶς ἤγετο (261, 11) . . . πραείᾳ τε φωνῇ καὶ ἡμέρῳ τίς καὶ πόθεν εἴη διεπυνθάνετο. ὡς δὲ πατρίδα καὶ γένος, αὐτήν τε στρατείαν καὶ τὸν τῆς φυγῆς τρόπον ὑποφθάσας εἶπεν ὁ μάρτυς καὶ πρὸ πάντων δοῦλον ἑαυτὸν Ἰησοῦ Χριστοῦ ἀνηγόρευσεν (261, 14 ff.)
Jo. πρὸς ὃν φησιν ὁ ἡγεμών· Λέγε μοι σύ, στρατιώτης εἶς (?), καθὼς ἀναφέρει περὶ σοῦ ἡ τάξις; ὁ ἅγιος Μηνᾶς ἀποκρίνεται· Στρατιώτης μὲν ἤμην, ματαιότητι τῇ τοῦ κοσμοκράτορος κακῶς στρατευόμενος . . . ἠρνησάμην στρατείαν τὴν πρόσκαιρον καὶ τὴν ἀκήρατον ᾑρετισάμην ἐν ἐρημίαις καὶ ὄρεσι (288). Zu Vers 4 vgl. die Stelle aus dem zweiten Verhör: πατρίδος μέν, ὦ ἡγεμών, ἐγὼ τῆς τῶν Αἰγυπτίων ὥρμημαι χώρας (289)
ιγ' 1 Ps. 17, 5 und 21, 13 | 2 Vgl. z. B. Ps. 37, 13 5—7 Matth. 10, 28

5 οὐ δέδοικα ὑμᾶς τοὺς φονεύοντας σῶμα, τῆς ψυχῆς δὲ μὴ ἐξουσιάζοντας·
ἀλλὰ φοβοῦμαι μόνον τὸν Χριστόν, τὸν δυνάμενον καὶ
μετὰ θνῆσιν Γεέννῃ ἐμβαλεῖν τοὺς ἀσεβοῦντας, : —
μὴ ζητοῦντας τὸ ἀήττητον τρόπαιον. : —

ιδ' **Μ**όνον ἀκήκοε ταῦτα, μανεὶς τὴν θέαν ἔλιπεν ὁ ἡγεμὼν
καὶ ἦν ἀθρῶν ⟨⏑⟩ πρὸς τὴν δίκην· ἐπορεύετο οὖν καὶ ἐθρύλει τὸ θέατρον
πάντων παλινδρομούντων καὶ διεπτοημένων τὸν γενόμενον τάραχον·
καὶ θάμβος ἦν ἰδεῖν κατιόντας τοὺς ὄχλους
5 καθάπερ ποταμοὺς ὀχετοὺς ἐκρέοντας, δρασσομένους καὶ ἕλκοντας ⟨— ⏑ ⏑⟩,
μεταρρυέντας ὁμοθυμαδὸν εἰς τὸ πραιτώριον·
τὸ δὲ βῆμα ὁ ἄρχων φθάσας· ‚Παραχθήτω, ἔφη, : —
ὁ ἐλπίζων τὸν ἀκήρατον στέφανον.' : —

ιε' **Ἄ**γεται δὲ ὁ ἀθλήσας καλῶς, πρὸς ὃν φησὶν ὁ δεινὸς ἡγεμών,
τὰ μὲν προτρέπων κολακείαις, τὰ δὲ ταῖς ἀπειλαῖς ἐκφοβῶν τὸν ἀπτόητον·
‚Μὴ τὴν ζωήν σου λίπῃς διὰ σκληροκαρδίαν· οὐ γὰρ ἔχεις ἀντάλλαγμα·
δι' ἔνδειαν εἰκῇ τὸ θανεῖν ἐπισπᾶσαι;
5 μὴ οὕτως ἑαυτοῦ τὰ νῦν ἀπαγορεύσῃς! καὶ γὰρ πλῆθος χρημάτων δωροῦμαί σοι.
ἐκ βασιλέων πλείω τὴν τιμὴν περιποιήσομαι σοὶ
καὶ ἑτέραν ἀξίαν ἀπολήψει, ἐὰν θύσῃς, : —
ὁ ἐλπίζων τὸ ἀήττητον τρόπαιον.' : —

ις' ‚**Ν**ῦν ἐφ' ὃ ἤλυθα, μὴ ἀσχολοῦ καὶ ἐκφαντάζου,' ὁ μάρτυς βοᾷ·
‚⟨⏑⟩ ἀπατῶν με ὑπερθέσει· ὡς γὰρ εἶπας, ζωῆς οὐ προκρίνω τὸν θάνατον·
πᾶσι κοινὸν τὸ θνήσκειν· μὴ οὖν ἀπραγματεύτως ὑπεισέλθω τὸν θάνατον;
ἀντάλλαγμα καλὸν συμφωνίας κερδάνω,
5 ζωὴν ἐκ τοῦ θανεῖν καὶ τρυφὴν διὰ ξίφους καὶ θανοῦμαι ὑπὲρ τοῦ δι' ἐμὲ θνήσκοντος,

---

ιδ' 2[1] Dem Metrum genügte die jonische Form ἀθρέων. Vgl. P. Maas, B.Z. XVI (1907) 570 | 5[2] Das Metrum verlangt ἐκρεόντας (ἐκρυέντας?)

ιε' 6[1] βασιλέων] δὲ add. P | 6[2] περιποιήσομαί σοι P

ις' 1[1] ἤλυθα] ἐλήλυθα P: corr. Maas, B.Z. XVI (1907) 570 | 2[1] Vielleicht διαπατῶν? | 2[2] Man erwartet μὴ προκρίνω? | 3[2] ἀπραγμάτευτος P | 5[3] Zwei Silben zu viel, wenn nicht die Verschleifungen θανοῦμαι‿ὑπὲρ und δι'‿ἐμέ angenommen werden | 7[2] εἰς γῆϊνα (γη auf Rasur) P

ιδ' An. τῇ ἑξῆς τῷ θυμῷ σφαδάζων ἐχώρει πρὸς τὴν ἐξέτασιν (262, 2)
Jo. τῇ ἑξῆς προκαθίσας ἐπὶ βήματος ἔμπροσθεν αὐτοῦ παρίστησι (289)

ιε' An. ἵνα τὸ ἀνδρεῖον τοῦ μάρτυρος ταῖς θωπείαις ἐνδοῦναι παρασκευάσῃ, καί· Μὴ παρῇς, ἔλεγεν, ὦ Μηνᾶ, τὴν ἡδίστην ταύτην ζωὴν ... ἵν' εὐδαίμονα μὲν καὶ μακαρίαν ζήσῃς ζωήν, βασιλικῶν δὲ τιμῶν καὶ δωρεῶν ἐπιτύχῃς, ἀπόβλεπτός τε πᾶσιν ᾖς (262, 12 ff.)
Jo. θῦσον προθύμως τοῖς θεοῖς, ὅπως περισσοτέρας τιμῆς, ἧς πρώην ἔλαχες, νῦν μᾶλλον ἀξιωθήσῃ τὴν οἰκείαν στρατείαν αὖθις ἀπολαμβάνων (290 oben)

ις' Ganz abweichend lauten die entsprechenden Antworten des Menas in An. (263, 2 ff.) und in Jo. (290 oben)

ἵν' ἐπουράνιον καὶ διηνεκῆ λάβω ζωὴν παρ' αὐτοῦ·
οὐ μετάγεις τὸν νοῦν μου ἐκ τῶν οὐρανίων εἰς γῆν, :—
ἀλλὰ κτῶμαι τὸ ἀήττητον τρόπαιον.' :—

ιζ' **Οὕτως** διάπυρον ἔχων τὸν νοῦν περὶ τὸν ζῆλον τὸν πρὸς θεὸν
θυμὸν ἐξάψας ἡγεμόνος ἑαυτῷ ἐπιφέρει πηγάζον τὸ πρόθυμον·
ὅθεν λοιπὸν τὴν τάξιν οὕτω μετασκευάσας ὑπερζέσας ἐκέλευσε·
‚Αἰκίσατε αὐτὸν μαστιγοῦντες βουνεύροις·
5 στρεβλούσθω κρεμασθεὶς ἀφειδῶς ἐπὶ ξύλου· τὰς πληγὰς δὲ τριχίνοις προστρίψατε,
ἵνα μαλάξω τούτου τὸ σκληρὸν — τάχα γὰρ οὐκ ᾔσθετο —
καὶ τριβόλοις ὀξέσιν ὕπερθεν περιφερέσθω :—
ὁ δηλώσας τὸ ἀήττητον τρόπαιον.' :—

ιη' ‚**Ὕπνος** μοι ταῦτα,' ὁ μάρτυς φησίν, ‚ἃ λέγεις πάντα φρικτὰ καὶ δεινά·
οὐ στρέφεις με ἀπὸ τοῦ δρόμου, ὅτι τρέχω βραβεῖον θεόθεν κομίσασθαι·
οὐ γὰρ ἡμᾶς χωρίσει τῆς τοῦ Χριστοῦ ἀγάπης, τοὺς αὐτῷ ἐπελπίζοντας,
οὐ ξίφος, οὐ λιμός, οὐ γυμνότης, οὐ φόβος,
5 οὐθὲν τῶν ὁρατῶν οὐδὲ τῶν ἀοράτων· εἰ δὲ ἄρα γενέσθαι ἠδύνατο,
οὐ μίαν μόνον ἤθελον θανεῖν, ἀλλὰ καὶ δέκατον
καὶ πλειστάκις σφαγῆναι ὑπὲρ ⟨—⟩ θεοῦ ⟨⏑⟩ ζῶντος, :—
τοῦ διδόντος τὸ ἀήττητον τρόπαιον.' :—

ιζ' 2^2 πηγάζων P 3^3 ὑπερζέσας τῷ θυμῷ ἐκέλευσε λέγων (5 Silben zu viel) P 8^1 τοῦ δηλοῦντος P: corr.
ιη' 2^1 δρόμου μου P 7^2 etwa ⟨τοῦ⟩ θεοῦ ⟨τοῦ⟩ ζῶντος

ιζ' An. ἐκ τεσσάρων μὲν κελεύει διαταθῆναι τὸν μάρτυρα, ἰσχυρότερον δὲ μαστίζεσθαι τοῖς βουνεύροις. οὕτως οὖν σφοδρῶς αἰκιζομένου (263, 8 ff.) . . . καὶ τῷ ξύλῳ μετέωρον γενέσθαι παρασκευάσας (264, 6 f.) . . . ὁ ἡγεμὼν στερροτέρως οὕτω τῇ μανίᾳ πληγεὶς τριχίνοις ὑφάσμασι κελεύει τὰς ἀποδαρείσας αὐτοῦ σάρκας ἰσχυρῶς ἐπιτρίβεσθαι (265, 14 f.), . . . ἐῴκει γὰρ ὁ μάρτυς δυνάμει Χριστοῦ τῶν ἐπαγομένων πάντων ὑπερορᾶν (266, 1 f.) . . . τριβόλους σιδηρᾶς κατὰ γῆς διασπαρῆναι κελεύει· χεῖράς τε καὶ πόδας δεθέντα ἄνωθεν αὐτῶν κατὰ πολλὴν ἕλκεσθαι τὴν ὠμότητα (267, 14 ff.)

Jo. τότε προστάττει τῆς πονηρίας ὁ ἡγεμὼν ταθέντα τὸν ἀθλητὴν ἐκ τεσσάρων τύπτεσθαι βουνεύροις ἀπεσκληκόσιν (290 unten) . . . καὶ κελεύει παραχρῆμα κρεμασθέντα τοῦτον ἐπὶ ξύλου . . ., καὶ νῦν αἰκιζόμενος (291 Mitte) . . . τὴν ἔμφυτον μανίαν ἀνάψας ὁ μεμηνὼς ἡγεμὼν κελεύει τὰς καταξανθείσας σάρκας τοῦ μάρτυρος . . . τριχίνοις ῥάκεσιν εὐτόνως ἐπανατρίβεσθαι. θεασάμενος δὲ τὸ καρτερόψυχον ὁ τύραννος τῆς τούτου πολλῆς ὑπομονῆς (292 unten) . . . τριβόλους ὀξεῖς ἐκ σιδήρου πεποιημένας προστάττει διασκορπισθῆναι πρὸς τοὔδαφος. εἶθ' οὕτω δεθέντα τὸν ἀθλητὴν χεῖρας καὶ πόδας συρμῷ βιαίῳ τεινόμενον ἕλκεσθαι κατὰ γῆν ἐπάνω αὐτῶν (295 oben)

ιη' An. Γέγραπται γάρ· Τίς ἡμᾶς χωρίσει ἀπὸ τῆς ἀγάπης τῆς ἐν Χριστῷ Ἰησοῦ; Θλίψις ἢ στενοχωρία ἢ λιμὸς ἢ διωγμὸς ἢ κίνδυνος ἢ μάχαιρα; (265, 9 ff.)

Jo. ἀσεβέστατε, οὐκ ἄν μου κάμψαι τὸν εὐσεβῆ λογισμὸν ἰσχύσειάς ποτε (295 oben). τίς ἡμᾶς χωρίσει ἀπὸ τῆς ἀγάπης τοῦ Χριστοῦ; θλίψις; ἢ στενοχωρία; ἢ λιμός; ἢ διωγμός; ἢ κίνδυνος; ἢ μάχαιρα; (292 Mitte)

ιη' 2 Vgl. I Cor. 9, 24 ‖ 3 f. Röm. 8, 35 7^2 Vgl. Matth. 16, 16; 26, 63 u. ö.

ιθ' ‚**Ἔ**στη ὁ νοῦς μου,' ὁ ἄρχων βοᾷ, ‚κατέπληξέ με ἡ ἔνστασις νῦν,
ἣν ἔχει οὗτος διαρκοῦσαν· ὡς ἡγοῦμαι αὐτὸς τὰς βασάνους ἐκόλασεν.
τέως δὲ μεταγέσθω, ἵνα τὸν νοῦν συνάξας αὐτοῦ καταψηφίσωμαι·'
καὶ δὴ συμβουλευθεὶς ὑπὸ τοῦ μισανθρώπου
5 ἀρέσκουσαν αὐτῷ ἐφευρὼν τιμωρίαν τὸν γενναῖον ἀχθῆναι ἐκέλευσε·
καὶ ἐξεφώνησεν ὁ δικαστὴς τῆς ἀδικίας εἰπών·
‚Ἐκδοθήτω τῷ ξίφει καὶ θανὼν πυρὶ καυθήτω, :—
ἵνα λάβῃ τὸ ἀήττητον τρόπαιον.' :—

κ' **Π**ᾶσα ἡ πόλις δὲ τότε ὁμοῦ συνέδραμε θεωρῆσαι αὐτὸν
καὶ δὴ προσπάσχοντες οἱ φίλοι περιπτύσσεσθαι τοῦτον ἐσπούδαζον λέγοντες·
‚Μνήσθητι τῆς φιλίας καὶ συγγενεῖς μὴ λίπῃς καὶ ἀπέλθῃς πρὸς θάνατον.'
ἐκείνους γὰρ αὐτὸς ὁ ἐχθρὸς σφενδονίζων
5 τὸν μὲν ἐπὶ κλαυθμῷ, τὸν δὲ πιθανῷ λόγῳ πρὸς τὸ πεῖσαι αὐτὸν παρεσκεύαζεν·
ἀλλ' ἀντεώθει τούτους ὁ πιστός, λέγων· ‚Ὑποχωρεῖτε·
μετὰ χεῖρας ὁ πλάστης μένει ἔχων τὸ βραβεῖον, :—
ἵνα δῷ μοι τὸ ἀήττητον τρόπαιον.' :—

κα' ‚**Ὅ**ταν τμηθῇ ⟨ἡ⟩ ἐμὴ κεφαλή, φλεχθήτω ἅπαν τὸ σῶμα καλῶς·
σήμερον γὰρ ἀπὸ δοχῆς μου ἡ τοῦ σώματος καῦσις ὑμῖν ᾠκονόμηται·
τὸν Ἰσαὰκ μιμοῦμαι καὶ ἑαυτὸν προσφέρω τῷ θεῷ ὁλοκαύτωμα·
καυθεὶς μὲν γὰρ ὁ πούς μετ' ἀγγέλων χορεύσει,
5 καυθεῖσα δὲ ἡ χεὶρ ἀεὶ πρὸς τὸν δεσπότην παρρησίᾳ πολλῇ ἐπαρθήσεται·
ὑπὲρ ἀνθρώπων πᾶσιν ἑαυτὸν δοῦναι βουλεύομαι τοῖς
ζητοῦσιν ἐκ καρδίας τὸν θεὸν καὶ ⟨τοῖς⟩ ποθοῦσιν, :—
ἵνα λάβω τὸ ἀήττητον τρόπαιον.' :—

ιθ' 2[2] βασάνους] μᾶλλον add. P

κ' 4[1] αὐτὸς] αὐτοὺς P ‖ 6[1] ἀντώθει P: corr. | 6[2] ὑποχωρεῖτε μου P

κα' 1[1] ἡ om. P ‖ 2[1] ἀποδοχῆς μου P: corr. ‖ 7[2] τοῖς om. P

ιθ' An. *βραχέα τε τοῖς ὁμογνώμοσι τὴν ἀσέβειαν διασκεψάμενος τὴν τοῦ θανάτου ψῆφον ἐξήνεγκε κατ' αὐτοῦ· καὶ τὸν μὲν δήμιον μετὰ γυμνοῦ παρίστη τοῦ ξίφους* (269, 8 ff.)
Jo. *Καταμαθὼν οὖν ὁ θεομάχος ἡγεμὼν τὸ ἀμετάθετον τῆς . . . τοῦ μάρτυρος ἐνστάσεως μεταστῆναι μὲν τοῦτον ἐκέλευσε, συμβούλιον δὲ λαβὼν παρὰ τῶν ὁμοφρόνων αὐτοῦ τὴν κατ' αὐτοῦ θανατηφόρον ψῆφον ἐξήνεγκεν . . . καὶ τὸ τούτου σῶμα πυρὶ παραδοθῆναι* (296 unten)

ιθ' 6 Luc. 18, 6

κ' An. *τινὲς τῶν πάλαι συνήθων καὶ φίλων τῷ μάρτυρι προσελθόντες περιέπων αὐτόν, περιέβαλλον, περιεπτύσσοντο, ἐλιπάρουν, ἱκέτευον καὶ τὰ συμφέροντα δῆθεν παραινεῖν οἰόμενοι· Μὴ παρόψῃ, ἔλεγον, ὦ Μηνᾶ, καὶ συνήθων φιλίαν καὶ στρατείας ἐμφάνειαν . . . ὁ δὲ μάρτυς . . . τὰς αὐτῶν παραινέσεις ὑπεκδραμών· Παύσασθε, ἔφη* (268, 11 ff.)
Jo. *παντός τε τοῦ πλήθους τῆς πόλεως συνδεδραμηκότος ἐπὶ τὴν θεωρίαν τῆς τελειώσεως αὐτοῦ καὶ πολλῶν ὡς εἰκὸς ἀνιωμένων καὶ στυγναζόντων ἐπὶ τῇ κατ' αὐτοῦ ἀδικωτάτῃ δίκῃ* (297 oben). Die weitere Ausführung der Episode fehlt hier

κα' 3 Gen. 22, 2 ‖ 4 Dieselbe Antithese (woher?) ist auch von Basilios in seiner Rede auf die Vierzig Märtyrer verwendet: *Καυθήτω ὁ πούς, ἵνα διηνεκῶς μετ' ἀγγέλων χορεύῃ* (Migne, Patr. gr. 31, 517 B) ‖ 7 Vgl. Ps. 118, 2

κβ' „Σὺ τῶν ἐν θλίψει γενοῦ βοηθὸς   καὶ πλημμελοῦσι συγγνώμην δίδου·
ἐπίβλεψον ἐπὶ τὸν κόσμον   καὶ τοὺς πάντας ἐν πᾶσιν αὐτὸς περιποίησον·
τοὺς ἐν θαλάσσῃ ὄντας   σῶζε ἐκ τοῦ κινδύνου,   γαληνώτατε κύριε!"
τοιαῦτα εἰρηκὼς   ὑποθεὶς τὸν αὐχένα
5 λαβών τε τὴν σφαγὴν   ὑπ' ἀγγέλων ἐδέχθη   εὐφημούντων αὐτόν, ἐφ' οἷς ἤθλησε,
καὶ ἀποδέχεται τὸ στέφος νικητὴς   παρὰ Χριστοῦ τοῦ θεοῦ ἀναδειχθείς·
ἡ δὲ σὰρξ ἐχωνεύθη   τὸ δοκίμιον δηλοῦσα :—
τοῦ λαβόντος   τὸ ἀήττητον τρόπαιον. :—

2. Der hl. Tryphon.

1. Februar. Akrostichis: *Τοῦ ταπεινοῦ Ῥωμανοῦ.*
Ἦχος πλάγιος δ'. Prooemion: *Εἰ καὶ ἐν τάφῳ.* Strophen: *Τὸν πρὸ ἡλίου.*

Ἐκδαπανήσας   τὴν πλάνην τῇ πίστει σου
τὰ τῶν ἀγώνων   ἐτρύφησας ἔπαθλα
καὶ ἐδείχθης ὡς ἀληθῶς   Χριστοῦ ἐραστὴς
τῶν θαυμάτων τὴν χάριν   τῷ κόσμῳ δωρούμενος

κβ' 1[2] *δίδου* widerstrebt dem Metrum; etwa *νῦν δὸς* | 3[3] *γαληνώτατα* P | 6 Das Metrum könnte etwa also hergestellt werden: *καὶ δέχεται* (?) *τὸ στέφος νικητὴς παρὰ Χριστοῦ* (1 silbig?) *ἀναδειχθείς*

κβ' An. *ταῦτα εἰπὼν καὶ τὸ γόνυ κλίνας πρὸς τὴν διὰ τοῦ ξίφους ἐχώρει πληγήν· καὶ μετὰ τὴν πληγὴν δὲ τὸ ἱερὸν σῶμα τὸ πῦρ διεδέχετο. καὶ οὕτω τὸ τοῦ μάρτυρος μὲν φθαρτὸν διελύετο, ἡ ψυχὴ δὲ πρὸς τὴν μακαρίαν λῆξιν ὑπ' ἀγγέλων ἀνεκομίζετο* (270, 1 ff.)
Jo. *κλίνας τὸ γόνυ καὶ τὸν τίμιον ἐκτείνας τράχηλον ἀπετμήθη τὴν κεφαλήν . . . οἱ δὲ τῆς σφαγῆς αὐτουργοὶ . . . πυρὰν ἀνάψαντες . . . ἐν αὐτῇ τὸ σῶμα τοῦ μάρτυρος ἐνέβαλον* (298 oben)

κβ' 1 Ps. 45, 2

---

2. P fol. 184r—187r
D fol. 114r—116r. Nur Prooemion und Strophen *α'—γ'*

Überschrift: • *ΜΗΝῚ ΦΕΒΡΟΥΑΡΊΩ. Α'. ΚΟΝΤ 'ΕΙΣΤ 'ΑΓΙΟΝ μάρτυρα τρύφωνα: φέρον ἀκροστιχίδα τήνδε :— τοῦ ταπεινοῦ ῥωμανοῦ :— ἦχος πλάγιος δ' :— πρὸς τὸ εἰ καὶ ἐν τάφω κατῆλθες* :— P: ·:· *ΜΗ ΦΕΥΡΟΥΡΊΩ: Α': ΚΟΝΔΚ τοῦ ἁγίου μάρτυρος τρύφωνος: ἦχος πλάγιος δ'* (abgekürzt) :— *πρὸς τὸ εἰ καὶ ἐν τάφω κατῆλθες* :— D

Pro. 2 vor *τὰ τῶν* + *ἄλλα* D   3 vor *καὶ ἐδείχθης* + *καὶ ἄν* D   4 vor *τῶν θαυμάτων* + *γυνεξὶ* D

Die Grundlage bildete ein verschollenes Prosamartyrium. Eine verkürzte Redaktion desselben ed. Migne, Patr. gr. 114, 1311—1328. Aus diesem Texte (= Migne) werden im folgenden die wichtigsten Parallelstellen notiert: V. 2 zum Wortspiele mit dem Namen Tryphon vgl. Migne 1312 C: *Τρύφων ὁ τῆς ἀκηράτου θείας τρυφῆς ἐπώνυμος*

5 *καὶ δαιμόνων τὰ θράση ἀόπλως τροπούμενος,*
: ὅθεν ἐδέξω τὸν ἄφθαρτον στέφανον. :

α' ***Τ**ὴν τῶν ἀνθρώπων γενεὰν πᾶσαν Χριστὸς ἁγιάζων*
σὰρξ γέγονεν ἀτρέπτως καὶ ηὐξήθη ἐν κοιλίᾳ,
τεχθεὶς δὲ ἐκ μήτρας ὡς βρέφος ἐσπαργανώθη·
καὶ διὰ πάσης ἡλικίας ἦλθεν ὁ ὕψιστος,
5 *ἵνα καὶ πρὸ τόκου καὶ μετὰ τόκον*
πᾶσα ἡλικία χαίρῃ καὶ σκιρτᾷ ἐν Χριστῷ· καὶ τύπτῃ τὸν διάβολον.
πρῶτος μὲν ἤρξατο ὁ Ἰωάννης
κυοφορούμενος καὶ μὴ φαινόμενος
σκιρτᾶν καὶ χορεύειν ἐν ἀγαλλιάσει,
10 *ὅτι ἑώρα τὸ φῶς ἐν σκότει,*
καὶ βρέφη καὶ νεώτεροι καὶ γέροντες ἠγωνίζοντο
: ὡς προσδοκῶντες τὸν ἄφθαρτον στέφανον. :

β' ***Ὅ**θεν ὁρῶν ὁ δυσμενὴς τὰς ἑαυτοῦ παρατάξεις*
γενναίως ῥηγνυμένας καὶ εἰς ἔδαφος κειμένας
ἀεὶ ἐθρηνῴδει καὶ κλαίων ταῦτα ἐβόα·
Ὤρυξα βόθρον καὶ εἰς τοῦτον πρῶτος ἐνέπεσα·
5 *κρεῖττον γὰρ ὑπῆρχε μόνον με βλέπειν*
ἐν τῷ παραδείσῳ ὄντα τῆς τρυφῆς τὸν Ἀδὰμ ἢ πλῆθος ἀναρίθμητον·
τότε μὲν ἔχαιρον τοῦτον πλανήσας·
ἀλλὰ ὁ πόνος μου καὶ τὸ ἀδίκημα
ὑπέστρεψε τάχος ἐπὶ κορυφήν μου·
10 *εἰς ἐμπαιγμὸν γὰρ ἐδόθην πᾶσι·*
γελῶσι με τὰ νήπια ὡς ἄνανδρον καὶ νικῶσι με
: καὶ στεφανοῦνται τὸν ἄφθαρτον στέφανον.' :

---

5 vor *καὶ δαιμόνων* + *καὶ τοῖς σοῖς* D, d. h. in D sind hier wie in Strophe α' die Zeilenanfänge des Osterliedes, Pitra, An. S. 124 ff., zur Orientierung für den Sänger beigefügt und zwar im Prooemion vor, in der Strophe α' (hier wohl von zweiter Hand) über den entsprechenden Worten. Vgl. P. Maas, Byz. Metrik

α' Vor der Strophe: *πρὸς τὸ τὸν πρὸ ἡλίου ἥλιον* P | 1² über *πᾶσαν* + *δυναν* D | über *ἁγιάζων* + *ἐν^τ* (d. h. *ἐν τάφῳ*) D 2¹ über *σὰρξ* + *προε* (d. h. *προέφθασεν*) D | über *ἀτρέπτως* + *προς* D | 2² über *καὶ* + *ἐκζη* D | über *ἐν* + *ὡς* D u. s. w. (im folgenden sind diese Hirmusvermerke nicht mehr notiert) 5² *μετὰ τὸν τόκον* D | 6³ *τύπτειν* P | 10 *ὅτι ἑωρᾶτο φῶς τοῖς ἐν σκότει* P 12¹ *ὅθεν ἐδέξω* (irrtümlich vom Prooemion übernommen) D

β' 1² *παρατάξεις*] *πράξεις* P | 9¹ *ὑπέστρεψεν* D | 10² *ἐδώθη*, aber mit der Spur eines Striches über *η* (also doch wohl *ἐδώθην*) D | 12 wieder *ὅθεν ἐδέξω τὸν ἄφθαρτον στέφανον* D (s. oben)

Pro. 6 I Cor. 9, 25

α' 1 f. Joh. 1, 14 3 Luc. 2, 7 und 12 | 6—8 Luc. 1, 41 | 10 Vgl. Luc. 1, 79

β' 4 Ps. 7, 16 8 f. Ps. 7, 17 10 Vgl. Jerem. thren. 3, 14

β' 4 Zum Gedanken vgl. Erstes Lied auf die Vierzig Märtyrer (S. 17) Str. β' (P. Maas)

γ' **Ὑ**πὸ παιδίου διετοῦς   πρὸς τοὺς ἀγῶνας καλεῖται
    ὁ λέγων, ὅτι ‚Θήσω   μου τὸν θρόνον ἐπὶ ὕψους'
    διετὲς γὰρ βρέφος,   καθὼς διδάσκει ἡ βίβλος,
  ὁ μάρτυς Τρύφων,   ὅτε ἤρξατο ἀγωνίζεσθαι·
5   οὐδὲ γὰρ ἡ φύσις   τῆς ἀληθείας
    μέτρῳ ἡλικίας   χαίρει ἐν ἀνθρώποις ποτὲ   ἢ σώματος ἁδρότητι,
  μόνης δὲ   τέρπεται   τῆς ἐναρέτου
    ψυχῆς ἐν σώματι   φρονούσης ἅπαντα
  τὰ τῆς εὐσεβείας   καὶ ἐργαζομένης
10   δικαιοσύνην   μετὰ ἀνδρείας·
  τὸ κάλλος γὰρ τοῦ σώματος   μαραίνεται·   ὡραιότης δὲ
    |: ψυχῆς λαμβάνει   τὸν ἄφθαρτον στέφανον. :|

δ' **Τ**οῦτον δὲ μᾶλλον ὁ Χριστὸς   ὥσπερ τὸν Ἱερεμίαν
    ἡγίασεν ἐκ μήτρας   καὶ ηὐλόγησεν τεχθέντα·
    ἡ γὰρ μήτηρ τούτου   ὡς μισθωτός, οὐχ ὡς μήτηρ,
  χρόνον ὀλίγον   τὸν παῖδα γαλακτοτροφήσασα,
5   ὡς παραλαβοῦσα,   οὐχ ὡς τεκοῦσα,
    τοῦτον ἀπολύει,   ἵνα διατρέφῃ αὐτὸν   ἡ χάρις ἡ τοῦ πνεύματος·
  τοῦτο δὲ   πρόδηλον,   ὅτι παιδίον
    ὑπάρχων ἄωρον   εὐθὺς ἐξώρμησε
  τῆς ἐνεγκαμένης   καὶ οὐκ ἐκωλύθη
10   οὐδ' ἐζητήθη   ἐκ τῶν γονέων·
  ἡ πίστις καὶ ἐλπὶς αὐτὸν   ἐξέτρεφεν·   ἡ ἀγάπη δὲ
    |: θεοῦ λαμβάνει   τὸν ἄφθαρτον στέφανον. :|

ε' **Ἅ**παντας νῦν διεξελθεῖν   τοῦ ἀθλητοῦ τοὺς ἀγῶνας
    ἂν σπεύσω ἐν τῷ λόγῳ,   ἐπιλείψει με ὁ χρόνος·
    ὅμως τὰ πρῶτα εἴπω   καὶ τότε τὰ τελευταῖα.
  τοῦτον ἑώρα   ὁ πανοῦργος ὄφις καὶ δόλιος
5   σὺν ἡλικιώταις   παίζοντα τότε,
    ἄνω δὲ τὸ ὄμμα   ἔχοντα ἀεὶ πρὸς θεὸν   καὶ σπεύσας ἐπιφύεται·
  τούτου δὲ   πρῶτον μὲν   κατεψηλάφα
    σαφῶς τὴν δύναμιν·   οὐ γὰρ ἐτόλμησεν

γ' 1[2] *τελεῖται* D | 4[1] *ἦν ὁ μάρτυς* P, wodurch eine überschüssige Silbe in den Vers kommt; zur Ellipse von *ἦν* vgl. *ιγ'* 6[3] || 6[1] *μέτρον* D | 6[3] *ἀνδρειότητι* P: *ἁδρότητι* P* | 12[1] *ὅθεν ἐδέξω* D (s. o.)

δ' 10[1] *οὐδὲ ἐζητήθη* P: corr.

ε' 3[1] Eine Silbe zu viel (*πρῶτ' εἴπω?*) 5[1] *συνηλικιώτες* P | 12[1] : — *ἐν προ* : — P

γ' 2 Is. 14, 14

δ' 1 f. Jer. 1, 5

ε' 1—3 *Ἀλλὰ περὶ πάντων μὲν αὐτοῦ θαυμάτων ἄρτι διαλαβεῖν οὐ τοῦ παρόντος καιροῦ. Ἑνὸς δὲ μόνου μνησθεὶς καὶ δείξας ὥσπερ ἐξ ὀλίγου γεύματος τὸ πᾶν ἐπὶ τὴν μαρτυρίαν ἐκείνου τρέψομαι τὴν διήγησιν.* Migne 1313 A

εὐθὺς συμπλακῆναι· ἀλλ' ἀπὸ μακρόθεν
10 ἑστὼς λαμβάνει τὴν πεῖραν πᾶσαν
καὶ τύπτει τὸν ὁμήλικα ὡς ἄθλιον, ὡς οὐκ ἔχοντα
|: ἐν προ⟨σδοκίᾳ τὸν ἄφθαρτον στέφανον⟩. :|

ς' **Π**ρὸς ἑαυτὸν ὁ δολερός· Ῥάδιον ἔστι βαδίζειν,
φησὶ γάρ, κατὰ τάξιν πρὸς τὸ σκάμμα τοῦ παιδίου·
ἂν ἴδῃ με οὗτος τοῖς ἄλλοις ἐπιφυέντα,
πάντως φοβεῖται· ὁ δὲ φόβος ἔλεγχος γίνεται·
5 πλήξας οὖν τὸν ἄλλον νῦν θεωρήσω
Τρύφωνος τὴν ὄψιν· γνώσομαι ἐντεῦθεν σαφῶς τῆς γνώμης τὴν στερρότητα·
ἐὰν γὰρ φεύξεται ὡς δειλιάσας,
καὶ ἐπελεύσομαι καὶ συμπλακήσομαι,
πρὶν ἀνδρειωθῆναι, ἵνα περικόψω
10 τὴν προθυμίαν καὶ τὰς δυνάμεις·
ἐὰν δὲ κατεπέλθῃ μοι, φυλάξομαι καὶ βουλεύσομαι,
|: ἵνα μὴ λάβῃ τὸν ἄφθαρτον στέφανον.' :|

ζ' **Ἰ**σχὺν οὖν δείξας κραταιὰν ἐκ τῆς ἰδίας πατρίδος
ὁ ἅγιος διώξας τὸν ἐχθρὸν καὶ λυμεῶνα
διέτης ὑπάρχων ἐπεξενώθη τοῖς ἄλλοις
ἅπαντα τόπον ἁγιάζων, οὗ παρεγένετο,
5 ἔχων ἐξουσίαν κατὰ δαιμόνων,
ὥσπερ πολεμίους τούτους τραυματίζων ἀεὶ τοῖς ὅπλοις τοῖς τοῦ πνεύματος·
ἔφευγον δαίμονες τοῦτον ὁρῶντες
ἢ καὶ ἀκούοντες παραγινόμενον·
ἐκ τόπου εἰς τόπον ὑπαναχωροῦντες
10 βουλὴν ποιοῦνται πανοῦργον πάντες,
ἵνα δόγμα κινήσωσι καὶ θάνατον ἐπενέγκωσι
|: τῷ προσδοκῶντι τὸν ἄφθαρτον στέφανον. :|

η' **Ν**ῖκος λαβὼν κατὰ ἐχθρῶν ὁ ἀθλητὴς ὁ γενναῖος
ἐκ τόπων ἀπελαύνων καὶ ἀνθρώπους τοὺς ἀδίκους
ἰᾶται πρὸς τούτοις καὶ μαλακίας καὶ νόσους·
καὶ εἴ τις θέλει τὰ τοῦ μάρτυρος γνῶναι θαύματα,
5 δύναται μανθάνειν ἀπὸ τῆς βίβλου·
πάνυ δὲ ὀλίγων θέλω μνημονεῦσαι ἐγὼ πρὸς ἔπαινον τοῦ μάρτυρος·
τύραννοι ἄνομοι τότε Ῥωμαίων
κατεκυρίευον καὶ ἐβασίλευον

ς' 1² ἔστι (so) P
η' 6¹ ὀλίγων] ὁ λέγων P: corr.

ζ' 5—8 δαιμόνων ἅπαν τὸ φῦλον ὀνόματι μόνον Τρύφωνος ἐδραπέτευον Migne 1313 A
η' 3 καὶ διὰ τοῦτο ποικίλαι τε νόσοι σωμάτων . . . . (ἐδραπέτευον) Migne 1313 A
η' 10 Vgl. Ps. 113, 13 f. 11 Röm. 1, 25

εἰδώλοις ματαίοις ἀεὶ προσκυνοῦντες,
10 κωφοῖς, ἀλόγοις καὶ ἀναισθήτοις·
τῇ κτίσει μὲν ἐδούλευσαν, τὸν κτίστην δὲ ἀπηρνήσαντο,
|: τὸν χορηγοῦντα τὸν ἄφθαρτον στέφανον. :|

θ' **Ὁ** διωγμὸς κατὰ Χριστοῦ καὶ τῶν αὐτῷ προσκυνούντων
ἐκράτει κατὰ πάσης τῆς Ῥωμαίων βασιλείας·
ἐχθροὶ μὲν οὖν ταῦτα ἐσκεύαζον τοῖς ἁγίοις,
ἀλλὰ ὁ μάρτυς ἐν σοφίᾳ περιεγένετο
5 περιεσφιγμένος, ἐστηριγμένος
καὶ ἠσφαλισμένος πίστει πρὸς Χριστὸν τὸν θεόν, τὸν πάντων βασιλεύοντα·
ἄρχοντας ἔπεισε σέβειν τὸ δόγμα,
καὶ ἐσφραγίσθησαν καὶ ἐφωτίσθησαν
μισήσαντες πᾶσαν τὴν τῶν ἀνοήτων
10 καὶ ἀναισθήτων εἰδώλων πλάνην·
διὸ καὶ ἐκομίσατο σὺν ἅπασι τοῖς προσήκουσιν
|: ἐκ τοῦ σωτῆρος τὸν ἄφθαρτον στέφανον. :|

ι' **Ὑ**περασπίζων ὡς θεῶν Γορδιανὸς τῶν δαιμόνων,
ὁ ἄναξ τῶν Ῥωμαίων, τῆς τούτων πειρᾶται βλάβης·
τοιούτοις γὰρ δώροις ἀμείβονται τοὺς ἰδίους·
καὶ γάρ τις δαίμων προσκυνούμενος ἐκ τοῦ ἄνακτος
5 ἀντ' εὐεργεσίας καὶ τῆς θυσίας
τὴν τοῦ βασιλέως τύπτει θυγατέρα σφοδρῶς βασάνοις καὶ κολάσεσιν·
αὕτη μὲν ἔμενεν ἀντὶ παστάδων
δεινῶς ἀφρίζουσα καὶ καταπίπτουσα·
ἀντὶ δὲ μνηστῆρος τῷ ὀλετηρίῳ
10 προσδεδεμένη ἐχθρῷ ἀσπόνδῳ·
σπουδαίως οὖν ἐζητεῖτο ὁ ἅγιος, ἵν' ἰάσηται
|: καὶ προξενήσῃ τὸν ἄφθαρτον στέφανον. :|

ια' **Ῥ**ύσεως χάριν ἐν σπουδῇ δόγματα τοῦ βασιλέως,
προστάγματα ἐπάρχων καὶ ὑπάτων κατεπέμφθη
κατὰ πᾶσαν πόλιν καὶ χώραν τῆς πολιτείας
ἀνερευνᾶσθαι τὸν ζητούμενον καὶ ἐκπέμπεσθαι
5 ἐπὶ τὴν Ῥωμαίων πόλιν συντόμως·
ὅθεν καὶ ἡ χάρις ἔδειξε σπουδαίως αὐτόν, ἐν Ῥώμῃ δὲ ἐξέπεμψεν·
ὅτε οὖν ἅπαντα ταῦτα ἐπράχθη,
ἡ παῖς ὑγίανεν, αὐτὸς δ' ὑπέστρεψε

θ' 4² περιεγίνετο korr. aus περιεγένετο P
ια' 2² κατεπέμφη P | 8² δὲ ὑπέστρεψε P: corr.

ι' 1—11 Vgl. Migne 1313 A—C
ια' 1—11 Vgl. Migne 1313 D—1317 B. Zu V. 9 ἐπὶ τὴν Φρυγίαν vgl. Migne 1312 C: ὁ γῆς μὲν τὸ πρῶτον ἀνεδόθη Φρυγῶν und 1313 D: ἐπεὶ δὲ καὶ μέχρι Φρυγίας ἡ ζήτησις ἦν; dazu 1317 B

καὶ πάλιν εὐθέως ἐπὶ τὴν Φρυγίαν·
10 ὁ διωγμὸς δὲ οὐκ ἐκινεῖτο·
ὁ ἄναξ γὰρ ᾐσχύνετο τὸν δίκαιον καὶ ἐτίμησεν
|: ὡς προσδοκῶντα τὸν ἄφθαρτον στέφανον. :|

ιβ' Ὡς δὲ ἐξῆλθεν ὁ τερπνὸς ἐκ τῆς ἰδίας πατρίδος,
ἐτῶν ὑπῆρχε δύο ὁ γενναῖος, καθὼς εἶπον·
δεκαπέντε ἔτη θαυματουργῶν διετέλει·
ὅτε δὲ ἦλθεν ἐν τῇ Ῥώμῃ ἐκ τοῦ θεσπίσματος,
5 δέκα καὶ ἑπτὰ μὲν ἔφερε χρόνους,
ἀλλὰ ὑποστρέψας ἦν προσκαρτερῶν τῷ Χριστῷ εὐχαῖς καὶ ταῖς δεήσεσι.
δέχεται Φίλιππος τὴν βασιλείαν
τοῦ πρώτου ἄνακτος ἀποβιώσαντος·
καὶ οὗτος δὲ πάλιν μετὰ δεκαπέντε
10 ἀπῆλθε χρόνους ἐκ τῶν πραγμάτων·
παρέλαβε δὲ Δέκιος τὰ πράγματα καὶ ἐπέθετο
|: τοῖς προσδοκῶσι τὸν ἄφθαρτον στέφανον. :|

ιγ' Μετ' ἀπειλῆς οὖν φοβερᾶς ἀνανεοῦται τὸ δόγμα
ὑπὸ τοῦ βασιλέως ἐκπεμφθὲν τῇ οἰκουμένῃ·
αὐτὸς μὲν ὁ ἄναξ ὁ ἀσεβὴς ἐν τῇ Ῥώμῃ
πλείστας ἐποίει σπονδὰς κατὰ τὸ Καπετώλιον·
5 πᾶσαι δὲ αἱ πόλεις, ἅμα καὶ χῶραι
πάσης ἐπληροῦντο κνίσης καὶ καπνοῦ θυσιῶν καὶ πάνδημος ἀπώλεια·
τότε ἦν θόρυβος τῶν βακχευμάτων·
ἐκεῖ σκιρτήματα αἰσχρά τε ᾄσματα
καὶ ἡ ματαιότης ἐκεῖ τῶν κροτάλων
10 ἀῤῥένων ἅμα καὶ τῶν θηλείων·
τιμῶντες γὰρ τοὺς δαίμονας ἑώρταζον ἀποκτέννοντες
|: τοὺς προσδοκῶντας τὸν ἄφθαρτον στέφανον. :|

ιδ' Ἀλλὰ ἰδόντες οἱ πιστοὶ τῆς ἀσεβείας τὴν πλάνην
ἀπέφευγον τὰς πόλεις καὶ κατῴκουν ἐν ἐρήμοις·
ἐθνάρχαι δὲ τούτους καὶ ἄρχοντες ἀνηρεύνων
καὶ πικροτάτοις βασανιστηρίοις ὑπέβαλλον·
5 ἐν μὲν οὖν τῇ Ῥώμῃ ἀντὶ ὑδάτων
αἵματος πληροῦται ἐκ τῶν ἀθλοφόρων Χριστοῦ Τιβέριος, ὡς γέγραπται·

ιγ' 11[3] ἀποκτέννοντες] so P; vielleicht nicht als die bei unserem Verfasser doch sehr auffällige äolische Form zu fassen, sondern als vulgäres ἀποκτένω wie σπέρω (σπέρνω) aus σπείρω (vgl. oben S. 4 ϑ' 1)

ιδ' 1 Ἀλλ' ἰδόντες P

ιβ' 5 ἔτος δὲ ἦν αὐτῷ τότε τῆς ἡλικίας ἑπτακαιδέκατον Migne 1316 A ‖ 7 und 11 Migne 1317 B

ιβ' 6 Vgl. I Tim. 5, 5

ιγ' Vgl. Migne 1317 CD (ohne Übereinstimmung der Details)

κίνδυνοι, βάσανοι ἁπανταχόσε·
οἱ μὲν ἐξέοντο, οἱ δὲ ἐκαίοντο,
καὶ ἄλλοι θηρίοις καὶ ξίφεσιν ἄλλοι,
10 καὶ ἦν ποικίλων βασάνων τρόπος·
καὶ Τρύφων δὲ ὁ ἅγιος συνείχετο καὶ ἐδέδετο
: ὡς προσδοκήσας τὸν ἄφθαρτον στέφανον. :|

ιε′ **Νήφων** ὁ δέσμιος Χριστοῦ ἐν τῇ Νικαίᾳ ἐπέστη
καὶ ἔστη πρὸ τοῦ θρόνου Ἀκυλίνου τοῦ ἐπάρχου,
καὶ τῶν δορυφόρων τὸν φόβον οὐ κατεπλάγη·
ὁ δικαστὴς οὖν τοῦτον ποτὲ μὲν ἐκολάκευεν·
5 πάλιν δὲ ἠπείλει πῦρ καὶ βασάνους·
ὅθεν μὴ πεισθέντι κόλασιν προσφέρει φρικτήν, ποικίλην καὶ διάφορον·
βλέπων δὲ ἔχοντα εὔτονον γνώμην
καὶ ὑποφέροντα ἑκάστην βάσανον
ἠρώτα θαυμάζων, τί ἄρα ἐλπίζει
10 ὑπὲρ τῶν πόνων ὁ ἀθλοφόρος
ἢ τίνα μετὰ θάνατον κομίσεται ἀνταπόδοσιν
: ὡς προσδοκήσας τὸν ἄφθαρτον στέφανον. :|

ις′ **Ὁ** δικαστὴς οὖν ἐν σπουδῇ ἔλεγεν τότε πρὸς τοῦτον·
‚Τὴν φρόνησίν σου οἶδα· οἴκτειρον τὴν ἡλικίαν·
διὸ συμβουλεύω, ἵνα προσέλθῃς καὶ θύσῃς
τοῖς ἀθανάτοις καὶ δουλεύσῃς τῷ αὐτοκράτορι·
5 ἐὰν δὲ οὐ βούλῃ, ὄμοσον μόνον
Δία, τὸν τοῦ Κρόνου, ἵνα τιμηθεὶς παρ᾽ ἡμῶν κερδάνῃς καὶ τὸν θάνατον·
ἐὰν δὲ ἄτοπον κρίνῃς καὶ τοῦτο,
ἐλθέ, προσκύνησον, σπονδὰς προσάγαγε
τῇ τοῦ βασιλέως εἰκόνι τῇ λαΐνῃ·
10 ἐὰν γὰρ ταῦτα μὴ σπεύσῃς πρᾶξαι,
μετὰ τὸ τιμωρήσασθαι τῷ ξίφει σε παραδίδωμι
: τὸν προσδοκῶντα τὸν ἄφθαρτον στέφανον.' :|

ιζ′ **Ὑγιαινόντων** λογισμῶν ἐστι τὸ διανοεῖσθαι
τὰ κρείττω ἐν τῷ βίῳ καὶ λογίζεσθαι τὸ δέον·
ἐνθυμήθητι οὖν, ὅτι Χριστός, ὅνπερ σέβῃ,
οὐκ ἠδυνήθη ἐξελέσθαι σε, ὥσπερ ἤλπισας,

ιε′ 12 om. P
ις′ 6[1] *δία* auf Rasur P | 6[3] *κερδανεῖς* P: corr. 9[2] *τῇ λαίνῃ* auf Rasur P

ιε′ 1—3 *Ἀκυλίνῳ δὲ τότε κατὰ Νίκαιαν αἱ διατριβαὶ ἦσαν . . . . καὶ τῆς περὶ αὐτὸν πάσης δορυφορίας . . . παραστάσης* Migne 1320 A | 4—12 Vgl. Migne 1320 C—1321 A
ιε′ 1 II Tim. 1, 8; Philem. 1, 9
ις′ 6 *Πρὸς ταῦτα ὑπολαβὼν ὁ ἔπαρχος· Ὁ οὐράνιος βασιλεύς, εἶπεν, οὐκ ἄλλος ἢ ὁ μέγας Ζεὺς ἐστιν, ὁ Κρόνου καὶ Ῥέας υἱὸς* Migne 1321 B | 9 *προσκύνησον τῇ εἰκόνι Καίσαρος* Migne 1325 C

5 ἀπὸ τῶν χειρῶν μου ἢ τῶν βασάνων·
ἐὰν γὰρ ὑπῆρχεν οὗτος, ὥσπερ λέγεις, θεός, ἠδύνατό σε ῥύσασθαι·
δεῦρο οὖν, ἄρνησαι τοῦτον σπουδαίως·
οὐδὲ γὰρ δύναται οὔτε λυτρώσασθαι
οὔτε παρασχεῖν σοι οὐδὲν ἐπαξίως
10 ὑπὲρ τῶν πόνων, ὧν ὑπομένεις·
μηδεὶς οὖν ἀπατήσῃ σε· οὐκ ἔχει γὰρ οὐδὲ δίδωσιν
: τοῖς προσδοκῶσι τὸν ἄφθαρτον στέφανον.' :

3. Die hll. Vierzig Märtyrer.

Erstes Lied.

9. März. Akrostichis: Τοῦ κύρου Ῥωμανοῦ ἔπη.

Ἦχος α'. Prooemion I: Ἰδιόμελον. Prooemion II: Χορὸς ἀγγελικός. Strophen: Τὸ φοβερόν σου.

I Τὸ ξίφος τὸ ὑγρὸν οὐκ ἐπτοήθητε
θαῤῥοῦντες εἰς τὸ πῦρ τὸ τῆς θεότητος,
ὃ ἐνεδύσασθε, ἅγιοι μάρτυρες·
πρὸς παγετὸν γὰρ καὶ κρύος παραταξάμενοι
5 καὶ τὰς ἐξ ὕψους ἀκτῖνας ὑποδεξάμενοι
στεφάνων ἐτύχετε.

II Τὰ ὅπλα τῆς σαρκὸς ἀποῤῥίψαντες πάντα
εἰσήλθετε γυμνοὶ εἰς τὸ μέσον τῆς λίμνης
τῷ κρύει σφιγγόμενοι καὶ τῇ πίστει θαλπόμενοι·
διελθόντες δὲ διὰ πυρός, ἀθλοφόροι,
5 καὶ τοῦ ὕδατος παρὰ θεοῦ ἐπαξίως στεφάνων ἐτύχετε.

ιζ' 6² οὗτος] schwerlich οὕτως zu schreiben

---

3. P fol. 200ᵛ—203ʳ
V fol. 80ᵛ—81ʳ. Nur Prooemion I und Strophen α'—β'. Die Prooemien, auch die Fassung in V, ed. P. Maas, B. Z. XVI (1907) 582 f.

Überschrift: Am oberen Rande: μηνὶ μαρτίῳ: θ' : — Vor dem Liede: κοντάκιον τῶν ἁγίων μ' μαρτύρων: φέρον ἀκροστιχίδα τήνδε : — τοῦ κύρου ῥωμανοῦ ἔπη : — ἦχος πρῶτος. (am Rande noch einmal: ἦχος α') ἰδιόμελον : — P: Μηνὶ μαρτίῳ θ': τῶν ἁγίων μ' μαρτύρων: κονδάκιον. ἦχος α': πρὸς τὸ χορὸς V

Prooemion I 3¹ ὃ] ὧ P In V lautet das Prooemion also: Τὸ ξίφος τὸ ὑγρὸν μὴ πτοούμενοι ἅγιοι. ἐν λήμνῃ κρυερᾷ. ἐμβληθέντες προθύμως. γενναίως ὑπεμήνατε τῶν τυράννων τὰς μάστιγας. νῦν ἀγάλλονται. τῶν οὐρανῶν αἱ δυνάμεις. τέρπει (so) χαίρεται. καὶ τῶν ἀνθρώπων τὸ γένος. ὅτι στεφάνων ἐτύχετε

Prooemion II steht nur in P und zwar fol. 203ʳ in Majuskeln nach der letzten Strophe des Liedes; dazu am Rande die Notiz: ἄλλο κοντάκιον πρὸς τὸ χορὸς ἀγγελικός. Vgl. die Tafel am Schlusse der Abhandlung

---

Über die Grundlage der Erzählung vgl. das zweite Kapitel 1 2

α' **Τοῦ** Ἰησοῦ τὰ παθήματα   καὶ τὰ θαύματα   κατιδόντες οἱ μάρτυρες   καὶ τὸν ἑκούσιον θάνατον
  σπεύδουσιν παθόντα   ἀνταμείψασθαι πάθεσι   καὶ θανάτῳ τὸν θάνατον·
 ‚Εἰ γὰρ ἔπαθε, λέγοντες,   ὁ ὢν ἀνεύθυνος,   πόσῳ μᾶλλον ὑπεύθυνοι·
  εἰ ἁμαρτίαν ὁ μὴ ποιήσας   θελήσει ἐσταυρώθη,
5 πάθωμεν ἡμεῖς προθύμως   συλληφθέντες ἀνομίαις.'
 ταῦτα καὶ τοιαῦτα   λέγοντες εἰκότως   τυράννων κατεπέβητε·
  βασάνους μὴ πτήξαντες,   εἰς τέλος ἐμμένοντες | στεφάνων ἐτύχετε.

β' **Ὅλον** τὸν βίον ἡγούμενοι   ματαιότητα   καὶ ὡς ὄναρ παράγοντα,   φθαρτὸν δμοῦ καὶ φιλόφθορον
  τῶν ἀεὶ μενόντων   ἐγενήθητε ἔμποροι   ζῆν θανάτῳ πορίσαντες.
 τὸ γὰρ σκῆνος ὡς σκάφος   ὑμῶν λογισάμενοι   ζάλην κόσμου ἐφύγετε,
  πνοὰς ἀνέμων μὴ πτοηθέντες,   τῷ πνεύματι θαρροῦντες·
5 τὸν βυθὸν δὲ ἀφριῶντα   ἐγελάσατε περῶντες
 καὶ τὸν μαργαρίτην   οὐκ ἐν τῇ ἀβύσσῳ   ἐφεύρατε, πανάγιοι·
  ἀλλ' ἄνω πετάσαντες   τὸν νοῦν σὺν τοῖς ὄμμασι | στεφάνων ἐτύχετε. |

γ' **Ὕβριν** ὑμῖν ὁ πολέμιος   ὑπελάμβανεν   τὰ δεσμὰ καὶ τὴν φρούρησιν   καὶ ἀτιμίαν τὰς μάστιγας·
  ὤφθη δὲ ἡ ὕβρις   αὖχος δόξαν προσφέρουσα   καὶ ὁ πόνος τὸν ἔπαινον.
 αἱ ἀλύσεις γὰρ λύσιν   ὑμῖν προεξένησαν   καὶ στεφάνους αἱ βάσανοι.
  ἐμαστιγώθητε μὴ σφαλέντες,   ἀλλ' ὡς Χριστὸν ποθοῦντες
5 τὸν μηδὲν ἠδικηκότα   καὶ βουλήματι θανόντα.
 τοῦτον θεωροῦντες   καλῶς προεστῶτα   τῶν ἄθλων ὡς πολύαθλοι
  τῇ πάλῃ ἐπέβητε   καὶ τὸν ἐχθρὸν ῥήξαντες | στεφάνων ἐτύχετε. |

δ' **Καύσας** ὑμᾶς διεσκόρπισεν   ὁ πολέμιος,   ἀπολλύειν οἰόμενος   γαῖαν καὶ θάλασσαν ἔπλησεν·
  ὅθεν ὁ συλλέξας   τὰ ὀστᾶ ὑμῶν εὕρηκεν   εὐρωστίαν καὶ ἴασιν.
 ὁ γὰρ πίστει κτησάμενος   ὑμῶν ἓν λείψανον   ἑαυτῷ πάντα κέκτηται.
  λιμὸν καὶ δίψαν οὐχ ὑπομένει,   οὐ γύμνωσιν ὑφίσταται,

α' 1^{1} *Τοῦ χριστοῦ* V | 1^{2} om. V | 1^{3} *καθηδότες* (*καθ* auf Rasur) *οἱ ἅγιοι* V | *οἱ μάρτυρες*] *γρ οἱ ἅγιοι* P' | 2^{1} *παθῆναι* V | 2^{2} *πάθεσι*] *ανθεσιν* V || 3^{1} *ἡ γὰρ ἔπαθεν ἔλεγων* V | 3^{2} *ὢν*] *καὶ* add. V | 3^{3} *οἱ ὑπεύθυνοι* P: *οἱ* delevi | 6^{1} *καὶ τὰ τοιαῦτα* V | 6^{3} *γρ κατεπέβησαν* P': *ἐνεπέβητε* V 7^{2} *ἐμμείναντες* V

β' 1^{1} *ἡγήσασθε* V | 1^{2} *μάταιον* V | 2^{3} *ζῆν*] *ζωὴν* P: *ζεῖν* (auf Rasur) V | *πορίσαντες*] *προκρίναντες* V | 4^{2} *οὐκ ἐπτοῆσθε* (*πτ* auf Rasur) V || 5^{1} *ἀφριῶντα*] *ἀφορῶντες* V | 7^{1} *ἀναπετάσαντες* V | 7^{2} *σὺν τοῖς ὄμμασιν* V: *σὺν τοῖς σώμασι* P (vgl. Romanos bei Pitra, An. S. 149 oben. Auch S. 131 ιγ'. Krumb. Stud. S. 115 V. 25 (CV). Maas)

γ' 3^{2} *προσεξένισαν* P | 7^{2} *καὶ ῥήξαντες τὸν ἐχθρὸν* P

δ' 3^{2} *ἕνα* P: correxi | 3^{3} *πάντας* P: correxi

α' 1^{4} *τὸν ἑκούσιον θάνατον*: ebenso in einem Liede auf den hl. Terentios, das Pitra dem Romanos zuteilt, an derselben Strophenstelle desselben Metrums. Pitra, An. S. 604 β'. Maas. || 3^{2-3} Vgl. Pitra, An. S. 456 δ'. Maas

β' 1^{1} Vgl. Eccles. 1, 2 || 1^{3} Vgl. Job 20, 8

5 ἀλλ' ἐκ πάντων τῶν λυπούντων ταῖς εὐχαῖς ὑμῶν ἐκφεύγει
καὶ τῶν πολεμίων λόγον οὐ ποιεῖται μαθών, ὅτι τὸν τύραννον
ὑμεῖς ἐνικήσατε· εἰς γῆν τοῦτον ῥίψαντες | στεφάνων ἐτύχετε. |

ε' Ὕψους αὐτὸν κατεβάλετε οὐ κρατήματι, ἀλλὰ ῥήματι, ἅγιοι, ‚Χριστιανοί ἐσμεν', λέξαντες·
ἤκουσε τοῦ λόγου καὶ τοῦ θρόνου κατήνεκται καὶ τὸ κράτος ἀπώλεσε·
καὶ ὁ πρότερον ἄνωθεν πεσὼν ὀλέθριος κάτω ἕρπει ὁ ἄθλιος.
τῆς γῆς καυχώμενος κυριεύειν, ποῦ στῆναι οὐχ εὑρίσκει·
5 ὁ θρασὺς κατὰ τῶν πρᾴων τούτους πρᾴως κολακεύει.
ὧν ἔτεμεν κάρας, τούτων ὑπὸ πόδας καὶ κεῖται καὶ νενίκηται·
παλάμην ἀπέτεινε καὶ κράζει πατούμενος· | ‚Στεφάνων ἐτύχετε.' |

ς' Ῥίψας τὸ βέλος ὁ δόλιος πάλαι ἔτρωσεν τὸν Ἀδὰμ καὶ ἐνέκρωσε καὶ ἀσθενῆ ἀπειργάσατο·
νῦν δὲ τῶν γενναίων κἂν ἐπάταξε σώματα, τὰς ψυχὰς οὐκ ἀπέκτεινεν.
τὸν πρωτόπλαστον ῥήμασι πεσεῖν ὑπέπεισε, τούτους δὲ οὔτε πράγμασιν·
ἐκείνῳ βασκαίνων ὑπισχνεῖτο καὶ τούτοις ἐπηγγέλλετο,
5 τῷ Ἀδὰμ θεοποιΐαν καὶ τοῖς μάρτυσιν ἀξίαν.
ἃ οὐκ ἔχει, παρέχει, ὧν οὐκ ἐξουσιάζει, δωρεῖσθαι ὑποτίθεται·
διὸ τὴν βουλὴν αὐτοῦ σκεδάσαντες, ἅγιοι, | στεφάνων ἐτύχετε. |

ζ' Οὕτως τὸν Κάϊν ἠρέθισεν ὁ πολέμιος ἀνελεῖν τὸν συναίμονα λέγων αὐτῷ, ὅτι γίνεται
μόνος γῆς κληροῦχος μετὰ θάνατον τοῦ Ἄβελ· καὶ πιστεύσας ἐφόνευσε.
τὸν Ἀδὰμ καὶ τὸν Κάϊν πλανήσας ὁ δόλιος τοὺς ἁγίους οὐκ ἔλαθε·
δεικνὺς ἀξίαν καὶ τιμωρίαν ἐγνώσθη ὁ πανοῦργος,
5 ὅτι πρῶτον κολακεύει καὶ μετέπειτα κολάζει.
τούτου τὰς παγίδας γνόντες, ἀθλοφόροι, ἐφύγετε τὰ θήρατρα·
Χριστοῦ δὲ τοῖς ῥήμασι καλῶς ἀγρευόμενοι | στεφάνων ἐτύχετε. |

η' Ὕμνησεν πᾶσα ἡ ἤπειρος καὶ ἡ θάλασσα Σολομῶντος τὴν σύνεσιν· ἀλλ' ὁ πανοῦργος διάβολος
ἤμβλυνε τὰς φρένας τοῦ σοφοῦ διὰ λαγνείας, καὶ εἰδώλοις ἐσπείσατο·
ἀλλ' ἐκεῖ δυναστεύσας ἐνταῦθα ἠσθένησε· τότ' ἰσχύσας νῦν δ' ἔπεσε·
τὸν Σολομῶντα ὡς ῥαθυμοῦντα κατέσχεν ὑπουργοῦντα·
5 τοὺς ἁγίους δὲ ἐφεῦρε φροντιστὰς τῆς εὐσεβείας·
ἄνακτα δουλώσας, δυνάστας πατήσας πτωχῶν ποσὶ πεπάτηται.
πτωχεύει ἀεὶ πτωχός· ὑμεῖς δὲ ὡς πλούσιοι | στεφάνων ἐτύχετε. |

ς' 2[3] τὴν ψυχήν, darüber ας ας P | 4[1] ἐκεῖνον P: correxi | 6[1] Eine Silbe zu viel | 7[2] ἅγιοι] γρ ἅπασαν P[c]

η' 3[3] τότε ἰσχύσας νῦν δὲ P | 7[1] ὡς ἀεὶ P: ὡς delevi

ς' 3[1] Vgl. I Tim. 2, 13 | 5[1] Gen. 3, 5

ζ' 2[3] Gen. 4, 8

η' 1[3] Vgl. II Paral. 9, 3 ff. | 2 III Reg. 11, 4 ff.

ϑ' **Ῥ**έπειν τοὺς πάντας ἐδίδαξεν   πρὸς τὰ εἴδωλα,   βασιλεῖς τε καὶ ἄρχοντας,   γῆς τὴν εὐπρέπειαν ἤμβλυνεν,
οὐρανοῦ δὲ κάλλος   ἐκμολύνων ἠμαύρωσεν   ἐκ καπνοῦ θυσιῶν αὐτοῦ·
διὰ τοῦτο ὁ ὕψιστος   ὕψους διέκυψεν   γῆν ἰδεῖν τὴν αἱμόφυρτον·
ὁ γεννηθεὶς ἄνω πρὸ αἰώνων   ἀρχὴν λαμβάνει κάτω
5 ἐκ τοῦ πατρὸς μὲν ἀχρόνως,   ἐκ δὲ τῆς μητρὸς ἀφθόρως.
τούτου τὴν ἀγάπην   τὴν πρὸς τοὺς ἀνθρώπους   μαθόντες οἱ πανάγιοι
σφαγῆναι ἠρίσαντο·   Χριστῷ ζῆν ποθήσαντες | στεφάνων ἐτύχετε. |

ι' **Ὤ**λοντο πάντα τὰ εἴδωλα   καὶ ἀπώλοντο   τοῦ Χριστοῦ ἐνδημήσαντος·   θάμβος κρατεῖ τὸν διάβολον·
δρᾶσαι οὐκ ἰσχύει,   ἃ σκεπτόμενος ηὕρισκε·   τὴν γὰρ δύναμιν λέλυται.
καὶ ⟨— ⏑⟩ συνταράττεται   καὶ τεταπείνωται   καὶ εἰς χάος λελόγισται.
διπλοῦς αὐτῷ ⟨⏑ ⏑⟩ ἐστι φόβος   Χριστοῦ καὶ τῶν ἁγίων·
5 τὸν Χριστὸν ἀκούων φρίττει   καὶ τοὺς μάρτυρας πτοεῖται.
τοῦ σταυροῦ τὸ ξύλον   βλέψαι οὐκ ἰσχύει,   μαρτύρων δὲ τὰ μνήματα
πτοεῖται θεώμενος   καὶ κράζει πατούμενος· | ‚Στεφάνων ἐτύχετε.' |

ια' **Μ**άτην φασὶν οἱ ἀνόητοι,   ὡς τὰ μέλλοντα   προγινώσκει διάβολος·   μάτην πλανᾶσαι, ὦ ἄνθρωπε·
ὅτι γὰρ οὐκ οἶδεν,   διδαξάτω σε τὸ πέρας   καὶ τῶν ἔργων ἡ ἔκβασις.
εἰ ἠπίστατο, ὅτι   ζωὴν μετὰ θάνατον   κομιοῦνται οἱ ἅγιοι,
οὐκ ἐθανάτου τοὺς ἀθλοφόρους,   ἵνα ζωῆς μὴ τύχωσιν.
5 εἰ συνῆκεν, ὅτι ὄντως   εἰς παράδεισον χωροῦσιν,
οὐκ ἔσφαζε τούτους·   παντὶ γὰρ σπουδάζει   κεκλεῖσθαι τὸν παράδεισον.
διὸ τὴν βουλὴν αὐτοῦ   νικήσαντες, μάρτυρες, | στεφάνων ἐτύχετε. |

ιβ' **Ἆ**ρα ποῖον αἱρετώτερον   τῷ Βελίαρ ἦν,   θεωρεῖν τὸν πρωτόπλαστον   μόνον οἰκοῦντα παράδεισον,
ἢ γὰρ ὅτι βλέπει   πλῆθος νῦν τῶν πιστευόντων;   ἀλλ' οὐκ ᾔδει τὰ μέλλοντα·
αἱρετώτερον ἦν αὐτῷ   Ἀδὰμ βλέπειν ἔντιμον   ἢ λῃστὴν βλέπειν ἔνδοξον·
ἡδὺς αὐτῷ Κάϊν μὴ φονεύσας   ἢ ὁ τελώνης νήψας·
5 Σολομῶντα οὐκ ἐζήτει,   τὴν δὲ πόρνην ἐπεπόθει·
πῶς ταῦτα οὐκ ἔγνω,   εἰ πάντα γινώσκει;   πῶς ἔλαθεν τὸν δόλιον,
ὅτι ἐκ τοῦ Ἀδὰμ γίνεται   † πιστοὺς προσκυνεῖν βοῶν· | ‚Στεφάνων ἐτύχετε;' |

ϑ' 2^3 *τῶν θυσιῶν* P: *τῶν* delevi: *τῶν θυσίων αὐτοῦ* Maas, weil ⏑ ⏑ — ⏑ ⏑ — ⏑ ⏑ — = ⏑ ⏑ — ⏑ ⏑ — ⏑ ⏑ am Langzeilenschluß erlaubt sei | 3^2 *ἐξ ὕψους* P: *ἐξ* delevi

ι' 3^1 fehlen zwei Silben, etwa *καὶ ⟨ἅμα⟩* | 4^1 fehlen zwei Silben | 6^1 *τὸ σταυροῦ* P: correxi

ιβ' 3^1 *αἱρετὸν* aus *αἱρετώτερον* korrigiert P | 3^2 eine Silbe zu viel (Eigenname!) | 4^1 *εἴθε* P: *γρ ἡδὺς* P' | *μὴ φονεῦσαι* P: correxi | 7^1 zwei Silben zu viel | 7^2 *βοῶν*] vielleicht *βοῇ*?

ϑ' 3 Ps. 101, 20 | 4^1 Vgl. z. B. II Kor. 2, 7

ι' 1 Vgl. z. B. Ps.—Matth. evang. 23 p. 91 Tischendorf[2]

ιβ' 1^2 Vgl. II Kor. 6, 15 | 3^3 Luc. 23, 24 || 4^2 Vgl. Matth. 21, 31 f. | 5^2 Vgl. Luc. 7, 37 f.

ιγ' **Νύξ** ἐστι φύσει διάβολος καὶ τὰ μέλλοντα φαεινὰ οὐκ ἐπίσταται· ἄπωσαι τοῦτον, ὦ ἄνθρωπε·
γνῶθι τὸν εἰδότα καρδιῶν ἐνθυμήματα καὶ προσκύνει ὡς εὔσπλαγχνον·
ὁμιλίαι κακαὶ γὰρ χρηστὰ ἤθη φθείρουσιν, ὥς φησιν ὁ ἀπόστολος·
κενῆς σοφίας ἀπάτῃ λόγων μηδεὶς περιφερέσθω·
5 κωφωθῶμεν, ὅταν δίχα τοῦ Χριστοῦ ἡμῖν λαλῶσι,
καὶ τοὺς ἀθλοφόρους ζηλώσωμεν πάντες, οὓς πρώην ὁ πολέμιος
καὶ λόγοις καὶ πράγμασι μὴ πείσας ἐκραύγαζε· ‚Στεφάνων ἐτύχετε.' |

ιδ' **Ὄντως** ὑμεῖς ἀνεδείχθητε ὑπὲρ ἄνθρωπον καίπερ ὄντες ἐνσώματοι· σιδήρου δίκην διήλθετε
πῦρ καὶ τὰς βασάνους καὶ στρεβλώσεις ὡς λίθινοι ὑπεμείνατε, ἅγιοι·
οὐχ ὑμῶν δὲ ἡ δύναμις, ἀλλὰ τοῦ λέξαντος· ‚Μεθ' ὑμῶν εἰμι πάντοτε'
τοῦ προειπόντος· ‚Μὴ μεριμνᾶτε, τὸ πῶς ἢ τί λαλήσετε·
5 ἐν ὑμῖν ἐγὼ λαλήσω καὶ ὑμᾶς ἐγὼ θαρρύνω.'
τοῦτον θεωροῦντες καλῶς προεστῶτα τῶν ἄθλων, ὦ πολύαθλοι,
τῇ πάλῃ ἐπέβητε καὶ ῥήξαντες τὸν Σατᾶν στεφάνων ἐτύχετε.

ιε' **Ὕδατος** δίκην ἐξέχεαν οἱ ἀνόητοι τῶν ἁγίων τὰ αἵματα, ἵν' ἡμεῖς σχῶμεν ἰάματα·
τούτων δὲ τὰς σάρκας τῷ πυρὶ παραδίδοντες κλέος μέγα ἐπέθηκαν·
καὶ ἐγενήθησαν ὄνειδος οἱ ἀποκτείναντες, οἱ κτανθέντες δὲ καύχημα·
ἐμυκτηρίσθησαν οἱ μανέντες κατὰ τῶν ἀθλοφόρων·
5 μετὰ θάνατον γὰρ ζῶσι καὶ ψυχὰς πιστῶν φρουροῦσι·
τούτους νῦν ἐν τάφῳ ὥσπερ ἐν θαλάμῳ ὁρῶντες ἱκετεύομεν·
‚Δεσμῶν ἡμᾶς ῥύσασθε· δεσμὰ γὰρ πατήσαντες | στεφάνων ἐτύχετε.' |

ις' **Ἔλαβεν** λίμνη τοὺς μάρτυρας ὥσπερ βάπτισμα ἀποπλύνων τὰ πταίσματα· ἐκεῖ γὰρ τότε ὑπάρχοντες
εὗρον ἀφθαρσίαν τὸν ἐχθρὸν καταβάλλοντες φωτισθέντες τῷ πνεύματι·
τὰ δὲ στέμματα βλέποντες πλείω ἐθάρρησαν οὐρανόθεν ἐρχόμενοι·
ἀλλ' ὁ Ἰούδαν πάλαι συλήσας καὶ ὧδε ἕνα κλέπτει
5 καὶ χωρίζει τῶν ἁγίων τῷ λουτρῷ ἀποπλανήσας·
ὅμως δὲ ἡ χάρις ἄλλον ἀντεισάγει εἰς τόπον ⟨τοῦ⟩ ὀκλάσαντος
βοῶσα τοῖς μάρτυσι· ‚Τὴν πίστιν τηρήσαντες | στεφάνων ἐτύχετε.'

ιδ' 1^{3} ἐν σώματι P: correxi

ις' 1^{3} Zu ἀποπλύνων vgl. Maas, Byz. Zeitschr. XVI (1907) 567 f. 3^{2} ἔτι πλείω P: ἔτι delevi 6^{3} τοῦ supplevi

---

ιγ' 2^{1} Vgl. Matth. 12, 25 u. ö. 3 I Kor. 15, 33 4 Vgl. Kol. 2, 8

ιδ' 3^{3} Matth. 28, 20 4 Matth. 10, 19 Zu 6^{1-3} vgl. oben Str. γ' 6 (Maas)

ις' 4 Vgl. Joh. 13, 27

ιζ′ **Πάντα** τὰ πάθη ἐνίκησε μήτηρ φέρουσα ψυχοῤῥαγοῦνθ', ὃν ἔτεκεν· ὡς γὰρ οἱ πάντες προέλαβον
  ἔπαθλα λαβόντες τῆς ζωῆς τῆς αἰωνίου τῷ Χριστῷ παριστάμενοι,
 τὸν υἱὸν θεωρήσασα μὴ τελευτήσαντα ἀνεβόα σὺν δάκρυσιν·
  ‚Ὡς ἐν κοιλίᾳ πάλιν βαστάζω, ὃν ἔτεκον ἐν πόνοις·
5 ἐγὼ νῦν τοὺς ὤμους δείξω ὥσπερ μήτραν μου δευτέραν·
 φθάσον προλαβόντας, στῆθι ἐπὶ θρόνου· Χριστός σε ἀνεκδέχεται·
  μὴ λάθῃ μου, τέκνον μου, ὡς χάριτι πίστεως | στεφάνων ἐτύχετε.' |

ιη′ **Ἦν** θεωρῆσαι τὸ γύναιον ὡς ἐγγάστριον ὀδύνουσαν τὸ δεύτερον, ἀγωνιῶσαν καὶ κράζουσαν·
  ‚Μὴ τὴν εὐφορίαν τῆς ἐμῆς μήτρας ἄκαρπον δείξῃς, τέκος γλυκύτατον·
 τοκετοῦ καὶ τροφείων σου τῶν ἐκ τοῦ γάλακτος τῶν ἐμῶν μασθῶν μνήσθητι·
  τοῦτο γνωρίζω εἶναι μοι τέκνον, τὸ νῦν ὑπὲρ τὸ πρῶτον
5 τοῦτον στέργουσα τὸν τόκον ἄνωθεν κυοφορῆσαι·
 βλέψον ἐμοὺς ὤμους μήτραν μιμουμένους καὶ τοὺς ἐν γήρει ἱδρῶτας·
  σκιρτήσ', εἴπω χαίρουσα· Ἀξίως, ὦ ἅγιοι, | στεφάνων ἐτύχετε.'

ιθ′ **Ἥλιε** ἄδυτε, ἄσβεστε, ἀκατάληπτε, ἐπιλάμπων τοῖς μάρτυσι καὶ τῇ ψυχῇ μου καταύγασον·
  σὲ καθικετεύω ταῖς πρεσβείαις μητρός σου, τῆς ἀφθάρτως τεκούσης σε·
 τῶν ἁγίων τοῖς αἵμασιν ἡμᾶς ἁγίασον, ἵνα ὦμεν συμμέτοχοι
  τῶν ἑλομένων σφαγιασθῆναι καὶ ὑπὲρ σοῦ θανῆναι,
5 τὴν τερπνήν σου ταύτην ποίμνην ἐν τῷ φόβῳ σου στηρίξας,
 ἵνα δοξολογοῦμεν σῶν ἁγίων μνήμην τῶν θλίψεων λυτρούμενοι·
  αὐτοῖς γὰρ κραυγάζομεν· ‚Χριστὸν ἀγαπήσαντες | στεφάνων ἐτύχετε.' |

ιζ′ 1^3 ψυχορραγοῦντα ὃν P: correxi || 6^1 φθάσον] τοὺς add. P

ιη′ 6^3 Das Metrum verlangt ἵδρωτας (oder etwa radikaler: τὸν ἐν γήρει κάματον?) 7^1 σκιρτήσω εἴπω P: correxi (?) || 7^2 ὦ] ὑμεῖς P: correxi

ιθ′ 2^2 τῆς μητρός P: τῆς delevi || 6^1 ἵν' δοξολογοῦμεν P: Maas vermutet νὰ st. ἵν' und weist auf Akr. S. 667 Vers 209 (vgl. auch S. 685), wo ich selbst der bösen Metrik zuliebe νὰ in den Text gesetzt hatte, auf Pitra, An. S. 294 δ′, wo beide Hss (CV) ἵν παύσομαι (metrisch richtig) lesen und auf Lied 42 (nach der Zählung der Akr.) ιδ′ 8, wo das Metrum ebenfalls einsilbige Lesung von ἵνα fordert. Heute scheint mir in der Zeit und Umgebung des Romanos (Konstantinopel!) νὰ in einem literarischen Texte (trotz der Belege bei K. Dieterich, Untersuchungen S. 30) kaum denkbar. Die an zwei Stellen bezeugte Schreibung ἵν = ἵνα (vor Konsonanten) deutet wohl vielmehr auf eine Aussprache ἵν^{α} d. h. in mit einem schwach nachklingenden a (oder einem unbestimmten Vokal). Ähnlich ist wohl im gleichen Verse in Str. ς′ (S. 18) ἃ οὐκ ἔχ^{ει} παρέχει zu lesen. Vielleicht könnte man in solchen Fällen im Texte ἵν^{α} und ähnlich schreiben

---

ιζ′ 4^2 Vgl. Gen. 3, 16

ιη′ 1^3 Vgl. Gal. 4, 19

4. Die hll. Vierzig Märtyrer von Sebaste.

Zweites Lied.

9. März. Akrostichis: *Τοῦ ταπινοῦ Ῥωμανοῦν.*

Ἦχος πλάγιος β'. Prooemion: *Τὴν ὑπὲρ ἡμῶν.* Strophen: *Τὰ τῆς γῆς.*

I *Πᾶσαν στρατιὰν τοῦ κόσμου καταλιπόντες*
τῷ ἐν οὐρανοῖς δεσπότῃ προσεκολλήθητε,
ἀθλοφόροι κυρίου τεσσαράκοντα·
διὰ πυρὸς γὰρ καὶ ὕδατος διελθόντες μακάριοι
5 *ἐπαξίως ἐκομίσασθε : δόξαν ἐκ τῶν οὐρανῶν καὶ στεφάνων πληθύν. :*

II *Χαίροις, ὁ στρατὸς τῆς δόξης τοῦ βασιλέως,*
χαίρετε, φαιδροὶ φωστῆρες τῆς εὐσεβείας,
ἐκκλησίας χαίρετε φρουροὶ ἀσφαλεῖς,
βασιλέων κλέος χαίρετε, πολιτείας πύργος χαίρετε,
5 *ἀθληταὶ οἱ τεσσαράκοντα, : ἐν τῇ μνήμῃ τῇ ὑμῶν οἰκτείρατε ἡμᾶς. :*

α' Τῷ ἐν θρόνῳ ἀστέκτῳ ἐποχουμένῳ,
τῷ ἐκτείναντι τὸ φῶς καθάπερ δέῤῥιν,

P (I) fol. 203r—206r, A fol. 119r—124r, D fol. 129v—136r: Der ganze Text außer Prooemion II
V fol. 81r—83r. Nur Pr. I und Strophen *α'—θ'*, *ιζ'—ιη'*
T fol. 93v—95r. Nur Pr. I und II und Strophen *α'—ζ'* (doch *α'* Mitte bis *δ'* Ende durch Blattausfall verloren) und *ιζ'*
B fol. 39r—40r, M fol. 150r—152r: Nur Pr. I und Strophen *α'—ϛ'*

Ausgaben: Pitra, An. S. 599—603 ed. aus T das Prooemion II und die in T enthaltenen Strophen (s. o.). Amfilochij, Textband S. 105 ed. aus M Pr. I, Str. *α'* und S. 180 Str. *β'—ϛ'*. Zur Akrostichis des Liedes vgl. Krumbacher, Akr. S. 575 und 646 ff.

Überschrift: *ἕτερον κοντάκιον τῶν ἁγίων μ' μαρτύρων: φ' ἀκροστιχίδα τήνδε: τοῦ ταπεινοῦ ῥωμανοῦ ὕμνος :— ἦχος πλάγιος β': πρὸς τὸ τὴν ὑπὲρ ἡμῶν :—* P: *Μηνὶ τῷ αὐτῷ εἰς τὰς θ' τῶν ἁγίων τεσσαράκοντα μαρτύρων κονδάκιον ἦχος πλάγιος β' πρὸς τὴν ὑπὲρ ἡμῶν :—* A: *μηνὶ τῷ αὐτῷ θ'. κονδάκιον τῶν ἁγίων μ' μαρτύρων: ἦχος πλάγιος β' πρὸς (πρὸς τὸ* M*) τὴν ὑπὲρ ἡμῶν* BDM: *Μηνὶ τῷ αὐτῷ θ' τῶν ἁγίων μ' μαρτύρων: ἦχος πλάγιος β'* T: *Ἕτερον κονδάκιον τῶν ἁγίων μ': ἦχος πλάγιος β': πρὸς τὸ τὴν ὑπὲρ ἡμῶν: φέρον ἀκροστιχίδα τοῦ ταπεινοῦ ::* V

Prooemion I PABDMTV ‖ 1[1] *στρατείαν* PBV 2 *τὸν ἐν οὐρανοῖς δεσπότην* D: *τῶν ἐν οὐρανοῖς. δεσπότης* M 5[1] *κομίσασθε* V 5[3] *πληθύν* om. T Am Schlusse *ὁ οἶκος* M

Pr. II T (wohl nicht zugehörig: cf. Refrain. Maas) Am Rande *μ̂* (d. h. *ὅμοιον*) T

α' PABDMT (T nur bis *πάντων* in Vers 8) V Vor *α'*: *πρὸς τὸ τὰ τῆς γῆς ἐπὶ τῆς γῆς* P: *πρὸς τὸ τὰ τῆς γῆς* V: om. ABDMT

Pr. I 4 Ps. 65, 12
α' 2 Ps. 103, 2

τῷ τὴν γῆν ἑδράσαντι καὶ συνάξαντι ὕδατα εἰς τὰς συναγωγὰς αὐτῶν,
τῷ πάντα ἐκ μὴ ὄντων ποιήσαντι ὑπάρχειν
5 καὶ πᾶσι χορηγοῦντι πνοὴν καὶ ζωήν,
τῷ προσδεχομένῳ τῶν ἀρχαγγέλων τὸν ὕμνον
καὶ ὑπ' ἀγγέλων προσκυνουμένῳ
καὶ ὑπὸ πάντων ἀνυμνουμένῳ,
Χριστῷ τῷ παντοκράτορι, τῷ πλάστῃ καὶ θεῷ ἡμῶν,
10 προσπίπτω ὁ ἀνάξιος προσάγων μου τὴν δέησιν,
λόγου χάριν αἰτῶν, ἵν' ἰσχύσω εὐσεβῶς ἀνυμνῆσαι κἀγὼ
τοὺς ἁγίους, οὓς αὐτὸς ἔδειξε νικητὰς
δωρησάμενος αὐτοῖς : δόξαν ἐκ τῶν οὐρανῶν καὶ στεφάνων πληθύν. :

β′ **Οὗτοι** τῶν ἐγκωμίων ὑπερβαλλόντως
ὑπέρκεινται πανσόφως οἱ ἀθλοφόροι·
οὗτοι παρετάξαντο τῷ Σατᾶν καὶ ἐπάταξαν τῶν εἰδώλων τὸ φρύαγμα·
οὗτοι τῆς ἀσεβείας κατέβαλον τὸ σέβας,
5 οὗτοι τῆς εὐσεβείας κήρυκες στερροί·
οὗτοι ἀμφιβόλων ἀκριβείας διδάσκαλοι·
οὗτοι νοσοῦντας ἀεὶ ἰῶνται
καὶ ἐκ πνευμάτων δεινῶν λυτροῦνται,
οὗτοι τυφλῶν ἀνάβλεψις καὶ τῶν λεπρῶν καθάρσιον·
10 οὗτοι χωλῶν ἀνόρθωσις καὶ παρειμένων ἔγερσις,
οὗτοι πλεόντων λιμήν, οὗτοι ὁδοιπορούντων ὁδηγοὶ ἀγαθοί,
οὗτοι τυραννουμένων ἔκδικοι ἀσφαλεῖς
ὡς λαβόντες ὁμαδὸν : δόξαν ἐκ τῶν οὐρανῶν καὶ στεφάνων πληθύν. :

γ′ **῾Υπὲρ** ἡλίου αἴγλην ὑπερβαλλόντως
ἡ τῶν ἁγίων τούτων λάμπει φαιδρότης·
νέφη γὰρ καλύπτουσι τὴν ἐκείνου, τὴν τούτων δὲ οὐδὲ νὺξ διαδέχεται.
ἐκεῖνος ἀνατέλλων μαρμαρυγὰς ἐκπέμπει
5 καὶ δύνων αὖθις ἕλκει πάσας σὺν αὐτῷ·
τῶν δὲ πανολβίων τὴν φαεινὴν λαμπηδόνα

3^1 ἑδράσαντα D | 4^1 τῷ] τὰ add. T || 6^1 τῷ] καὶ τῶ V || 7^2 ἀνυμνουμένω ADM | 8^2 προσκυνουμένω ADM | 10^2 προσάγω PBM | 11^1 αἰτῶ PBDV | 11^2 ἵνα PABDMV || 12^2 ἔδειξας PBM || 13^{2-3} : στεφάνες (also στεφάνης) ἐξ οὐρανῶν καὶ ἄληκτον χαράν V

β′ PABDMV | 1^2 ὑπερβάλλοντες D: ὑπερβάλλοντως M | 2^1 ὑπερκείνται BD | πανσόφως] σαφῶς A: σοφοὶ D: οἱ σοφοὶ V | 2^2 καὶ ἀθλοφόροι V || 3^2 τὸν σατὰν PMV || 4^2 σέβας] ὕψος V || 5^2—6^2 κήρυκες — ἀκριβείας om. A | 5^2 στερροὶ] σοφοὶ D || 6^1 ἀναμφίβολοι P | 6^2 διδάσκαλοι ἀκριβείας D || 7 νοσούντων ψυχὰς ἰῶνται B || 8^{1-2} om. M | 8^1 πταισμάτων B || 9^{1-2} om. A | 9^2 τῶν om. M || 11^2 οὗτοι] τῶν add. PA (Schlußakzent gegen die Regel) || 12^1 οὗτοι] τῶν add. P'ABV (Schlußakzent gegen die Regel)

γ′ PABDMV || 1^1 ῾Υπὲρ ἥλιον φαιδρὸν V | ἡλίου αἰγλὴν (so) B | 1^2 ὑπερβάλλοντος BD | 2^1 τῶν μαρτύρων ἡ σεπτὴ V || 3^2 τὴν ἐκείνου om. B | 3^3 οὐδὲ] οὔτε V | νὺξ] νῦν M || 4^1 ἀνατελῶν B || 5^1 δύων B | 5^2 πᾶσαν M | σὺν αὐτῷ] σαυτῶ (undeutlich) B || 6^1 τὴν δὲ τούτων πανόλβιον A: τῶν δὲ πανόλβιων B: τὴν δὲ πανόλβιον (πανολβίαν M) DM | 6^2 τὴν] καὶ AM

α′ 3 Vgl. Gen. 1, 9 f. Ps. 32, 7. Job 38, 4 etc. || 4 Vgl. II Maccab. 7, 28

καὶ ἡ ἡμέρα ἀνακηρύττει,
καὶ νὺξ δὲ πάλιν θαυμάζει ἄγαν,
πῶς διασχίσαι ἴσχυσαν τὴν τῶν πραγμάτων θύελλαν·
10 παρέστη γὰρ πολύδοξος τῷ τοὺς πιστοὺς δοξάσαντι
καὶ ἤκουσε παρ' αὐτοῦ· ‚Σὺ ἐδόξασας ἐμὲ ἐπὶ τῶν γηγενῶν·
ἐν ὑψίστοις οὖν κἀγὼ ἐν σοὶ ὁμολογῶ
παρασχὼν σοι ἀγαθὰ : δόξαν ἐκ τῶν οὐρανῶν καὶ στεφάνων πληθύν.' :

δ' **Τοῦ** πανσόφου δεσπότου σοφοὶ οἰκέται,
τοῦ γνησίου γενέτου γνήσια τέκνα,
τοῦ στρατολογήσαντος Ἰησοῦ τοῦ θεοῦ ἡμῶν ὁ στρατὸς ὁ ἐλλόγιμος,
τοῦ θαυμαστοῦ ποιμένος ἡ θαυμασία ποίμνη,
5 τοῦ γεωργοῦ τῶν ὅλων τὸ γεώργιον,
πηγῆς ἀεννάου πέλει τὰ νάματα ταῦτα,
ἀμπέλου θείας κλήματα θεῖα,
ἁγίας ῥίζης ἅγιοι κλάδοι,
τοῦ κτίστου πάσης κτίσεως ὡς κτίσμα τὸ ἐράσμιον,
10 τοῦ ἀκηράτου ἄνακτος ἡ πανολβία σύγκλητος,
οἱ μαθηταὶ τοῦ Χριστοῦ, οὓς συνήγαγεν αὐτός, ὁ τῶν ὅλων σωτήρ,
καὶ προσέταξεν οἰκεῖν ἐν ἀγήρῳ ζωῇ,
δωρησάμενος αὐτοῖς : δόξαν ἐκ τῶν οὐρανῶν καὶ στεφάνων πληθύν. :

ε' **Ἄ**γαν ὑπερυψώθη ὑπὸ τοῦ πλάστου
καὶ μετὰ τῶν ἀγγέλων πανηγυρίζει
ἡ τῶν τεσσαράκοντα ἀθλοφόρων πανεύφημος φάλαγξ ἀκαταγώνιστος·
καὶ γὰρ ὡς νικηφόρος πᾶσι τοῖς ἀπ' αἰῶνος
5 ἁγίοις ἐν ὑψίστοις συναγάλλεται,
στολὴν λευχείμονα, ἀκήρατον καὶ ἁγίαν,
τὴν ἐκ τῶν ἄθλων ἠμφιεσμένη

8^1 καὶ] ἡ AD: καὶ ἡ BM δὲ om. B 9^1 ἴσχυσε ABDM: ἰσχύσαν B | 9^2 πραγμάτων] τραυμάτων A: ἀθέων V | 10^1 παρέστησαν πολύδοξοι M | 10^2 τοῦτους πιστῶς δοξάζουσα D | δοξάσαντι] δοξάζοντι AB | 11^1 ἤκουσαν M | αὐτοῖς B | 11^2 Σὺ] ὡς BD | ἐμὲ] ἡμᾶς B | τοὺς δοξάσαντάς με M | 11^3 γηγένων B
12 καὶ ἐγὼ ἐν οὐρανοῖς. δόξαν δωρήσομαι ὑμῖν. ὡς λαβόντες παρ' ἐμοῦ M 13^1 παρέχον ὡς ἀγαθὸς B

δ' PABDMT (T erst von 12 οἰκεῖν an) V | 1^1 Am Rande ὅμοιον M | 1^2 σοιφοὶ A | 2^1 γεννήτου D | 3^3 στρατὸς (ὁ vor στρατὸς om.) ὁ παντευλόγητος V | ἐλλόγιμος] εὐλογημένος P'ABM | 4^1 θαυμάστου B | 5^1 γεώργου B | τῶν] τὸ D | ὅλων] νόμων M | 6^1 ἀενναοῦ B | 6^2 ταῦτα] πᾶσιν P | 6^2—7^1 πέλει — θείας om. M | $7^{1\,2}$ ἀμπέλου — θεῖα om. V | 7^2 θεῖα om. A | 8^2 ἅγιοι] οἱ A 9^1 κτίσεως] τῆς οἰκουμένης M | 9^2 ὡς] τὸ MV κτῆμα B | ἐράσμιον] τοῦ πλάστου (κτίστου M) καὶ θεοῦ ἡμῶν add. MV (wohl als Ersatz des oben in 6^2—7^1 bzw. $7^{1\,2}$ ausgefallenen Verses) 10^2 ἡ] καὶ D | 12^1 οἰκεῖν] αὐτούς B 13^1 αὐτοὺς D

ε' PABDMTV | 3^2 πανεύφημος] πανηγύρις B | 3^3 φαλὰξ B | 4^1 ὡς] ἡ P: ὁ T | 4^2 ἀπαιώσιν D (der das Wort als Dat. Pl. eines Adjektivs oder Partizips faßt) 6^1 στόλην B | λευσχήμωναν B: λευσχημονα D | 7^2 ἠμφιεσμένην DMT

γ' 11 f. Vgl. Matth. 10, 32 mit den Parallelen
δ' 4 Vgl. Joh. 10, 1 ff. 5 Vgl. Joh. 15, 1 ff. 6 Vgl. Joh. 4, 14 (?) 7 Vgl. Joh. 15, 5 ff. 8 Vgl. Röm. 11, 16
ε' 6^1 Vgl. Apoc. 6, 11; 7, 9. 13, 14; 22, 14

καὶ ἐν τῇ πίστει   τὴν κορωνίδα,
ἡ ἅπασιν αἰδέσιμος   ταῖς νοεραῖς δυνάμεσιν
10 ὡς νύμφη ἀξιάγαστος   καὶ τοῦ κυρίου πάρεδρος,
τοῦ ἀγαθοῦ νυμφιοῦ,   ἣν ἐκόσμησεν αὐτὸς   ταῖς αὐτοῦ δωρεαῖς,
ἡ ἐκλάμπουσα ἀεὶ   θείας μαρμαρυγάς·
ἠξιώθη γὰρ λαβεῖν   : δόξαν ἐκ τῶν οὐρανῶν   καὶ στεφάνων πληθύν. :

ς' **Ποῖον** στόμα ἀρκέσει   πρὸς εὐφημίαν;
ποία γλῶσσα ἰσχύσει   ἐγκωμιάσαι
τοὺς ἁγίους μάρτυρας,   τοὺς λιπόντας τὴν πρόσκαιρον   δόξαν διὰ τὴν μέλλουσαν,
τοὺς ἀποχωρισθέντας   ἀπὸ τοῦ διαβόλου
5 καὶ κολληθέντας πίστει   τῷ σωτῆρι ἡμῶν,
τοὺς ἀποσπασθέντας   ἀπὸ πάσης ἁμαρτίας
καὶ συναφθέντας   δικαιοσύνῃ,
τοὺς ἀπροσίτους   ἐν τοῖς ἐπαίνοις,
τοὺς ἅπασαν τὴν ἤπειρον   τῆς πλάνης ἀπαλλάξαντας
10 καὶ δόγματα ὀρθόδοξα   κηρύξαντας τοῖς πέρασι,
τοὺς στρατιώτας Χριστοῦ,   τοὺς ὑπὲρ τῶν εὐσεβῶν   προμαχοῦντας ἀεὶ
καὶ θερμῶς τοὺς τοῦ θεοῦ   πολεμοῦντας ἐχθρούς;
οἷς δεδώρηται αὐτὸς   : δόξαν ἐκ τῶν οὐρανῶν   καὶ στεφάνων πληθύν. :

ζ' **Ἰσχυροὶ** ἐν πολέμοις   ἀναδειχθέντες
ἰσχυροὶ ἐν τοῖς ἄθλοις   ὤφθησαν αὖθις
ἄγαν οἱ πανόλβιοι,   οἱ πολλοὶ καὶ διάφοροι,   εἷς δὲ ὄντες ἐν ἅπασιν·
ἓν δὲ θέλημα τούτοις   ἐν μιᾷ ὁμονοίᾳ
5 λατρεύειν ὁλοψύχως   τῷ τῶν ὅλων θεῷ·
ὁμόφρονες ὄντες   καὶ ὁμογνώμονες ὄντως,
ὁμοῦ τὴν πλάνην   ἀπολιπόντες,
ὁμοῦ ταῖς στρέβλαις   ἐγκαρτεροῦντες
ὁμοῦ καὶ τὴν ἀπόλαυσιν   τῶν ἀγαθῶν ἐκτήσαντο,
10 ὁμοῦ καὶ τοὺς στεφάνους δὲ   ἀπέλαβον οἱ ἄξιοι

8^2 *κορώνιδα* B 9^1 *ἁπάσαις* AV: *ἁπάσιν* B | 9^2 *τῆς νοερᾶς δυνάμεως* MT | 11^1 *νυμφίου* PBDV: *νύμφη φαιδρᾶ* AMT: corr. Maas (vgl. Rom. u. Kyr. S. 711) 12^1 *ἐκλαμπούσα* B 13^1 *γὰρ*] *τοῦ* PV: om. BD

ς' PADTV | 6^1 *ἀποσπανθέντας* A | 6^2—7^1 *ἀπὸ—συναφθέντας* in A zwischen den Zeilen mit kleiner Schrift nachgetragen | 6^2 *πάσης*] *τῆς* V 7^2 *τῇ δικαιοσύνῃ* A 9^1 *ἅπασαν*] *ἀνὰ πᾶσαν* P 10^2 *κηρύξαντα* D: *κηρύξας* V | 11^1 *τοῦ χριστοῦ* P[3] | 11^2 *τῶν* om. V | 11^3 *πρόσμαχούντας* D

ζ' PADTV | 1^1 *ἐν τοῖς* P[2] | *πολεμοῖς* P 2^1 *ἰσχυροὶ*] *καὶ* add. P 3^1 *ἄγαν οἱ*] *ἄγαμοι* V | 3^2 *οἱ πολλοὶ*] *ὡς πολλοί τε* P: *πολλοί* D: *ὡς πολλοί* V | 3^3 *εἷς δὲ ὄντες*] *εἵποντο* P: *ἥγοντο* P[c]: *εἶπον τῷ τέ* D: *λέξαντες* V | 4^1 *δὲ* om. PV | *ἐν τούτοις* PTV | 4^1 om. D | 4^2 *ἐν μίᾳ* D 5^1 *ὁμοψύχως* P[2]D 5^2 *τῷ πάντων θεῷ* V | 5^2 om. D 6^1 *ὄντως* A | 6^2 *ὄντες* AP 7^1 *πάντες ὁμοῦ* D 8^1 *στρεβλαῖς* D | 10^2 *οἱ*] *ὡς* PDV

ε' 10^1 Apoc. 21, 2?

ς' 3 Vgl. Röm. 8, 18

τῇ καρτερίᾳ αὐτῶν· τεσσαράκοντα ὤφθησαν οἱ Χριστοῦ ἀθληταί,
οὓς ἐδόξασεν Χριστός, ὁ μόνος λυτρωτής,
δωρησάμενος αὐτοῖς : δόξαν ἐκ τῶν οὐρανῶν καὶ στεφάνων πληθύν. :

η′ **Ν**αρκιᾷ μου ἡ ψυχὴ διηγουμένη
τὴν τῆς θείας πληθύος μίαν καρδίαν·
ἐν διῃρημένοις γὰρ τεσσαράκοντα σώμασι μίαν γνώμην ἐκτήσαντο·
διὸ καὶ † τῶν βιαίων ἀπὸ βορρᾶ φυγόντες
5 διάβολον γενναίως ἐτροπώσαντο.
τεσσαράκοντα γλώσσας ὤφελον ἀναλαβέσθαι,
ἵνα ἰσχύσω ὑμνολογῆσαι
τοὺς μίαν γλῶσσαν ἀναλαβόντας,
καὶ προσκολλᾶσθαι σπεύσαντας ταῖς νοεραῖς δυνάμεσι
10 τοῦ σὺν αὐταῖς ἀσίγητον γεραίρειν ᾆσμα ἅγιον
τῷ ἐν ὑψίστοις θεῷ τῷ χωρίσαντι αὐτοὺς τῶν προσκαίρων δεινῶν
καὶ συνάψαντι αὐτοὺς τοῖς αὐτοῦ λειτουργοῖς·
καὶ γὰρ δέδωκεν αὐτοῖς : δόξαν ἐκ τῶν οὐρανῶν καὶ στεφάνων πληθύν. :

ϑ′ **Ο**ἱ στερροὶ στρατιῶται τοῦ ἐν ὑψίστοις
μετὰ τὴν τῶν πολέμων ἀνδραγαθίαν
αὖθις παρετάξαντο τῷ τῶν ἀθέων ἄνακτι· εἰ δοκεῖ οὖν, πιστότατοι,
συντείνατέ μοι ἅμα τὸν νοῦν καὶ τὰς καρδίας·
5 χρήσασθαι γὰρ παραδείγματι βούλομαι·
ὥσπερ ἐν σκοπέλῳ κατίδωμεν ἐν ὑψίστοις
τὸν τῶν ἀγώνων ἀγωνοθέτην
Χριστὸν σκοποῦντα ἐν τῷ σταδίῳ
πολεμικὴν παράταξιν, πανοῦργον, πολυμήχανον,
10 Σατᾶν παρατασσόμενον σὺν τοῖς οἰκείοις ἅπασι
τῷ εὐσεβεῖ ἀριθμῷ καὶ αὐτὸν τὸν εὐσεβῆ κατὰ τοῦ ἀσεβοῦς
πολυτρόπως σπεύδοντα ἐκνικῆσαι αὐτόν,
ἵνα λάβῃ ὁμαδὸν : δόξαν ἐκ τῶν οὐρανῶν καὶ στεφάνων πληθύν. :

11^1 τῆς καρτερίας D | 11^2 τεσσαράντα coniec. Maas (coll. η′ 6) || 13^1 αὐτ (wohl = αὐτοὺς) D || 10^1—13^1 ὁμοῦ τὴν θείαν οἴκησιν τοῦ παραδείσου εὕραντο (ηὕραντο T) ὄνομα ἅπασιν ἓν ὃ ἐκτήσαντο ἐν τῇ καρτερίᾳ (ἐκ τῆς καρτερίας T) αὐτῶν. τεσσαράκοντα ὄντων εὐσεβῶν ἀριθμός. ᾧ (οἷς A) δεδώρηται χριστὸς AT

η′ PADV || 1^2 διηγουμένου V || 3^1 ἐνδιῃρημένοι V || 4^1 τὸν βίαιον PA: τῶν βιαίων D: τὸν βιαίως V | 4^2 βορὰν D | φυγόντα V || 6^1 τεσσαράντα coniec. Maas (coll. ζ′ 11) || 7^2 καγὼ ὑμνῆσαι P′A: καγὼ ἀνυμνῆσαι D || 9^1 καὶ] τοὺς AD | σπεύδοντας A || 10^1 τοῦ] καὶ AD | αὐταῖς] αὐτοῖς D || 11^2 χαρίσαντι D | 13^1 αὐτοὺς D

ϑ′ PADV || 3^2 ἀθέων] ἀσθενων D || 5 gegen Verstrennung und Metrum || 6^2 καθίδωμεν D (vielleicht richtig) || 7^1—8^1 τῶ τῶν ἁγίων ἀγωνοθέτη χριστῶ σκοποῦντι P | ἀγώνων] ἁγίων V || 8^1 σκωπούντες D || 10^1 Σατᾶν] εἶτα A: σαυτὸν D | 10^2 οἰκείοις] ἁγίοις A || 11^1 εὐσεβείας D | 11^1—12^1 τὸν εὐσεβῆ ἀριθμὸν. καὶ αὐτὸν τὸν ἀσεβῆ. καὶ τὰς τοῦ ἀσεβοῦς. πολυτρόπους μηχανάς. σπεύδοντα A | 12^2 ἐκνικήσας D | αὐτὸν om. A

η′ 11 Vgl. Luc. 2, 14

ι' **Ὑ**ψώσας τὴν κακίαν Σατᾶν ὁ πλάνος
παρετάξατο πόλεμον εἰς τοὺς ἁγίους·
οὗτοι παρετάξαντο κατ' αὐτοῦ οἱ πανόλβιοι τῷ θεῷ ἐπελπίζοντες·
εἶχον γὰρ συμμαχίαν τὴν πίστιν καὶ ἐλπίδα·
5 οἱ δὲ τοῦ ἐναντίου ὑπερασπισταὶ
ὁ δοὺξ καὶ ὁ ἡγεμών· συνῆλθον οὖν πρὸς τὴν θέαν
σὺν τῷ ὑψίστῳ ἀγγέλων πλῆθος,
σὺν τῷ Βελίαρ δαιμόνων στῖφος·
ὡπλίσαντο οἱ ἄδικοι τοῖς δόρασι μαχήσασθαι,
10 ὁμοίως καὶ οἱ δίκαιοι θυρεῶν ἐπελάβοντο
δέξασθαι τὰς προσβολάς· τὰ μὲν ὅπλα τῶν δεινῶν αἰκισμοὶ συνεχεῖς·
τῶν δὲ πράων ποῖα ἦν; προσευχὴ ἐκτενής·
δι' ὧν εὗρον οἱ πιστοὶ : δόξαν ἐκ τῶν οὐρανῶν καὶ στεφάνων πληθύν. :

ια' **Ῥ**ωμαλέος ὁ τρόπος τῶν ἀθλοφόρων·
παρετάξαντο κατὰ τῶν ἀντιθέων,
ὥσπερ παρετάξατο ὁ Μωσῆς πρὸς Ἀμαλὴκ ἀτενίζων πρὸς κύριον,
πετάσας ἐν τῷ ὕψει τὸν νοῦν καὶ τὴν καρδίαν
5 σὺν ταῖς χερσὶ καὶ πᾶσαν τὴν αἴσθησιν·
καὶ οὗτος ἀρτίως παραπλησίως ἐδείχθη
πετάσας χεῖρας σὺν τῇ καρδίᾳ
καὶ ἀτενίζων τῷ ἐν ὑψίστοις·
ἐκεῖνον ὑπεστήριζον Ἀαρὼν καὶ Ὤρ, ὡς γέγραπται,
10 καὶ τοῦτον ὑπεστήριξε πίστις, ἐλπίς, ὡς ἔγνωμεν·
ὤφθη Μωσῆς νικητὴς ἐκδιδάσκων ἅπαντας ἀτενίζειν θεῷ·
καὶ ὁ τρόπος τῶν πιστῶν δι' εὐχῆς νικητὴς
ἀνεδείχθη ὡς λαβὼν : δόξαν ἐκ τῶν οὐρανῶν καὶ στεφάνων πληθύν. :

ιβ' **Ὥ**σπερ πρόμαχος δεινὸς τῆς ἀσεβείας
Ἀγρικόλαος δίκην βελῶν τοὺς λόγους
σπεύσας κατηκόντισε πειθανάγκην οἰόμενος ἀπατῆσαι τοὺς μάρτυρας·
φησὶν αὐτοῖς· Ὦ φίλοι, ὑμᾶς προσήκει εἶναι

ι' PAD 1^1—2^2 Ὕψωσε τὴν κακίαν ὑπερβαλλόντως. ὁ σατὰν παρετάξατο τοῖς ἁγίοις A 1^1 κακίαν] σου add. D | 3^1 οὗτοι παρετάξαντο] οὗτοι δὲ παρετάξαντο P: ἀντεπαρετάξαντο P'A | 3^3 ἐν τῷ θεῷ ἐλπίζοντες P (gegen diese Lesung vgl. Menaslied oben S. 7 Str. ιη' 3^3) | ἐφελπίζοντες D (vielleicht richtig) || 6^2 οὖν om. P¹ | 10^2 θυρεοὺς D | 11^1 δέχεσθαι A | 11^2 τὰ δὲ AD || 12^1 τὰ τῶν πράων AD | 12^2 προσευχαὶ ἐκτενεῖς AD || 13^1 ὅπως λάβουν ὁμαδῶν D

ια' PAD || 2^1—3^2 παρετάξαντο πιστῶς τοῖς ἐναντίοις. ὡς μωσῆς κατὰ τοῦ ἀμαλὴκ P 3^1 παρετάξατο] παρετάξαντο A: ετάξατω D | 3^2 ὁ μωσῆς πρὶν τῶν ἀμαλῆκ D | 3^3 κύριον] ὄμματα καὶ νοήματα add. P || 4^1 ἐν] γὰρ P | 5^2 fehlt eine Silbe | 6^1 ἀρτίως] ἀστίως D || 7^1 τὰς χεῖρας D || 9^2 ὁ ἀαρῶν P² | 10^1 τοῦτον] οὕτων D | ὑπεστήριξε] om. A: ὑπεστήρισαν D | 10^2 ἐλπίς] καὶ ἀγάπη add. A | 12^1—13^1 τοὺς πιστοὺς διευχῆς νικητὰς ἀνέδειξεν P

ιβ' PAD | 3^2 πειθανάγκην] πείθειν ἄγαν P: πειθανάγκη A 4^1 φησὶ γὰρ P: καὶ φησὶν A | 4^2 ὑμᾶς] ἡμετέρους A

ια' 3 ff. Exod. 17, 8 ff.

5 ὑπερμάχους Ῥωμαίων καὶ στρατηγούς·
μὴ ὑστερήσητε ἑαυτοὺς ἐκ τῆς συγκλήτου,
μὴ συμμιγῆτε τοῖς κατακρίτοις,
τοῖς ἐντρυφῶσιν ἐν ταῖς βασάνοις·
ὑμῶν ὁ βίος ἔντιμος, ἐκείνων δὲ ἐπάρατος·
10 ὑμῖν ἡ δόξα ἕπεται, ἐκείνοις δὲ ἡ κόλασις·
μὴ οὖν φυρῆτε αὐτοῖς ἑαυτοὺς ἁρπάσαντες ἐκ θανάτου πικροῦ·
οὐ λυτροῦται γὰρ ὑμᾶς ἐξ αὐτοῦ ὁ Χριστός·
οὐ καρποῦσθε δι' αὐτοῦ : δόξαν ἐκ τῶν οὐρανῶν καὶ στεφάνων πληθύν.' :

ιγ' ‚**Μ**ηχανὰς πολυπλόκους καὶ παγκακίστους
κατὰ τῶν ἀντιθέων ἐπιτηδεύω,
αἷς οὐ μὴ δυνήσονται ἀντιστῆναι τὸ σύνολον οἱ ἡμῖν ἀντιλέγοντες·
ὑμᾶς δὲ ὡς ὀφθέντας Ῥωμαίων ὑπερμάχους
5 θαρρῶ, ὅτι ἐν πᾶσιν ὑπήκοοι ἐστέ·
καὶ πλούτῳ καὶ δόξῃ ὑμᾶς τιμήσει ὁ ἄναξ
ὡς σεμνοὺς ἄνδρας διαφανέντας
καὶ σωφροσύνῃ κεκοσμημένους·
ὑμεῖς γὰρ νῦν ἐπίστασθε τὰ τῶν Ῥωμαίων δόγματα·
10 δεῦτε οὖν, προσφιλέστατοι, σὺν πᾶσι τοῖς εὐγνώμοσι
προσπέσωμεν τοῖς θεοῖς, ἵνα ῥύσωνται ἡμᾶς ἐκ θανάτου πικροῦ,
ᾧ προστρέχουσιν ἀεὶ οἱ Χριστοῦ μαθηταὶ
ὡς οἰόμενοι εὑρεῖν : δόξαν ἐκ τῶν οὐρανῶν καὶ στεφάνων πληθύν.' :

ιδ' **Ἀ**τρομάκτως ἔλαβον βέλη τοιαῦτα
τροπωσάμενοι αὐτοῦ τὴν κακουργίαν·
ἄτρωτοι δὲ ἔμειναν· πρὸς γὰρ ταῦτα ἀντέφησαν τῷ ἀδίκῳ οἱ δίκαιοι·
‚Ἐχθρὲ τῆς ἀληθείας, υἱὲ τῆς ἀπωλείας,
5 καλῶς ἐπωνομάσθη τὸ ὄνομά σου
Ἀγρικόλαος· γὰρ ἄγριος εἶ κολακευτής
ὡς ὁ πατήρ σου Σατᾶν ἐκεῖνος,
ὁ συμβουλεύσας, φησί, τῇ Εὔᾳ·
‚Ἐὰν τοῦ ξύλου γεύσησθε, ὥσπερ θεοὶ γενήσεσθε·'

5[1] ῥωμαίων ὑπερμάχους A | 5[2] fehlt eine Silbe || 6[1] μὴ οὖν ἀποχωρήσητε A || 7[1] συμμηγῆσθαι D 8[2] ἐν τοῖς D || 9[1] ὁ βίος] βιος korr. aus βιαίως A || 11[1] φυρῆτε] συνταγῆτε P | αὐτοῖς] ὑμεῖς D | 11[2] ἁρπάσατε A | 11[3] τοῦ πικροῦ A (wie in ιγ' 11[3])

ιγ' P A D || 2[2] ἐπιτηδίως D || 3[1] αἷς οὐ μὴ] ἵνα μὴ P: μηπῶς οὖν D | 3[2] ἀναστῆναι D || 7[1] σεμνοὺς ἄνδρας] ἐν πολέμοις A || 9[1] νῦν] καὶ A: δι (ἐπίστασθαι) D || 10[2] ἐν πᾶσιν τοῖς ἀγνώμωσιν D || 11[1] θωπεύσωμεν A τοὺς θεοὺς A D | 11[2] ἡμᾶς] ὑμᾶς D | 11[3] τοῦ πικροῦ A (wie ιβ' 11[3]) || 12[1] ᾧ] ὡς P D

ιδ' P A D || 2[1] αὐτὸν D || 3[1] δὲ μείναντες A: διέμειναν D | 3[3] οἱ δίκαι A || 4[1] ἀληθείας] εὐσεβείας A D 4[2] υἱὲ A: ὗε D || 5[1] ἐπωνομάσθης A | 5[2] om. A || 6 ἀγρικόλαος. ἄγριος γὰρ εἶ κολακευτὴς P: ἀγρικόλαος. ἄγριος εἶ κολακευτὴς (κολακεύων D) A D: corr. || 7 ὡς ὁ σατᾶν ὁ πατήρ σου. κἀκεῖνος γὰρ πάλαι ἐν παραδείσῳ A | 7[2] κακεῖνος D || 8[1] ὡς (ὁ D) συμβουλεύων A D | 8[2] Εὔᾳ] ἐν παραδείσῳ add. P

ιγ' 11 Vgl. I Kön. 15, 32

ιδ' 4 Joh. 17, 12 || 9 Gen. 3, 5

10 καὶ σὺ ἡμῖν τὴν πρόσκαιρον δόξαν ἑλέσθαι εἴρηκας·
ἀλλ' οὐ γελάσεις ἡμᾶς· οὐκ ἀρνούμεθα Χριστὸν τὸν θεὸν τοῦ παντός,
τὸν δεσπόζοντα ζωῆς καὶ θανάτου ἀεί,
τὸν διδοῦντα τοῖς πιστοῖς : δόξαν ἐκ τῶν οὐρανῶν καὶ στεφάνων πληθύν.' :

ιε' **Ν**ευρωθεὶς τῷ ἀστέκτῳ θυμῷ ὁ πλάνος
ὡς τοιαῦτα ἀκούσας ὑπὸ τῶν πράων
τοὺς ὀδόντας ἔβρυξεν ὥσπερ λέων ἀνήμερος καὶ ὡς ὄφις ἐσύρισεν·
θυμομαχῶν οὖν ἔφη ὁ δοὺξ τῷ ἡγεμόνι·
5 'Ἐν λίθοις συντριβήτω τὸ στῖφος αὐτῶν.'
αὐτίκα δ' ἐπέστη ξιφήρης ὁ Βελίαρ,
ἵνα ἐν τάχει σὺν τοῖς ἀθέοις
ἐκπολεμήσῃ τοὺς φιλοθέους·
καὶ διακατασπεύσαντες τοῦ πολεμεῖν ἀπήρξαντο
10 καὶ λίθους κατηκόντιζον· ἀλλ' ὤφθησαν οἱ ἄτονοι
συντρίβοντες ἑαυτούς· ἡ κακία γὰρ αὐτῶν ἐπῆλθεν ἐπ' αὐτοὺς
καὶ τὸ ἄδικον αὐτῶν ἐπὶ κάραν αὐτῶν·
οὐ γὰρ εὗρον οἱ δεινοὶ : δόξαν ἐκ τῶν οὐρανῶν καὶ στεφάνων πληθύν. :

ις' **Ο**ὕτως δὲ συντριβέντες ὑπὸ τῶν λίθων
τῶν ἁγίων οἱ ἐχθροὶ ἀπηραισχύντουν
καὶ ἑτέραν βάσανον ἐξευρεῖν ἐβουλεύοντο κατὰ τῶν στρατιώτων Χριστοῦ.
καὶ δὴ συμβουλευθέντες μετὰ τοῦ διαβόλου
5 εὗρον τιμωρίαν δεινὴν κατ' αὐτῶν·
τῆς λίμνης τὸ κρύος κατανοήσαντες μέγα
βορραίου ταύτην ὑπερφυσῶντος
καὶ δριμυτάτης νυκτὸς πελούσης
προσέταξαν τοὺς μάρτυρας γυμνοὺς ἐν ταύτῃ ἵστασθαι·
10 οἱ δὲ ἀποδυσάμενοι ὥσπερ ἐν σταδίῳ γυμνοὶ
εἰσῆλθοσαν ἐν αὐτῇ καὶ τὴν νύκτα τὰς εὐχὰς ἀνέπεμπον τῷ Χριστῷ·
τὸν δὲ ἕνα ὁ ἐχθρὸς ἐκχωρίζει ἀπ' αὐτῶν·
οὐ γὰρ ἤλπιζεν εὑρεῖν : δόξαν ἐκ τῶν οὐρανῶν καὶ στεφάνων πληθύν. :

10^1 σὺ] σὺν D | 10^3 ἑλέσθαι] ἐδεσθαι D || 11^1 γελάσῃ D || 12^2 ἀεί] ἡμῖν A || 13^1 τὸν διδοῦντα] ἀντιδιδοῦντα A

ιε' PAD || 3^1 ἔβρυχεν AD | 3^3 ἐσύριζε AD || 4^1 οὖν] δὲ P: om. D || 6^1 αὐτίκα δ'] αὐτίκα δὲ P: καὶ αὐτίκα A: αὐτίκα D | 6^2 ξιφιφόρος P^c A: ξιφηρὸς D || 9^1 καὶ δικαστὰς σπουδάσαντος P: καὶ δὴ νῦν κατασπεύσαντες A || 10^2 ἄτονοι] ἄνομοι PA || 12^2 om. A || 13^1 οἱ δὲ δίκαιοι ἔλαβον A: οὐγαρ ηὗρον ἰδεῖν D

ις' PAD || 1 Οὕτω A || 2^1 οἱ ἐχθροὶ τῶν ἁγίων AD | 2^2 ἀπηραισχύντων P: ἀπηνεσχούντουν A || 3^2 ἐβουλεύσαντο P | 3^2—5^2 οἱ ὠμοὶ καὶ ἀπάνθρωποι. ὁ δοὺξ καὶ ὁ ἡγεμών. κατὰ τῶν στρατιωτῶν τοῦ παμβασιλέως χριστοῦ P | 3^3 στρατιωτῶν PAD: corr. Maas || 4^1 καὶ δὴ] ἴδει D || 5^1 fehlt eine Silbe | ηὗρον D 5^2 κατ' αὐτῶν] καὶ πικροτάτην A || 6^1 λίμνης] γὰρ add. P || 7^2 ἐπιφυσόντως D || 8^2 πελούσης] πηγνυούσης A: πηγνοίσης D || 10^2 γυμνοὶ ὥσπερ εἰς στάδιον A | ὥσπερ] καθάπερ D || 11^1 εἰσελθόντες A | 11^3 ἀναπέμπουσι A | τῷ Χριστῷ] θερμῶς A: αὐτοὶ D || 12^2 ἀφαρπάζει A: χωρίζει D || 13^1 ἤλπισεν P

ιε' 11 f. Vgl. Ps. 7, 17

ιζ' Ὑψόθεν δὲ ὁ κτίστης ὥσπερ ἐν θέρει
ἥλιον ἀνατέλλει τοῖς ἀθλοφόροις
καὶ στεφάνους ἔπεμψεν ἐννέα καὶ τριάκοντα τοῖς τὸ κρύος ἐνέγκασι·
τοῦτο δὲ θεωρήσας εἷς ἐκ τῶν φυλασσόντων
5 εἰσῆλθεν ἐν τῇ λίμνῃ πιστεύσας Χριστῷ·
ἀπῆλθεν Ἰούδας καὶ ἀντεισήχθη Ματθίας·
ὁ πρὶν αὐθάδης, ὁ χθὲς διώκτης
συνηριθμήθη τοῖς ἀθλοφόροις·
πρωΐας δὲ ὡς εἴδοσαν αὐτὸν οἱ ἀσεβέστατοι,
10 προσέταξαν θυμούμενοι βάκλοις τοὺς στερροὺς κλάνεσθαι,
καὶ δὴ ἐξάψαντες πυρὰν ἐν αὐτῇ κατέκαυσαν τὰ σώματα αὐτῶν,
καὶ τὰ λείψανα αὐτῶν ἔρριψαν ποταμῷ
καὶ εὕραντο οἱ πιστοὶ : δόξαν ἐκ τῶν οὐρανῶν καὶ στεφάνων πληθύν. :

ιη' Ὑπολειφθέντα ἕνα ἐκ τῶν ἁγίων
ὑπὸ τῶν παρανόμων βλέπουσα μήτηρ
ἄρασα, ὃν ἔτεκεν, ἐπὶ ὤμων τοῖς σώμασι τῶν ἁγίων ἐπέρριψε
νικήσασα τὰ πάθη τῇ ἑαυτῆς προθέσει,
5 εὑροῦσα αἰωνίαν δόξαν σὺν αὐτοῖς·
ἀλλ' ὥσπερ καὶ τότε, Χριστέ, σωτήρ, βασιλεῦ μου,
τοῖς σοῖς ἁγίοις παρέσχες νίκην
κατὰ δαιμόνων καὶ τῶν τυράννων,
καὶ νῦν ὡς εὐδιάλλακτος τῷ πιστοτάτῳ ἄνακτι
10 κατὰ βαρβάρων δώρησαι τὰς νίκας καὶ τὰ τρόπαια,
εἰρήνην νέμων σῷ λαῷ ἱκεσίαις καὶ εὐχαῖς τῆς τεκούσης σε σαρκί,
τῶν ἁγίων καὶ στερρῶν ἀθλοφόρων σου ἀεί,
τῶν λαβόντων παρὰ σοῦ : δόξαν ἐκ τῶν οὐρανῶν καὶ στεφάνων πληθύν. :

ιζ' PADTV || 1^1 Ὕψωθεν D || 2^1 ἀνατέλλει ἥλιον V || 4^1 τοῦτο δὲ] τότε δὲ P: καὶ τοῦτο D || 5^2 τῷ χριστῷ PAV || 6^2 ἀντισήλθεν D | μαθτίας V || 7^1 ὁ πρὶν] τὸ πρὶν T: ὡς πρώην V | αὐθάδης] αὖθις V || 9^1 εἴδοσαν] ἔγνωσαν V | 9^2 αὐτὸν] τοῦτο AV: οὗτοι DT || 10^1 θυμούμενοι] οἱ ἄνομοι P: θυμώμενοι D | 10^2 θλάνεσθαι P || 11^1 δὴ ἐξάψαντες] διεξάψαντες TV | πυρὰν ἐξάψαντες D | 11^2 καὶ ἐν αὐτῇ D | κατέκαψαν D || 12^1 om. A || 12^2 ῥίψαντες ἐν ποταμῷ A || 13^1 εὕραντο] εὗρον A: ηὗρον DT: εὕροσαν V | οἱ] ταῦτα T

ιη' PADV || 1^1 δὲ ἕνα A || 3^3 ἀπέρριψεν PD || 4^1 τὰ πάθη] τὴν φύσιν P: καὶ πάθη V || 5^1 καὶ εὑροῦσα A || 6^2 βασιλεύς D | μου] πάντων A || 7^1 τοῖς σοῖς] καὶ τοῖς D || 8^2—9^1 καὶ τῶν — ὡς om. D || 11^3 σε σαρκί] σε μητρὸς A: ἁγνῆς καὶ τῶν σῶν μαθητῶν D: σε V || 12^1 τῶν] καὶ τῶν A | 12^2 σου ἀεί] σου πάντων A: τῶν σῶν D: σου V

ιζ' 6 Apostelgesch. 1, 25 f.

II. Martyrium des hl. Menas.

Μηνὶ τῷ αὐτῷ (sc. *Νοεμβρίῳ*) *ιά.*

Ἄθλησις τοῦ ἁγίου καὶ ἐνδόξου μεγαλομάρτυρος τοῦ Χριστοῦ Μηνᾶ τοῦ μαρτυρήσαντος ἐν τῷ Κοτυαΐῳ.

Ἔτους δευτέρου τῆς βασιλείας Διοκλητιανοῦ καὶ ἔτους πρώτου Γαΐου Οὐαλερίου Μαξιμιανοῦ· μετὰ τὴν ἀναίρεσιν Νουμεριανοῦ τοῦ πρὸ αὐτῶν βασιλεύσαντος διαδεχόμενοι ἐκεῖνοι τὴν βασιλείαν τὸν σεσιγημένον διωγμὸν τὸν πρὸ αὐτῶν γενόμενον οὗτοι πάλιν πάσῃ σπουδῇ ἀνεκαλέσαντο διὰ προσταγμάτων πᾶσαν τὴν οἰκουμένην κινήσαντες. ὅθεν κατὰ πᾶσαν πόλιν καὶ ἐπαρχίαν ἐκτεθέντων τῶν ἀθεωτάτων προσταγμάτων ἦλθον καὶ ἐν τῇ Κοτυαέων μητροπόλει Φρυγίας Σαλουταρίας, ἧς ἡγεμόνευε κατ' ἐκεῖνον τὸν καιρὸν Ἀργυρίσκος ὁ κράτιστος ἡγεμὼν ταξιαρχοῦντος Φιρμιλιανοῦ τοῦ ἀριθμοῦ τῶν λεγομένων Ῥουτιλιακῶν, ἐν οἷς ἀνεφέρετο 5

A — Ambros. C. 95. sup.	P — Paris. gr. 1519	S — Vatic. gr. 808
B — Ambros. D. 92. sup.	Q — Paris. gr. 1454	T — Vatic. gr. 1669
C — Ambros. G. 63. sup.	R — Vatic. gr. 803	V — Vindob. hist. gr. 19

(Näheres über diese Hss unten im zweiten Kapitel 1 C)

Titel: Obige Fassung in PQRV | *τοῦ* vor *μαρτυρήσαντος* om. P | *κωτυαΐω* P: *κουταΐω* Q: *κοτυαΐω* RV | *Μαρτύριον τοῦ ἁγίου καὶ ἐνδόξου* (*καὶ ἐνδόξου* om. BC, in B aber Rasur im Umfang von ca. 6 Buchstaben vor *μάρτυρος*) *μάρτυρος μηνᾶ. κύριε εὐλόγησον* ABC: *Μαρτύριον τοῦ ἁγίου καὶ ἐνδόξου μεγαλομάρτυρος τοῦ χριστοῦ μηνᾶ. τοῦ μαρτυρήσαντος ἐν τῶ κοτυαΐω ἐπι διοκλητιανοῦ καὶ μαξιμιανοῦ* S: *Μαρτύριον τοῦ ἁγίου καὶ ἐνδόξου μάρτυρος μηνᾶ τοῦ ἐν τῶ κουτιαγίω* (so!) *μαρτυρήσαντος* T

1—2 *βασ. γαίου οὐαλλερίου* (*οὐαλερίου* CST) *διοκλητιανοῦ* BCST | *ἔτους πρώτου* om. R | *οὐαλλεριανοῦ* BCPR: *οὐαλλερίου* A | *καὶ μαξιμιανοῦ* A: *τοῦ καὶ μαξιμιανοῦ* S | *καὶ γαΐου καὶ βαλερίου μαξιμιανοῦ* R 2 *τοῦ νουμεριανοῦ* A | *τοῦ πρωαυτοῦ* A: *τοῦ πρς αὐτῶν* V | *βασιλεύοντος* A | *διαδεξάμενοι* BCS: *δεξάμενοι* R | *αὐτοὶ τὴν ἐκείνου βασ.* ASV: *οὗτοι τὴν ἐκείνου* (*ἐκείνων* C) *βασ.* BCRT | 3 *τὸν πρω αυτοῦ* A | *γεγονώτα* A: *γινόμενον* P: *κινήσαντες* V | *οὗτοι* om. R | *πάλει συσπουδῇ πολλῇ* A | 4 *προσταγμάτων ἀνόμων* S | *ἅπασαν* A | *ὅθεν* om. ABCRST | *καθ' ἑκάστην* (*κατὰ πᾶσαν* ST) *οὖν πόλιν* ABRST | 5 *ἐκτιθεμένων* BRST | *τῶν ἀθέων* A: *τῶν δεινῶν καὶ ἀθεωτάτων αὐτῶν* S | *ἦλθεν* AP | *κοτιαίων* B: *κοτιλέων* R | *μητροπολήτησ* (so) A | 6 *σαλουταρίας* om. B | *ἡγεμόνευεν δὲ* (*ἧς* om.) R | *κατεκεῖνου τοῦ* (*τοῦ* om. R) *καιροῦ* BR | *κράτιστος* om. A | 7 *ταξιαρχοῦντος δὲ* C | *φιρμιλλιανοῦ* CRST: *φαρμιλιανοῦ* Q | *ρουτουλλιακῶν* (*ρουτουλιακῶν* R) AR: *ρουτουλιάκων* T: *ῥουτιλιάκων* B: *ῥουτιλλιακῶν* S: *ῥουταλικῶν* Q | *ἐνεφέρετο* QST: *ἀνεφαίνετο* B | *καὶ* om. BC | *καὶ ὁ μ. μηνᾶς ἀνεφέρετο* A

1 f. Zur Namensform der zwei Kaiser vgl. Inscriptiones graecae ad res romanas pertinentes ed. R. Cagnat t. III (Paris 1906) 606 f.

καὶ ὁ μακάριος Μηνᾶς ὁ ἀληθινὸς στρατιώτης τοῦ Χριστοῦ καὶ οἷόν τις ἐν ἐσκοτισμένοις ἄστροις ἡμεροφαὴς ἀστὴρ ἐν μέσῳ αὐτῶν διαπρέπων, τῷ δὲ γένει τῆς Αἰγυπτίων χώρας ὁρμώμενος.

καὶ δὴ προτεθέντος τοῦ προστάγματος δημοσίᾳ οἱ ἄρχοντες τὸ προστεταγμένον ἐξετέλουν.
5 *ἦν δὲ ἡ γραφὴ ἡ ἐμφερομένη ἐν τοῖς διατάγμασιν αὕτη· Βασιλεὺς Διοκλητιανὸς καὶ βασιλεὺς Μαξιμιανὸς τοῖς τὰ ἡμέτερα φρονοῦσι χαίρειν. πολλῆς εὐσταθείας καὶ εὐεργεσίας παρὰ τῶν θεῶν τετυχηκότες ἀναγκαῖον ἡγησάμεθα καὶ ἡμεῖς πᾶσαν σπουδὴν καὶ θεραπείαν περὶ αὐτοὺς καὶ τοὺς τούτων οἴκους ποιήσασθαι. διὸ γράφομεν πᾶσι πανταχοῦ ἄρχουσί τε καὶ τοῖς κατὰ πόλιν στρατηγοῖς ἅμα τῷ ἐκτεθῆναι τὰς ἡμῶν διατάξεις μηδὲν ἀμελὲς περὶ τοὺς ἡμετέρους*
10 *εὐεργέτας γενέσθαι, ἀλλὰ μετὰ πάσης ἐπιμελείας καὶ σπουδῆς πάντας πανταχοῦ μετὰ γυναικῶν καὶ τέκνων τὴν προσήκουσαν θεραπείαν τοῖς θεοῖς ἐπιτελεῖν, τοῖς τε ἐν στρατείαις καὶ πολιτεύμασι καὶ ἁπλῶς πάσῃ τύχῃ. εἰ δέ τις ἀντείποι πρὸς τὰ ἡμῖν δοκοῦντα, τοῦτον κελεύει τὸ ἡμέτερον κράτος ἀπαραιτήτως πάσῃ τιμωρίᾳ ἀπολέσθαι. εὐθέως οὖν οἱ κήρυκες κατὰ πᾶσαν πόλιν ἐβόων, ὥστε πάντας ἄνδρας τε καὶ γυναῖκας ἐπὶ τοὺς τῶν θεῶν οἴκους ἀπαντᾶν.*
15 *πολλῆς οὖν ταραχῆς γενομένης καὶ συγχύσεως δεινοτάτης πάντων βίᾳ ἑλκομένων ἐπὶ τὸ ἐκτελεῖν τὰ μυσαρὰ μυστήρια ὁ τρισμακάριος Μηνᾶς θεωρήσας τὴν πλάνην καὶ τὴν ἐνέργειαν τοῦ πονηροῦ εἰς ὕψος ἐπαιρομένην οὐχ ὑπομείνας τὴν τῶν πραττομένων θέαν ἀνεχώρησε*

---

1 *τοῦ χριστοῦ στρατιώτης ὡς ἐνάστροις* A: *χριστοῦ. ἐνάρετος οἷον ἄν τις τοῖς ἐσκοτισμένοις ἀστὴρ* (*ὴρ* auf Rasur) B: *χρ. καὶ ἐνάρετος οἷον ἐσκοτισμένοις ἄστροις* C: *χρ. ἔνδοξος ἀνὴρ ὡς οἷά τις ἐν ἐσκοτ. ἄ.* R: *χρ. καὶ ἐνάρετος καὶ οἷόν τις ἐν ἐσκ.* (*σκοτεινοῖς* T) *ἄ.* ST ‖ 2 *ἡμεροφανὴς ἀ.* AT: *ἡμεροφαὲς δὲ φωστὴρ* B: *ἡμεροφαεῖς ἦν ἀστὴρ* C | *διαπρέπων ἐν μέσῳ αὐτῶν καὶ ἐξαστράπτων* A: *διέπρεπεν ἐξαστράπτων* BR | *διαλάμπων* ST | *τῷ γέννῃ δὲ* A | *τῷ δὲ γένει* (*ἦν* add. R) *ὁρμώμενος* (*ἐκ* add. R) *τῆς τῶν αἰγυπτίων χώρας* BRST (gegen das Satzschlußgesetz): *τὸ μὲν γὰρ γένει. ὁρμώμενος ἦν. τῆς τοῦ μαραιώτου χώρας* C: (*διαπρέπων*) *ὡρμᾶτο δὲ ἐκ τῆς τῶν αἰγυπτίων χώρας* Q ‖ 4 *καὶ δὴ*] *καὶ γὰρ* B | *τοῦ ἀνόμου προστάγματος* S | *δημοσίως* B ‖ 4 Ganz unsinnig: *καὶ διὰ τῷ τοῦ ἀθέου προστάγματος διμωσία προθέντος* A | *καὶ δὴ τῶν προσταγμάτων δημοσίᾳ κειμένων* C | *ἐξετέλουν*] *ἐξεπλήρουν* A: *ἔσπευδον ἐκτελεῖν* CRST ‖ 4 f. *τὸ προστεταγμένον τοῖς διδάγμασιν τοιαύτη* (also Lücke und barer Unsinn) B | 5 *ἡ ἐπιγραφὴ* QV: *καὶ ἡ ἐπιγραφὴ* S: *ἡ περιοχὴ* ACRT | *τῶν ἐμφορέμενων* A: *τῶν ἐμφερομένων* CRST | *ἐν τοῖς προστάγμασιν* A | *αὕτη*] *αὐτῇ* A: *τοιαύτη* CRST | *καὶ βασιλεὺς Μαξ.* om. A | *βασιλεὺς* vor *Μαξ.* om. B ‖ 6 *εὐταξίας* V | *τῶν μεγίστων θεῶν* R
7 *τυχόντες* BR | *ἡμεῖς*] *ὑμᾶς* S | *πᾶν σπουδὴν* C | *ἐπ' αὐτοὺς καὶ τούτους* (so) *οἴκους* B ‖ 8 *τοὺς* vor *τούτων* om. A | *διὸ* om. B | *τε* om. R | *καὶ τοῖς* om. C ‖ 9 *στρατηγοῖς*] *στρατιώταις* A | *ἅμα τοῦ* B | *τὰς παρ' ἡμῶν* A: *τὰς δὲ ἡμῶν τὰς* BRS | *περὶ τὰς ἡμῶν διατάξεις τὰς εἰς τοὺς εὐεργέτας ἡμῶν θεοὺς γενέσθαι* Q ‖ 10 *γενέσθαι*] *πράξαι* BR | *ἐπιμελείας καὶ* om. A ‖ 10 ff. mit mehrfacher Umstellung: *πανταχοῦ τὴν προσήκουσαν θεραπείαν τοῖς τε ἐν στρατίαις καὶ ἐμπολιτεύμασιν μετὰ γυναικῶν καὶ τέκνων τοῖς θεοῖς ἀπόδιδην καὶ ἁπλῶς κτλ.* A
11 *καὶ τέκνων* om. T | *τοῖς τε στρατίαις* C | *τοῖς τε ἐν στρατιωτικοῖς πολιτεύμασι* R | *ἐν πολιτεύμασιν* BS
12 *καὶ ἅπαξ ἁπλῶς* B: *καὶ ἁπλῶς* (halb ausradiert) C | *πᾶσα ψυχὴ* A: *πᾶσα τύχῃ* BC: *πᾶσαν τύχην* R: *τύχῃ καὶ ἡλικίᾳ* S | *διατάττομεν* add. nach *τύχῃ* Q, nach *ἡλικίᾳ* S | *δὲ* om. ABCQ | *εἴ τις δὲ* S | *τὰ δόξαντα ἡμῖν* A: *τὰ παρ' ἡμῶν λεχθέντα* B: *τὰ ἡμῖν δοχθέντα* C: *τὰ ἡμῖν δόξαντα* R | *τοῦτον* om. A: erst nach *κράτος* QRST: *τούτους* (nach *κράτος*) B: *πάντας* (nach *κράτος*) C ‖ 13 *ἀπαρετίτω τῇ μωρίᾳ* A: *ἀπαραιτίτω τιμωρίᾳ* R | *ἀπολέσθαι*] *καθυποπίπτειν* A: *ὑποβάλλεσθαι* RT: *ἀπολεῖσθαι* S | *τούτου οὖν τοῦ παρανόμου δόγματος γραφέντος εὐθέως οἱ κήρυκες* S | *οἱ* om. ABR | *πᾶσαν τὴν* C ‖ 14 *πόλιν καὶ χώραν* T | *ἐβόουν* BV: *ἐπεβόων* APQ: *ἐπεβόουν* CRS | *ὥστε πάντας* om. ABCR | *ἄνδραις ὁμοῦ καὶ γυναῖκες* A | *τῶν βεβήλων καὶ ματαίων θεῶν* S | *αὐτοὺς οἴκους* A | *ἀπατᾶν* C ‖ 15 *οὖν*] *τε* B: *γοῦν* QST | *τότε* add. nach *γοῦν* S | *γινομένης* AV | *ταραχῆς καὶ συγχύσεως γιν.* (*δεινοτάτης* om.) A | *δεινοτάτης* om. AB: *οὐκ ὀλίγης* C ‖ 16 *μυσαρὰ* om. B: *μυσερᾶ* C | *ὁ παμμακάριστος* A: *ὁ δὲ μακάριος* B | *θεωρῶν* T | *τὴν* vor *ἐνέργειαν* om. S ‖ 17 *εἰς ὕψος ἐπαιρομένην* om. ABCRST | *οὐχ ὑπομείνας τε* R: *μὴ ἐνεγκῶν* A

---

17 Vgl. Ps. 62, 2

τῆς στρατείας αὐτοῦ καὶ ἐν τόποις ἐρήμοις καὶ ἀβάτοις διέτριβεν μὴ βουλόμενος τῆς βδελυρᾶς καὶ ἀσεβοῦς αὐτῶν θρησκείας συμμέτοχος γενέσθαι.

Χρόνου δὲ διελθόντος ἱκανοῦ κατανυγεὶς ὑπὸ τῆς χάριτος τοῦ κυρίου κατῆλθεν ἐπὶ τὴν πόλιν. γενεθλίου δὲ ἀγομένου τῶν βασιλέων καὶ πάντων συνηγμένων ἐν τῷ θεάτρῳ ζέων τῷ πνεύματι καὶ ἐρρωμένος τῇ πρὸς θεὸν εὐσεβείᾳ ἐπεισῆλθεν ἐν τῷ θεάτρῳ τοῦ δικαστοῦ 5 καθεζομένου καὶ τοὺς ἀγῶνας θεωροῦντος ψάλλων καὶ λέγων· Εὑρέθην τοῖς ἐμὲ μὴ ζητοῦσιν, ἐμφανὴς ἐγενόμην τοῖς ἐμὲ μὴ ἐπερωτῶσιν. σιγῆς δὲ γενομένης καὶ πάντων ὡς ἐν ἐκστάσει γεγονότων ἐπὶ τῇ τοῦ ἀνδρὸς παρρησίᾳ μάλιστα θεωρούντων αὐτὸν ἀσκητικὸν σχῆμα ἔχοντα ἐπυνθάνετο ὁ ἡγεμών, τίς ἂν εἴη. ὁ δὲ μακάριος Μηνᾶς ἀνέκραγε λέγων· Ἐγὼ δοῦλός εἰμι τοῦ Χριστοῦ τοῦ βασιλεύοντος ἐν οὐρανῷ καὶ ἐπὶ γῆς. ἀκούσας δὲ ταῦτα Πύρρος ὁ ἡγεμὼν 10 ἔφη αὐτῷ· Ξένος εἶ ἢ ἐνθάδιος, ὅτι οὕτως παραχρῆμα ἐτόλμησας εἰσελθεῖν καὶ ἐμποδίσαι τελεσθῆναι τὸ τῶν αὐτοκρατόρων γενέθλιον; ἀτενίσαντες δὲ αὐτῷ τινες τῆς τάξεως εἶπον τῷ ἡγεμόνι· Τοῦτον ἡμεῖς γνωρίζομεν πρὸ ἐτῶν πέντε στρατευόμενον ἐν τῷ νουμέρῳ τῶν Ῥουτιλιακῶν τῶν ὄντων ὑπὸ Φιρμιλιανὸν τὸν τριβοῦνον· εἶπεν οὖν αὐτῷ ὁ ἡγεμών· Λέγε μοι, στρατιώτης ἦς, καθὼς ἀναφέρει περὶ σοῦ ἡ τάξις; Μηνᾶς λέγει· Ναί, στρατιώτης ἤμην 15 καὶ θεωρήσας προστάγματα ἀσεβείας ἐπιφοιτῶντα ἀνεχώρησα ἀπὸ τῆς στρατείας. Πύρρος

---

1 ὑπανεχώρησεν τῆς στρατιᾶς B | αὐτοῦ om. BCRT | τῆς στρατείας αὐτοῦ] ἐάσας τὴν αὐτοῦ στρατίαν A | καὶ ἀβάτοις om. ABCQRST | μὴ βουλόμενος (add. αὐτὸν B: αὐτῶν R) τῆς ἀσεβοῦς θρησκείας BCQRST | ganz abweichend: ἑλλόμενος μᾶλλον συγκακουχεῖσθαι ἢ τῆς δυσσεβοῦς αὐτῶν θρησκείας σ. γ. A || 3 χρόνου δὲ ἱκανοῦ διελθόντος S | ἱκανοῦ om. ABCRT | τῆς θείας χ. V | καὶ κατανυγεῖς T | κυρίου] χριστοῦ ABR: ἰησοῦ χριστοῦ τοῦ κυρίου ἡμῶν C | εἰσῆλθεν A | ἐπὶ τῆς πόλεως ABCR || 4 δὲ ἀγομένου] διάγενομένου (!) R | γενεθλίων δὲ ἀγομένων B | τῶν βασιλέων om. ABCQS | ὁμοῦ συνηγμένων A || 5 πνεύματι ὁ μακάριος S | ἐρρώμενος RV | ἐ. τῇ διανοίᾳ καὶ τῇ πρὸς θεὸν εὐσεβεῖ (so) A | πρὸς τὸν θεὸν Q: πρὸς τὸν βασιλέα θεὸν BR: πρὸς αὐτὸν C | εἰσῆλθεν Q: ἐπεισελθὼν B || 6 καὶ θεωροῦντος τοὺς ἀγῶνας C | ἔψαλλεν λέγων B | ganz abweichend: (θεωρούντως) ὁ δὲ μακάριος μηνᾶς εἰσερχόμενος ἐν τῷ θεάτρῳ ἔκραζεν λέγ⟨ων⟩ εὑρέθην A || 6 f. ἐμφανὴς ἐγενόμην τοῖς ἐμὲ μὴ ζητοῦσιν. εὑρέθην τοῖς ἐμὲ μὴ ἐπερωτῶσιν (εὑρ. — ἐπερωτῶσιν om. R) BR | ζητῶσιν S || 7 σιγῆς δὲ πολλῆς γ. S | ὡς om. AQR: ὥσπερ BC || 8 γενομένων ABQRS: γεναμένων C | μάλιστα om. C: καὶ μάλιστα S | καὶ θεωροῦντες BC | θεορούντων αὐτῶν μάλλιστα τῷ ἀσκητικῷ ἔχοντα σχήματι A || 9 τότε ἐπυνθάνετο B | ὁ ἡγεμὼν λέγων A | εἴη οὗτος B || 10 τοῦ vor χριστοῦ om. T || 9 ff. wieder ganz abweichend: ὁ δὲ παμμακάριστος ἀθλοφόρος τοῦ χριστοῦ μηνᾶς εὐθὺς ἐκραύγασεν φωνῇ μεγάλῃ λέγων. ἐγὼ δοῦλος εἰμὶ ἰησοῦ χριστοῦ. τοῦ υἱοῦ τοῦ θεοῦ τοῦ ζῶντος ἐν τῷ οὐρανῷ καὶ ἐν τῇ γῇ. πύρος δὲ ὁ ἡγεμὼν ταῦτα ἀκούσας ἐξ αυτοῦ οὕτως λεχθέντα εἶπεν αὐτῷ A | 10 πύρρος BCPQRST: πύρος AV (im folgenden ist diese orthographische Differenz nicht mehr notiert) | ὁ ἡγεμὼν ταῦτα (τοῦτο C) αὐτοῦ ἀποκρινομένου εἶπεν (ἔφη R) BCR || 11 ἔφη] εἶπεν T | παραχρῆμα om. Q | ἀναιδῶς εἰσελθεῖν S | ἐπισελθεῖν R | ἐμποδίσαι (ἐμποδίσας C) τὸ γενέθλιον ἐπιτελεσθῆναι (ἐπιτελ. om. BR) τῶν αὐτοκρατόρων BCR || 11 ff. wieder abweichend: ἐνθ. πῶς δὲ ἐτόλμησας εἰσελθὴν οὕτως ἀτόλμως καὶ ἐμπόδιον ποιῆσαι τὸ γενέθλιον τῶν αὐτοκρατόρων A || 12 τῶν τῆς τάξεως R | εἰς αυτον A | εἶπαν CR: λέγουσιν A || 13 ἡμεῖς κύριε S | ἐγνωρίζομεν A | τῷ om. A || 14 ῥουτιλλιακῶν AS: ῥουταλικῶν Q: ῥουτουλιακῶν R: ῥουτουλιάκων T | ὑπερμιλλιανοῦ τριβουνῶν A | λέγει δὲ ὁ ἡγεμὼν A || 15 σὺ (σοὶ BC) στρατιώτης BCST | ἦς (vgl. 34, 14)] εἶ (ἢ A) ABCT | καθάπερ R | ἀναφέρουσιν αἱ τάξεις περὶ σοῦ B | nach τάξις add. ὁρᾷς γὰρ ὅτι γινώσκουσί σε R | λέγει] εἶπεν A: ἀπεκρίθη B | ναὶ om. C: καὶ Q | ἐγώ εἰμι μηνᾶς ὁ ἀπὸ στρατιωτῶν καὶ B || 16 πρόσταγμα (so) ἀσεβείας φυτῶντα R | τῆς ἀσεβείας B | ἐπιφοιτῶντα und am Rande ἐπερχόμενα B: ἐπιφοιτῶντα om. C | abweichend: τὰ προστάγματα ὑμῶν πλήρης (so) ἀπάτης καὶ πλάνης ἀν. A ὑπανεχώρησα R | ἀπὸ om. BCQR | στρατιᾶς (ebenso 34, 1) BQ | ἀν. τῆς στρατιᾶς καὶ ἐστρατολόγησα ἐμαυτὸν τῷ οὐρανίῳ βασιλεῖ χριστῷ τῷ υἱῷ τοῦ θεοῦ τῷ ζῶντι ἀεὶ καὶ διαμένοντι B: ἀν. τῆς προσκαίρου ταύτης στρατείας T: ἀν. τῆς φθαρτῆς καὶ τῆς προσκαίρου ταύτης στρατείας καὶ ἐν ὄρεσι διαιτώμην S

---

1 Vgl. Ps. 62, 2 || 4 f. Apostelgesch. 18, 25 || 6 f. Is. 65, 1

ἡγεμὼν λέγει· Ποίας οὖν προφάσεως γενομένης ἀνεχώρησας τῆς στρατείας, Ἕλλην ὢν ἢ Χριστιανός; ὁ δὲ μακάριος Μηνᾶς εἶπεν· Χριστιανός. καὶ πρὸς τὸ μὴ μετασχεῖν με τῆς παρανομίας τοῦτο ἔπραξα. τότε ὁ ἡγεμὼν ἐκέλευσεν αὐτὸν ἀναληφθῆναι ἐν τῷ δεσμωτηρίῳ διὰ τὸ ἀπασχολεῖσθαι αὐτὸν περὶ τὸ γενέθλιον τῇ ἡμέρᾳ ἐκείνῃ.

5 Καὶ τῇ ἑξῆς προκαθίσας πρὸ βήματος δημοσίᾳ ἐν τῷ γυμνασίῳ ἐκέλευσεν ἀχθῆναι τὸν μακάριον Μηνᾶν. Σύμμαχος βοηθὸς κομμενταρήσιος εἶπεν· Μηνᾶν τὸν ἀπὸ στρατιωτῶν κελευσθέντα ἐμβληθῆναι ὑπὸ τῆς σῆς ἐξουσίας ἐν τῷ δεσμωτηρίῳ πρὸς ἀσφάλειαν, τοῦτον, κύριέ μου, δημοσίᾳ σοι προσφέρω. τότε Πύρρος ὁ ἡγεμὼν διὰ τοῦ βοηθοῦ εἶπε τῷ μάρτυρι· Τῇ χθὲς ἡμέρᾳ, ἀνοσιώτατε, τίνος χάριν ἐτόλμησας εἰσελθεῖν ἐν τῷ θεάτρῳ καὶ ἐμπόδιον 10 γενέσθαι τῶν ἀγωνιζομένων ἐν τῷ γενεθλίῳ πρὸς καταφρόνησιν τῶν αὐτοκρατόρων, μάλιστα ὅτι καὶ λέγεις ἑαυτὸν Χριστιανὸν εἶναι; λέγε μοι τοίνυν, τίνος ἕνεκεν κατέλιπες τὴν στρατείαν καὶ ποῦ διῆγες καὶ πόθεν εἶ; Μηνᾶς λέγει· Ἐγὼ μέν εἰμι τῆς τῶν Αἰγυπτίων χώρας, διὰ δὲ τὸ θέλειν με στρατεύεσθαι τῷ ἐπουρανίῳ βασιλεῖ ἀπέστην τῆς προσκαίρου στρατείας ταύτης. Πύρρος ἡγεμὼν λέγει· Ποῦ ἧς ἕως τοῦ νῦν; Μηνᾶς λέγει· Διὰ τὴν ἀγάπην τοῦ Χριστοῦ 15 εἱλόμην μᾶλλον ἐν ἐρήμοις μετὰ θηρίων ἀγρίων τὴν διατριβὴν ἔχειν ἢ μεθ' ὑμῶν ἀπολέσθαι τῶν μὴ εἰδότων τὸν θεόν. γέγραπται γάρ· Μὴ συναπολέσῃς μετὰ ἀσεβῶν τὴν ψυχήν μου καὶ μετὰ ἀνδρῶν αἱμάτων τὴν ζωήν μου.

1 ὁ ἡγεμὼν C | λέγει] εἶπεν A | ποίᾳ οὖν προφάσει ἀν. B | γενομένης] γεναμένης V: ἕνεκεν R || 2 δὲ om. CST | ὁ ἅγιος μηνᾶς λέγει. μὴ βουλόμενος μετασχεῖν (με om.) B | εἶπεν] λέγει R | χριστιανός εἰμι καὶ C | χριστιανὸς und mit Verweisungszeichen am Rande wohl von zweiter Hand καὶ ἤμην καὶ ἠμὶ καὶ ἔσομαι T || 1 f. wieder abweichend: καὶ ποίας πρ. γεν. ἀν. ἐάσας τὴν στρατίαν σου. μηνᾶς εἶπεν. ἐγὼ χριστιανός εἰμι καὶ A || 2 μετέχειν C | με μετασχεῖν R || 2 f. τῆς παρανόμου πράξεως B: τῆς ἀνομίας ὑμῶν C: τῆς παρ. und ὑμῶν über der Zeile wohl von zweiter Hand T | τοῦτο ἔπραξα om. B | τῆς ἀσεβείας καὶ τῆς παρανομίας ὑμῶν ἔπραξα τοῦτο S || 2 f. wieder stark abweichend: τῆς παρανομίας ὑμῶν οὕτως πέπραχα ταῦτα. ταῦτα ἀκούσας ὁ ἡγ. ἐκέλευσεν ἀναληφθεῖναι αὐτῶ ἐν τῶ δ. A || 3 ὁ δὲ ἡγεμὼν (τότε om.) RT | κελεύει B | ἐκέλευσεν οὖν αὐτὸν ὁ ἡγεμὼν C | ὁ δὲ ἡγεμὼν ἀκούσας ταῦτα ἐκέλευσεν ἀναληφθῆναι αὐτὸν S | συλληφθῆναι Q || 4 ἀσχολίσθαι C | τὸ γενέσιον C | τὸ γεν. τῶν αὐτοκρατόρων ἐν τῇ ἡ. A | τὴν ἡμέραν ἐκείνην R || 5 τῇ δὲ ἑξῆς AQ καθίσας ἐπὶ τοῦ βήματος AB: πρὸ τοῦ βήματος καθίσας C: πρὸ βήματος καθεσθεὶς R | προκαθίσας] καθίσας ST | δημοσίᾳ] δημοσίως B: πλησίον A | ἀχθῆναι] παραστῆναι AR: παραστῆναι αὐτῶ B || 6 ὁ δὲ σύμμ. B | σ. βοηθὸς κομενταρήσιος BCST: σ. βοηθὸς κομμενταρίως A: σ. βοηθὸς κομέντων QR: σ. κομενταρήσιος (βοηθὸς om.) PV 6—8 wieder mit Kürzungen und Abweichungen: μηνᾶν τὸν ἀπὸ στρ. δεσμώτην ὄντα τῇ κελεύσει τοῦ ἡμετέρου κράτος (so) δημοσίᾳ σοι προσφέρω A || 7 κελευθέντα C | ὑπὸ τῆς σῆς ἐξουσίας om. BCQRST || 8 δημοσίως BC | σοι om. R | τότε] om. B: τούτων (!) R | ὁ vor ἡγεμὼν om. T | τῷ μάρτυρι om. ABCQRST || 9 χάριν] ἕνεκεν ABRST: ἕνεκα C | ἐπεισελθεῖν BRST | ἐν τῷ θεάτρῳ om. Q | ἐν om. R | ἐμποδίσαι τὸ γενέθλιον τῶν ἀγωνιζομένων πρὸς κ. C | ἐμπόδιον ποιῆσαι R: ἐμπόδιον ποιῆσαι γενέσθαι S || 10 τῶν ἀγωνισαμένων T | ἐν τῷ γενεθλίῳ om. BR || 11 εἰ καὶ λέγεις (λέγειν B) ἑαυτὸν (σεαυτόν, auf Rasur, B) χριστιανὸν (εἶναι om.) BC: εἰ καὶ λέγεις σεαυτὸν εἶναι χριστιανὸν R: λέγων καὶ χριστιανὸν εἶναι σέαυτόν S | μοι om. B | τοίνυν] οὖν C | κατέλειπας B: ἐγκατέλιπες S | στρατιὰν B | τὴν στρατείαν σου S || 12 λέγει] εἶπεν C | τῆς om. B || 13 δὲ om. C || 9—12 wieder abweichend: καὶ ἐμπόδιον ποιῆσαι τοῖς ἀγωνιζομένοις πρὸς καταφρόνησιν τῶν αὐτοκρατόρων μάλλιστα σεαυτῶν ὁμολογῶν εἶναι χριστιανῶν. καὶ πῶς ἐτόλμησας καταλιπὴν τὴν στρατίαν καὶ διάγειν σε ἐναντίοσι. ἐχθροῦ τῶν θεῶν τῶν αὐτοκρατόρων ἀποδιχθέντος. ὁ δὲ γενναῖος καὶ μακάριος μηνᾶς ἀποκριθεὶς εἶπεν· ἐγὼ μὲν ὦ δικαστὰ τῆς τῶν αἰγυπτίων χώρας ἡμῖν (so) καὶ διὰ A || 13 τῶ θέλει μαι A | στρατευθῆναι B | βασ. ἰησοῦ χριστῶ A στρατιὰς A | ταύτης om. AQ | τῆς στρατείας ταύτης τῆς προσκαίρου B: τῆς στρ. τῆς προσκαίρου ταύτης CRS 14 ὁ ἡγεμὼν BCR | λέγει] εἶπεν A | καὶ ποῦ S | ἧς] ἦσθα A | τοῦ νῦν] τουνοῦν A | τέως τὸ (τὸ om. T) νῦν RT | ὁ ἅγιος μηνᾶς AS | ἡγ. λέγει τοίνυν· ποῦ ἧς καὶ ποῦ διῆγες. μηνᾶς εἶπεν B | χριστοῦ καὶ θεοῦ ἡμῶν A || 15 ἑλόμην C: εἱλάμην R | ἐν ἐρημίαις BCRST | ἀγρίων om. R | ἔχειν] ἔχει A: ποιεῖσθαι R | ἀπολλῆσθαι A 16 τὸν θεὸν τοῦ οὐρανοῦ καὶ τῆς γῆς S

16 f. Ps. 25, 9

Πύρρος ἡγεμὼν λέγει· Θῦσον τοῖς θεοῖς, ἵνα πάντα σοι συγχωρηθείη καὶ τὰ μάλιστα, ὅτι στρατιώτης ὢν ἔφυγες τὴν στρατείαν Χριστιανὸν σεαυτὸν ἀποκαλῶν. νῦν οὖν οἰκτείρησον σεαυτὸν καὶ προσελθὼν θῦσον τοῖς θεοῖς, ἵνα καὶ τὴν στρατείαν σου ἀπολάβῃς καὶ σεαυτὸν ἐντιμότερον καὶ ἀβλαβῆ διατηρήσῃς. Μηνᾶς εἶπεν· Ἐγὼ εὔχομαι τῷ βασιλεῖ τῶν αἰώνων εὐαρεστῆσαι καὶ παρ' αὐτοῦ τὸν στέφανον τῆς ἀθανασίας κομίσασθαι· μὴ τοίνυν νομίσῃς 5 ἀνύσαι τι διὰ τῶν ἀπειλῶν σου· πάντων γὰρ ὧν ἐπαγγέλλῃ βασάνων καταφρονῶ διὰ τὴν πρὸς τὸν Χριστόν μου ἀγάπην. Πύρρος ἡγεμὼν εἶπεν· Ἀποτείνατε αὐτὸν ἐκ τεσσάρων καὶ χρήσασθε αὐτῷ βουνεύροις ὠμοῖς λέγοντες αὐτῷ· Στρατιώτης ὢν πείθου τοῖς προστάγμασιν τῶν αὐτοκρατόρων. ὁ δὲ μακάριος Μηνᾶς εἶπεν· Ἐμοὶ σπουδή ἐστιν τοῖς τοῦ Χριστοῦ προστάγμασιν πειθαρχεῖν τοῦ μεγάλου βασιλέως. 10

Βασανιζομένου δὲ αὐτοῦ ἰσχυρῶς καὶ ἤδη τοῦ αἵματος αὐτοῦ πεπληρωκότος τὴν γῆν Πηγάσιος πρίγκιψ ἑστὼς εἶπεν· Θῦσον τοῖς θεοῖς, ἄνθρωπε, πρὶν ἢ τὰς σάρκας σου ταῖς μάστιξι καταξανθῆναι. ὁ δὲ μακάριος Μηνᾶς ἀναβοήσας εἶπεν αὐτῷ· Σύμβουλε τοῦ σκότους καὶ πάσης ἀνομίας ὁδηγέ, τοῦ δικαστοῦ σου καθεζομένου καὶ προτρεπομένου μοι οὐκ ἀνέχομαι, καὶ σοὶ ἔχω πεισθῆναι; ἐγὼ τὸν θεὸν ἔχω βοηθὸν τὸν δυνάμενον καὶ τὰς βασάνους σου 15 ταύτας ἀφανεῖς ποιῆσαι καὶ ὑμᾶς καὶ τοὺς τυράννους ὑμῶν καταργῆσαι ὑπὸ μίαν ῥοπὴν τοὺς βουλομένους τοὺς τοῦ θεοῦ δούλους ἀποστῆσαι τῆς ἀληθείας καὶ εἰς τὴν τῶν εἰδώλων πλάνην ἐκτραπῆναι καταναγκάζοντας.

---

1 ὁ ἡγεμὼν BCR | λέγει] εἶπεν AC | μηνᾶ. ἵνα πάντα A | συγχωρηθείη] συγχωρηθήσεται A: συγχωρηθῇ BCQST: συγχωρισθῇ R | πάντα nach συγχ. C | εἰ καὶ μάλιστα BCR: εἰ καὶ τὰ μάλιστα ST: καὶ τὰ om. Q || 2 ὢν] τυγχάνων B | ὅτι καὶ στρ. τυγχάνων ἐξέφυγες Q | στρατιώτης τυγχάνης ἔφυγες R | στρ. ὢν καὶ ἀποδράσας τῆς στρατείας ἀντιτάσσει τοῖς βασιλεῦσι χριστ. S | τὴν στρατείαν καὶ ἀντιτάσσῃ τοῖς βασιλεῦσιν χριστ. BR | σεαυτὸν] ἑαυτὸν QR | ἀποκαλῶν] λέγων BR: ὁμολογῶν CQRT | νῦν οὖν] αἰτῶ οὖν R | οἴκτειρον B: οἴκτειρό C || 3 σεαυτὸν] ἑαυτὸν Q | προσελθὼν om. R | τουτοῖς (του undeutlich) θεοῖς R | καὶ σεαυτὸν ἀτιμώρητον διατ. R || 4 καὶ ἀβλαβῆ om. BCQST | ὁ ἅγιος μηνᾶς S | εἶπεν] λέγει BCQR | 1—4 wieder abweichend: μάλιστα στρατιώτης ὢν καὶ ἐξέφυγες τὴν στρατίαν σου. ἀντιτασσόμενος τοῖς βασιλεῦσιν καὶ χριστιανῶν ἑαυτῶν ἀπὸκαλῶν. νῦν οὖν ἄκουσον μου καὶ σεαυτὸν οἰκτήρισον τοῖς θεοῖς ἐπιθύσας. ὅπως καὶ τὴν στρ. σου ἀπολ. καὶ ἐντημώτερον σεαυτὸν διατ. μηνᾶς λέγει A || 4 ἐγὼ μὲν AC | ἐγὼ om. B | κυρίω τῶ θεῶ τῶ βασιλεῖ B || 5 εὐαρ. χριστῶ R | ἀθανασίας] ἀφθαρσίας A | κομίσασθαι] λαβεῖν C | κομ. ἐν τῇ ἡμέρα τῆς κρίσεως. λοιπὸν νόμιζε τί ἀνοίει διὰ A | τοίνυν om. B | μὴ νομίσῃς δὲ R || 6 ἀνύσαι τι] ἀνοίειν τι B: τί ἀνῦσαι R | διατῆς ἀπειλῆς σου C | πασῶν γὰρ μοὶ ὧν ἐπ. R | ὧν μοι ABC | ἐπηγγείλω C | 7 πρὸς] εἰς C | μου (nach Χριστόν) om. CR | nach Χριστόν μου add. καὶ θεὸν PV | ἀγάπην] ὁμολογίαν ABCR | ὁ ἡγεμὼν ABCT | εἶπεν] λέγει BCR | ἀποτείναντες ARS: τείναντες B: τείνατε Q | καὶ (vor χρήσασθε) om. ABCRS || 8 αὐτῷ] αὐτὸν A: om. S | ὠμοῖς om. ABCQT | αὐτῷ] οὕτως A | τοῖς τῶν αὐτοκρατόρων προστ. B || 9 τῶν αὐτοκρατόρων] τῶν βασιλέων R | εἶπεν] λέγει ABC | Χριστοῦ] κυρίου Q | nach Χριστοῦ add. μου AB | προστάγμασιν] θελήμασιν B | mehr abweichend: πειθαρχεῖν τοῖς τοῦ κυρίου μου προστάγμασιν τοῦ μεγάλου καὶ ἀθανάτου βασιλέως PV || 11 αὐτοῦ om. B: τοῦ ἁγίου μηνᾶ C | ἤδη (ἴδη) erst nach αὐτοῦ A | τὴν γῆν πληρώσαντος B | τὴν ὑποκειμένην γῆν πεπληρ. R || 12 εἶπεν ἑστὼς R | τοῖς θεοῖς om. ABR | ὦ ἄνθρωπε A | ταῖς μάστιξι om. CP || 13 ἀναβοήσας om. AC | εἶπεν] λέγει A | αὐτῷ om. ABCR σύμουλε C || 14 καὶ παρανομίας BCR: καὶ πάσης παρανομίας T | wieder abweichend: καὶ πάσης παρανομίας ἄξιε ὁδιγὲ (ὁδ. auf Rasur) τοῦ σκότους (also zweimal) καὶ τῆς ἀληθείας ἐχθρὲ A | σου om. CQRT | καὶ προτρεπομένου μοι om. ABQT | προτρεπομένου] παραινοῦντος S | οὐκ ἀνέχομαι παρανομεῖν B || 15 σοι] σου B | βοηθὸν ἔχω QRST | τὸν χριστὸν ἔχω τὸν βοηθόν μου B | καὶ om. QST | σου om. ABCQRT || 16 ἀφανίσαι A | καὶ τοὺς τυράννους ὑμῶν om. A | ἐν μιᾷ ῥοπῇ C || 17 τοὺς δούλους τοῦ θεοῦ AQ: τὸν δοῦλον τοῦ θεοῦ BCST | κατὰ τῶν δούλων τοῦ θεοῦ ἀποστῆσαι αὐτοὺς τῆς ἀλ. R | ἀπὸ τῆς ἀλ. S | πλάνην] μανίαν ABCRS || 18 ἐκτραπῆναι καταναγκάζοντας] μεταθῆναι R

Πύρρος ἡγεμὼν εἶπεν· Ἑτοιμαζέσθωσαν αὐτῷ ἄλλαι βάσανοι πρὸς τὴν σκληροκαρδίαν αὐτοῦ· τέως δὲ κρεμασθήτω ἐπὶ ξύλον. τούτου δὲ γενομένου Πύρρος ἡγεμὼν εἶπεν· Ἐσωφρονίσθης, Μηνᾶ, ἢ οὐδέπω ᾔσθου τῶν βασάνων; Μηνᾶς λέγει· Οἴῃ διὰ τῆς μικρᾶς ταύτης βασάνου περιγενέσθαι τοῦ ἐν ἐμοὶ λογισμοῦ; γνῶθι οὖν, ὅτι οἱ τίμιοι καὶ ἔνδοξοι στρατιῶται
5 τοῦ μεγάλου βασιλέως παρίστανταί μοι γενναιότερον πρὸς πᾶσαν στρέβλωσιν καὶ τιμωρίαν τὴν ὑπὸ σοῦ εἰς ἐμὲ γινομένην διατηροῦντες. Πύρρος ἡγεμὼν λέγει· Ἅψασθε αὐτοῦ τῶν σαρκῶν λέγοντες αὐτῷ· Βασιλέα ἔχων ἕτερον βασιλέα μὴ ὁμολόγει. Μηνᾶς λέγει· Ἀγνοῶν τὸν ἐπουράνιον βασιλέα βλασφημεῖς καὶ τολμᾷς τοὺς φθαρτοὺς καὶ ἐκ γῆς γεγονότας ἐξομοιοῦν τῇ τοῦ θεοῦ μεγαλωσύνῃ τοῦ δωρησαμένου καὶ τούτοις τὴν τιμὴν ταύτην καὶ ἔχοντος ἐξουσίαν
10 πάσης ἀρχῆς καὶ πνοῆς. Πύρρος ἡγεμὼν λέγει· Ποῖός ἐστιν οὗτος ὁ θεός, ὃν λέγεις τοῖς βασιλεῦσι τὴν τιμὴν δεδωρηκέναι καὶ τοῦ κόσμου παντὸς κατεξουσιάζειν; Μηνᾶς λέγει· Ἰησοῦς Χριστὸς ὁ υἱὸς τοῦ θεοῦ τοῦ ζῶντος· αὐτὸς γάρ ἐστιν ὁ πάντα δημιουργήσας, ᾧ καὶ ὑποτέτακται τὰ ἐν οὐρανῷ καὶ ἐπὶ γῆς. Πύρρος ἡγεμὼν λέγει· Οὐκ οἶδας, ὅτι οἱ βασιλεῖς ὀργιζόμενοι διὰ τὸ ὄνομα τοῦ Χριστοῦ ἐκέλευσαν ὑμᾶς κολάζεσθαι καὶ σὺ ἐπιμένεις ὁμολογῶν
15 τὸ ὄνομα τοῦτο; Μηνᾶς λέγει· Εἰ ὀργίζονται οἱ βασιλεῖς, τί πρὸς ἐμέ; ἐγὼ εὔχομαι μέχρι τέλους ἔχων τὴν ὁμολογίαν ταύτην ἀπαλλαγῆναι τοῦ κόσμου τούτου τοῦ ματαίου. γέγραπται

---

1 ὁ ἡγεμὼν CR | εἶπεν] λέγει CR | ἑτοιμασθήτωσαν A | αὐτῷ om. B || 2 f. τέως — γενομένου] καὶ κρεμασθέντος αὐτοῦ ἐπὶ τοῦ ξύλου A: καὶ ἐκέλευσεν κρεμασθῆναι αὐτὸν ἐπὶ τοῦ ξύλου. κρεμασθέντος δὲ αὐτοῦ ἐπὶ τοῦ ξύλου B: κρεμασθέντος δὲ τοῦ ἁγίου μηνᾶ ἐπιξύλου C: κρεμασθέντος δὲ (οὖν R) αὐτοῦ ἐπὶ τοῦ ξύλου QRT: καὶ κρεμασθήτω ἐπὶ ξύλου καὶ ξεέσθω. ξεομένου δὲ αὐτοῦ S || 2 εἶπεν ὁ ἡγεμὼν (πύρρος om.) A | ὁ ἡγεμὼν BCRS | εἶπεν] λέγει BCR || 3 μηνᾶ (μηνᾶ κἂν νῦν B: κἂν ἄρτι μηνᾶ C) τοσαῦτα βασανισθεὶς (τοσαύτας βασάνους ὑπομείνας R) ἢ οὐδέπω BCQRST | οὔπω A | ᾔσθου] ᾐσθέσθης C | ὁ ἅγιος μηνᾶς εἶπεν R | nach λέγει add. ἄθλιε καὶ ταλαίπωρε PV | οἴῃ] νομίζεις A || 4 βασάνου ταύτης ABC | ἐν ἐμοὶ] ἐμοῦ Q γνῶθι οὖν] ἀλλὰ ἀγνοεῖς A: ἀγνοῶν BCQRST | τίμιοι καὶ ἔνδοξοι om. ABCQRST | ὅτι τοῦ ἐπουρανίου βασιλέως στρατιῶται A || 5 τοῦ μεγάλου] τοῦ ἐπουρανίου BR | nach βασιλέως add. χριστοῦ PV | παρεστήκασίν μοι ABCRST | γενν. με BST | ἅπασαν C | πᾶσαν σου B || 5 f. καὶ τιμωρίαν om. QST: καὶ τιμωρίαν — γινομένην om. ABR (B mit der Umstellung: διατηροῦντες πρὸς πᾶσαν σου στρέβλωσιν): στρέβλωσιν — γινομένην om. C || 6 γενομένην V | ὁ ἡγεμὼν BCS | λέγει] εἶπεν A | ἅπτεσθαι C | τῶν σαρκῶν] ἀφηδῶς A: τῶν μελῶν S: om. BCQRT || 7 αὐτῷ om. R | ὁ δὲ μακάριος μηνᾶς A: ὁ ἅγιος μηνᾶς S | λέγει] εἶπεν S | σὺ τὸν ἐπ. β. ἀγνοῶν S | τὸν ἐπουρανίων A || 8 ἐξομοιεῖν ABC || 8 f. ἐξ. τῷ θεῷ τῷ μεγάλῳ τῷ καὶ τούτους (so) δωρησαμένῳ τὴν τ. τ. καὶ ἔχοντι R || 9 wieder ganz verworren: τῇ τοῦ θεοῦ μου μεγαλωσύνην (so) καὶ τούτοις δωρησαμένων (so) τὴν τ. τ. καὶ ἔχοντα A | μεγαλωσύνῃ τὸν καὶ τούτοις δωρησάμενον τὴν τ. τ. καὶ ἔχοντα BC || 10 πάσης ἀρχῆς καὶ πνοῆς τὴν ἐξουσίαν B | ἀρχῆς] σαρκὸς R | ἀρχῆς καὶ om. ST | πύρρος om. A | ὁ ἡγεμὼν ABCR | λέγει] εἶπεν S | τίς ἐστιν ὁ θεὸς ἐκεῖνος S: ποῖος οὗτος ἐστιν θεός T: ποῖος ἐστιν οὗτος θεός R: ποῖος οὗτος θεός B: οὗτος ὁ θεὸς C | ὃν σὺ λ. C | ὃς καὶ τοῖς βασ. R | τ. βασίλευσιν C || 11 δεδωκέναι ABST: δέδωκεν C: ἐχαρίσατο R | ἐξουσιάζην A: κατεξουσιάζει CR | ὁ ἅγιος μηνᾶς AS || 12 ἰησοῦς ὁ χριστὸς ἐστὶν A: ἰησοῦς ὁ χριστὸς RT: ὁ κύριος ἡμῶν ἰησοῦς χρ. S | αὐτὸς γάρ ἐστιν om. A | γὰρ om. BCQRS | τὰ πάντα ABCRT | καὶ (vor ὑποτ.) om. ACT | ᾧ καὶ τὰ πάντα ὑποτ. B || 13 τά τε ἐν τῷ οὐρανῷ A | καὶ τὰ ἐπὶ τῆς γῆς ABCST | nach γῆς add.: εἰ οὖν θέλεις θεάσασθαι τὸν ἐμὸν κύριον πίστευσον εἰς αὐτὸν καὶ ὄψῃ τὴν δόξαν αὐτοῦ S | ὁ ἡγεμὼν BCRS | λέγει] εἶπεν AS | οὐκ οἶδας μηνᾶ S || 14 τοῦ χριστοῦ] τοῦτο ACQ | καὶ σὺ] καὶ ἔτι BCR | ἐπιμένεις] ἐμμένεις R || 15 τὸ ὄνομα τοῦ χριστοῦ ὁμολογῶν Q | ὁ ἅγιος μηνᾶς AS λέγει] εἶπεν AST | καὶ εἰ ὀργ. AS: κἂν ὀργ. C | σὺν σοὶ καὶ οἱ βασιλεῖς A | οἱ βασιλεῖς om. QT | τί πρός με A || 16 καὶ οὕτως ἀπ. A | τοῦ ματαίου τούτου BQR | τοῦ κόσμου καὶ σχεῖν παρρησίαν ἐν ἐκείνῃ τῇ ὥρᾳ C, d. h. die Erzählung springt, infolge von Blattversetzung in der Vorlage von C, von 36, 16 über zu 38, 5. Die scheinbare Lücke ist vom Schreiber von C notdürftig verkleistert. Der Inhalt des versetzten Blattes beginnt in C auf fol. 11r 2. Kolumne, nur daß τούτου τοῦ ματαίου weggelassen ist || 15 f. μ. λέγει. ἐγὼ χριστιανός εἰμι. ὁ γὰρ προφήτης δαυὶδ λέγει περὶ τοῦ χριστοῦ (Ps. 98, 1). ὁ κύριος ἐβασίλευσεν. ὀργιζέσθωσαν λαοί. ἐγὼ οὖν εὔχομαι τῷ χριστῷ. τὴν ὁμολογίαν ταύτην ἄσπιλον ἐκτελέσαι μέχρι τέλους. καὶ ἀπαλλαγῆναι S

---

12 Matth. 16, 16 || 13 Vgl. I Kor. 15, 27

γάρ· Τίς ἡμᾶς χωρίσει ἀπὸ τῆς ἀγάπης τοῦ θεοῦ, τῆς ἐν Χριστῷ Ἰησοῦ; θλίψις ἢ στενοχωρία ἢ κίνδυνος ἢ διωγμὸς ἢ λιμὸς ἢ μάχαιρα; γίνωσκε οὖν, ὅτι οὐδὲν τῶν ἐναντίων δύναται τῶν τοῦ Χριστοῦ δούλων περιγενέσθαι. ὁ δὲ ἡγεμὼν ἐκέλευσε τριχίνοις ὑφάσμασι τὰς ἐκδαρείσας ὑπὸ τῶν βασάνων καὶ πληγῶν σάρκας τοῦ ἁγίου ψήχειν καὶ τρίβειν ἐπὶ πλεῖον· τοῦ δὲ ἁγίου μάρτυρος Μηνᾶ μηδ' ὅλως αἰσθανομένου τῶν βασάνων Πύρρος ἡγεμὼν εἶπεν· 5 *Οὕτω διάκεισαι ὡς ἀλλοτρίου σώματος βασανιζομένου ἀναισθήτως φέρων τὰς βασάνους; Μηνᾶς λέγει· Ἀληθῶς οὐκ αἰσθάνομαι βοηθὸν ἔχων τὸν σωτῆρά μου Ἰησοῦν Χριστόν· τοῖς γὰρ φοβουμένοις αὐτὸν πάντοτε συνεργεῖ εἰς τὸ ἀγαθόν.*

Πύρρος ἡγεμὼν λέγει· Προσενέγκατε αὐτῷ κανδήλας πυρὸς, ἵνα κἂν οὕτως τὴν σκληρότητα αὐτοῦ νικῆσαι δυνηθῶμεν. προσενεχθέντος δὲ αὐτῷ τοῦ πυρὸς καὶ ἐπὶ δύο ὥρας 10 *καιομένου τοῦ σώματος αὐτοῦ οὐδὲν ἀπεκρίνατο. Πύρρος ἡγεμὼν λέγει· Οὐδὲ τοῦ πυρὸς αἰσθάνῃ, βιοθάνατε; Μηνᾶς λέγει· Ἰησοῦς Χριστός ἐστιν ὁ ἐνδυναμῶν με, δι' ὃν καὶ ταῦτα πάσχω. ὅθεν οὐδὲ αἰσθάνομαι τῶν βασάνων. γέγραπται γὰρ ἡμῖν, ὅτι κἂν διὰ πυρὸς διέλθῃς, φλὸξ οὐ κατακαύσει σε. καὶ πάλιν· Μὴ φοβηθῆτε ἀπὸ τῶν ἀποκτενόντων τὸ σῶμα, τὴν δὲ*

---

1 *γὰρ περὶ τοῦ χριστοῦ* S | *γὰρ* om. C | *τοῦ θεοῦ*] *τοῦ χριστοῦ* BCRT: *αὐτοῦ* S | *τῆς ἐν χριστῷ ἰησοῦ* om. BC | *ἰησοῦ τῷ κυρίω ἡμῶν* AT || 1—2 *στεν. ἢ διογμὸς ἢ γυμνότης ἢ κίνδυνος ἢ μάχαιρα* A: *στεν.* (*ἢ κίνδυνος — μαχαίρα* om.) B: *στεν. ἢ διωγμὸς ἢ κίνδυνος ἢ μάχαιρα* C: *στεν. ἢ διωγμὸς ἢ λιμὸς ἢ γυμνότης ἢ κίνδυνος ἢ μάχαιρα* R: *στεν. ἢ λιμὸς ἢ διωγμὸς ἢ κίνδυνος ἢ μάχαιρα* S: *στεν. ἢ λιμὸς ἢ διωγμὸς ἢ κίνδυνος ἢ μάχαιρα* T || 2 *τούτων τῶν ἐναντίων* B || 3 *χριστοῦ*] *θεοῦ* A | *περιγενέσθαι τῶν δούλων τοῦ χριστοῦ* C | nach *περιγενέσθαι* add.: *πάλιν δὲ ἔφη ὁ ἡγεμῶν. θύσον μηνᾶ καὶ ἀπαλλάγηθη τῶν βασάνων. ὁ ἅγιος μηνᾶς λέγει. τύρανε καὶ τῆς ἀληθείας ἐχθρὲ. εἴ τι βούλει βασάνους προσαγαγεῖν τὸ σώματί μου πρόσφερε. ἐπὶ οὐ δυνήσῃ μετὰπῖσαι τὸν ἐμὸν λογισμὸν. ἀπὸ τῆς εἰς χριστὸν ὁμολογίας. τότε ὁ ἡγεμὼν* A | *πύρρος ὁ ἡγ.* BCR: *τότε ὁ ἡγεμὼν* A (s. o.) S | *ἐν τριχίνοις* C || 4 *καὶ πληγῶν σάρκας*] *πληγὰς* A | *τὰς ἐκδορὰς τῶν βασάνων* (*καὶ πληγῶν σάρκας* om.) B | *καὶ πληγῶν* om. CR | *τὰς ἐκδ. πληγὰς ὑπὸ τῶν βασάνων* S | *τοῦ ἁγίου* om. ABCRS | *ψήχειν καὶ τρίβειν ἐπὶ πλεῖον*] *ψώχην κ. τρ. ἐ. πλ.* A: *ψίχεσθαι κ. τρ. ἐ. πλ.* B: *ψωχεῖν κ. τρ. ἐ. πλ.* C: *τρίβειν εὐτόνως* Q: *ψύχειν* (*ψίχειν* T) *κ. τρ. ἐ. πλ.* RT: *μετὰ ἅλατος ἀναξέειν* S || 5 *τοῦ δὲ μακαρίου* (*μάρτ. μηνᾶ* om.) A | *δὲ* om. V | *μάρτυρος* om. C | *μηδὲν ὅλως* C | mit einem Zusatz: *μηδ' ὅλως διὰ τὴν τοῦ θεοῦ ἀγάπην καὶ βοήθειαν αἰσθαν.* S | abweichend: *τῶν βασάνων ἐσθανομένου πάλιν ἔφη ὁ ἡγ.* A | *ὁ ἡγ.* BC | *ἡγεμὼν* om. R | *εἶπεν*] *λέγει* R || 6 *οὕτως* ACR | *ὡς*] *ὥσπερ* B | *ὡς ἄλλου ἤδη βασ.* A | *βασανιζομένου*] *αἰκιζομένου* S | nach *βασανιζομένου* add.: *καὶ αὐτὸς δοκεῖς ἐκτὸς* (*ἐν ἀνέσει* A) *εἶναι* ABC: *αὐτὸς δοκῶν ἐκτὸς εἶναι* R | *ἀν. φέρων*] *καὶ οὐκεσθάνει* A | *φέρων*] *ὑπομένων* QST | *τὰς βασάνους* om. A || 7 *ὁ ἅγιος μηνᾶς* S | *ἀληθῶς γὰρ* BCQRT | abweichend mit Zusätzen: *ἀληθῶς οὐκεσθάνωμαι τῶν βασάνων σου. βοηθὸν ἔχον τὸν ὑπέρμαχόν μου χριστόν. γέγραπται γὰρ ἀληθῶς ἐν ταῖς θείαις ὑμῶν καὶ ἱεραῖς γραφαῖς. ὅτι τοῖς ἀγαπῶσιν τὸν θεὸν πάντα συνεργεῖ* A | *ἀληθῶς εἴρηκας. οὐ γὰρ αἰσθάνομαι πόνων βοηθὸν* S | *τὸν σωτῆρα μου*] *τὸν κύριον μου* CQST: *τὸν κύριον ἡμῶν* R | *σωτῆρα μου ἰησοῦν* om. B || 8 *αὐτὸν*] *τὸν θεὸν* B | *πάντοτε*] *πάντα* BCRT | vor *πάντοτε* add. *ἐν ἀληθεία* S | *εἰς ἀγαθὸν* BCRT || 9 *ὁ ἡγεμὼν* BC | *λέγει*] *εἶπεν* A | *αὐτῷ*] *αὐτὸν* A | *λαμπάδας πυρὸς καὶ καύσατε ὅλον τὸ σῶμα αὐτοῦ* S | *οὕτω* PV | *δυνηθῶμεν* vor *σκλ.* ABCRST | *σκληρότητα*] *σκληροκαρδίαν* AC || 10 *νικῆσαι δυνηθῶμεν*] *νικήσω* QT | ganz abweichend: *δυν. τὴν ἀπήνειαν καὶ σκληροκαρδίαν αὐτοῦ μαλάξαι* S | *αὐτῷ*] *αὐτοῦ* V | *καὶ τοῦ πυρὸς αὐτοῦ προσ. ἐπὶ δύο* A | *καὶ σχεδὸν ἐπὶ* S | *καὶ δύο ὡρῶν* C || 11 *αὐτοῦ αὐτὸς* RS | *ὁ ἡγεμὼν* BC | *λέγει*] *εἶπεν* S | *οὐδὲ*] *οὔδε* B: *οὔτε* A || 12 *ἤσθου* QT | *βιοθάνατε*] om. ABCR: *πανάθλιε* S | *ὁ ἅγιος μηνᾶς εἶπεν. οὐ. ἰησοῦς γὰρ χριστὸς* S | *λέγει*] *εἶπεν* AT | *ἰησοῦς ὁ χριστὸς ὁ υἱὸς τοῦ θεοῦ τοῦ ζῶντος αὐτός ἐστιν* A | *ἰησοῦς — βασάνων* om. C || 13 *οὐδὲ*] *οὐκ* ABQT | *εισθάνωμαι* (so) A | *βασάνων σου* AS | *γὰρ* om. C | *γὰρ παρ' ἡμῖν καὶ τοῦτο* A | *διέλθῃς*] *διέλθητε* B: *εἰσέλθῃς* C: *ἔλθῃς* R || 14 *σε*] *ὑμᾶς* B | *μὴ φοβεῖσθαι* AR

---

1 Röm. 8, 35 || 13 Is. 43, 2 || 14 Matth. 10, 28

ψυχὴν μὴ δυναμένων ἀποκτεῖναι· φοβήθητε δὲ μᾶλλον τὸν δυνάμενον καὶ ψυχὴν καὶ σῶμα ἀπολέσαι ἐν γεέννῃ. Πύρρος ἡγεμὼν λέγει· Στρατιώτης ὢν πῶς τοσαύτας γραφὰς ἐπίστασαι; ὁ δὲ μακάριος Μηνᾶς εἶπεν· Παρήγγειλεν ἡμῖν ὁ κύριος ἡμῶν Ἰησοῦς Χριστὸς λέγων· Ἡνίκα ἂν σταθήσεσθε ἐπὶ ἡγεμόνων καὶ βασιλέων, μὴ μεριμνήσητε, πῶς ἢ τί λαλήσητε· 5 δοθήσεται γὰρ ὑμῖν ἐν ἐκείνῃ τῇ ὥρᾳ, τί λαλήσητε καὶ τί ἀποκριθήσεσθε. Πύρρος ἡγεμὼν εἶπεν· Προῄδει οὖν ὁ Χριστὸς ὑμῶν, ὅτι μέλλετε ταῦτα πάσχειν; Μηνᾶς λέγει· Ναί, ὡς θεὸς προῄδει τὰ μέλλοντα γίνεσθαι· αὐτὸς γάρ ἐστιν ὁ εἰδὼς πάσας τὰς ἐνθυμήσεις ἡμῶν, καθὼς γέγραπται, ὅτι οὐδεὶς προγνώστης εἰ μὴ εἷς ὁ θεός. καὶ διὰ τοῦτο ταύτας ἡμῖν δέδωκε τὰς ἐπαγγελίας.

10 Πύρρος ἡγεμὼν λέγει· Θῦσον λοιπὸν καὶ ἄπελθε εἰς τὴν στρατείαν σου, ἵνα μὴ κατακαυθῇς. ὁ δὲ μακάριος Μηνᾶς εἶπεν· Οὐ προεῖπόν σοι, ὅτι ἐγὼ τῷ ἐπουρανίῳ θεῷ στρατεύομαι; ποίει οὖν, ὃ θέλεις· τοῦ μὲν γὰρ σώματός μου ἐξουσίαν ἔχεις, τῆς δὲ ψυχῆς μου καὶ τοῦ ἐν ἐμοὶ λογισμοῦ Ἰησοῦς ὁ Χριστὸς ὁ κύριος καὶ δεσπότης παντὸς τοῦ κόσμου

---

1 ἀποκτεῖναι om. A | φοβεῖσθαι A: φοβηθῆτε C || 1 f. φοβήθητε — γεέννῃ om. B | μᾶλλον om. R 2 ἀποκτεῖναι R | ἐν γεέννῃ om. R | ὁ ἡγεμὼν BC | λέγει. θῦσον κἀγὼ σε ἀποστέλλω C, d. h. C springt nun infolge von Blattversetzung in der Vorlage nach 40, 1 über. Das Stück 2—4 (στρατιώτης — λαλήσητε) fehlt in C ganz. Die Partie 5 ff. beginnt auf fol. 10ᵛ Kol. 2 (s. o. S. 36 unten) mit: καὶ σχεῖν παρρησίαν ἐν ἐκείνῃ | λέγει] εἶπεν S | τοιαύτας Q || 3 καὶ ὁ ἅγιος (μην. εἶπεν om.) A | ὁ ἅγιος μηνᾶς QV | δὲ om. B | εἶπεν] λέγει B | ὁ δεσπότης χριστὸς A | vor χριστὸς add. ὁ BR | ἰησοῦς ὁ χριστὸς ὁ κύριος ἡμῶν R | λέγων] καὶ εἶπεν ὅτι S: ὅτι T: om. A || 4 ἡνίκα ἂν φησι R | ἂν σταθήσεσθε] ἀναχθήσεσθαι A | σταθήσεσθε] σταθῆτε Q: στῆτε R | ἐὰν εἰσέλθητε B | ἐπὶ βασιλεῖς καὶ ἡγεμόνας A: ἐπὶ βασιλέων καὶ ἡγεμόνων R | πῶς] ὅπως A | πῶς ἢ om. RT: τὸ B | λαλήσητε (λαλαλήσηται Q) ἢ τί ἀπολογήσεσθε (add. αὐτοὺς S) QST || 5 ganz abweichend: ἐγὼ γὰρ δώσω ὑμῖν στόμα καὶ σοφίαν ἐνεκείνῃ τῇ ἡμέρα. ἢ οὐ δυνήσονται ἀντιπεῖν. οὐδὲ ἀντιστῆναι πάντες οἱ ἀντικείμενοι ὑμῖν. πύρρος etc. A | τί λαλήσητε καὶ om. BCQRT | λαλήσητε] εἴπητε S | ἀποκριθήσεσθε] ἀποκριθῆτε B: ἀποκρίνασθαι C | ὁ ἡγεμὼν BC || 6 εἶπεν] λέγει BCQRT | 6—10 wieder ganz abweichend: εἶπεν· καὶ πῶς ἤδη τὰ μέλλοντα γ . . εσαι. ὁ ἅγιος λέγει. αὐτὸς μόνος ἐπίσταται τὰ πάντα. πρὶν γενναῖως καὶ τὰς ἐνθυμίσεις ἡμῶν ἁπάσας αὐτὸς γινώσκει. γέγραπται γὰρ ὅτι μόνος κς ὁ θεὸς ἀληθινὸς καὶ μόνος προγνώστης ὄντως αὐτός ἐστιν καὶ οὐχ' ἕτερος. καὶ διὰ τοῦτο γέγονεν (?) ἡμῖν τὰς τοιαύτας ἀληθεῖς ἐπαγγελίας. ὁ ἡγεμὼν A | 6 οὖν om. B | προείδη γὰρ ὁ χριστὸς ὑμῶν. ὅτι ταῦτα μέλλεται πάσχειν | ὁ ἅγιος μηνᾶς S | λέγει] εἶπεν ST | ὡς] ὁ C | λέγει. ὁ κύριος μου πρὸ ἤδη B || 7 εἴδη τὰ μέλλοντα γενέσθαι R | γενέσθαι CQV | καὶ αὐτος ἐστιν B | μόνος ὁ εἰδὼς S | πάσας om. C || 8 οὐδείς ἐστι πρ. CRT: οὐδείς ἐστιν ἕτερος πρ. S: οὐδείς ἐστιν ἕτερός τις B: οὐδείς ἐστιν ὁ γνώστης τῶν κρυπτῶν Q | εἷς] μόνος ST | abweichend ὁ θεός. καὶ ὅτι πάντα γυμνὰ καὶ τετραχηλισμένα τοῖς ὀφθαλμοῖς αὐτοῦ καὶ διὰ τοῦτο πάσας τὰς ἐντολὰς αὐτοῦ δέδωκεν ἡμῖν πρὸς εὐωχίαν B | 9 τὰς ἐπαγγελίας δέδωκεν (ἔδωκεν C) CQ | τὰς ἐντολὰς δέδωκεν R | δέδωκεν ἡμῖν ταύτας τὰς ἐντολὰς καὶ τὰς ἐπαγγελίας S | τὰς τοιαύτας ἡμῖν ἐπαγγ. δέδωκεν T || 10 ὁ ἡγεμὼν BC | λοιπὸν] μηνᾶ A | λοιπὸν μηνᾶ τοῖς θεοῖς S | καὶ ἀπολύω σε εἰς V | abweichend στρ. σου μετὰ τιμῆς λυτρούμενος τῶν πολλῶν βασάνων. ὁ δὲ A | στρατειάν σου B | κατακαυθῇς] καυθῇς R: κακῶς ἀποθάνῃς S || 11 ὁ ἅγιος μηνᾶς QS | δὲ om. T | εἶπεν] λέγει BR | θεῷ βασιλεῖ QS | θεῷ] βασιλεῖ B | 11 f. abweichend: μηνᾶς λέγει. ἐγὼ θυσίαν προσφέρω ἀνέμακτον καθεκάστην τῷ ἐπουρανίῳ, καὶ ἀθανάτῳ βασιλεῖ. καθὼς καὶ προεῖπων σοι ποίει ὃ θέλῃς A || 12 οὖν om. A | μὲν γὰρ om. A | μὲν om. BCQRST | abweichend: τῆς δὲ ψυχῆς ὁ θεὸς καὶ κύριος ἰησοῦς χριστός. ὃς καὶ τοῦ κόσμου παντὸς κατεξουσιάζει. ὁ εἰπὼν ἐγώ ἡμεῖ. καὶ οὐκοιλοίωμαι. καὶ πλήν μου ἄλλος οὐκ ἔστιν. ὁ ἡγεμὼν εἶπεν. βούλει A | τῆς δὲ ψυχῆς καὶ τοῦ λογισμοῦ ἰησοῦς ὁ χριστὸς ὁ ἐμὸς δεσπότης καὶ τοῦ κόσμου παντὸς πύρρος T | μου nach ψυχῆς om. C || 13 ἰησοῦς (ὁ R) χριστὸς ὁ (ἐμὸς add. S) δεσπότης BCRS | ὁ vor Χριστὸς om. V | καὶ τοῦ κόσμου παντὸς κατεξουσιάζων S

---

4 Matth. 10, 18 f. || 8 Vgl. Historia Susannae 42 (in LXX zu Beginn des Danielbuches, in der Vulgata = Daniel cap. 13) ὁ θεὸς ὁ αἰώνιος, ὁ τῶν κρυπτῶν γνώστης, ὁ εἰδὼς τὰ πάντα πρὶν γενέσεως αὐτῶν

κατεξουσιάζει. Πύρρος ἡγεμὼν λέγει· Βούλει, Μηνᾶ, ἐνδώσω σοι δύο ἢ τρεῖς ἡμέρας, ὅπως σκεψάμενος ἀπαλλαγῇς τῆς μανίας ταύτης; Μηνᾶς λέγει· Ἐσκεψάμην πολλάκις καὶ τοῦτο εἱλόμην τὸ μὴ ἀρνήσασθαι τὸν θεόν μου. γίνωσκε οὖν, ὅτι ἐμοὶ καὶ αἱ τρεῖς ἡμέραι παρεληλύθασι καὶ Χριστιανός εἰμι· ἄλλο παρ' ἐμοῦ οὐδὲν ἔχεις ἀκοῦσαι· οὐ θύω δαίμοσί ποτε.

τότε ὁ ἡγεμὼν θυμωθεὶς σφόδρα ἐκέλευσε τριβόλους ὀξεῖς σιδηροῦς γενέσθαι καὶ 5 *σκορπισθῆναι αὐτοὺς ἐπὶ τοῦ ἐδάφους καὶ οὕτω δεθέντα αὐτὸν ἐκ τοῦ τραχήλου καὶ τῶν χειρῶν καὶ τῶν ποδῶν ἕλκεσθαι ἐπάνω αὐτῶν. καὶ τούτου γενομένου ἐπὶ ἱκανὰς ὥρας ὁ μακάριος Μηνᾶς ἔλεγεν· Κἂν χείρονα τούτων ἐπινοήσῃς, ἀσεβέστατε, οὐκ ἀρνοῦμαι τὸν θεόν μου οὐδὲ θύω δαίμοσιν οὐδὲ ποιῶ τὸ θέλημα τοῦ πατρός σου τοῦ λεγομένου Σατανᾶ. Πύρρος ἡγεμὼν λέγει· Τύπτετε αὐτὸν πλουμβάτοις κατὰ τοῦ σπονδύλου, ἵνα μὴ τοὺς θεοὺς δαίμονας* 10 *ἀποκαλῇ. ὡς δὲ ἐτύπτετο ἐπὶ πολύ, Πύρρος ἡγεμὼν λέγει· Τύπτετε αὐτὸν καὶ εἰς τὰς σιαγόνας· ὁρῶ γὰρ αὐτὸν ταῖς βασάνοις ἐμμένοντα· τυπτομένου δὲ αὐτοῦ καὶ μηδὲν ἀποκρινομένου Ἡλιόδωρος κουρίωσος εἶπεν· Κύριε ἡγεμών, οὐκ οἶδας, ὅτι ἀπονενοημένον ἐστὶ τὸ τῶν Χριστιανῶν γένος καὶ βασανιζόμενοι πλέον ὑπομένουσιν; ἡδὺς γὰρ αὐτοῖς ἐστιν ὁ θάνατος ὑπὲρ τὴν ζωήν. ἀπόφηναι οὖν κατ' αὐτοῦ πρὸς τὴν μωρίαν αὐτοῦ καὶ μὴ κόπους σεαυτῷ* 15 *πάρεχε, ἀλλ' ὡς ἀκαθοσίωτον στρατιώτην καὶ φυγόντα τὴν στρατείαν αὐτοῦ κόλασον ὡς ἂν*

---

1 *κατεξουσιάζει* om. R: *ἐξουσιάζει* B | nach *λέγει* add. *κατενέγκατε αὐτὸν ἐκ τοῦ ἑρμηταρίου. καὶ κατενεχθέντος αὐτοῦ πύρρος ἡγεμὼν λέγει. βούλει* R | *ὁ ἡγεμὼν* C | *ἐνδόσοι δύο* R | *δύο ἢ* om. B | *ὅπως λοιπὸν σκ. τὰ κατασοῦ ἀπαλαγεῖς τῶν βασάνων καὶ τῆς μανίας σου ταύτης* A || 2 *θύσῃς καὶ ἀπ.* S | *μανίας σου* Q | *ὁ ἅγιος μηνᾶς* S | *λέγει*] *εἶπεν* AS || 3 *εἱλόμην μᾶλλον* R | *καὶ εἱλόμην μὴ* B | *ἑλόμην* C | *τοῦ μὴ ἀ.* AV | *ἀρν. ποτὲ τὸν κύριόν μου ἰησοῦν χριστόν* S | *μου* om. AR | *ἐμοὶ ἤδη* ST | *ἡμέραι ἤδη* B || 4 *καὶ* vor *χριστιανὸς* om. BCS | mit Umstellung: *χρ. εἰμι οὐ θύω δαίμοσιν. ἄλλο* B: *χρ. γάρ εἰμι καὶ οὐ θύω ποτὲ δαίμοσιν. ἄλλο* S | *καὶ ἄλλο τι παρ' ἐμοῦ* R | *οὐδὲν ἔχεις παρ' ἐμοῦ* C | *οὐ γὰρ θύω* QT | *ποτε* om. CQR | 4 f. abweichend: *καὶ ὡς προείπων χρ. εἰμὶ καὶ οὐ θύω δαίμωσιν. διὸ ἄλλω μή με ἐπερῶτα. ὁ δὲ ἡγεμὼν θυμωθεὶς* (*σφόδρα* om.) A || 5 *σφόδρα* om. AB || 5—9 abweichend: *τρ. ὀξεῖς γενέσθαι σιδηροῦς καὶ περὶπατεῖν, τὸν μακάριον ἐπάνω αὐτὸν. τυπτωμένων ἀνιλεῶς ἔνθεν καὶ ἔνθε. ὑπὸ τῶν δημίων ἐλαυνόμενον. καὶ εἶπεν ὁ ἅγιος. εἰ καὶ χείρωνα τούτον ἐπινοήσῃς ἀσεβέστατε οὐκαρνίσωμεν τὸν θεόν μου. οὐδε ποιῶ τὸ θέλημα τοῦ πατρός σου τοῦ διαβόλου* A || 5 *σιδηροῦς ὀξεῖς* PV || 6 *οὕτω*] om. B: *οὕτως* Q | *καὶ ἐκ τῶν χειρῶν* C || 7 *καὶ τῶν ποδῶν* om. BCR | *ἐπ' αὐτῶν* (*ἐπαυτὸν* R) QR: *ὑπ' αὐτῶν* T | *τούτου δέ* B | *καὶ τούτων γινομένων* QT: *τούτων οὖν* (*καὶ* om.) *γινομένων* C | *γινομένου* RS | *ἐπὶ ἱκανὰς ὥρας* om. BQRT | *ὥρας* aus *ἡμέρας* corr. V || 8 *ἔλεγεν*] *εἶπεν* BCQRST | abweichend *κἂν πλείονα καὶ τούτων χείρονα κολαστήρια ἐπιν. κατεμοῦ ἀσεβέστατε* S | *εἰ καὶ χείρονα* BC: *καὶ εἰ χ.* R | *μοι ἐννοήσεις* B: *ἐπενόησες* R | *ἀσ. κύων* C | *ἀσεβέστατε* om. T | *οὐκ ἀρνήσομαι* C | *οὐκ ἀρνοῦμαι τὸν θεὸν. οὐ θύω δαίμοσιν. οὐ ποιῶ* R || 9 *οὐ θύω* BCQ | *καὶ οὐ ποιῶ* Q: *οὔτε μὴν ποιῶ* S: *οὐ ποῖω* BCT | *λεγομένου* om. C || 10 *ὁ ἡγεμὼν* C | *λέγει*] *εἶπεν* S | *πλουμβάτοις τύπτετε αὐτὸν* QRST | *κουμβάτοις τυπτέσθω κατὰ τοῦ σφονδήλου ἵνα μὴ τῇ τιμωρίᾳ ταύτῃ ἐπιμείνῃ. μηνᾶς λέγει. τίς ἡμᾶς* C, d. h. es folgt die infolge der oben erwähnten Blattversetzung in der Vorlage von C verschobene Partie S. 37, 1 ff. | *σφονδύλου* RT || 11 *ὡς δὲ ἔτυπτον οἱ ὑπηρέται. λέγει αὐτοῖς ὁ ἡγεμών. τύπτετε* S | *ὡς δὲ ἔτυπτον* T | *ἐπὶ πολὺ* om. BRT | *ὁ ἡγεμὼν* B || 12 *γὰρ πάλιν αὐτὸν* QV: *γὰρ αὐτὸν πάλιν* R: *γὰρ αὐτὸν πάνυ* S || 12 f. mit einem Zusatz: *τυπτομένου δὲ αὐτοῦ ἐπι πολὺ. ὁ ἡγεμὼν λέγει τοῖς ὑπηρέταις. ἐπιμένοντος αὐτοῦ τῇ τῶν θεῶν βλασφημίᾳ. ἐπιμείνατε καὶ ὑμεῖς αἰκίζοντες αὐτόν. τιμωρουμένου δὲ αὐτοῦ ἐπιπολὺ καὶ μηδὲν ἀποκρινομένου* S || 13 *κουρσοὺς* (*κουρωσὸς* V) APQV: *κουριόσος* B: *κουριοσὸς* S: *κουρίωσος* (*κουρίοσος* R) RT (zum Worte vgl. Du Canges Glossare) | *ἑστὼς εἶπεν* RS | *κύριέ μου ἡγ.* S | *ὁ ἡγεμὼν* V | *τὸ γένος τῶν χριστιανῶν* ABQRS || 14 *πλέον* om. BQRT | *γὰρ* om. CPRS || 15 *ἀπόφηναι* A: *ἀποφαίνου* B | *πρὸς τὸ αὐτοῦ καταθύμιον καὶ μὴ κόπους παρέχετε* A | *σεαυτῷ πάρεχε*] *πάρεχε σεαυτῷ* QS: *ἔχε* R || 16 f. abweichend: *στρατιώτην κολάσας καὶ τῆς στρατίας ἀποφυγόντα ὑπόβαλε. ἔφη ὁ ἡγεμὼν. θύσον* A | *λιποτάκτην καὶ ἀκαθοσίωτον* S | *στρατιὰν* B | *αὐτοῦ* om. BQRT | *φύγοντα* (so) *αὐτοῦ τὴν στρ. κόλασον αὐτὸν* S | *ὡς ἂν βούλῃ* om. BQST

βούλη. Πύρρος ἡγεμὼν λέγει· Θῦσον, Μηνᾶ, κἀγώ σε ἀποστέλλω μετὰ τιμῆς εἰς τὸν νούμερόν σου γράψας καὶ τῷ ἐκεῖ τριβούνῳ, ἵνα τιμῆς μᾶλλον καὶ μὴ βλάβης τύχῃς. ὁ ἅγιος Μηνᾶς εἶπεν· Εἴη ἡ τιμή σου ἐκείνη εἰς ἀπώλειαν σοί τε καὶ τῷ ὑποβάλλοντί σοι κατὰ τοῦ δούλου τοῦ θεοῦ· ἐγὼ δὲ σπουδάζω τὴν ἐν τοῖς οὐρανοῖς τιμὴν ἀπολαβεῖν καὶ τῆς ἐκεῖσε στρατείας
5 *ἄξιος εὑρεθῆναι, καθὼς γέγραπται, ὅτι ἡμῶν τὸ πολίτευμα ἐν οὐρανοῖς ὑπάρχει. ἡ γὰρ ἐνταῦθα τιμὴ πρόσκαιρος οὖσα εἰς οὐδὲν λογίζεται παρὰ τῷ θεῷ· ἡ δὲ πίστις καὶ ὁμολογία τοῦ Χριστοῦ φωτὸς ἀϊδίου καὶ ζωῆς αἰωνίου κληρονόμους ἡμᾶς ἀποκαθιστᾷ. θεωρήσας οὖν ὁ ἡγεμὼν τὸ στερρὸν καὶ ἀκλινὲς τῆς ἀκινήτου πίστεως τοῦ ἁγίου μάρτυρος Μηνᾶ ἐκέλευσεν αὐτὸν μεταστῆναι καὶ ποιήσας συμβούλιον ἀπόφασιν ἐξήνεγκε περιέχουσαν τὸν τύπον τοῦτον·*
10 *Μηνᾶν τὸν ἀκαθοσίωτον στρατιώτην καὶ τῶν Χριστιανῶν ὑπέρμαχον μὴ βουληθέντα ὑπακοῦσαι τοῖς προστάγμασι τῶν αὐτοκρατόρων καὶ θῦσαι τοῖς θεοῖς κελεύω τῇ τοῦ ξίφους ὑπαχθῆναι τιμωρίᾳ καὶ τὸ λείψανον τοῦ σώματος αὐτοῦ πυρὶ παραδοθῆναι πρὸς ἐπίδειξιν πάντων ἀποπληρῶν τὸ πρόσταγμα τῶν αὐτοκρατόρων.*

ταύτην τοίνυν λαβὼν τὴν ἀπόφασιν ὁ τρισμακάριος τοῦ Χριστοῦ μάρτυς Μηνᾶς εὐθέως
15 *ἀπήγετο εἰς τὸν τόπον τῆς Ποταμίας πάσης τῆς πόλεως συνδραμούσης ἐπὶ τὴν θεωρίαν*

---

1 *πύρρος*] hier setzt C nach der scheinbaren Lücke wieder ein (fol. 11ᵛ) | *ὁ ἡγεμὼν* C | *μηνᾶ* om. C | nach *μηνᾶ* add. *τοῖς θεοῖς* PV | *καὶ ἐγώ* B | *ἐξαποστέλλω* A: *ἀποστελῶ* T | *τὸ νούμερον* BCS | *νούμερον*] *οἶκον* (!) T ‖ 2 *καὶ* om. R | *ἐκεῖ*] *ἐκεῖσε* ACRS: om. B | nach *τριβούνῳ* add. *εἰ* (*ἵνα* C) *τοῦτον* (*τοῦτο* R: *τούτῳ* S) *εὐλαβῇ* (*εὐλαβηθεῖς* C) BCQRS | *ἵνα τιμῆς καὶ* (*μὴ* om.!) *βλάβης τύχῃς* A: *ἵνα — τύχῃς* om. BC | *μᾶλλον* om. QT | *ὁ ἅγιος* om. BCRT ‖ 3 *εἶπεν*] *λέγει* BCR | *εἴη*] *ἔστω* A: *ἤτω* (*εἴτω* R) BR: om. C | *σου* om. R | *ἐκείνη*] *αὕτη* B | *σοί τε* om. QRST: *εἰ* C ‖ 3 f. *σοί τε — θεοῦ* om. B | *σοῦ καὶ τοῦ ὑποβάλλοντός σε* R | *τῷ σὲ ὑποβάλλοντι* C | *ὑποβαλόντι* Q | *ὑποβάλλοντί σοι ταῦτα* S | *κατὰ τὸν δοῦλον* A ‖ 4 *θεοῦ*] *χριστοῦ* R | *ἐγὼ δὲ*] *ἐγὼ γὰρ* BCQRST | *τοῖς* om. R | *ἐκεῖσε*] *ἐκεῖ* BQR | *στρατειᾶς* RS ‖ 5 *γέγραπται ἡμῶν γὰρ τὸ πόλ.* B | *ὅτι* om. C ‖ 6 *οὖσα*] *ἐστιν καὶ* C | *λελόγισται* B | *ἡ ὁμολογία* S ‖ 7 *τοῦ χριστοῦ*] *τοῦ κυρίου* C: *τοῦ ἐμοῦ δεσπότου χριστοῦ τοῦ θεοῦ* A | *ἀϊδίου*] *ἁγίου* CR | *αἰωνίου* om. RT | *αἰωνίου καὶ χαρᾶς ἀνεκλαλήτου κληρ.* A | *ἀποκαθιστᾷ*] *καθιστᾷ* B: *ποιεῖ* (*ἡμᾶς* om.) C: *ἀποκαθίστησιν* R | *θεωρήσας οὖν*] *ἰδὼν δὲ* PV
8 *ἡγεμὼν τὸ ἀκίνητον καὶ ἀμετάθετον αὐτοῦ τῆς πίστεως* B: *ἡγ. καὶ ἐνθυμηθεὶς τὸ ἀκλινὲς τ. ἀ. π.* CQ: *ἡγ. καὶ ἐνθυμηθεὶς τὸ ἀμετάθετον τῆς ἀκινήτου π.* R: *ἡγ. καὶ ἐννοήσας τὸ ἀκλινὲς καὶ ἀμετάθετον τῆς πίστεως αὐτοῦ καὶ ὁμολογίας* S: *ἡγ. καὶ ἐννοήσας τὸ ἀκλινὲς τῆς ὁμολογίας αὐτοῦ* T ‖ 9 *μεταστῆναι αὐτὸν καὶ τούτου μεταστάντος* S | *π. τὸ συμβούλιον ἐξήνεγκεν ἀπόφασιν καταυτοῦ περιέχουσαν οὕτως* A | *ἐξήνεγκεν* (*ἔδοκεν* C) *κατ' αὐτοῦ ἀπόφασιν περιέχουσαν* BC | *συμβούλιον ποιήσας* R | nach *συμβούλιον* add. *μετὰ τῶν ὁμοφρόνων αὐτοῦ* S ‖ 9—11 von *περιέχουσαν* bis *θεοῖς* fast völlig unlesbar Q | nach *ἐξήνεγκεν* add. *κατ' αὐτοῦ* S | *τύπον*] *τρόπον* RT ‖ 10 *στρ. τὸν τῶν χρ.* ABCRT: *στρ. καὶ τὸν τῶν χρ.* S | *ὑπακοῦσαι*] *ἦξε* A: *εἶξαι* B: *ὑπήκειν* C: *εἴκειν* R ‖ 11 *καὶ θῦσαι τοῖς θεοῖς* om. A | nach *θεοῖς* add. *κατὰ τὴν ἡμετέραν διαλαλιὰν* BCRST | 11—13 *κελεύω — αὐτοκρατόρων*] *τὴν* (so) *τοῦ ξίφους τιμωρία ὑποβληθῆναι κελεύω. τὸ δὲ λίψανου αὐτοῦ πυρὶ κατακαῦσαι πρὸστάττομεν* (das übrige fehlt) A | 11 f. *τῇ τοῦ ξίφους τιμωρία ὑπαχθῆναι προστάττω καὶ* B: *τῇ τοῦ ξίφους τιμωρία ἀπαχθῆναι κελεύω καὶ* C: *τῇ τοῦ ξίφους τιμωρία κελεύω ὑπαχθῆναι* QTV: *τῇ τοῦ ξίφους τιμωρία ἀπενεχθῆναι κελεύω καὶ* R: *κελεύομεν τῇ τοῦ ξ. τ. ὑπαχθῆναι καὶ* S ‖ 12 *τὸ σῶμα αὐτοῦ* CV | *καὶ τὸ λ. — παραδοθῆναι* om. QT | *καὶ εἶθ' οὕτως τὰ λείψανα* S | *παραδοθῆναι κελεύω* B | *παραδοθῆναι*] *ἀναλωθῆναι* C | *πρὸς*] *εἰς* R | 12 f. *πάντων τῶν χριστιανῶν· τοῦτο δὲ ἀπεφήναμεν τὸ πρόσταγμα ἀποπληρῶν τῶν βασιλέων* S | *ἀποπληρούντων* T ‖ 13 *τῶν βασιλέων* BR ‖ 14 f. *ταύτην — εἰς τὸν*] *εὐθέως οὖν ὁ παμμακάριστος μηνᾶς ὁ μάρτυς τοῦ χριστοῦ παρεγένετο εἰς τὸν* A: *εὐθέως οὖν ὁ τρισμακάριος μάρτυς τοῦ θεοῦ μηνᾶς ἀπήγετο εἰς τὸν* B: *εὐθέως οὖν ὁ μακάριος* (*τρισμακάριος* R) *μηνᾶς ὁ μάρτυς τοῦ θεοῦ ἀπήγετο εἰς τὸν* CR: *καὶ ταῦτα εἰπὼν εὐθέως ὁ τρισμακάριος μηνᾶς ἀπήγετο εἰς τὸν* S: *καὶ εὐθέως* (*εὐθέως οὖν* Q) *ὁ τρισμακάριος μηνᾶς ἀπήγετο εἰς τὸν* QT | 15 *ποταμίας*] *τιμωρίας* C | nach *ποταμίας* add. *ἐν ᾧ καὶ ἔμελλεν τελειοῦσθαι* S | *πάσης*] *ὅλης* B: *πάσης οὖν* C | *ἐπισυνδραμούσης* A | *ἐπὶ τὴν ποφίαν πρὸς θέαν τῆς ἀθλήσεως τοῦ ἁγίου μάρτυρος* B | *ἐπὶ τῇ θεωρία* Q

---

5 Phil. 3, 20

τῆς ἀθλήσεως αὐτοῦ· αὐτὸς δὲ φαιδρᾷ τῇ ὄψει καὶ θαρσαλέῳ τῷ φρονήματι γαυριῶν ἐπὶ τὸν τόπον ἐβάδιζεν τοῦ θεοῦ εὐδοκοῦντος καὶ ὡς ἀληθῶς πᾶν θνητὸν καὶ ἀνθρώπινον εἰς οὐδὲν ἔχων ἀτρέπτῳ ψυχῇ καὶ ἀταράχῳ λογισμῷ προσωμίλει τοῖς γνωρίμοις μηδενὸς αὐτῷ παρόντος λυπηροῦ. πάντας δὲ δι' εὐχῆς παραθέμενος τῷ θεῷ ἔσπευδεν ἐπὶ τὴν προκειμένην πορείαν.

καὶ ταῦτα ἔπραττεν οὐδὲν ἕτερον ἐννοῶν ἢ ἄνω ἔχων τὸ πρόσωπον εἰς τὸν οὐρανὸν 5 *καὶ τὸν Χριστὸν ἐπικαλούμενος χάριν τε μεγάλην ὁμολογῶν τῷ καταξιώσαντι αὐτὸν τηλικούτων ἀγαθῶν. ἐκτείνας τὰς χεῖρας αὐτοῦ εἰς τὸν οὐρανὸν εἶπεν· Εὐχαριστῶ σοι, δέσποτα καὶ κύριε τῶν ἁπάντων, ὅτι οὐκ ἐγκατέλιπές με οὐδὲ ἀπέστης ἀπ' ἐμοῦ πρὸς τὸ μὴ ἀπολέσθαι με μετὰ τῶν ἀνόμων καὶ ἀσεβῶν ἀνθρώπων, ἀλλ' ἔδωκάς μοι ἀνεξάρνητον τὸ ἅγιον ὄνομά σου διαφυλάξαι. καὶ τὰ νῦν δέομαί σου ἐν τῇ ὥρᾳ ταύτῃ, δός μοι τελείως τὴν ὑπομονὴν καὶ* 10 *διατήρησόν μου τὴν ψυχήν, ἵνα νίκην ἀράμενος κατὰ τοῦ τυράννου προσκυνήσω μετὰ παρ-*

---

1 *τῆς ἀθλήσεως τοῦ ἁγίου μάρτυρος μηνᾶ* CS | *δὲ* om. CS | *φαιδρῷ τῷ προσώπῳ καὶ θ.* AB | *φ. τ. ὄ. καὶ θαρσαλαίῳ τὸ προσώπῳ* C | *φαιδροτάτῃ ὄψει* R | *γαυριῶν] χαίρων* S | *γαυριῶν ἐπὶ τὸν τόπον* om. A || 2 *τόπον] θάνατον* BR | *ἐβ. θελήματι τοῦ μόνου ἀγαθοῦ. καὶ ὡς ἀληθῶς ἐμπνέων καὶ τοῦ ἀσκητικοῦ φρονήματος τὸ περιβόλαιον ἠμφιεσμένος ἀτρέπτῳ τῇ ψυχῇ καὶ ἀταράχῳ τῷ λογισμῷ* etc. (also eine Lücke nach *ἠμφιεσμένος*) A | *ἐβάδιζεν τῷ ἀσκητικῷ σχήματι καὶ τῷ περιβολαίῳ ἠμφιεσμένος ἄνω βλέπων καὶ πάντα* B: *ἐβ. θεοῦ θέλοντος καὶ ὡς ἀληθῶς ἐμπνέων καὶ τῷ ἀσκητικῷ φρονήματι καὶ τῷ περιβολαίῳ ἠμφιεσμένος καὶ πάντα* C: *ἐβ. τοῦ θεοῦ θέλοντος καὶ ὡς ἀληθῶς ἐμπρέπων τῷ σεμνῷ βίῳ. τῷ ἀσκητικῷ περιβολαίῳ ἠμφιεσμένος καὶ πᾶν* Q: *ἐβ. θείου φρονήματος ὡς ἀληθῶς ἔμπλεως καὶ τὸ εἴδη ἀσκητικοῦ σχήματος τὸ περὶ αὐτὸν περιβόλαιον ἠμφιεσμένος ᾶ* (Zeilenschluß) *ἄνω τὲ βλέπων. καὶ πάντα* R: *ἐβ. ὡς ἀληθῶς ὥσπερ σεμνυνόμενος καὶ ἐμπρέπων τῷ σεμνῷ βίῳ καὶ τῷ ἀσκητικῷ περιβολαίῳ ἠμφιεσμένος καὶ πᾶν* S: *ἐβ. ὡς ἀληθῶς ἐμπρέπων τῷ σεμνῷ βίῳ καὶ τῷ ἀσκητικῷ περιβολαίῳ ἠμφιεσμένος καὶ πᾶν* T || 2 f. *θνητὸν ἀνθρώπινον βίον ὑπερφρονῶν ἀτρ.* B: *θνητὸν καὶ ἀνθρώπινον βίον ἀτρ.* C: *θν. καὶ ἀνθρ. ὑπερφρονῶν βίον ἀτρ.* R: *θν. καὶ ἀνθρ. ὡς οὐδὲν ἔχων κατεφρόνει. ἀτρ.* S | *εἰς] ὡς* QT || 3 *μηδὲν* P: *ὡς μηδενὸς* BCS: *καὶ ὡς μηδενὸς* Q | *αὐτῷ* om. BC | *παρόντος] ὄντος* B || 4 *πάντας δὲ] ἅπαντας δὲ* A: *καὶ πάντας* S | *διὰ τῆς αὐτοῦ καθαρᾶς πρόσευχῆς τῷ θεῷ παραθέμενος* A | *παρατιθέμενος* BST: *παρετίθετο* C | *καὶ ἔσπευδεν* C || 5 *καὶ ταῦτα — ἢ* om. A | *καὶ οὐδὲν ἕτερον ἔπραττεν εἰ μὴ ἄνω* B | *ταῦτα] τοῦτο* R | nach *ἔπραττεν* add. *καὶ* C | nach *ἔπραττεν* add. *ὁ μακάριος* S | *ἐννοῶν* om. CR | *ἢ μόνον ἄνω* S | *ἢ ἄνω τὸ πρόσωπον εἰς τὸν οὐρανὸν ἔχων* R | *πρόσωπον] ὄμμα* S || 6 *καὶ χριστὸν ἰησοῦν* B: *καὶ* (add. *τὸν* S) *κύριον ἰησοῦν χριστὸν* RS | *καὶ χάριν ὁμολογὸν μεγάλην τὸν καταξιώσαντα αὐτῶν τηλικαύτων* (so) *ἀγαθῶν μέτοχον γενέσθαι τὰς χεῖρας δὲ ἐκπετάσας εἰς τ. οὐρ.* A: *χάριτας ὁμολόγει μεγάλας τῶν* (so) *τηλικούτων ἀγαθῶν καταξιώσαντι αὐτὸν βασιλεῖ θεῷ καὶ ἐκτείνας* B: *καὶ χάριν ὁμολογῶν μεγάλην ἐφ' οἷς κατηξιώθη τηλικούτων ἀγαθῶν γενέσθαι στρατιώτης καὶ ἐκτείνας* C: *χ. τε μεγάλην ὁμολογῶν ἐπάρας τὴν φωνὴν πρὸς τὸν θεὸν τὸν καταξιώσαντα αὐτὸν τηλ. ἀγ. καὶ ἐκτείνας* QT: *χάριτας ὁμολογῶν μεγάλῃ τῇ φωνῇ τῷ τηλικούτων ἀγαθῶν καταξιώσαντι αὐτόν. καὶ ἐκτείνας* R || 7 *αὐτοῦ* om. R | *σοι ὁ πατὴρ τοῦ κυρίου ἡμῶν* (*ἡμῶν* om. B) *ἰησοῦ χριστοῦ. ὅτι* ABCR: *σοι ὁ πατὴρ τοῦ κυρίου καὶ σωτῆρος ἡμῶν ἰησοῦ χριστοῦ ὅτι* QT: *σοι δέσποτα καὶ θεὲ ὁ πατὴρ τοῦ κυρίου καὶ θεοῦ καὶ σωτῆρος ἡμῶν ἰησοῦ χριστοῦ ὅτι* S || 8 *ἐγκατέλειπάς με* C | *οὐδὲ] οὔτε* R | *πρὸς τὸ] τοῦ* BCRS | *μὴ* om. B | wieder stark abweichend: *ἀπέστισας ἀπεμου τῷ σῷ* (so) *ἔλεος. οὐδὲ ἔασάς με. συναπολέσθαι μετὰ τῶν ἀσεβῶν καὶ παρανόμων ἀνθρώπων τούτων ἀλλ' ἔδωκάς μοι φυλάξαι ἀνεξάρνητον τὸ πανάγιον ὄνομά σου.* | *οὐδὲ ἀπέστρεψας τὸ πρόσωπόν σου ἀπ' ἐμοῦ* T || 8 f. *ὑπὸ τῶν ἀνόμων καὶ ἀσεβεστάτων* (*ἀνθρώπων* om.) BR: *σὺν τοῖς ἀνόμοις τούτοις καὶ ἀσεβεστάτοις ἀνθρώποις* S: *μετὰ τῶν ἀνόμων τούτων* (*τούτων* om. CQ) *καὶ ἀσεβεστάτων ἀνθρώπων* CQT | *μοι δύναμιν πρὸς τὸ ἀνεξιχνίαστόν σου ὄνομα τὴν ὁμολογίαν διαφυλάττειν* B | *μοι τὸ ἀνεξάρνητον ὄνομα σου φυλάξαι* C || 9 f. *μοι πρὸς τὸ ἀνεξάρνητον* R | *μοι ἰσχὺν καὶ καρτερίαν πρὸς τὸ ἀνεξάρνητον σου τὸ ὄνομα τὸ ἅγιον διαφ.* S | *τὸ ὄνομα σου φυλάξαι* Q | *ἅγιον* om. RT || 10 *καὶ νῦν* ABQRST || 10—42, 1 *καὶ τὰ νῦν — χριστοῦ σου* om. C | *δέομαι σου] δέσποτα* BS: om. AQRT | mit Kürzungen, Zusätzen, Änderungen und Umstellungen: *καὶ νῦν δέσποτα παράσχου μοι τελείως τὴν ὑπομονὴν καὶ τὴν χάριν σου. καὶ διατήρησόν μου τὴν ψυχὴν ἄσκυλτον* (so) *μέχρι τέλους. ἵνα νίκην τελείαν ἀράμενος κατὰ τοῦ τυράννου προσκυνήσω τῷ ἁγίῳ βήματι μετὰ παρρησίας* S || 11 *τὴν νίκην* A | *τοῦ πονηροῦ τούτου τυράννου* A | *μετὰ παρρησίας* om. ABQRT

δόξαν τοῦ ἁγίου μάρτυρος Μηνᾶ. ἐμαρτύρησε δὲ ὁ ἅγιος καὶ πανένδοξος μάρτυς τοῦ Χριστοῦ Μηνᾶς ἐν τῇ Κοτναέων μητροπόλει, μηνὶ νοεμβρίῳ ια′, βασιλεύοντος Διοκλητιανοῦ καὶ Μαξιμιανοῦ, κατὰ δὲ ἡμᾶς βασιλεύοντος τοῦ κυρίου ἡμῶν Ἰησοῦ Χριστοῦ, ᾧ ἡ δόξα καὶ τὸ κράτος εἰς τοὺς αἰῶνας τῶν αἰώνων. ἀμήν.

γενομένης τοίνυν τῆς τοῦ μακαρίου τελειώσεως βου . . . . . . τοῦ κυρίου ἡμῶν ἰησοῦ χριστοῦ . . . υἱοῦ τοῦ θεοῦ. φιλόχριστοι τινὲς τὰ λείψανα τοῦ σώματος αὐτοῦ. ἐκ τῆς . . . ᾶς τῆς οὐ προσηκού . . . . αβόντες τιμή . . . . ες καὶ κηδεύσαντες σοροῖς περικαλλέσιν ἀπέθεντο ἐν ἱεροῖς εὐκτηρίοις εἰς ἄληκτον μνήμην ἐπὶ τὸ τὸν τοῦ θεοῦ λαὸν πρὸςεὐχόμενον ἁγιάζεσθαι εἰς ἔπαινον χριστοῦ καὶ δόξαν τῆς ἁγίας τοῦ θεοῦ καθολικῆς καὶ ἀποστολικῆς ἐκκλησίας. ἐμαρτύρησε δὲ ὁ ἅγιος μηνᾶς ἐν τῇ κοτυαέων μητροπόλει φρυγίας ἐπὶ πύῤῥου ἡγεμόνος μηνὶ νοεμβρίω ἐνδεκάτη. ἐπιτελοῦντες οὖν καὶ ἡμεῖς τὴν τοῦ ἁγίου καὶ καλλινίκου μάρτυρος μηνᾶ μνήμην· δυνηθείη . . . διὰ τῆς αὐτοῦ εὐχῆς καὶ πρεσβείας. τῶν ἐπουνιων ἐπιτυχεῖν ἀγαθῶν καὶ εὑρεθῆναι κληρονόμοι χριστοῦ. αὐτῷ γὰρ πρέπει δόξα κράτος μεγαλοσύνη τὲ καὶ μεγαλοπρέπεια εἰς τοὺς ἀιῶ . . . . ων. ἀμήν. Q:

αὐ . . . . τοῦ ἁγίου διατυπώσει. ταλείψανα τοῦ σώματος ληφθέντα ἐκ τοῦ πυρὸς καὶ τῆς προσηκούσης τιμῆς καὶ κηδίας λαχόντα. οἴκοις περικαλέσιν ἀπετέθη ἐν ἱεροῖς προσεὐκτηρίοις εἰς ἄληκτον μνήμην τῷ τοῦ θεοῦ λαῷ. τιμαῖς τε παραδεδομένα εἰς ἔπαινον χριστοῦ καὶ δόξαν καθολικῆς ἐκκλησίας. ἵνα ἐπιτελοῦντες τὴν μνήμην τοῦ ἁγίου καὶ καλλινίκου μάρτυρος μηνᾶ. δυνηθῶμεν καὶ ἡμεῖς διὰ τῆς εὐχῆς αὐτοῦ. τῶν ἐπουρανίων τυχεῖν ἀγαθῶν. καὶ εὑρεθῆναι κληρονόμους χριστοῦ. ὧ ἡ δόξα καὶ τὸ κράτος σὺν θεῷ πατρὶ παντοκράτορι καὶ πνεύματι ἁγίω. εἰς τοὺς αἰῶνας τῶν αἰώνων. ἀμήν. R:

ἐμαρτύρησεν δὲ ὁ ἅγιος μηνᾶς. ἐν τῇ κοτυαέων μητροπόλει φρυγίας σαλουταρίας. ἐπι πύρρου ἡγεμονίας, μηνὶ νοεμβρίω ἐνδεκάτη. ἐν ᾗ καὶ ἐπιτελοῦμεν τὴν μνήμην αὐτοῦ. αἰνοῦντες καὶ δοξάζοντες ἰησοῦν χριστὸν, τὸν ἀληθινὸν θεὸν ἡμῶν. ὧ ἡ δόξα καὶ τὸ κράτος, εἰς τοὺς αἰῶνας τῶν αἰώνων. ἀμήν (hier fehlt der ganze Passus über die Rettung des Leichnams aus den Flammen und die feierliche Beisetzung, weil hierüber in S schon weiter oben, S. 42, 1 ff., berichtet worden ist) S:

γενομένης τοίνυν τῆς τοῦ μακαρίου τελειώσεως βουλῆ τοῦ κυρίου ἡμῶν ἰησοῦ χριστοῦ τοῦ υἱοῦ τοῦ θεοῦ. φιλόχριστοι τινὲς τὰ λείψανα τοῦ σώματος αὐτοῦ ἐκ τῆς πυρᾶς τῆς οὐ προσηκούσης λαβόντες. τιμήσαντες καὶ κηδεύσαντεσσῦῤοις (so; gemeint ist *σοροῖς*) *περικαλλέσιν, ἐνάπέθεντο ἐνιεροῖς εὐκτηρίοις, προσάληστον μνήμην ἐπι τῷ τὸν τοῦ θεοῦ λαὸν προσευχόμενον ἁγιάζεσθαι, εἰς δόξαν χριστοῦ καὶ ἔπαινον τοῦ ἁγίου καὶ ἐνδόξου μάρτυρος μηνᾶ. ἐμαρτύρησεν δὲ ὁ ἅγιος μηνᾶς. ἐν τῇ κοτυαέων μητροπόλει φρυγίας σαλουταρίας. ἐπι πύρρου ἡγεμόνος μηνὶ νοεμβρίω ια′. ἐνῇ καὶ ἐπιτελοῦμεν τὴν μνήμην αὐτοῦ, δοξάζοντες χριστὸν τὸν ἀληθινὸν ἡμῶν θεὸν, ὧ ἡ δόξα καὶ τὸ κράτος εἰς τοὺς αἰῶνας τῶν αἰώνων. ἀμήν.* T.

Zweites Kapitel: **Untersuchungen.**

I. Hymnographie und Hagiographie.

1. Der hl. Menas.

A. Verhältnis des Liedes zu den Prosatexten.

Über den hl. Menas besitzen wir drei edierte griechische Texte[1]):

1. Eine kurzgefaßte, nüchterne, aber an Detail ziemlich reiche Erzählung, die in den Analecta Bollandiana 3 (1884) 258—270 mit lateinischer Übersetzung veröffentlicht ist.

2. Eine umfangreiche, mit allen Mitteln der Rhetorik ausgeschmückte Darstellung, die Theophilos Joannu in seinen *Μνημεῖα Ἁγιολογικά*, Venedig 1884 S. 284—298, herausgegeben hat. Auf das Martyrium des hl. Menas folgen in der Hs (Marc. 349) die Martyrien der hll. Viktor und Vikentios, die Joannu ebenda S. 298—309 und 309—324 ediert hat. In der Hs sind alle drei Martyrien durch eine Überschrift zusammengefaßt: *Μαρτύριον τῶν ἁγίων καὶ ἐνδόξων τοῦ Χριστοῦ μαρτύρων Μηνᾶ, Βίκτωρος καὶ Βικεντίου*, und in der den Martyrien selbst vorausgehenden Einleitung wird sehr ausführlich erklärt, welche Bewandtnis es mit dieser gemeinsamen Feier hat. Auch im Martyrium des hl. Vincenz wird noch zweimal auf die gemeinsame Verherrlichung der drei Märtyrer durch feierlichen Kirchengesang hingewiesen.[2])

3. Ein ganz kurzes, größtenteils aus Bibelstellen zusammengesetztes Enkomion, das von konkreten Tatsachen nur die Abstammung des hl. Menas aus Ägypten erwähnt. Aus dem Cod. Ven. Marc. 349 ediert von Joannu a. a. O. S. 324—327.

Das ganz inhaltsleere Enkomion scheidet bei der Untersuchung der Quellenfrage sofort aus. Die Vergleichung der beiden anderen Texte (An. = Analecta und Jo. = Joannu) mit dem Liede (vgl. die unter dem Texte beigefügten Parallelstellen) ergibt

---

[1]) Vgl. BHG S. 91.

[2]) Ed. Joannu S. 309: „*Τοῦτον γὰρ τρίτον μετὰ τοὺς ἄλλους μάρτυρας κατὰ τάξιν ἡ τῆς διηγήσεως ἀκολουθία προβάλλεται, τῆς συνήθους ἐπικλήσεως παρὰ παντὸς στόματος οὕτως ᾀδομένης· μετὰ γὰρ Μηνᾶν Βίκτωρ καὶ μετὰ Βίκτωρα Βικέντιος συναριθμούμενος πιστῶς συνανυμνεῖται καὶ συμμακαρίζεται*". S. 324: „*Τελεῖται δὲ ἡ πολυΰμνητος μνήμη τοῦ πολυάθλου ἱερομάρτυρος Βικεντίου κατὰ τὴν ἑνδεκάτην ἡμέραν τοῦ Νοεμβρίου μηνός, καθ' ἣν καὶ τῆς ἀθλήσεως τὸν (?) ἀοίδιμον ἐτέλεσεν, ἐν ᾗ συμπανηγυρίζειν παρειλήφαμεν καὶ τὴν λαμπρὰν ἑορτὴν τῶν μεγάλων μαρτύρων Μηνᾶ καὶ Βίκτωρος καὶ τῆς τούτου συναθλοφόρου Στεφανίδος τῆς φρονίμως στεφανηφόρου*".

Folgendes: 1. Das Lied enthält weniger Tatsächliches als An. und Jo.; folglich kann weder An. noch Jo. aus dem Liede abgeleitet sein. 2. Der Grundstock der im Liede enthaltenen Tatsachen und Ausdrücke ist beiden Prosatexten gemeinsam. 3. Einige Details des Liedes jedoch stehen nur in An., andere nur in Jo. Diese Spaltung muß genauer betrachtet werden:

a) nur in An. finden sich: 1. die ausführliche Schilderung der körperlichen und seelischen Eigenschaften des Menas (Str. *β'* 3—5), 2. der Ausdruck *πειθόμενος* (*δ'* 3), 3. die Schilderung des luftverpestenden Opferdampfes (*ε'* 1—2), 4. der Ausdruck *μετὰ θηρίων* (*ε'* 6), 5. die Ausdrücke *ὑπερόριος* und *ἀγρύπνοις μελέταις* (*ϛ'* 3—4), 6. das Motiv *παρέδραμεν* (*ϑ'* 2), 7. das Detail, daß der Heilige die Blicke aller vom Schauspiel ab auf sich lenkte (*ι'* 1—2), 8. die zwei Details: das Kampfspiel wurde verschmäht und: die Herolde geboten Schweigen (*ια'* 1 und 6), 9. der Ausdruck *τίς καὶ πόθεν* (*ιβ'* 2), 10. das Detail „Gib dein Leben nicht dahin" (*ιε'* 3), 11. der Zusatz „kaiserlich" (*βασιλικῶν* = *ἐκ βασιλέων*) zum Worte „Ehren" (*ιε'* 6), 12. die Episode der Freunde mit dem den Zusammenhang sicher beweisenden Ausdruck *περιπτύσσεσθαι* (*κ'* 2—6), 13. das Detail, daß der Heilige von den Engeln aufgenommen wurde (*κβ'* 5).

b) nur in Jo. stehen folgende Materialstücke des Liedes: 1. die Erwähnung von Phrygien (*β'* 2), 2. der Ausdruck *προτεθειμένον* (= *προτίθησι*) (*γ'* 3), 3. die Dativobjekte zu *κελεύομεν* (*γ'* 5), 4. die genauere Schilderung der kaiserlichen Befehle (*δ'*), 5. die Ausdrücke *ἀνεχώρει* und *ἀβάτῳ* (*ε'* 7), 6. das Detail, daß die Gestalt und die Gesichtsform des Heiligen sich verändert hatten (*ι'* 3—5), 7. das Detail, daß der Heilige mehr Ehren erhalten werde und das Wort *ἀπολαμβάνω* (*ιε'* 6—7), 8. der Gedanke: Du wirst mich nicht vom Wege abbringen (allerdings in Jo. ganz anders ausgedrückt) (*ιη'* 2), 9. das Wort *ἔνστασις* (*ιϑ'* 1), 10. der Befehl, daß der Leichnam verbrannt werden soll — in An. wird nur später die Ausführung dieses Befehles erwähnt; vgl. *κβ'* 7 — (*ιϑ'* 7), 11. das Detail, daß die ganze Stadt zusammenlief (*κ'* 1), 12. das Detail, daß der Heilige den Nacken darbot (*κβ'* 4).

Einige der angeführten Sonderzüge ergeben sich aus der Situation und könnten auch vom Verfasser des Liedes selbst gefunden sein; bei den meisten jedoch ist der genetische Zusammenhang zwischen Lied und Prosatext völlig sicher. Die nächstliegende Annahme, daß der Dichter aus beiden Prosatexten geschöpft habe, ist bei der Arbeitsweise der Hymnographen schon an sich sehr unwahrscheinlich und wird durch eine genauere Vergleichung der drei Texte widerlegt; es handelt sich bei den Sonderstücken meist nicht etwa um wichtige sachliche Ergänzungen, wie sie durch Zusammenarbeiten verschiedener Quellen bezweckt werden, sondern um unwesentliche Erweiterungen, kleine Nebenzüge, einzelne Ausdrücke, kurz um Zufälligkeiten. Andrerseits sind zahlreiche wichtige Einzelheiten, die sich in beiden Prosatexten oder in einem derselben finden, im Liede weggelassen. Wozu hätte der Dichter bei dem embarras de richesses, den er in jedem der zwei Prosatexte vorfand, noch nach einem zweiten Texte zur Beifügung nebensächlicher Züge greifen sollen? Die Sache liegt offenbar viel einfacher. Der Dichter hat einen gegenwärtig verschollenen, wenn nicht ganz verlorenen Text des Martyriums (= X) benützt, der außer dem den beiden edierten Texten An. und Jo. gemeinsamen Grundstock auch die erwähnten Einzelstücke enthielt, die jetzt nur noch in einem der zwei Texte bewahrt sind. Daß der Dichter den Text An. selbst nicht benützt hat, wird schon dadurch sichergestellt, daß An. aus der Sammlung des Symeon Metaphrastes stammt, also erst in der zweiten

Hälfte des 10. Jahrh. entstanden ist.[1]) Auch wenn man die Autorschaft des Romanos für unser Lied in Zweifel ziehen will, wird doch niemand das Lied nach Symeon Metaphrastes ansetzen. Aber auch Jo. kann vom Dichter nicht direkt benützt sein; denn der Verfasser von Jo. hat höchst wahrscheinlich noch später geschrieben als Symeon (vgl. u. S. 47; 54).

Das sicherste und wichtigste durch das Lied bestätigte Plus des Jo. über An. ist die Erwähnung der Landschaft Phrygien. Daß aber auch aus An. + Jo. sich der sachliche Gehalt von X nicht vollständig herstellen läßt, beweist das nur im Liede erhaltene Detail, daß der Heilige zwei Jahre in der Wüste sich auf das Martyrium vorbereitete (ϛ′ 3). Diese bestimmte Angabe hat der Dichter wohl sicher aus seiner Quelle. Dagegen mögen andere Ausführungen des Liedes, die in An. und Jo. fehlen, Eigentum des Dichter sein, der den Stoff frei ausschmückte: so die Einleitungsstrophe (α′), die ausführliche Vergleichung mit den Athleten (ϛ′), die Schilderung der allgemeinen Teilnahme des Volkes an Kaisers Geburtstag (ζ′), die Vergleichung des Wagenrennens mit dem geistigen Wettkampf (ια′), die Rede des hl. Menas (ιγ′), die Schilderung des zum Prätorium strömenden Volkes (ιδ′), die Antwort des Heiligen an den Prätor (ιϛ′), seine letzten Worte (κα′) und das Schlußgebet, das hier die sonst häufige Schlußbitte des Dichters zu vertreten hat (κβ′ 1—3). Auch die den Prosatexten mit dem Liede gemeinsamen Materialstücke hat der Dichter ziemlich frei verwendet und sich weder hinsichtlich der Reihenfolge der Handlungen noch der genauen Wiedergabe einzelner Tatsachen ängstlich an sein Vorbild gehalten. Mehrfach werden Stellen des vorauszusetzenden Prosatextes X kontaminiert (z. B. ι′, ιβ′, ιζ′); namentlich ist das umständliche Gerichtsverfahren vereinfacht, und der Prozeß selbst wird in ιδ′ 2 sogar ganz unvorbereitet eingeführt, während in der Prosaerzählung, wie aus An. und Jo. zu schließen ist, das Verhör auf den folgenden Tag verschoben wird. Ganz fehlt beim Dichter — und diese Abweichung beruht wohl auf X — die in An. und Jo. mit Rücksicht auf die Reliquienverehrung stark betonte Aufsammlung der Gebeine des Heiligen und ihre Translation nach Ägypten. Der Monolog des Heiligen κα′ 4—5 und die Schlußbemerkung κβ′ 7 *ἡ δὲ σὰρξ ἐχωνεύθη* erwecken sogar die Vorstellung, daß vom Leichnam nichts aus dem Feuer gerettet worden sei.

[1]) Nachgewiesen von A. Ehrhard, Die Legendensammlung des Symeon Metaphrastes und ihr ursprünglicher Bestand, Festschrift zum 1100jährigen Jubiläum des deutschen Campo Santo in Rom. Freiburg 1896 S. 55. Vgl. A. Ehrhard, Forschungen zur Hagiographie der griechischen Kirche, Röm. Quartalschr. 10 (1897) 67 ff. Zur Metaphrastesfrage vgl. außerdem H. Delehaye, Les ménologes grecs, Anal. Boll. 16 (1897) 312—329; Le ménologe de Metaphraste, ebenda 17 (1898) 448—452. Weitere Literatur verzeichnet E. v. Dobschütz in seinem trefflichen Artikel „Symeon Metaphrastes", Realencyklopädie f. protest. Theologie und Kirche, 3. Aufl. (1907). — Ein neues Zeugnis der Benennung der Sammlung und ihrer Einteilung in Bücher bringt das Testament des Protospathars Eustathios Boelas (*Βόηλας*), das ein auch sonst sehr interessantes und bei der Seltenheit byzantinischer Bücherkataloge besonders wertvolles Inventar der Bibliothek des Erblassers enthält. Hier werden u. a. aufgezählt: *Κοντακάρια τρία* (ein Beweis, daß Handschriften der alten Kirchenhymnen noch im 11. Jahrhundert sogar in Privatbibliotheken und zwar wenig bemittelter Leute — *λογάριον δὲ οὔτε ἐκτησάμην ποτὲ οὔτε κατέλιπον ἑνὸς καὶ μόνου νομίσματος* sagt der Protospathar von seinen Vermögensverhältnissen S. 225 — vorkamen). . . *Ψαλτήρην ἓν μὲ τὴν ἑρμηνία· ⟨Στιχ⟩ηρὸν ἓν καὶ Στιχολόγια δύο· Μεταφράσεις βιβλία τέσσαρα· Συναξάρια δύο* u. s. w. Dieses im Jahre 1059 abgefaßte Testament ist ediert aus Cod. Coisl. 263, einer Hs des Johannes Klimax, von V. Beneševič, Journ. d. Min. d. Volksaufklärung, N. S. Teil IX (Mai 1907), Abteil. der klass. Philologie S. 219 ff.

Trotz der starken Verkürzungen hat die Deutlichkeit im allgemeinen nicht gelitten; nur in *ι′* 6 schließt sich der Satz *ὡς γοῦν ἐγνώσθη, τίς οὗτος ἐστίν*, wenn nicht unklar, so doch etwas unvermittelt an das Vorhergehende; in der Prosa wird Menas zuerst durch einige Bekannte dem Prätor angezeigt und dann vom Prätor selbst über seine Persönlichkeit befragt. Dagegen wird das unklare *τοῖς ἐκ σοῦ δηλουμένοις* auch durch unsere Prosatexte nicht deutlich. Auffällig ist *τριχίνοις ιζ′* 5, dem in An. *τριχίνοις ὑφάσμασι*, in Jo. *τριχίνοις ῥάκεσιν* entspricht; vielleicht aber kannte der Dichter ein substantiviertes *τὸ τρίχινον*, etwa = Haarseil. Der Gesamteindruck ist: Der Dichter hat die für einen Hymnus viel zu detaillierte und zu umständliche Erzählung der Passio einerseits in geschickter Weise vereinfacht und andrerseits durch rhetorische Schilderungen ausgeschmückt.

Beachtenswert ist das Verhalten des Dichters zu den aus dem Prosatext übernommenen Schriftstellen. In X waren sie wohl wörtlich zitiert; im Liede sind sie so frei umgearbeitet, daß sie kaum wiederzuerkennen sind; vgl. z. B. wie die Stelle Is. 65, 1 ‚*Ἐμφανὴς ἐγενήθην τοῖς ἐμὲ μὴ ἐπερωτῶσιν, εὑρέθην τοῖς ἐμὲ μὴ ζητοῦσιν*' in An. und Jo. und wie sie im Liede *ϑ′* 7 wiedergegeben ist.[1]) Ähnlich verhält es sich mit der Stelle Röm. 8, 35 ‚*Τίς ἡμᾶς χωρίσει ἀπὸ τῆς ἀγάπης τοῦ Χριστοῦ; θλίψις ἢ στενοχωρία ἢ διωγμὸς ἢ λιμὸς ἢ γυμνότης ἢ κίνδυνος ἢ μάχαιρα;*' Vgl. den Text in Strophe *ιη′* 3 ff. mit den dazu aus An. und Jo. angeführten Stellen. Lehrreich für das Verhältnis der Texte ist die Art, wie die aus Ps. 83, 11 (*ἐξελεξάμην παραριπτεῖσθαι ἐν τῷ οἴκῳ τοῦ θεοῦ μᾶλλον ἢ οἰκεῖν με ἐπὶ σκηνώμασιν ἁμαρτωλῶν*) + Ps. 62, 3 (*ἐν γῇ ἐρήμῳ καὶ ἀβάτῳ καὶ ἀνύδρῳ*) kontaminierte Stelle *ε′* 6 f. in der Stufenfolge Jo. > An. > Lied immer freier umgeändert erscheint.

Soweit war meine Untersuchung auf grund des publizierten Materials gediehen, als mir durch die außerordentliche Liebenswürdigkeit des Herrn P. H. Delehaye S. J. ein noch unbekannter Text zugänglich gemacht wurde: eine Abschrift aus dem Cod. Vindob. hist. gr. 19, an deren Rand eine Kollation des Paris. gr. 1519 eingetragen war. Meine Hoffnung, hier den oben erschlossenen Text X zu finden, hat sich aber leider nicht erfüllt. Die 13 Details des Liedes, die nur in An. stehen, in Jo. aber fehlen, fehlen alle auch in dem neuen Texte, der im folgenden, ähnlich wie die zwei anderen Texte, nach dem Herausgeber, also mit Kr(umbacher) bezeichnet werden möge; dagegen kehren von den 12 Details, die das Lied mit Jo. gemeinsam hat, 8 (Nr. 2—8; 12) auch in Kr. wieder.[2]) Mithin gehört Kr. zu einem mit dem späten Jo. eng verwandten Zweige der Bearbeitungen. Daß Jo. eine spätere Stufe im Stammbaum der Texte darstellt als Kr. und als An., wird

---

[1]) Die Stelle wird auch sonst verwertet, z. B. von Andreas von Kreta in seinem Enkomion auf den hl. Georg. Acta SS, April III S. XXI E.

[2]) Nur ein Detail hat Kr. mit dem Liede gemeinsam, das in An. und Jo. fehlt, die Vergleichung des Heiligen mit einem Gestirne (Strophe *β′* 5). Doch konnte auf eine so naheliegende und beliebte Gleichung (z. B. auch im Leben des hl. Georg, Migne, P. Gr. 115 Sp. 144) der Dichter und der Autor von Kr. selbständig kommen, und eine nähere Beziehung der zwei Texte läßt sich durch diesen vereinzelten Anklang nicht beweisen.

dadurch sicher, daß hier das Martyrium des hl. Menas mit den ganz für sich stehenden Leidensgeschichten der hll. Victor und Vincenz nicht bloß äußerlich zusammengestellt, sondern durch eine ausführlich erklärende Vorrede und durch mehrere Bemerkungen im Martyrium des hl. Vincenz (s. o. S. 44) verbunden ist.

Wir haben uns also das Verhältnis der Texte etwa so zu denken: Aus einem Texte X floß im 6. Jahrh. das Lied des Romanos, außerdem in unbekannter Zeit eine Bearbeitung Y, in der mehrere Details weggelassen wurden; aus Y schöpfte Symeon Metaphrastes (An.); außerdem floß aus X, und zwar, wie sich im folgenden (S. 66 ff.) zeigen wird, höchstwahrscheinlich lange vor Romanos, eine Bearbeitung Z, in der mehrere im Lied und Y > An. erhaltene Details weggelassen, andere, in Y > An. fehlende, aber erhalten wurden. Den Text Z repräsentieren die Hss des oben zum ersten mal edierten Textes Kr. und der späte, rhetorisch überarbeitete und mit zwei anderen Martyrien zusammengeschweißte Text Jo.

Nachdem sich somit ergeben hatte, daß die zwei von P. Delehaye mir überlassenen Hss die so sehnlich gesuchte Quelle X nicht darstellen, konnte ich nicht stehenbleiben und forschte weiter, um dem Text X vielleicht anderswo auf die Spur zu kommen. So sind die zwei folgenden Kapitel entstanden. Wenn nun auch sie die Lösung der speziellen Frage nach der direkten Quelle des Romanos für das Menaslied noch nicht gebracht haben, so ist auch das negative Ergebnis für die Beleuchtung der Beziehungen zwischen Hymnographie und Hagiographie im allgemeinen wie des Verhältnisses des Menasliedes zu den Prosatexten im besonderen von Wichtigkeit. Wir sehen schon jetzt — Weiteres s. unten in Abteilung 2 dieses Kapitels —, daß sich aus Kirchenliedern verlorene oder verschollene hagiographische Texte erschließen oder rekonstruieren lassen. Außerdem sind die folgenden Mitteilungen zur Würdigung der obigen Erstausgabe der alten Menaspassion unentbehrlich. Endlich dürfte die Auseinanderlegung der Überlieferungsgeschichte einer einzelnen Passio für die allgemeine Förderung der hagiographischen Forschung und besonders für die Klärung des großen Problems der Umarbeitungen und der damit verbundenen editionstechnischen Fragen nicht ohne Nutzen sein.

Auf grund des neugefundenen Materials hätte auch das vorstehende Kapitel umgearbeitet werden können; doch zog ich vor, es stehen zu lassen, wie es zuerst niedergeschrieben wurde. Lehrreicher als eine ganz korrekt abgerundete Untersuchung schien mir eine Form, aus der die allmähliche Entstehung der Arbeit ersichtlich und in der an einem Beispiele aufgezeigt würde, mit welch unerwarteten Schwierigkeiten der Forscher auf diesem Gebiete zu kämpfen hat, wo so viele Materialstücke erst durch mühsame Arbeit aufgespürt, ausgegraben und behauen werden müssen.

B. Die Bearbeitungen der Passio des hl. Menas.

Die genauere Kenntnis der griechischen Prosatexte über das Leben des hl. Menas verdanken wir größtenteils den hagiographischen Spezialkatalogen der Bollandisten, diesen gewaltigen Vorarbeiten aller künftigen Forschung, dann einigen anderen Hss-Katalogen und den Studien von A. Ehrhard. Die meisten Hss-Kataloge lassen bekanntlich im Stiche, weil ihre Angaben nicht ausreichen, um die Zugehörigkeit eines hagiographischen Textes

zu einer bestimmten Gruppe festzustellen.[1]) Daß die folgende Liste auf Vollständigkeit keinen Anspruch machen kann, wird jeder verstehen, der auf diesem zerklüfteten Gebiete selbst gearbeitet hat. Zuerst seien die edierten Texte genannt:

1. Text An. (Bearbeitung des Symeon Metaphrastes = BHG 3).

Titel (im Cod. Leidensis): *Μαρτύριον τοῦ ἁγίου καὶ ἐνδόξου μεγαλομάρτυρος Μηνᾶ καὶ τῶν σὺν αὐτῷ.* Inc. *Βασιλεύοντος Διοκλητιανοῦ τε καὶ Μαξιμιανοῦ τῶν τοῦ ἀληθοῦς βασιλέως πολεμίων καὶ δυσμενῶν γράμματα κατὰ πᾶσαν ἐφοίτα τὴν οἰκουμένην τὸ ἀσεβὲς αὐτῶν διακελευόμενα σέβειν θρήσκευμα.* Des. *Ἔδει γὰρ τὴν καὶ γεννήσασάν τε καὶ θρεψαμένην ἐκείνην καὶ τῷ μαρτυρίῳ τελειωθέντα τοῦτον ἀπολαβεῖν· καὶ μὴ τὴν μὲν ἐν τάξει μητρὸς εἶναι, ἑτέραν δὲ παρὰ ταύτην τῆς τῶν μαρτυρικῶν λειψάνων χάριτος ἀπολαύειν. Καὶ τοῦτο γὰρ οἰκονομικῶς παρὰ τῆς τοῦ Χριστοῦ γέγονε προμηθείας . . . . Ἀμήν* Ediert in Anal. Boll. 3 (1884) 258—270 aus Cod. Leidens. Perizon. fol. 110.

Andere Hss des Textes An.:

Ambros. A 180 sup. f. 154ᵛ—157ʳ [2])
„ B 25 inf. f. 175ʳ—177ᵛ [3])
Angelic. 126 f. 74ᵛ—78ᵛ [4])
Chalc. 129 Nr. 10 f. 116ᵛ—122ʳ [5])
Hierosol. Patr. 8
„ Sab. 140
„ „ 170 [6])
Lesb. 15
„ 48 [7])
Messan. 28 Nr. 9
„ 48 Nr. 7
Messan. 61 Nr. 9
„ 70 Nr. 10 [8])
Monac. gr. 143 s. XVI f. 116ʳ—121ᵛ
„ „ 364 s. XI f. 114ᵛ—120ʳ
Mosq. 361 f. 123ᵛ ff.
„ 362 f. 114 ff.
„ 363 f. 93ᵛ ff.
„ 367 f. 237 ff. [9])
Paris. 635 Nr. 4 f. 133ᵛ—140ᵛ [10])
„ 1020 Nr. 12 f. 140ᵛ—146ᵛ
„ 1481 Nr. 10 f. 99ᵛ—104ᵛ

[1]) Deshalb habe ich z. B. die Athoshss bei seite gelassen. Zwar läßt sich aus dem übrigen Textbestand der Hss vermuten, daß die Athoi 2, 1855, 3658, 3669 die Symeonische Bearbeitung, die Codd. 2057, 2090, 2163, 4797 entweder den alten Text (Kr.) oder eine kurze Synaxarbearbeitung enthalten; aber völlige Sicherheit ist doch nicht zu gewinnen. Völlig unbrauchbar ist für hagiographische Forschungen (wie leider auch für viele andere Zwecke) der viel zu lakonische Katalog der Athener Nationalbibliothek von J. und A. Sakkelion, Athen 1892, der sowohl im Index als in der Einzelbeschreibung sich auf das bequeme „*βίοι καὶ μαρτύρια ἁγίων*“ beschränkt.

[2]) Genaue Beschreibung der ganzen Hs bei Aem. Martini et D. Bassi, Catalogus codicum graec. bibl. Ambrosianae S. 73 ff.

[3]) Vgl. Martini-Bassi S. 939 ff.

[4]) Vgl. Aen. Piccolomini, Studi ital. di filol. class. 4 (1896) 168 f.

[5]) Vgl. Jos. Boyens, Anal. Boll. 20 (1901) 66 f.

[6]) Vgl. A. Papadopulos-Kerameus, *Ἱεροσολ. Βιβλιοθήκη* Bd. I S. 34; Bd. II S. 222; 283.

[7]) Vgl. A. Papadopulos-Kerameus, *Μαυρογορδάτειος Βιβλιοθήκη*, Konstantinopel 1884 S. 34 f.; 57.

[8]) Über diese vier Hss vgl. H. Delehaye, Anal. Boll. 23 (1904) 32 f.; 52 ff.; 58 f.; 62 f.

[9]) Genaueres über diese vier Hss bei Archimandrit Vladimir, Систем. описаніе рукописей Московской Синодальной библіотеки, Часть первая, Moskau 1894 S. 547 ff.; 550 f.; 551; 553 f.

[10]) Über diese Pariser Hss vgl. Hagiographi Bollandiani et H. Omont, Catalogus codicum hagiographicorum graecorum Bibliothecae Nationalis Parisiensis, Bruxellis-Parisiis 1896.

Paris. 1483 Nr. 7 f. 44^r—47^r
„ 1487 Nr. 10 f. 127^v—134^r (s. u. S. 51)
„ 1502 Nr. 1 f. 1 (Fragment: s. u. S. 51)
„ 1522 Nr. 10 f. 149^v—157^v
„ 1533 Nr. 2 f. 15^r—18^v
„ 1541 Nr. 14 f. 181^r—187^v
„ 1549 Nr. 9 f. 44^v—48^r
„ 1552 Nr. 10 f. 118^r—124^r
Thessalonic. 29; 33; 36; 38[1])
Vallicell. 5 s. XII f. 115^r—121^r[2])
Vatic. 804 Nr. 10 f. 110^r—114^v[3])
„ 810 Nr. 10 f. 97^v—102^v
Vatic. 811 Nr. 11 f. 124^r—130^r
„ 1190 Nr. 75 f. 624^r—628^r
„ 1798 Nr. 8 f. 99^r—105^r
„ 2037 Nr. 10 f. 133^v—140^r
„ Ottob. 411 Nr. 9 f. 270^r—275^v
„ „ 427 Nr. 10 f. 90^r—95^r
„ „ 429 Nr. 10 f. 102^v—107^v
Venet. Marc. 351 Nr. 10 f. 117^r—122^v[4])
„ 361 Nr. 9 f. 84^v—89^r
„ 584 Nr. 10 f. 129^r—135^v
„ VII 1 Nr. 11 f. 135^v—140^v
„ VII 53 Nr. 6 f. 41^r—44^v.

2. Text Jo. (= BHG 1).

Titel: *Μαρτύριον τῶν ἁγίων καὶ ἐνδόξων τοῦ Χριστοῦ μαρτύρων Μηνᾶ, Βίκτωρος καὶ Βικεντίου.* Inc. (der Einleitung): *Τρίφωτος ἡμῖν ἰδοὺ ἐπέλαμψε περιώνυμος ἄρτι ἑορτὴ τριῶν τρισαριστέων ἀνδρῶν μεγαθύμων.* Beginn des Martyriums selbst: *Ὁ μέντοι μεγαλόφρων Μηνᾶς Αἰγύπτιος ἦν τὸ γένος, εὐγενῶν δὲ γονέων γεγένηται βλαστὸς εὐγενέστερος.* Des. (S. 298): *καὶ πρὸς τὴν πατρίδα τοῦ μάρτυρος ἀνεκόμισαν, καθὼς αὐτὸς αὐτοῖς πρὸ τῆς τελειώσεως ἀξιώσας ἐπέσκηψεν. Ἐν τούτοις οὖν τὸ μαρτύριον ἐτελειώθη τοῦ τῆς εὐσεβείας ἀθλητοῦ καὶ μάρτυρος Μηνᾶ.* Der ganze Komplex der hier zu einem Ganzen vereinigten drei Martyrien (s. o. S. 44) endet (S. 324) vor den Schlußformeln also: *ἐν ᾗ συμπανηγυρίζειν παρειλήφαμεν καὶ τὴν λαμπρὰν ἑορτὴν τῶν μεγάλων μαρτύρων Μηνᾶ καὶ Βίκτωρος καὶ τῆς τούτου συναθλοφόρου Στεφανίδος τῆς φερωνύμως στεφανηφόρου.* Ediert von Th. Joannu, *Μνημεῖα Ἁγιολογικά*, Venedig 1884 S. 284—324 aus dem Codex Venet. Marc. 349, s. XI—XII, f. 143^r—165^v.

Außer im Marcianus scheint dieser kombinierte Text nur noch zu stehen im Ambros. F 103 sup., s. XIII, f. 148^v—157^r.[5])

3. Enkomion (= BHG 2).

Titel: *Ἐγκώμιον εἰς τὸν ἅγιον μεγαλομάρτυρα Μηνᾶ.* Inc.: *Προειρηκότος ἑτέρου· Φιλοῦντός ἐστι.* Des.: *τίς ἡμᾶς χωρίσει ἀπὸ τῆς ἀγάπης τοῦ Χριστοῦ; . . . Ἀμήν.* Ed. Th. Joannu, *Μνημεῖα Ἁγιολογικά* S. 324—327, aus Cod. Ven. Marc. 349, wo der Text fol. 141 bis 143 (also vor dem Text Jo., gleichsam als Einleitung, steht, — eine Reihenfolge, die in der Ausgabe nicht hätte umgekehrt werden sollen). Andere Hss scheinen nicht bekannt

---

[1]) Vgl. D. Serruys, Revue des bibliothèques 1903 S. 35 ff.

[2]) Vgl. E. Martini, Catalogo di manoscritti greci esistenti nelle biblioteche Ital. Vol. II (Milano 1902) S. 8.

[3]) Genaue Beschreibung aller dieser Vaticani im Catalogus codicum hagiographicorum Bibliothecae Vaticanae edd. Hagiographi Bollandiani et Pius Franchi de' Cavalieri, Bruxelles 1899.

[4]) Vgl. die Beschreibungen bei H. Delehaye S. J., Catalogus codicum hagiographicorum graecorum Bibliothecae D. Marci Venetiarum, Anal. Boll. 24 (1905) 169 ff.

[5]) Vgl. Martini-Bassi a. a. O. S. 417 ff. und A. Ehrhard, Röm. Quartalschr. 11 (1897) 72; 95.

zu sein. Zwar verzeichnet der hagiographische Katalog der Pariser Bibliothek zwei Hss mit dem Zusatz B 2 (d. h. BHG Nr. 2), nämlich: Paris. 1487 s. XI f. 127ᵛ—134ʳ, und Paris. 1502 s. XI f. 1 (Fragment des Schlusses). Aber beide Angaben beruhen auf Irrtum. Aus photographischen Kopien, die ich mir durch P. Sauvanaud herstellen ließ, ergibt sich, daß sowohl Cod. 1487 als Cod. 1502 den Text des Symeon Met. enthalten, also mit B 3 zu bezeichnen sind.

4. Text Kr(umbacher).

Titel verschieden; im Cod. Paris. 1519: *Ἄθλησις τοῦ ἁγίου καὶ ἐνδόξου μεγαλομάρτυρος τοῦ Χριστοῦ Μηνᾶ μαρτυρήσαντος ἐν τῷ Κοτυαΐῳ.*[1]) Inc. im Cod. Paris. 1519: *Ἔτους δευτέρου τῆς βασιλείας Διοκλητιανοῦ καὶ ἔτους πρώτου Γαΐου Οὐαλεριανοῦ Μαξιμιανοῦ μετὰ τὴν ἀναίρεσιν Νουμεριανοῦ.*[1]) Des. im Cod. Paris. 1519: *ἐμαρτύρησεν δὲ ὁ ἅγιος καὶ πανένδοξος μάρτυς τοῦ Χριστοῦ Μηνᾶς ἐν τῇ Κοτυαέων μητροπόλει μηνὶ Νοεμβρίῳ ιαʹ βασιλεύοντος Διοκλητιανοῦ καὶ Μαξιμιανοῦ, κατὰ δὲ ἡμᾶς βασιλεύοντος τοῦ κυρίου ἡμῶν Ἰησοῦ Χριστοῦ, ᾧ ἡ δόξα καὶ τὸ κράτος εἰς τοὺς αἰῶνας τῶν αἰώνων. Ἀμήν.*[1])

Der Text ist oben S. 31 ff. zum erstenmale ediert.

Hss des Textes Kr.:

Ambros. C 95 sup., s. XI—XII, aus Thessalien stammend, f. 15ᵛ—22ᵛ.[2])

Ambros. D 92 sup., s. XI, aus Kalabrien stammend, f. 263ᵛ—266ᵛ.[3])

Ambros. G 63 sup., s. XII, aus Kalabrien stammend, f. 8ʳ—12ᵛ.[4])

Barber. V 13, s. XIII, f. 46ʳ—47ᵛ (mutilus).[5])

Berol. fol. 43, Convolut II, s. XII, f. 1ʳ—4ʳ (Fragment. Inc. *θεωρήσας τὴν πλάνην* = oben S. 32, 16).[6])

Berol. qu. 65, Palimpsest, dessen untere Schrift aus s. XII, f. 1, 8 u. s. w.[7])

Chisianus R VI 39, s. XII, f. 132ʳ—136ʳ. Titel: *Μαρτύριον τοῦ ἁγίου μεγαλομάρτυρος Μηνᾶ τοῦ Αἰγυπτίου.* Inc.: *Ἔτους δευτέρου τῆς βασιλείας Γαΐου Οὐαλερίου Διοκλητιανοῦ καὶ ἔτους πρώτου Γαΐου Οὐαλερίου Μαξιμιανοῦ.* Des.: *ἐπιτελοῦντες τὴν μνήμην αὐτοῦ μηνὶ Νοεμβρίῳ ἑνδεκάτῃ . . . ἀμήν.*[8])

Chisianus R VII 51, s. XII, f. 57ʳ—62ᵛ. Titel: *Μαρτύριον τοῦ ἁγίου καὶ ἐνδόξου μάρτυρος Μηνᾶ.* Inc.: *Ἔτους δευτέρου βασιλεύοντος Γαΐου Οὐαλερίου Διοκλητιανοῦ καὶ ἔτους πρώτου Γαΐου Οὐαλερίου Μαξιμιανοῦ.* Des.: *καὶ οὕτως ἐτελείωσεν τὴν μαρτυρίαν γενναίως ἀγωνισάμενος . . . ἀμήν.*[9])

Hierosol. Sab. 226, s. XVI.[10])

---

[1]) Vgl. die Varianten im Apparat der obigen Ausgabe S. 31 und 43.

[2]) Genaue Beschreibung der ganzen Hs bei Martini-Bassi a. a. O. S. 212 ff.

[3]) Vgl. Martini-Bassi S. 284 ff.

[4]) Vgl. Martini-Bassi S. 483 ff. Zum Texte der drei Ambrosiani vgl. die obige Ausgabe und S. 58 ff.

[5]) Vgl. Delehaye, Anal. Boll. 19 (1900) 94.

[6]) Vgl. C. de Boor, Verzeichnis der griechischen Handschriften der Kgl. Bibliothek zu Berlin II (Berlin 1897) S. 150.

[7]) Näheres ebenda S. 214.

[8]) Vgl. H. Delehaye, Catalogus codicum hagiogr. Bibliothecae Chisianae De Urbe, Anal. Boll. 16 (1897) 300 ff.

[9]) Ebenda S. 308 ff.

[10]) Vgl. A. Papadopulos-Kerameus, *Ἱεροσολ. Βιβλιοθήκη* Band II S. 352.

Messan. 89, s. XII, f. 10r—15r. Inc.: *Ἔτους δευτέρου τῆς βασιλείας Γαΐου Οὐαλλερίου καὶ Διοκλητιανοῦ καὶ ἔτους πρώτου Μαξιμιανοῦ.* Des.: *καὶ εὑρεθῶμεν κληρονόμοι τοῦ Χριστοῦ . . . ἐν Κοτυαΐων τῇ μητροπόλει Φρυγίας Σαλουταρίας ἧς ἡγεμόνευεν κατὰ τὸν καιρὸν ἐκεῖνον Πύρρος ὁ ἡγεμὼν . . . ἀμήν.*[1])

Oxon. Barocc. 147, s. XV, f. 229r—234r. Inc.: *Ἔτους δευτέρου τῆς βασιλείας Γαϊνοῦ* (so nach dem Katalog?).

Oxon. Laud. 68, s. XIII, f. 174v—178r. Inc.: *Ἔτους δευτέρου Γαΐου βασιλεύοντος δὲ Διοκλητιανοῦ.*

Paris. 1454, s. X, f. 158r—162r.[2])

Paris. 1468, s. XI, f. 260v—264r.[3])

Paris. 1519, s. XI, pag. 346—355.[4])

Querin. (Brescia) A III 3, s. XVI, f. 71—78.[5])

Smyrn. A 4, s. XVI, Nr. 43.[6])

Vallicell. 36, s. XIV, f. 113r—116v. Der Titel lautet: *μαρτύριον τῶν ἁγίων τοῦ θεοῦ μηνᾶ βίκτορος καὶ βικεντίου.* Doch enthält der Codex, wie sich aus dem im Katalog[7]) verzeichneten Des. (*λαβόντες δὲ ἡμεῖς τὸ ἅγιον αὐτοῦ λείψανον ἐκ τοῦ πυρὸς ἀποθέμεθα εἰς περικλῆ*(?) *τόπον*) und aus der kleinen Blätterzahl ergibt, nur das Martyrium des hl. Menas.

Vaticani. Der Katalog[8]) unterscheidet außer der Bearbeitung des Symeon Metaphrastes drei Textgruppen nebst einem Fragment. Sie sind in der folgenden Aufzählung beibehalten:

A. Vatic. 803, s. XII, Nr. 5, f. 27r—30r. Titel: *Ἄθλησις τοῦ ἁγίου καὶ ἐνδόξου μεγαλομάρτυρος τοῦ Χριστοῦ Μηνᾶ τοῦ μαρτυρήσαντος ἐν τῷ Κοτυαίῳ.* Inc.: *Ἔτους δευτέρου τῆς βασιλείας Διοκλητιανοῦ καὶ Γαΐου.* Des.: *ἐπιτελοῦντες τὴν μνήμην τοῦ ἁγίου καὶ καλλινίκου μάρτυρος . . . ἀμήν.* Der Zusatz des Katalogs „Latine apud Mombritium II 156—157v“ beruht auf Irrtum; vgl. u. S. 53.

Vatic. 866, s. XII (scriba italo-graecus erat), Nr. 29, f. 73v—76r. Titel: *Μάρτυριον τοῦ ἁγίου Μηνᾶ μαρτυρήσαντος ἐν τῷ Κοτυαίῳ.* = Vatic. 803[5].

Vatic. 1641, s. X—XI (olim Cryptoferratensis), Nr. 5, f. 42v—45r. Titel: *Ἄθλησις καὶ μαρτύριον τοῦ ἁγίου μάρτυρος Μηνᾶ τοῦ Αἰγυπτίου.* = Vatic. 803[5].

---

1) Nach H. Delehaye, Catalogus codicum hagiographicorum graecorum Monasterii S. Salvatoris nunc Bibliothecae Universitatis Messanensis, Anal. Boll. 23 (1904) 66.

2) Vgl. Hagiographi Bollandiani et H. Omont, Catalogus codicum hag. Bibl. Nat. Paris. S. 125 ff. Zum Texte s. die obige Ausgabe und S. 62.

3) Vgl. die Beschreibung a. a. O. S. 142 ff.

4) Vgl. a. a. O. S. 211 ff. Zum Texte s. die obige Ausgabe und S. 62.

5) Vgl. E. Martini, Catalogo di manoscritti greci esistenti nelle biblioteche Ital. Vol. I (Milano 1893—1896) S. 227.

6) Vgl. A. Papadopulos-Kerameus, *Κατάλογος τῶν χειρογράφων τῆς ἐν Σμύρνῃ βιβλιοθήκης τῆς Εὐαγγελικῆς Σχολῆς*, Smyrna 1877 S. 8.

7) E. Martini, Catalogo di manoscritti greci etc. Vol. II (Milano 1902) S. 63.

8) Catalogus codd. hag. gr. Bibl. Vatic. edd. Hagiographi Bollandiani et Pius Franchi de' Cavalieri, Bruxelles 1899. Ihm sind alle folgenden Angaben über die Vaticani entnommen. Zum Texte der Vatic. 803, 808, 1669 s. die obige Ausgabe und S. 62 ff.

Vatic. Pal. 9, s. XI, Nr. 4, f. 75r—79v. Titel: *Μαρτύριον τοῦ ἁγίου καὶ ἐνδόξου μάρτυρος Μηνᾶ τοῦ Αἰγυπτίου μαρτυρήσαντος ἐν τῷ Κοτυαίῳ.* = Vatic. 803[5].

B. Vatic. 808, s. XI, Nr. 11, f. 104v—111. Titel: *Μαρτύριον τοῦ ἁγίου καὶ ἐνδόξου μεγαλομάρτυρος τοῦ Χριστοῦ Μηνᾶ τοῦ μαρτυρήσαντος ἐν τῷ Κοτυαίῳ ἐπὶ Διοκλητιανοῦ καὶ Μαξιμιανοῦ.* Inc.: *Ἔτους δευτέρου τῆς βασιλείας Γαΐου Οὐαλερίου Διοκλητιανοῦ καὶ ἔτους πρώτου Γαΐου.* Des.: *ἐν ᾗ καὶ ἐπιτελοῦμεν τὴν μνήμην αὐτοῦ . . . ἀμήν.*

Vatic. 1987, s. XII, Nr. 10, f. 65r—69v. Titel: *Μαρτύριον τοῦ ἁγίου Μηνᾶ.* = Vatic. 808[11].

Vatic. 1989, s. XI—XII, Nr. 2, f. 10v—16r. Titel: *Μαρτύριον τοῦ ἁγίου καὶ ἐνδόξου μάρτυρος Μηνᾶ μαρτυρήσαντος ἐν τῃ Κοτηλαίων* (so) *μητροπόλει.* Inc.: *Ἔτους δευτέρου τῆς βασιλείας Διοκλητιανοῦ καὶ ἔτους πρώτου.* Des.: *ὅπως καὶ ἡμεῖς δυνηθῶμεν τῶν αὐτῶν ἐπουρανίων ἀγαθῶν ἐπιτυχεῖν . . . ἀμήν.* Cf. Vatic. 803[5] (also nach dem Katalog wohl weder = A, noch = B).

C. Vatic. 1669, s. X (olim Cryptoferratensis), Nr. 10, f. 176r—182r. Titel: *Μαρτύριον τοῦ ἁγίου καὶ ἐνδόξου μάρτυρος Μηνᾶ τοῦ ἐν τῷ Κοντιαγίῳ* (!) *μαρτυρήσαντος.* Inc. *Ἔτους δευτέρου τῆς βασιλείας Γαΐου Οὐαλερίου Διοκλητιανοῦ καὶ ἔτους πρώτου.* Des.: *τῷ τὸν τοῦ θεοῦ λαὸν προσευχόμενον ... ἐν ᾗ καὶ ἐπιτελοῦμεν τὴν μνήμην αὐτοῦ ... ἀμήν.* Cf. Vatic. 803[5].

Fragment im Vatic. Palat. 241, chart., s. XV, f. 1—4. Passio S. Menae. Inc. acephala *εἶπεν οὖν ὁ ἡγεμών· λέγε μοι, στρατιώτης, ἢ καθὼς ἀναφέρει περὶ σοῦ ἡ τάξις.* Des.: mutila *ὅπως σκεψάμενος ἀπαλλαγῇς μανίας ταύτης; Μηνᾶς λέγει.* (Also fast wörtlich übereinstimmend mit dem oben edierten Texte (S. 33, 14 und 39, 1) und wohl ohne Bedeutung).

Venet. Marc. VII. 31, chart., s. XIV, Nr. 5, f. 33r—38v. Titel: *Μαρτύριον τοῦ ἁγίου μεγαλομάρτυρος Μηνᾶ.* Inc. *Ἔτους δευτέρου τῆς βασιλείας Γαΐου Οὐαλλερίου Μαξιμιανοῦ μετὰ τὴν ἀναίρεσιν Νουμεριανοῦ.* Des.: *ἐπιτελοῦντες μνήμην τοῦ ἁγίου καὶ καλλινίκου μάρτυρος Μηνᾶ, ἵνα δυνηθῶμεν καὶ ἡμεῖς τῶν αὐτοῦ εὐχῶν . . . ἀμήν.*[1])

Vindob. hist. gr. 19 (Lambecius), s. XII, f. 77v—82r.[2])

Näheres über den Text Kr. s. unten S. 56 ff.

5. **Text Mombritius**, ein noch verschollener griechischer Text, von dem eine lateinische Übersetzung bei B. Mombritius, Sanctuarium s. Vitae Sanctorum, s. l. et a.[3]) Vol. II 156—157v gedruckt ist. Der Text stimmt in der Hauptsache mit Kr. überein; doch begegnen mehrfach Verkürzungen, Zusätze und Abweichungen; erheblich verkürzt ist die Einleitung der Passio; noch mehr weicht der Schlußpassus ab; hier findet man statt der schlichten Erzählung des Textes Kr. eine Wundergeschichte: der hl. Menas gebietet vor seinem Tode dem Volke, seinen Leichnam auf ein Kamel zu legen und ihn zu begraben, wo das Tier Halt mache. Das Kamel schreitet auf einen Berg und legt sich dort nieder. An der Stätte wird eine Kirche erbaut. — Auch den gesuchten Text X

[1]) Vgl. H. Delehaye, Catalogus codd. hag. gr. Bibl. D. Marci Venetiarum, Anal. Boll. 24 (1905) 231 ff.

[2]) Zum Texte s. die obige Ausgabe und u. S. 64.

[3]) Nach L. Hain (Repertorium bibliographicum, vol. II pars I, Stuttgart 1831, Nr. 11544) und F. A. Ebert (Allgem. bibliogr. Lexikon, 2. Band, Leipzig 1830 S. 143 Nr. 14228) ist das Werk in Mailand um 1479 gedruckt; nach P. Marais (Catalogue des incunables de la bibliothèque Mazarine, 2. éd., Paris 1898 S. 145) in Mailand „vers 1480", nach R. Proctor (An index to the early printed books in the British Museum, 2. ed. I 2, London 1898, S. 404 Nr. 6081) „c. 1475—1478". Worauf A. Ehrhards Angabe (Rom 1497?) bei Krumbacher, Gesch. d. byz. Lit.² S. 182, beruht, weiß ich nicht.

(s. o. S. 45 ff.) stellt der Text Mombritius nicht dar. Er scheint vielmehr eine spätere, teils verkürzte, teils (durch die Kamelgeschichte) erweiterte Bearbeitung von Kr. zu sein. Das griechische Original wird wohl in Mailand oder Rom liegen; aus den Katalogen und der sonstigen Literatur konnte ich aber keine Hs feststellen. Vielleicht wird eine Exploration an Ort und Stelle zum Ziele führen.

Aus der obigen Zusammenstellung ergibt sich zunächst folgendes:

1. Von den übrigen Texten ganz reinlich abgetrennt und in der Regel schon durch den Bestand und die Reihenfolge der übrigen Texte der Hss deutlich gekennzeichnet erscheint die Bearbeitung des Symeon Metaphrastes (An.). Sie steht in zahllosen Hss des Metaphrastischen Novemberbandes bzw. Novemberhalbbandes, meist als Nr. 9 oder 10.[1])

2. Ganz isoliert steht der Text Jo. mit dem in der Hs ihm vorausgehenden kurzen Enkomion. Beachtung verdient, daß hier das Martyrium des hl. Menas mit den Martyrien des hl. Victor und des hl. Vincenz nicht bloß äußerlich zusammengestellt ist, wie in vielen Hss, sondern durch ein die Dreiheit des Festes hervorhebendes Vorwort und durch Bemerkungen im Kontexte (s. o. S. 44) zu einem einzigen Panegyrikus verbunden ist. Wie eine Einleitung ist diesem kombinierten Text das ganz allgemein gehaltene Enkomion vorausgeschickt. Die Ähnlichkeit des Stiles macht es wahrscheinlich, daß beide Texte von demselben Verfasser stammen. Vermutlich haben wir hier rhetorische Übungsstücke aus der literarischen Renaissance der Komnenenzeit vor uns. Daß auch nach Symeon Metaphrastes alte Martyrien und Heiligenlegenden nach den immer mehr gesteigerten klassizistischen Anforderungen der Zeit neu bearbeitet wurden, ist uns durch mehrere Beispiele bekannt.

3. Für die ältere Überlieferungsgeschichte kommt also zunächst in erster Linie der Text Kr. in Betracht. Er war früher nicht beachtet und ist daher in der BHG (1895) noch nicht erwähnt; dagegen wird er in den hagiographischen Spezialkatalogen der Bollandisten und in anderen Hss-Katalogen häufig angeführt. Über die Einzelheiten der Überlieferung dieses Textes vgl. das folgende Kapitel (S. 56 ff.).

Ganz beiseite gelassen wurden in der obigen Aufzählung der verkürzte Synaxartext, die für sich stehenden Erzählungen von den Wundern des hl. Menas und die Ἀκολουθία des Heiligen.[2]) Auch die Menasüberlieferung auf nichtgriechischen Sprachgebieten konnte in dem engen Rahmen der vorliegenden Untersuchung nicht berücksichtigt werden.[3]) Es wäre aber zu wünschen, daß einmal die gesamte auf den ägyptischen

[1]) Vgl. A. Ehrhard, Festschrift zum Jubiläum des deutschen Campo Santo in Rom S. 55, und Röm. Quartalschr. 11 (1897) 78 ff.

[2]) Zu den Synaxartexten und Akoluthien, vgl. das Riesenwerk H. Delehayes, Synaxarium Ecclesiae Constantinopolitanae (Propylaeum ad Acta Sanctorum Novembris), Bruxellis 1902 Sp. 211 ff.; 964 f. Vgl. den Index Sp. 1136 s. v. Μηνᾶς.

[3]) Wie weit da der Forscher seine Kreise ziehen muß, zeigt z. B. die Tatsache, daß neulich in Edfu in Oberägypten eine Pergamenthandschrift in altnubischer Sprache gefunden worden ist, die u. a. das Leben des hl. Menas enthält. Vgl. Beilage der (Münchener) Allgem. Ztg. 1907 Nr. 138 S. 119.

Nationalheiligen bezügliche Literatur und die zeitliche und lokale Verbreitung seiner Verehrung im großen Zusammenhang dargestellt würde,[1]) wobei natürlich auch die Ikonographie[2]) und insbesondere die von so schönem Erfolg gekrönten Ausgrabungen C. M. Kaufmanns an der Stätte seines Heiligtums in der Mareotis[3]) beigezogen werden müßten.

---

[1]) Wie notwendig eine solche Arbeit wäre, sieht man z. B. aus den zahlreichen Irrtümern und Mißverständnissen in den Artikeln Menas und Mennas (so schreibt der Verf. sowohl den ägyptischen Heiligen als den von Athen, die er übrigens richtig auseinander hält) bei J. E. Stadler, Vollständiges Heiligenlexikon, 4. Band, Augsburg 1875. Zuletzt vgl. J. Zeiller, Le chorévêque Eugraphus, Revue d'histoire ecclésiastique 7 (1906) 30, der für die Identität des hl. Menas von Ägypten und des hl. Menas aus Athen eintritt, und P. G. Aucher, S. Espedito attraverso un' analisi critica, Bessarione, Anno XI Sett.-Ott. 1906 S. 143 ff., der die Frage offen läßt. Vgl. auch die folgende Anmerkung.

[2]) Zur Ikonographie vgl. die Notizen über Menasampullen u. s. w. in der Byz. Z. 2, 354 f.; 8, 250 und 587; 9, 297; 10, 718; 11, 277 und 657 und zuletzt die gehaltreiche Studie von Margaret A. Murray, St. Menas of Alexandria, Proceedings of the Society of Biblical Archaeology 29 (1907) 25—30; 51—60; 112—122 (mit 8 Tafeln). Überraschend war mir eine Feststellung, die die Verfasserin ihren kunstgeschichtlichen Mitteilungen vorausschickt (S. 25): Der hl. Menas von Alexandria und der hl. Menas, Bischof von Athen, seien in den mittelalterlichen Synaxarien oft verwechselt und Ereignisse aus dem Martyrium des einen seien in das des anderen übertragen worden; „but Garucci (Archaeologia, XLIV p. 323 ff.) and Néroutsos (Bull. de l'inst. ég. 1874—75, p. 187) have pointed out, and conclusively proved, that Menas, the Egyptien saint, was a Roman soldier, martyred at Alexandria and buried in that city, while Menas the Bishop of Athens was put to death at Kotyaeion in Phrygia Salutaria and his remains were afterwards removed to Constantinople, where several churches were dedicated to him. The Greek Church honours both martyrs: Menas of Alexandria on Nov. 11th, Menas of Athens on Dec. 10th." In Wahrheit hat Garucci a. a. O. nichts „abschließend bewiesen" — weder, daß der ägyptische Nationalheilige (11. Nov.) in Alexandria den Martertod erlitt und dort verbrannt wurde, noch daß der im phrygischen Kotyaion (Garucci schreibt konsequent Cotico!) gemarterte Menas der Bischof von Athen war —, sondern, statt der Originalquellen, nur einige neuere Autoren wie Baronius, Assemani, Morelli, Tillemont zitiert und die Frage, wie es bei solchem Verfahren meistens geht, mehr verwirrt als aufgeklärt. Néroutsos dagegen scheidet ganz richtig zwischen dem berühmten ägyptischen Heiligen, der im phrygischen Kotyaion unter Diokletian das Martyrium erlitt und dessen Reliquien beim Mareotissee in Ägypten verehrt wurden, von dem anderen, weniger berühmten Menas aus Athen, der unter Maximinus (nicht Maximinus Thrax [235—238 n. Chr.], wie Néroutsos meint, sondern Maximinus Daza, einem der Nachfolger Diokletians, wie in der Vita, Migne, Patr. gr. 116, 367 ff. ausdrücklich konstatiert ist) die Märtyrerkrone erhielt. Da das Bull. de l'Institut Égyptien schwer zugänglich ist — ich mußte mir den Band aus der Berliner Kgl. Bibliothek kommen lassen —, so notiere ich wenigstens den Schluß der Stelle (S. 188) — vorher gehen Angaben über die Zugehörigkeit des hl. Menas zum Numerus der Rutiliaken (Néroutsos sagt ungenau: Rutalici) und sein Martyrium in Kotyaion —: „On doit se garder d'ailleurs de confondre saint Ménas l'Égyptien, patron de l'Égypte chrétienne, dont la mémoire est fêtée le 11 novembre par l'église grecque et le 4 octobre par les églises Abyssinienne et Jacobite, avec saint Ménas d'Athènes, martyrisé à Alexandrie, sous Maximin, en l'année 235 de J.—C. (dazu vgl. aber oben), dont les restes ont été transférés à Constantinople et dont la fête est célebrée aussi bien par l'église grecque que par l'église Jacobite le 10 décembre." Néroutsos sagt also und zwar so deutlich als nur möglich genau das Gegenteil von dem, was Margaret Murray ihn sagen bzw. beweisen läßt. Auf die Frage, wie die von Garucci erwähnten Bedenken und auch andere Zweifel (z. B. der Widerspruch des in der Osterchronik ed. Bonn. S. 512, 11 angegebenen Todesjahres 295 und des im Martyrium genannten zweiten Jahres der Regierung des Diokletian) zu klären sind, will ich nicht näher eingehen. Über die Datierung in der Osterchronik vgl. jedoch die Notiz von D. Serruys am Schlusse dieser Abhandlung.

[3]) Vgl. J. Strzygowskis und C. Maria Kaufmanns Berichte in der Byz. Zeitschr. 15 (1906) 411 f.; 691 ff.; 16 (1907) 376 f.; 724 f. Dazu die Aufsätze von A. de Waal, C. M. Kaufmann und A. Baumstark in der Röm. Quartalschrift Band 20 und 21 (1906—1907).

C. Die Überlieferung der alten Passio des hl. Menas.

1. Einheitlichkeit des alten Textes (Kr.). In den Hss-Katalogen herrscht in der Bezeichnung der vormetaphrastischen Passio des hl. Menas eine gewisse Unsicherheit, die sich daraus erklärt, daß die Hss sowohl im Anfang als namentlich am Schluß des Textes erhebliche Schwankungen aufweisen. Im hagiographischen Katalog der Vaticana werden sogar drei verschiedene Texte angenommen (s. o. S. 52 f.). Ich habe, um über diese Hauptfrage Klarheit zu schaffen, von jeder im Katalog angenommenen Gruppe je ein Exemplar, dazu drei Hss der Ambrosiana, zwei Pariser Hss und eine Wiener Hs verglichen. Darnach kann — wenn auch Überraschungen auf dem unheimlich zerklüfteten Felde der hagiographischen Überlieferung nie ausgeschlossen sind — schon jetzt mit der allergrößten Wahrscheinlichkeit gesagt werden, daß die oben notierten nichtmetaphrastischen Hss des Martyriums, abgesehen natürlich vom Texte Jo., vom Enkomion und den kurzen Synaxarauszügen, den gleichen Text bewahren, wenn auch die Hss im einzelnen, besonders in der zweiten Hälfte des Textes und am meisten in der Schlußpartie, erhebliche Abweichungen zeigen. In der sehnsüchtig erwarteten Neubearbeitung der Bibliotheca Hagiographica Graeca werden also alle diese Hss einfach unter B 4, der Text Mombritius, wenn er sich findet, unter B 5 zu rubrizieren sein.[1])

2. Verbindung des alten Textes mit anderen Martyrien. Für die Überlieferungsgeschichte der alten Passio des hl. Menas, wie auch für die Geschichte der kirchlichen Feier seines Namens, ist eine äußere Tatsache zu beachten, die auch sonst in der hagiographischen Tradition eine Rolle spielt, die Umgebung, in welcher der Text in den Hss steht. In dieser Hinsicht kann man alle Hss in vier Gruppen teilen.

A. Hss, in denen das Martyrium (B 4) isoliert d. h. ohne einen anderen inhaltlich zugehörigen oder auf denselben Tag bezüglichen Text steht. Z. B. die Codd. Chis. R VII 51, Messan. 89, Vatic. 1987 und 1989, Marc. VII 31.

B. Hss, in denen auf das Martyrium noch Berichte über die Wunder des hl. Menas folgen, meist unter dem Namen des Timotheos von Alexandria,[2]) z. B. die Codd. Barb. V 13, Paris. 1454 und 1468, Vatic. 803, 808, 866, 1641, Vatic. Pal. 9. In zahlreichen Hss (vgl. z. B. den hagiographischen Katalog der Vaticana) stehen nur die Wunder, ohne das Martyrium.

C. Hss, in denen auf das Martyrium des hl. Menas noch die Martyrien zweier am gleichen Tage gefeierten Heiligen folgen: des hl. Victor (mit Stephanis), der in Ägypten um 177 den Märtyrertod erlitt, und des hl. Vincenz, der in Spanien unter Diokletian die Märtyrerkrone empfing,[3]) z. B. die Codd. Paris. 1519 (aus dem Orient stammend), Vatic. 1669 (einst in Grottaferrata), Vindob. hist. gr. 19. Zu dieser Gruppe gehört auch der

---

[1]) Richtiger und übersichtlicher wäre freilich — vom Texte Mombritius müßte zunächst abgesehen werden — eine chronologische Anordnung: Kr. = B 1, An. = B 2, Enkomion = B 3, Jo. = B 4. Aber diese Änderung könnte Verwirrung anstiften, weil in den hagiographischen und in anderen Spezialkatalogen schon die Bezeichnungen der ersten Ausgabe der BHG durchgeführt sind.

[2]) Des Patriarchen Timotheos von Alexandria Bericht über die zum Teil recht seltsamen Wunder des hl. Menas ist aus dem wichtigen Cod. Mosq. Synod. 161 (bei Vladimir 379) ediert von J. Pomjalovskij, Petersburg 1901. Vgl. Byz. Zeitschr. 10 (1901) 343 f.

[3]) Vgl. N. Nilles, Kalendarium Manuale, Tomus 1 (1896) 321.

Marc. 349, in dem aber nicht der Text Kr., sondern der Text Jo. mit Victor und Vincenz zu einem Ganzen zusammengeschweißt ist. Der Bearbeiter hat aber vermutlich aus einer Hs des Typus geschöpft, der die Texte wenigstens äußerlich verbindet.[1])

D. Hss, in denen den hll. Menas, Victor und Vincenz auch noch der hl. Theodoros Studites beigesellt ist: Cod. Vatic. 1669 s. X und Cod. Mosq. 353 s. XIII (aus Batopedi).[2])

Da der hl. Vincenz ein spanischer Heiliger ist, könnte man vermuten, daß die Vereinigung des hl. Menas mit den hll. Victor und Vincenz auf italischem Boden geschehen sei.[3]) Das ist aber nicht der Fall; die Vereinigung geht offenbar auf alte Zeiten zurück; daher finden wir den Typus C auch in zwei ostbyzantinischen Hss. Die späteste Phase der Gruppierung bezeichnet der Typus D, wo den drei genannten Heiligen auch noch Theodoros Studites († 826)[4]) beigefügt ist. Es zeugt für das Alter des in den meisten Hss überlieferten Bestandes von Texten, daß Theodoros trotz seiner großen Berühmtheit so selten in der Novembersammlung auftritt.

Wenn, wie oben gezeigt wurde, die Beifügung der hll. Victor und Vincenz für den Entstehungsort der Sammlung nichts beweist, so könnte man versuchen, aus einem anderen Texte, der in mehreren Hss der Passio des hl. Menas vorkommt, auf abendländische Herkunft der Sammlung zu schließen. Das ist das Leben des hl. Martin, Bischofs von Tours. Wir finden es z. B. in den Codd. Marc. 349 (hier mit dem Texte Jo.), Ambros. D 92 sup., Ambros. G 63 sup., Chis. R VI 39, Paris. 1468, Paris. 1519, Vatic. 1669. Aber von diesen Hss wird der Paris. 1519 im Katalog ausdrücklich als aus dem Orient stammend bezeichnet, und nur die zwei Ambrosiani und der Vatic. 1669 sind sicher abendländisch (der Vatic. aus Grottaferrata); die übrigen sind unbekannter Herkunft. Zwei Hss, in welchen die Wunder des hl. Menas zusammen mit dem Leben des hl. Martin stehen, sind sicher italienischer Herkunft: Messan. 30 (a. 1308 in Messina geschrieben) und Vatic. 1631 (aus Grottaferrata). Es scheint also, daß das Leben des hl. Martin in den gräkoitalischen Sammlungen besonders beliebt war, aber doch auch in ostbyzantinischen Sammlungen (z. B. Paris. 1519) sich vereinzelt erhalten hat.[5]) Mit diesen

---

[1]) In den Metaphrasteshss fehlen Victor und Vincenz (vgl. Ehrhard, Jubiläumsschrift S. 55 f.). Im Cod. Leid. Perizon. fol. 110, aus dem der Metaphrastestext ediert ist, hat der Titel den Zusatz *καὶ τῶν σὺν αὐτῷ* (s. o. S. 49). Damit sind aber gewiß nicht Victor und Vincenz gemeint, da diese Heiligen ja keine nähere Beziehung zum hl. Menas haben.

[2]) Vgl. Vladimir, Katalog der Synodalbibliothek S. 525. Nach der kurzen Andeutung von Vladimir (стихи и сказанія) handelt es sich um eine *Ἀκολουθία*. — Nur mit Theodoros Studites verbunden ist Menas im patmischen Hymnencodex (P), aus dem oben S. 1 ff. das Lied ediert ist. Hier stehen zum 11. November zuerst fol. 39r—42v zwei Lieder auf den hl. Menas, dann fol. 42v—43v ein Lied auf den hl. Theodoros Studites. Man könnte daraus folgern, daß die in P erhaltene Redaktion des Kondakarion im Kloster Studion oder in seinem Kreise entstanden ist. Zu Theodoros Studites in den Synaxarien vgl. Delehaye, Synax. eccles. Constantinopolitanae Sp. 1094 s. v.

[3]) Vgl. A. Ehrhard, Röm. Quartalschr. 11 (1897) 155.

[4]) Vgl. Nilles a. a. O. S. 321 ff. Eine noch spätere Phase erscheint z. B. im Typikon von Grottaferrata, das dem 11. November folgende Heilige zuweist: Menas, Viktor, Vikentios mit Stephanis, Theodoros Studites, Martin, Bartholomaeos von Grottaferrata. S. Gassisi, Oriens Christianus 5 (1905) 53 Anm. 1.

[5]) Über den hl. Martin (episc. Franciae) in den Synaxarien vgl. Delehaye, Synax. eccles. Constantinopolitanae Sp. 1130 s. v.

Andeutungen muß ich mich begnügen; erschöpfend ließe sich die Frage, inwieweit bei der Überlieferungsgeschichte des hl. Menas die umgebenden Texte in Betracht kommen, nur im größeren Zusammenhange einer vergleichenden Studie über den ganzen Bestand der vorsymeonischen Novembermenaeen und nach autoptischer Prüfung jeder einzelnen Hs auf italische Provenienz behandeln.

Von den oben aufgezählten 29 Hss des alten Textes (Kr.), der sich von der Bearbeitung des Symeon Metaphrastes wie auch von den zwei ganz vereinzelt stehenden Texten des Codex Marc. 349 ganz unverkennbar deutlich abhebt, habe ich für die obige Ausgabe nur folgende neun benützt:

1. Cod. Ambros. C 95 sup. = A		6. Vatic. gr. 803 = R
2. „ „ D 92 sup. = B		7. „ „ 808 = S
3. „ „ G 63 sup. = C		8. „ „ 1669 = T
4. Paris. gr. 1519 = P		9. Vindob. hist. gr. 19 = V
5. „ „ 1454 = Q		

Sie genügen aber, um ein Bild von den Schicksalen des Martyriums zu gewinnen. Ich beginne mit einer kurzen Betrachtung der in den oben aufgezählten Hss gebotenen Textgestaltung und ordne die Hss, um weder mich noch den Leser durch ein vorgefaßtes Urteil zu beeinflussen, nach der alphabetischen Folge der gebrauchten Siegel. Die drei Ambrosiani habe ich zu Ostern 1906 in Mailand selbst eingesehen und probeweise verglichen, dann durch den an der Ambrosiana privilegierten Photographen Cesare Sartoretti photographieren lassen. Von V erhielt ich durch die große Liebenswürdigkeit des P. H. Delehaye S. J. im Frühjahr 1906 eine Abschrift mit einer Kollation von P (s. o. S. 47). Um aber völlige Sicherheit zu erreichen, ließ ich im Winter 1906 V nach München kommen und kollationierte ihn hier mit dem Texte P. Aus dem gleichen Grunde ließ ich dann auch noch von P und Q durch P. Sauvanaud Weißschwarzaufnahmen herstellen. Endlich bekam ich Weißschwarzkopien von RST aus dem bewährten Atelier von Pompeo Sansaini. P. H. Delehaye stellte mir auch eine Weißschwarzkopie des Cod. Marc. 349 zur Verfügung; doch ergab sich keine Veranlassung, auf den hier enthaltenen Text (Jo.), den ich zu Ostern 1906 in Venedig selbst eingesehen hatte, näher einzugehen.

1. Cod. Ambros. C 95 sup. (A). Die Hs, vom Katalog in s. XI—XII gesetzt — ich möchte mehr für das XII. als für das XI. Jahrhundert stimmen — stammt nach dem Inventar aus Thessalien. Der Entstehungsort der Hs bleibt unsicher; jedenfalls aber zeigt der Gesamtcharakter der Hs, daß wir es mit einem ostbyzantinischen, nicht einem gräko-italischen Erzeugnis (wie B C) zu tun haben. Die Schrift ist eine rundliche, etwas plattgedrückte hübsche Minuskel; auch die trennenden Zierleisten, die großen Initialen am Anfang der Texte und die den Satzanfang bezeichnenden, aus der Vertikallinie herausgerückten kleinen Initialen sind geschmackvoll ausgeführt und haben nichts von der für Unteritalien und Sizilien charakteristischen Plumpheit. Einen auffallenden Gegensatz zu dem einnehmenden Äußeren des Codex bildet der beklagenswerte Zustand des Textes. Er bringt einen seltenen Beweis, daß sich eine recht gute kalligraphische Dressur mit einem unglaublichen Tiefstand sprachlicher Bildung vertrug. Der Schreiber A hat keine Ahnung von der griechischen Grammatik, und seine Orthographie zeigt eine ähnliche Verwahrlosung, wie sie im Kreise der Hymnenhss der Codex D (Athous Laurae Γ 28) bietet und

wie wir sie späterhin vornehmlich aus den berüchtigten Hss vulgärgriechischer Texte kennen. Vielleicht erklären sich die ungewöhnlich groben und zahlreichen Schnitzer durch die Annahme, daß der Kalligraph kein Nationalgrieche war, sondern ein notdürftig gräcisiertes Mitglied irgend eines der zahlreichen fremden Stämme, die im byzantinischen Reiche lebten. Unser Barbar schreibt z. B. *ἀναγκαίων ἡγισώμεθα* (st. *ἀναγκαῖον ἡγησάμεθα*) oder *οὐκαρνίσωμεν* (st. *οὐκ ἀρνήσομαι*) oder *ἀπὸφῆναι* (st. *ἀπόφηναι*), da er von den alten Medialformen nichts weiß, *τοῦ ἡμετέρου κράτος* (st. *κράτους*) oder *τῇ πρὸς θεὸν εὐσεβεῖ* (st. *εὐσεβείᾳ*), da er die Nominalformen nicht kennt u. s. w. Besonders bezeichnend für seine Ignoranz und Stumpfsinnigkeit sind die häufigen Fälle von falscher Formalattraktion wie *καὶ ποιήσαν* (st. *ποιήσας*) *τὸ συμβούλιον* oder *τὰ προστάγματα ἡμῶν πλήρης* (st. *πλήρη*) *ἀπάτης* oder *τῆς δὲ τοῦ ἁγίου τελειώσεως γενομένου* (st. *γενομένης*) u. s. w. Dazu kommen sonstige plumpe Mißverständnisse wie *μητροπολήτης* (st. *μητροπόλει*) *φρυγίας* oder Lesungen wie *καὶ διὰ τῶ τοῦ ἀθέου προστάγματος δημοσία προθέντος* st. *καὶ δὴ τοῦ ἀ. πρ. δ. προτεθέντος* oder *πῶς δὲ ἐτόλμησας εἰσελθῆν οὕτως ἀτόλμως* (!). Auf den Einfluß der Volkssprache weist die wiederholte Setzung des Accusativs statt des Dativs wie *χρήσασθαι* (ob aber nicht zu schreiben *χρίσασθαι*?) *αὐτὸν βουνεύροις* oder *χάριν ὁμολογῶν μεγάλην τὸν καταξιώσαντα*, auch der Accusativ *ἄνδραις — γυναῖκες* (32, 14). Als Beispiele der Anorthographie nenne ich nur *ἐγω ἡμεῖ καὶ οὐκοιλοίωμαι* = *ἐγώ εἰμι καὶ οὐκ ἠλλοίωμαι* oder *ἐτρεῖς* = *αἱ τρεῖς*.[1])

Daß A, vielleicht auch noch ein Vorgänger von A, nach einem flüchtigen, undeutlich gesprochenen Diktate geschrieben hat, beweisen nicht nur manche Form- und Schreibfehler, sondern auch die vielen kleinen Auslassungen und Umstellungen; der Diktierende sprach einen Satz, nachdem er schon halb niedergeschrieben war, noch einmal, und der Schreibende beeilte sich dann, zuerst überhörte Wörter wenn auch an falscher Stelle nachzutragen. Aus dem Diktieren erklärt sich wohl auch das häufige Verklingen des Schluß-*ν* wie *θέλει — ἔχει* (st. *θέλειν — ἔχειν*) und ebenso die umgekehrte Erscheinung wie *ἡμῖν* st. *εἰμί* (34, 12). Ein Musterbeispiel des Verhörens ist *ἀπαρετίτω τῇ μωρία* st. *ἀπαραιτήτῳ τιμωρίᾳ* (32, 13). Besonders gefährlich war das Diktieren bei ungewöhnlichen Eigennamen oder seltenen, zur Zeit des Schreibers nicht mehr üblichen Titeln; vgl. die Lesungen *ὑπερμιλλιανοῦ τριβουνῶν* statt *ὑπὸ Φιρμιλιανὸν τὸν τριβοῦνον* (33, 14) oder *κομμενταρίως* statt *κομμενταρήσιος* (34, 6).

Von der Masse krassester Fehler, die offenbar von dem unwissenden Schreiber A selbst (oder seinem nächsten Vorgänger) stammen, scheidet sich eine Gruppe von Varianten, die einen anderen Charakter tragen und auf eine ältere Stufe der Überlieferung zurückgeführt werden müssen: das sind die ca. 16 tiefergehenden redaktionellen Abweichungen. Durch sie nimmt A unter den von mir verglichenen Hss eine Sonderstellung ein. Die Frage, ob A oder die Redaktion, die den übrigen Hss zugrunde liegt, dem ursprünglichen Texte näher steht, läßt sich mit Sicherheit beantworten. Äußere und innere Gründe sprechen gegen die Ursprünglichkeit von A: Es müßte ganz unerhört merkwürdig zugegangen sein, wenn bei einer so reichen und vielverzweigten Überlieferung eine einzige späte Hs die alte Fassung erhalten hätte und alle anderen offenbar genealogisch weit von-

[1]) Der Apparat gibt von der Anorthographie der Hs keine rechte Vorstellung, da Orthographica nur soweit notiert sind, als sie in den auch sonst abweichenden Lesarten vorkommen.

einander entfernten Hss aus einer alten Umarbeitung abgeleitet wären. Ganz bestimmt spricht gegen eine solche Annahme das genealogische Verhältnis der zahlreichen kleinen Varianten außerhalb jener 16 Stellen. In ihnen geht A bald mit der einen, bald mit der anderen der übrigen Hss (z. B. öfter mit BC, dann auch mit QR u. s. w.). Es ist also klar, daß die Überlieferung A durch verschiedene Fäden mit der übrigen Überlieferung verknüpft ist und erst in einer späteren, allerdings nicht näher bestimmbaren Zeit die besondere Ausgestaltung erfahren hat, durch die sich der Codex A jetzt von den anderen Zweigen unterscheidet. Gegen die Ursprünglichkeit von A zeugen aber auch triftige innere Gründe: Die meisten der erwähnten, stark abweichenden Stellen verraten sich bei näherer Betrachtung mit Sicherheit als Machwerk eines mit der Form der Vorlage unzufriedenen Redaktors. Die einzige Stelle, wo A scheinbar etwas Neues bringt, ist der Zusatz 37, 3, der das Gespräch zwischen Menas und dem Hegemon um eine Rede und Gegenrede vermehrt. Aber auch hier liegt die Sache einfach so: der Bearbeiter hat den Übergang von der großen mit der Bibelstelle ausgeschmückten Gegenrede des Menas zu dem grausamen Befehl des Hegemon zu schroff gefunden und daher eine im Tone gesteigerte Zwierede eingeschoben, durch die der dann folgende Befehl besser vermittelt wird. Bei allen übrigen Stellen handelt es sich um erklärende und ausschmückende Erweiterungen, um Kürzungen oder um Änderungen, die der Bearbeiter aus seiner Phantasie oder aus der Lektüre schöpfen konnte. Vgl. 33, 9 ff.; 33, 11 ff.; 34, 1 f.; 34, 2 f.; 34, 9 ff.; 35, 1 ff.; 37, 3 und 7, 38, 6 ff.; 38, 11 ff.; 39, 4 f.; 39, 5 ff.; 40, 11 ff.; 41, 3. An einigen Stellen hat er Bibelstellen vollständiger zitiert oder neu hinzugefügt: 38, 5 und 12. Selten sind Kürzungen wie 34, 6 ff. Manche dieser Stücke verraten schon durch ihre vom übrigen Text abfallende plumpe Stilisierung die Hand des Redaktors: vgl. besonders den Gallimathias 34, 9 ff. (*διάγειν σε ἐνανέσει. ἐχθροῦ τῶν θεῶν ... ἀπὸ διχθέντος*). Doch will ich dieses Argument nicht pressen, weil man da zur Not für den Redaktor die Schuld eines Abschreibers einsetzen könnte. Dagegen bildet einen sicheren Beweis für die spätere Entstehung der Redaktion A die Tatsache, daß an einer Stelle A zwar von der übrigen Tradition abweicht, aber doch in Einzelheiten mit einigen Vertretern der anderen Hauptgruppe zusammengeht: In 35, 1 ff. stammt der Zusatz *ἀντιτασσόμενος τοῖς βασιλεύσιν* aus dem nur in BRS überlieferten Satz *καὶ ἀντιτάσσῃ τοῖς βασιλεῦσιν*. Der Redaktor des Typus A hat also gearbeitet, als sich von der übrigen Überlieferung schon ein jetzt durch BRS vertretener Zweig abgespalten hatte.

Wenn wir diese letzte Beobachtung mit der schon erwähnten Tatsache zusammenhalten, daß A in den zahllosen kleinen Varianten bald mit diesem, bald mit jenem Vertreter der Gegengruppe zusammengeht, so erscheint als völlig sicher, daß die tiefergehende Umarbeitung, durch die A jetzt eine Sonderstellung einnimmt, erst stattgefunden hat, als schon eine weitgehende Spaltung und Verschränkung der Überlieferung eingetreten war. Darnach ist das Urteil über A gegeben: Es ist eine Hs, die auf eine an etwa 16 Stellen stark umgearbeitete Redaktion zurückgeht; an allen diesen Stellen ist das Zeugnis von A zu verwerfen; in den außerhalb dieser Stellen stehenden Partien ist die Lesung A im Zusammenhang der übrigen Überlieferung zu beachten; ausgenommen sind die oben charakterisierten, ganz offenkundigen Verderbnisse, die sicher, wenigstens größtenteils, erst im letzten Stadium dieser Überlieferung, d. h. durch den Schreiber A selbst oder seinen unmittelbaren Vorgänger, eingedrungen sind.

2. Cod. Ambros. D 92 sup. (B), s. XI. Die aus dem Inventar geschöpfte Notiz, daß die Hs aus Kalabrien stamme, wird durch die Beschaffenheit der Schrift und des Pergaments bestätigt. Die Tinte ist, wohl infolge zu starker Kreidung des Pergaments, vielfach abgestaubt, so daß nur noch Konturen oder kleine Reste der Buchstaben erkennbar sind. Leider lassen auch die für mich ausgeführten Photos an Schärfe zu wünschen übrig, so daß ich den Text stellenweise nicht sicher lesen konnte. Durch sorgfältige Prüfung der Hs selbst, besonders durch das bewährte Mittel, die Blätter an einem gut beleuchteten Fenster in verschiedenen Winkelstellungen zu studieren, ließe sich wohl das meiste entziffern; doch wäre dazu eine neue Reise nach Mailand notwendig. Übrigens läßt sich auch aus den lesbaren Partien ein völlig sicheres Urteil über die Hs gewinnen. Der Text in B ist im allgemeinen brauchbar; doch finden sich mehrfach ganz unsinnige Lesarten (wie 32, 4 f.: 32, 7; 37, 4). Die üblichen kleinen Zusätze, Verkürzungen (wie 37, 1 f.; 37, 7; 38, 1 f.), Lücken und Änderungen bietet natürlich auch B, meist aber mit anderen Hss gemeinsam. Häufig geht B mit A, noch öfter mit der zweiten italischen Hs (C) zusammen; außerdem ist eine gewisse nähere Verwandtschaft mit R erkennbar (vgl. 31, 7; 32, 2; 32, 7; 32, 10; 32, 12; 32, 15; 33, 1; 33, 3; 33, 10; 33, 16 u. a.).

3. Cod. Ambros. G 63 sup. (C), s. XII, aus Kalabrien stammend. Die Hs ist ein Musterbeispiel der gröbsten, unkünstlerischen und ungeschulten italogriechischen Buchherstellung. Die Schrift ist eckig und plump, die Zierleisten sind kindisch unbeholfen, die in der Form von menschlichen oder tierischen Figuren gebildeten Initialen barbarisch. Eine paläographische Rohheit ist auch die C verunzierende Sitte, einen neuen Absatz nicht durch eine Initiale am folgenden Zeilenanfang, sondern durch eine Initiale mitten in der Zeile zu bezeichnen. Die Textgestaltung und Orthographie sind aber besser, als man nach dem abstoßenden Äußeren der Hs erwarten sollte. Nur vereinzelt finden sich Barbarismen wie die falsche Betonung *βασίλευσιν* (36, 11) und sprachlich auffallende Dinge wie das recht interessante *δοχθέντα* = *δόξαντα* (32, 12). In der Vorlage von C war ein Blatt an eine falsche Stelle geraten; der Schreiber C, der offenbar ziemlich gut Griechisch konnte, bemerkte zwar die dadurch entstandene Unebenheit (fol. 10ᵛ) und suchte sie durch eine kleine Änderung notdürftig zu verkleistern; dagegen entging ihm, daß das scheinbar ausgefallene Blatt nur versetzt war; sein Inhalt steht nun auf fol. 11ʳ. In Einzelheiten geht C häufig mit A, noch häufiger mit B, doch bei weitem nicht so, daß eine gemeinsame Vorlage anzunehmen wäre; es waren also auf italischem Boden verschiedene ostbyzantinische Exemplare der Vita vorhanden, die von Italogriechen dann weiter abgeschrieben wurden.

Eine Sonderstellung in der ganzen mir bekannten Überlieferung nimmt C durch zwei merkwürdige Varianten ein: S. 32, 2 bietet C *τῆς τοῦ μαραιῶτου* (l. *Μαρεώτου*) *χώρας* statt *τῆς τῶν* (*τῶν* om. APV) *αἰγυπτίων χώρας* ABPQRSTV. Am Schluß (S. 42 u.) ersetzt C die in den anderen Hss (und auch in der sonstigen Überlieferung[1]) über den hl. Menas) gebotene Datierung auf den 11. November durch die Lesart *κατεγυπτίους μηνὶ ἀθῦρ ιε*. Es ist also als Heimat des Heiligen genauer die Gegend der *Μαρεῶτις*

[1]) Nur in der Osterchronik findet sich dieselbe Datierungsweise: *Ἔτους σξζ´ τῆς εἰς οὐρανοὺς ἀναλήψεως τοῦ κυρίου καὶ τῶν προκειμένων ὑπάτων* (sc. *Τούσκου καὶ Ἀνυλλίνου*) *ἐμαρτύρησεν ὁ ἅγιος Μηνᾶς ἐν Κοτυαείῳ Φρυγίας Σαλουταρίας ἀθὺρ ιε´, πρὸ γ´ ἰδῶν νοεμβρίων* (ed. Bonn. 512, 11 ff.). Doch ist an einen direkten Zusammenhang des Codex C mit der Chronik kaum zu denken.

λίμνη bezeichnet und der Todestag vom 11. November richtig auf den 15. Tag des ägyptischen Monats Athyr umgerechnet. Beide Angaben zeigen, daß C auf ein Exemplar zurückgeht, das für den speziellen Gebrauch in einem ägyptischen Kloster bestimmt war. Außerhalb Ägyptens wäre weder die geographische Bezeichnung ohne einen erklärenden Zusatz — wie z. B. die Metropolis *Κοτυαέων* durch die Provinz *Φρυγίας Σαλουταρίας* (S. 31, 6; in einigen Hss auch im Schlußpassus S. 43) näher bestimmt wird — noch die Datierung verständlich gewesen. Es ist also ein ägyptischer Codex, der das Martyrium enthielt, vermutlich nach der arabischen Invasion des Landes, nach Unteritalien gelangt und dort von einem Italogriechen kopiert worden. Daß die Vorlage von C ein altes, übel mitgenommenes Buch war, sehen wir auch aus der oben erwähnten Blätterverwirrung. Der Schreiber kopierte ahnungslos; er erkannte weder die Blattversetzung noch stieß er sich an der für seine Leser ganz unbrauchbaren alten lokalägyptischen Orts- und Zeitbezeichnung. Da das ägyptische Exemplar wohl sicher aus der Zeit vor der arabischen Eroberung (643 n. Chr.) stammte, so verdient die unteritalische Kopie trotz ihrer späten Entstehung und ihres wüsten Aussehens ernste Beachtung.

4. Cod. Paris. gr. 1519 (P), s. XI, ex Oriente a Sevino saec. XVIII allatus. Normaltypus eines sauberen, geschmackvollen ostbyzantinischen Menologiums. Der gebildeten Schrift entspricht die Beschaffenheit des Textes; er ist durchweg lesbar, die Orthographie tadellos (abgesehen natürlich von den berechtigten Eigentümlichkeiten der byzantinischen Behandlung der Accente, Spiritus u. s. w.). Über die enge Verwandtschaft von P mit V und das Verhältnis zu T s. unten.

5. Cod. Paris. gr. 1454 (Q), s. X, ostbyzantinisch. Die Hs ist offenbar längere Zeit in einem sandigen Wasserbade gelegen (vielleicht beim Transport in einem Schiffsraum); daher sind die Blätter, namentlich gegen den Schluß der Hs, durch Feuchtigkeit arg mitgenommen und allenthalben mit feinen Sandresten überdeckt. Der Text ist sehr brauchbar. Gegen den Schluß sind allerlei Zusätze, die sachlich nichts Neues bringen. In der Hauptsache geht Q mit P V T. Durch einige besondere Fäden scheint Q mit R, noch mehr aber mit T verbunden (vgl. 37, 7; 40, 12; 41, 6).

6. Cod. Vatic. gr. 803 (R), s. XII. Schönes ostbyzantinisches Menologium. Hübsche Zierleisten und Initialen. Im einzelnen läßt R trotz der gewandten Schrift an Korrektheit viel zu wünschen übrig und erinnert öfter an die plumpen Entgleisungen in A. Vgl. unsinnige Schreibungen wie *διὰγενομένου* statt *δὲ ἀγομένου* (33, 4), *ἐρρώμενος* statt *ἐρρωμένος* (33, 5), *τούτων* statt *τότε* (34, 8); auch die Orthographie steht ziemlich tief; vgl. *εἰ γὰρ* = *ἡ γὰρ* (40, 5). Eine nähere Verwandtschaft zeigt R mit A B C wie in 33, 3; 35, 12; 37, 12 u. s. w., oder mit einzelnen Gliedern dieser Gruppe, z. B. mit A 34, 5; 37, 14; 39, 3; mit B 31, 6; 32, 2; 32, 10; 33, 5; 33, 7; 33, 11; 34, 10; 35, 2; 40, 13 u. s. w.; mit C 35, 7; 36, 1; 37, 4 u. s. w.; mit B C 33, 10 f.; 35, 1; 35, 14; 36, 14; 37, 3 u. s. w.; mit A B 35, 12 u. s. w. Besonders eng scheint die Verwandtschaft mit B und zwar scheint R genealogisch unter B zu stehen; vgl. 33, 6 f., wo R mit B stimmt, aber den zweiten Satz weggelassen hat, den B trotz der Umstellung bewahrt. Aber auch mit S ist R durch einige Fäden verbunden; das zeigen Stellen wie 34, 9; 34, 13; 37, 11; 39, 7; 39, 13; 41, 6. Auch das Verhältnis zu S wird, wie das zu B, als das einer gewissen (natürlich nicht direkten) Abhängigkeit erwiesen durch 41, 9, wo *πρὸς τὸ ἀνεξάρνητον* in R erst verständlich wird durch S, wo das unentbehrliche Objekt *ἰσχὺν*

καὶ καρτερίαν noch erhalten ist; etwas ferner steht B mit *δύναμιν πρὸς τὸ ἀνεξιχνίαστόν σου*. Einen fernen Zusammenhang mit T erweist das unsinnige *τρόπον* statt *τύπον* (40, 9); auch zu Q führt ein Faden, wie das nur in QR erhaltene *τά τε ἄλλα σπουδαῖος* (42, 6) zeigt. Gegen den Schluß bietet R mehrere eigenartige und zwar offenbar ziemlich alte (vgl. das seltene Wort *ἑρμητάριον*[1]) 39, 1) Zusätze und tiefergehende Abweichungen.

7. Cod. Vatic. gr. 808 (S), s. XI, ostbyzantinisch. Kalligraphische Ausstattung einfach und wenig künstlerisch; auffällig ist die sorglose Überschreitung der rechten Vertikallinie der zwei Kolumnen. Der Schreiber war ein gebildeter Mann; der Text ist lesbar, die Orthographie sauber. S stimmt im allgemeinen mit PV, allerdings nicht so genau wie T; daß aber auch ein Faden von S zu A hinüberreicht, zeigen z. B. 36, 11, 13, 15; 37, 3. Während S in der ersten Hälfte des Textes recht brav mit PV (bzw. auch QT) zusammengeht, beginnt er in der zweiten Hälfte (S. 36 ff.) auf einmal einen eigenen Weg zu wandeln und gefällt sich in allerlei größeren Zusätzen, besonders Einschiebung von Schriftstellen u. s. w., wodurch er sich prinzipiell dem Redaktor A nähert (vgl. S. 59 f.); so entfernt sich S gegen den Schluß des Werkchens immer mehr von der Gruppe PV (QT). Daß es sich aber auch bei S, wie das oben von A nachgewiesen worden ist, um spätere Zusätze und Umarbeitungen handelt, zeigt z. B. die plumpe Wiederholung in 39, 12. Immerhin geht auch die Umarbeitung von S, wie die von A und R vermutlich auf relativ alte Zeit zurück; dafür spricht u. a. das seltene Wort *ἄσκυλτον* 41, 10. Den Zweck der Umarbeitung zeigt der Zusatz zum letzten Gebete des Heiligen (42, 1), der offenbar den Glauben an die Wunderkraft des hl. Menas verstärken soll.

8. Codex Vatic. gr. 1769 (T), s. X, „olim Cryptoferratensis". Paläographisch unterscheidet sich T von den übrigen von mir benützten Hss der Passio dadurch, daß hier der Text in einer Kolumne[2]) geschrieben ist, während alle übrigen die üblichere Doppelkolumne haben. Die rechte Vertikallinie der Kolumne ist ähnlich sorglos überschritten wie in S die Vertikalgrenze der beiden Kolumnen. Die Notiz des Katalogs „olim Cr." besagt wohl nur, daß die Hs aus Grottaferrata stammt, nicht aber daß sie dort — sie müßte dann nach 1004 datiert werden — oder in einem anderen italischen Kloster geschrieben worden sei. Leider kann ich der Frage über den Entstehungsort nicht näher treten, da ich die Hs selbst nicht gesehen habe. Wo aber immer T geschrieben sein mag, er steht jedenfalls unter den von mir benützten Hss obenan. Er ist ähnlich korrekt wie PV, bietet aber an mehreren Stellen, wo PV späterer Entstehung dringend verdächtige Erweiterungen und Änderungen haben, einen Text, der durchaus den Eindruck einer ursprünglichen Fassung macht und durch andere PV gegenüberstehende Hss auch diplomatisch bestätigt wird. Selten sind in T offenbare Fehler wie das gedankenlose *οἶκον* statt *νούμερον* 40, 1 oder Auslassungen (?) wie 40, 12, wo Q mit T zusammensteht. Wenn

---

[1]) Vgl. J. van den Gheyn, S. J., Note sur le mot *ἑρμητάριον*, Mélanges Charles Harlez, Leiden 1896 S. 321 ff.

[2]) Eine umfassende Untersuchung der Kolumnen- und Satzinitialenordnung, bei der natürlich jede Literaturgattung für sich zu betrachten wäre, würde vermutlich dem noch immer so dunkeln Problem der chronologischen und geographischen Bestimmung der griechischen Hss Förderung bringen. Dasselbe gilt von der ebenfalls noch immer fehlenden Untersuchung des Formates und der Zeilenzahl. Aber wie viele andere fromme Wünsche harren auf dem Gebiete der griechischen Paläographie noch der Erfüllung? Hoffentlich wird auch hier das Hilfsmittel der Photographie bald eine tätigere Ära eröffnen!

nun auch die erwähnten Abweichungen zwischen T und PVQ nicht wesentlich sind, so scheint doch T unter den von mir beigezogenen Hss der ursprünglichen Fassung der Passio am nächsten zu kommen.

9. Cod. Vindob. hist. gr. 19 (V), s. XI. Ein nicht besonders schönes Novembermenologium, das mit Kosmas und Damian beginnt, aber im Anfang verstümmelt ist. Der Text des hl. Menas stimmt mit P überein. Den Hauptunterschied bildet die Behandlung des -ν paragogicum, das V überall, P nur zuweilen auch vor Konsonanten setzt.

Über das allgemeine genealogische Verhältnis der neun Hss kann ich mich nun kurz fassen. Ganz eng zusammen gehören nur PV, die offenbar Brüder oder Geschwisterkinder sind. Sehr nahe steht ihnen T, der im allgemeinen einen etwas älteren Typus, im Schlußpassus aber (s. u.) einen jüngeren Typus zeigt; etwas weniger nahe als T ist Q mit PV verwandt. Auch S gehört zur Sippe PVTQ, entfernt sich aber in der zweiten Hälfte des Textes durch eigenartige Zusätze und Änderungen von allen übrigen Hss. Unter sich ziemlich nahe verwandt sind BC (vgl. 40, 9). A verhält sich zu BC ähnlich wie S zur Gruppe PVTQ, d. h. A gehört zwar zur Sippe BC, nimmt aber eine Sonderstellung ein durch die oben erwähnten zahlreichen redaktionellen Änderungen. R endlich zeigt eine gewisse Verwandtschaft mit ABC, besonders mit B, neigt aber in manchen Dingen wiederum zur Gruppe PVTQS; näher wird diese Mittelstellung noch dadurch bestimmt, daß R einerseits von B, anderseits von S in irgend einer Weise abhängig erscheint. Außerdem bestehen, wie ein Blick auf den Apparat lehrt, allerlei Sonderbeziehungen zwischen einzelnen Gliedern der Gruppen ABC — PQTV und den Typen R und S. Manchmal ist man, nach Analogie anderer Überlieferungsgebiete, versucht anzunehmen, daß die unerwartete Zusammenstimmung zweier sonst weit abstehender Hss auf Marginallesungen zurückgehe, die etwa aus einem Vertreter einer anderen Gruppe beigefügt worden seien. Doch bieten die von mir eingesehenen Hss des hl. Menas, deren Ränder ohne Varianten sind, wie auch zahlreiche sonstige hagiographische Hss keinen genügenden Anhaltspunkt für die Hypothese solcher Bastardierung der legitimen Genealogie. Wahrscheinlich erklärt sich das seltsame Durcheinander der für eine genealogische Untersuchung verwertbaren Varianten einfach dadurch, daß unsere Hss eben doch nur ganz zufällige Splitter einer Masse von Sippen und Familien sind, die sich viele Jahrhunderte lang mannigfach verzweigt und durchkreuzt haben. Von einer Entwirrung dieses Wirrsals durch sorgfältige Abwägung aller Familienmerkmale oder gar von der Herstellung eines regelrechten, wenn auch durch einige X, Y, Z verunzierten Stammbaumes, kann unter diesen Umständen keine Rede sein.[1] Wer so etwas versuchen wollte, würde bald sehen, daß er ein zweckloses Geduldspiel treibt. Die oben skizzierte Gruppierung ließe sich ja zur Not durch ein lineares Schema ausdrücken; ich verzichte aber auf diese graphische Darstellung, weil solche imaginäre „Stammbäume" geeignet sind, falsche Vorstellungen zu erwecken.

Angesichts dieser so merkwürdig ineinander verwachsenen Überlieferung lockt es, den Gründen der Spaltungen und Neubildungen und ihrer Entstehungszeit nachzugehen.

---

[1]) Ähnlich wie bei den Bibelhandschriften. Vgl. Lietzmann, Zeitschr. f. neutest. Wiss. 8 (1907) 34 ff.

Warum hat man sich bei bestimmten Arten von Literatur nicht begnügt, wie es bei den meisten Abteilungen der altgriechischen und manchen Gattungen der byzantinischen Literatur geschah, das überlieferte Geisteserzeugnis so treu als möglich zu bewahren und den Nachkommen also weiterzugeben? Der Hauptgrund liegt offenbar darin, daß der belehrende, erbauliche oder unterhaltende Charakter den Veranstaltern neuer Abschriften viel wichtiger vorkam als die literarische oder ästhetische Bedeutung der Schriften. Die Förderung des bestimmten praktischen Zweckes galt mehr als die treue Überlieferung eines Wortlautes, der weder durch kanonisches Ansehen noch durch literarische oder sakrale Eigenschaften geschützt war. Aus dem gleichen Grunde wurden bekanntlich außer den Märtyrer- und Heiligengeschichten auch andere Gattungen von Umarbeitungen verschiedenster Art betroffen, z. B. die byzantinischen Weltchroniken, die meisten Lehrbücher wie Grammatiken und Lexika, medizinische, astronomische und juristische Hilfsmittel, populär-theologische Unterweisungen, Sprichwörtersammlungen, Fabeln, Sentenzen, volksmäßige Unterhaltungsschriften u. s. w. Wie sehr gerade der praktische Schulgebrauch die Einheit der Überlieferung trübt, sieht man auch an alten Werken wie den Biographien des Plutarch.

In den genannten Literaturgebieten treffen wir allenthalben ein Chaos von durchgreifenden Neubearbeitungen, von Redaktionen, Rezensionen und handschriftlichen Variationen; zuweilen geht die Eigenbrödelei so weit, daß fast jeder Codex eine neue Bearbeitung darstellt. „Quot codices, tot recensiones." Damit ist auch klar, daß alle derartigen Werke, was die Beurteilung ihres Verhältnisses zum Autor und ihre kritische Behandlung betrifft, zusammengehören. Das Verständnis dieser schwankenden Produkte ist ohne einen klaren Einblick in die Psychologie der Umarbeitungen unmöglich.[1]) Wenn die hier noch im Rohen liegenden literarhistorischen und editionstechnischen Probleme gelöst werden sollen, so müssen die in den einzelnen Abteilungen dieses fluktuierenden Schrifttums gewonnenen Erfahrungen vereinigt werden; nur so wird mit der Zeit eine gemeinsame und genügend verständliche Methode geschaffen werden können. Heute sind wir von diesem Ziele noch weit entfernt, und der in allen Nuancen schillernde Subjektivismus der Forscher und Editoren ist fast ebenso verwirrend wie das Chaos der Überlieferungen selbst. Natürlich wäre es auch für unsere Kenntnis von der Beurteilung, der die Gattungen und die einzelnen Schriftwerke im Altertum und im Mittelalter unterlagen, lehrreich, das gesamte Schrifttum, systematischer als es bis jetzt geschehen ist, unter dem Gesichtswinkel der Fortpflanzung (im weitesten Sinne des Wortes) zu betrachten.[2])

Wenn wir nun nach diesem Ausblick zum Menastext zurückkehren, so erkennen wir sofort, daß die größte Zahl der Abweichungen redaktioneller Natur ist, d. h. irgendwie

[1]) Mit Recht bemerkt W. Meyer, Ges. Abhandl. I (Berlin 1905) 22: „In der mittelalterlichen Literatur sind es gerade die Umarbeitungen, mit denen man am meisten rechnen muß und welche der Forschung die meisten Schwierigkeiten bereiten."

[2]) Am besten sind bis jetzt die Gründe und die Arten der durchgreifenden Umarbeitungen älterer Texte bzw. der Neuschaffung von hagiographischen Texten nach älteren Mustern aufgeklärt. Vgl. außer der Literatur zu Symeon Metaphrastes (oben S. 46) vor allem H. Delehaye, Les légendes hagiographiques, Bruxelles 1905 (bes. S. 68 ff.). Manches auch bei Ernst Lucius, Die Anfänge des Heiligenkults in der christlichen Kirche, Tübingen 1904, H. Günter, Legenden-Studien, Köln 1906, und Ludwig Deubner, Kosmas und Damian, Leipzig 1907, S. 38 ff.

auf die Förderung der praktischen Zwecke der Erbauung, Fesselung und Belehrung des Lesers hinzielt; dahin gehören die Erweiterung oder neue Zufügung von Bibelstellen, die Ausschmückung der Erzählung durch kleine Zutaten u. s. w. Sehr beachtenswert ist die Tatsache, daß die tiefergehenden Abweichungen, durch welche drei Hss hervorstechen, entweder ganz auf die zweite Hälfte des Textes beschränkt sind (in RS) oder wenigstens größtenteils dieser Partie angehören (in A). Als Erklärungsgrund hiefür weiß ich nichts anzuführen als die in dem Spruche L'appétit vient en mangeant ausgesprochene psychologische Eigentümlichkeit. Für sich stehen die starken Abweichungen in der Schlußpartie des Textes, an denen auch Hss teilhaben, die bis dahin konservativ geblieben sind. Der Grund der verschiedenen Formulierung des Schlußabsatzes liegt offenbar darin, daß die Bearbeiter das Bedürfnis fühlten, den scheinbaren Widerspruch zwischen der im Urtext überlieferten Nachricht von der Verbrennung des Leichnams und der späteren wunderreichen Verehrung seiner Reliquien auszusöhnen und die Wunderkraft des Heiligen als eine für die ganze Christenheit gültige Tatsache zu begründen. Da Romanos (vgl. oben S. 46) von der Aufsammlung der Gebeine und ihrer Niederlegung in einem Tempel nichts erwähnt, kann man sogar vermuten, daß dieser ganze Schlußpassus in der von dem Dichter benützten alten Redaktion (X) noch fehlte und erst später hinzugefügt wurde, als die Verehrung der Reliquien in dem Mareotisheiligtum festen Fuß gefaßt hatte.

Manche Abweichungen beruhen auf stilistischen, grammatikalischen und lexikalischen Motiven; daher zahlreiche kleine Umstellungen, Umschreibungen dunkel scheinender Ausdrücke, kleine Zusätze oder Weglassungen. Die sprachliche Bildung oder Neigung des Bearbeiters oder seine Rücksichtnahme auf das Bildungsniveau der Leser spiegelt sich in Vulgarismen. So hat A allein (39, 3) die bei den Byzantinern so beliebte freie Konstruktion des Infinitivs mit *τοῦ*,[1]) die im Originaltexte fehlte, eingeführt (vgl. 36, 14). Irgend ein seltenes oder nicht mehr verständliches Wort erzeugt eine Musterlese von Varianten wie das böse *ψήχειν* 37, 4; ähnlich der in der byzantinischen Zeit nicht mehr gebräuchliche lateinische Titel *κουρίωσος* (39, 13). Selbst der alte Optativ *εἴη* wurde von einzelnen Redaktoren nicht mehr verstanden oder ihren Lesern nicht mehr zugemutet und daher durch *ἤτω* oder *ἔστω* ersetzt (40, 3). Natürlich finden sich auch Inversionen, Ersetzung vulgärer Formen durch gelehrte, z. B. 40, 7 *ἀποκαθίστησιν* R statt des wohl sicher ursprünglichen *ἀποκαθιστᾷ*. Andere Varianten stammen aus der im Laufe der Zeit eingetretenen Änderung von Titeln: so wird *αὐτοκράτωρ* (35, 9 R) durch das echt byzantinische *βασιλεύς* ersetzt. Manchmal sind die Abweichungen derart, als habe die Tücke der Überlieferung alle Möglichkeiten der Permutation erschöpfen wollen. Von den Sonderlesungen, die auf bewußte Umarbeitung zurückgehen, scheiden sich meist ganz unverkennbar die eigentlichen Schreibfehler, die durch Verhören, Verlesen, falsche Worttrennung, Formalattraktion u. s. w. entstanden sind.

Über die Entstehungszeit der Abweichungen unserer Hss des hl. Menas läßt sich folgendes sagen: Auf eine relativ frühe Zeit des Beginnes der Spaltung weist schon die erwähnte starke Verzweigung und Verwachsung der ganzen Überlieferung, die offenbar nur das Erzeugnis der Arbeit vieler Generationen sein kann. Dazu stimmt folgende Erwägung: Die Haupttätigkeit in der Ausgestaltung und damit auch in der verschieden-

[1]) Vgl. G. Kesselring, Beitrag zum Aussterbeprozeß des Infinitivs im Neugriechischen. München 1906.

artigen Neubearbeitung der Martyrientexte fand vermutlich in jener alten Zeit statt, in der auch auf den meisten anderen Gebieten der griechischen theologischen Literatur die größte Bewegung und fruchtbarste Produktion herrschte, im 4.—6. Jahrhundert. Daß diese Zeit auch auf dem Spezialgebiete der Martyrien und Heiligenleben besonders tätig war, steht fest, und ist auch für die Martyrologien, deren Voraussetzung die Einzeltexte sind, erwiesen.[1]) Wir werden daher nicht fehlgehen, wenn wir den größten Teil der Umarbeitungen in das 4.—6. Jahrhundert setzen, in die Zeit des mächtigen Aufblühens zahlloser Klöster, die Zeit der großen kirchlichen Kämpfe, des gärenden Lebens auf allen kirchlichen Gebieten. Zu gunsten der Auffassung, daß die meisten uns erhaltenen Redaktionen des vorsymeonischen Novembermenologions auf relativ alte Zeit zurückgehen, kann auch die Tatsache angeführt werden, daß Theodoros Studites († 826) nur in wenigen Hss schon mit den hll. Menas, Victor und Vincenz verbunden erscheint (vgl. oben S. 57). Eine Bestätigung dieser Zeitbestimmung bietet der von C vertretene Zweig der Überlieferung; für ihn ist durch die oben erwähnten sicheren Zeichen ägyptischer Provenienz das Jahr 643 als Spätgrenze erwiesen. Im übrigen läßt sich aus dem Inhalt der hinzugefügten oder umgearbeiteten Stellen für die Chronologie nicht viel Sicheres gewinnen. Doch muß die mannigfaltige Formulierung des Schlußabsatzes betrachtet werden: Hier wird mit sehr beachtenswerten Abweichungen erzählt, die Feier des hl. Menas sei eingerichtet worden:

„zum Lobe und Ruhme des hl. Märtyrers Menas" PV
„zum Ruhme Christi und zum Lobe des hl. und berühmten Märtyrers Menas" T
„zum Lobe Christi und zum Ruhme der katholischen Kirche" R
„zum Lobe des Herrn Jesus Christus und zu Ruhm und Ehre seiner hl. Kirche" A
„zum Lobe Christi und zum Ruhm der hl. katholischen Kirche" B
„zum Lobe des Herrn und zum Ruhm der hl. katholischen Kirche Gottes" C
„zum Lobe Christi und zum Ruhm der hl. katholischen und apostolischen Kirche Gottes" Q.

Wir erkennen in der Formulierung dieser Zweckbestimmung — in S fehlt sie wegen der eigenartigen Umarbeitung des ganzen Schlußstückes — eine Entwickelung, die ich durch die Folge der Aufzählung angedeutet habe. Die älteste Form ist offenbar die einfache Erwähnung des Heiligen (PV); der auch sonst dem PV am nächsten stehende T fügt den Ruhm Christi hinzu; die übrigen fünf Hss setzen statt des hl. Menas die Kirche ein, und zwar A mit dem Zusatz heilig, R mit dem Epithet katholisch, B mit dem kombinierten Epithet heilig-katholisch, C mit dem Epithet heilig-katholisch und dem Genetiv Gottes, Q endlich mit dem kombinierten und erweiterten Epithet heilig-katholisch-apostolisch und dem Genetiv Gottes. Diese offenbare successive Steigerung kann aber immer noch recht alt sein; denn die Bezeichnung der Kirche als katholisch und apostolisch ist schon seit dem 4. Jahrhundert üblich. Immerhin ist zu betonen, daß die Umarbeitung des Schlußpassus des Textes nach ihrer Entstehungszeit und Absicht nicht mit den übrigen redaktionellen Änderungen auf eine Stufe gestellt werden darf. Denn erstens ist die Schlußpartie auch in Hss angetastet, die sonst konservativ sind, und

[1]) Vgl. den lichtvollen Artikel von H. Delehaye, Le témoignage des martyrologes, Anal. Boll. 26 (1907) 78 ff.; bes. 93.

zweitens stimmt die verschiedene Formulierung des Schlusses, besonders das eben angeführte kleine, aber genealogisch wichtige Detail, nicht zu dem übrigen Verhältnis der Hss: T, der nach dem Schlußstücke unter PV steht, zeigt sich in anderen Partien des Textes mehrfach altertümlicher als PV (s. o. S. 64); eine willkommene Bestätigung der nach dem sonstigen Texte festgestellten engen Verwandtschaft von PV mit T bietet freilich auch das Schlußstück. Ganz aus der Reihe tritt aber Q, der nach dem übrigen Texte zur Gruppe PVT zählt, im Schlußpassus aber die späteste Stufe repräsentiert. Zu der aus der Betrachtung des gesamten Textes gewonnenen Gruppierung stimmt im Schlußstück nur R, der auch hier zwischen PVT und ABC, in besonderer Nähe von A, steht.

Sicherer könnten wir über diese komplizierten Fragen urteilen, wenn uns die Überlieferungsverhältnisse einer größeren Zahl verwandter Texte genauer bekannt wären. Vielleicht gelingt es mir später einmal, in dem erforderlichen großen Zusammenhange auf diese Probleme zurückzukommen. Für heute kann ich den obigen Darlegungen über die Hss des hl. Menas nur noch einige Notizen über andere Texte hinzufügen.

Recht alt scheinen die so merkwürdig voneinander abweichenden Redaktionen des Martyriums der hl. Katharina von Alexandria, die uns Jos. Viteau in einer leider technisch sehr unvollkommenen und für weitere Forschung wenig geeigneten Ausgabe vorgelegt hat.[1]) Andere alte Texte, die bei einer weiteren Ausdehnung der Untersuchung beizuziehen wären, sind z. B. das Leben des hl. Paulus von Theben,[2]) die Akten der persischen Märtyrer[3]) und die Akten der hll. Gurias, Samonas und Abibos.[4])

Aus autoptischer Kenntnis kann ich gegenwärtig nur urteilen über den größten Teil der Hss der zwei Viten des hl. Theodosios von Theodoros und von Kyrillos von Skythopolis.[5]) Sie zeigen einen wesentlichen Unterschied von der Überlieferung des hl. Menas, der hl. Katharina und anderer alten Texten derselben Gattung. Wir treffen zwar auch hier nicht wenige redaktionelle Varianten; dagegen fehlen die tiefergreifenden Umarbeitungen, wie sie uns beim hl. Menas überraschen. Das hängt wohl damit zusammen, daß die Viten des hl. Theodosios († 529) aus dem 6. Jahrhundert stammen, einer Zeit, in der die gärende Bewegung im kirchlichen Leben, mit welcher oben (S. 67) die starken Umarbeitungen der Texte in Zusammenhang gebracht worden sind, größtenteils schon

---

[1]) Passions des Saints Écaterine et Pierre d'Alexandrie, Barbara et Anysia. Publiées . . . par Jos. Viteau. Paris 1897. Vgl. Byz. Zeitschr. 7 (1898) 480 ff.

[2]) Vgl. zuletzt Josué de Decker, Contributions à l'étude des Vies de Paul de Thèbes. Gand 1905. Vgl. Byz. Zeitschr. 15 (1906) 382 f. und Nau, Revue de l'Or. chr. 1905 S. 387 ff.

[3]) H. Delehaye, Les versions grecques des Actes des martyrs persans sous Sapor II. Patrologia Or. t. II fasc. 4. Paris 1905. Vgl. Anal. Boll. 25 (1906) 340 f.

[4]) Über die mannigfaltige griechische, syrische und lateinische Überlieferung dieser Erzählung hatte Osk. von Gebhardt seit langer Zeit Material gesammelt, das nun in seinem von der Kgl. Bibliothek zu Berlin erworbenen Nachlaß liegt und von E. von Dobschütz bearbeitet werden soll. Vgl. Emil Jacobs, Der wissenschaftliche Nachlaß Oskar von Gebhardts, Zentralblatt für Bibliothekswesen 24 (1907) 22 f.

[5]) Vgl. Krumbacher, Studien zu den Legenden des hl. Theodosios, Sitzungsber. d. philos.-philol. u. d. hist. Kl. d. Bayer. Akad. d. Wiss. 1892 S. 220–379. Hier sind 8 bzw. 9 Hss nachgewiesen (S. 220 ff.; 377 f.). Über zwei weitere Hss (in Genua und Lesbos) vgl. G. Vitelli, Studi ital. di filol. class. 2 (1893) 138; 374; über eine Hs in Patmos vgl. J. Bidez und L. Parmentier, Byz. Zeitschr. 6 (1897) 357–374; über den Barocc. 183 vgl. E. Rolland, Recueil de travaux publiés par la faculté de philosophie et lettres de l'université de Gand, 23me fasc., Gand 1899 (vgl. Byz. Zeitschr. 9, 584).

zur Ruhe gekommen war. Wäre nur die von Theodoros verfaßte Vita von tieferen Änderungen verschont geblieben, so könnte man das aus ihrer kunstvollen rhetorischen Fassung erklären; aber auch die schlicht volksmäßige Erzählung des Kyrillos ist ähnlich konservativ behandelt worden.

Ein anderer hagiographischer Text, von dem wir die Lesung einer größeren Zahl von Hss kennen, ist das Leben des hl. Johannes von Leontios von Neapolis (7. Jahrhundert).[1]) Hier liegen die Verhältnisse ganz eigenartig. Die von Gelzer benützten Hss zerfallen in zwei Klassen, von denen die eine einen längeren, sprachlich korrekteren, rhetorisch ausgeschmückten, freilich auch sachlich vollständigeren, die andere einen kürzeren, sprachlich mehr vulgarisierenden Text enthält. Der Herausgeber hat sicher mit Recht die Hss der ersten Klasse (B E L) als Vertreter einer späteren gelehrten Überarbeitung erklärt und bei der Herstellung des Textes möglichst von ihnen abgesehen. Wir haben hier ein instruktives Schulbeispiel für Spaltung der Überlieferung, die dadurch veranlaßt ist, daß ein gelehrter Pedant den ursprünglich schlicht volksmäßigen Text durch eine gelehrte, rhetorisch ausgeschmückte Ausgabe ersetzt, die dann neben der ersten Fassung als Ausgabe für feinere Leser einhergeht, ohne den ursprünglichen Text verdrängen zu können. Ganz glatt geht freilich diese Rechnung nicht auf, wie A. Georg a. a. O. S. 2 f. richtig ausgeführt hat, und im einzelnen ließe sich gegen das von Gelzer angewandte eklektische Verfahren bei der Textkonstitution vieles erinnern. Was die einzelnen Hss der zwei Klassen betrifft, so weichen sie untereinander vielfach ab, sind aber doch im allgemeinen frei von tiefergehenden Umarbeitungen. Jedenfalls spricht die Spezialüberlieferung der zwei Textklassen nicht für die Annahme, daß noch in der späteren Zeit (nach dem 7. Jahrhundert) tiefer eingreifende redaktionelle Umarbeitungen bei hagiographischen Texten üblich waren.

Auf einer vollständigen Verwertung des ganzen bekannten Hss-materials beruht endlich die Ausgabe der Berichte über die 42 Märtyrer von Amorion (9. Jahrhundert).[2]) Hier haben wir mehrere in formaler Hinsicht für sich stehende Berichte, die mit Recht alle in extenso abgedruckt worden sind; mehrere stehen nur in je einer Hs; die von mehreren Hss überlieferten sind von tiefergehenden Umarbeitungen frei; die Varianten beschränken sich auf kleine sprachliche Retouchen, grammatikalische Formen u. s. w. Daß ein so seltenes Ereignis wie das Martyrium der 42 Helden verschiedenartige Darstellungen hervorrief, ist natürlich; wir können aber aus der Überlieferung der in mehreren Hss überlieferten Texte vermuten, daß im 9.—11. Jahrhundert die Umarbeitungstechnik, wie sie z. B. beim hl. Menas vorliegt, nicht mehr gebräuchlich war.

Nach allem darf es als wahrscheinlich gelten, daß die wichtigsten Momente der Spaltung und besonders die tiefergehenden Umarbeitungen des Menastextes ins 4.—6. Jahr-

---

[1]) Leontios' von Neapolis Leben des Heiligen Johannes des Barmherzigen, herausgegeben von Heinrich Gelzer, Freiburg i. B. und Leipzig 1893. Gegen die schöne Untersuchung über die Überlieferung (S. XVIII ff.) möchte ich nur den prinzipiellen Einwand machen, daß sie zu viel Gewicht auf die zufällig erhaltenen Exemplare legt und zu wenig mit der Unzahl der verlorenen Mittelglieder rechnet. Die von Alfred Georg, Studien zu Leontios, Halle 1902, beigezogene Münchener Hs (Cod. Mon. gr. 373) nimmt eine Art Mittelstellung zwischen Gelzers zwei Klassen ein.

[2]) Edd. V. Vasiljevskij et P. Nikitin, Petersburg 1905. Vgl. bes. S. 183 ff. Auch die Besprechungen von K. Krumbacher, Gött. Gel. Anz. 1905 S. 937 ff., und P. Peeters, Anal. Boll. 25 (1906) 121 f.

hundert zurückgehen.[1]) Nur die starken Abweichungen des Schlußpassus, die zu dem aus den übrigen Varianten erschlossenen allgemeinen genealogischen Verhältnis der Hss nicht recht stimmen, scheinen zum Teil einer späteren Zeit anzugehören. Ähnliches wie vom Menastexte gilt höchst wahrscheinlich auch von den verwandten Texten, die eine ähnliche Spaltung aufweisen. Zeitlich unbestimmbar bleiben die zahllosen kleinen und kleinsten redaktionellen Änderungen. Mit sprachlichen Indizien läßt sich meist so gut wie nichts anfangen, da die vorkommenden Vulgarismen und Mißverständnisse teils seit der überhaupt in Betracht kommenden Frühgrenze denkbar sind, teils sich chronologisch nicht genauer festlegen lassen. Einen gewissen Anhaltspunkt bildet die Beobachtung der genealogischen Stellung der Varianten; eine ganz isolierte oder nur in zwei eng verwandten Hss gebotene neue Lesung ist eines jüngeren Ursprungs in der Regel mehr verdächtig als eine Lesung, die in mehreren Hss von sonst entfernter Verwandtschaft geboten wird.

In der langen vielverschlungenen Überlieferungsgeschichte der einst an vielen Orten gelesenen und daher in einer größeren Zahl von Exemplaren auf uns gekommenen Märtyrer- und Heiligengeschichten durchkreuzen sich die verschiedensten Motive. Vor allem muß betont werden, daß die Grenzen der Begriffe Redactor und Librarius, mit denen oft wie mit ganz festen Berufsarten operiert wird, in Wahrheit hier — wie übrigens auch in vielen anderen Gattungen — äußerst verschwommen sind und daß vom gelehrten Umarbeiter bis hinab zum vielgescholtenen Lohnschreiber eine Menge anonymer Zwischenstufen existieren. Demgemäß ist denn auch die Beschaffenheit der Abweichungen sehr verschieden und so mannigfaltig, als die sachlichen, sprachlichen und psychologischen Verhältnisse sind.

Man fühlt sich versucht, manchen hagiographischen Text mit einer altehrwürdigen Kirche zu vergleichen. Jedes Jahrhundert, ja jede Generation fügt zum ursprünglichen Bau neue Teile, hebt andere weg, ändert da und dort, übermalt, modernisiert oder archaisiert nach dem Geschmack und Verständnis der Zeit: eine vollständige Darstellung der Baugeschichte des Gotteshauses bietet dann in nuce eine Geschichte der Kunststile, Geschmacksrichtungen und künstlerischen Fähigkeiten vieler Jahrhunderte. Ähnlich könnte man wohl an mancher Heiligengeschichte, wenn man ihre vielhundertjährigen mannigfaltigen Schicksale ganz vollständig vor sich sähe, wichtige Wandelungen der Sprache, des literarischen Geschmackes, der sachlichen Kenntnis und des allgemeinen Kulturniveaus wie in einem kleinen Spiegelbild studieren.

[1]) Man darf natürlich nicht voreilig generalisieren und muß die sicher bezeugten Umarbeitungen und Neubearbeitungen, wie sie auch in späterer Zeit noch vorkommen, immer im Auge behalten. Vgl. A. Ehrhard, Röm. Quartalschr. 11 (1897) 116 f.; 141. Trotzdem darf man wohl annehmen, daß im großen und ganzen das 4.—6. Jahrhundert in der Überlieferungsgeschichte der hagiographischen Literatur eine größere Rolle spielen, als das 6.—12. Jahrhundert, denen A. Ehrhard die Hauptverantwortung für die Neubearbeitungen zuschreibt: „Darnach will es scheinen, als ob die ganze byzantinische Zeit hindurch, namentlich aber vom 6.—12. Jahrhundert, immer neue Texte hagiographischen Charakters angefertigt wurden. Diese neuen Texte sind nun in der Regel Überarbeitungen einer geringen Anzahl von Urtexten, die von den Späteren in verschiedenartiger Weise teils abgekürzt, teils erweitert, namentlich durch rhetorische Zutaten „verbessert“ wurden.“ A. a. O. S. 201. — Das S. 65 unten angeführte Buch von L. Deubner konnte ich für die obige Untersuchung leider nicht mehr beiziehen, weil es mir erst bei der Bogenkorrektur zuging.

D. Anhang: Zur Editionsmethode hagiographischer Texte.

Wie soll man sich nun bei der kritischen Veröffentlichung hagiographischer und verwandter Texte mit den komplizierten Tatsachen der Überlieferung abfinden? Die rüstige Fortsetzung der Acta sanctorum, der von der Berliner Akademie in das Programm ihrer Kirchenväter aufgenommene Plan einer Ausgabe der alten Martyrien[1]) und die außerhalb dieser großen Unternehmungen vielerorts neu aufblühende Liebe zu diesen Studien verleihen dieser Frage aktuelles Interesse, und es dürfte daher nicht überflüssig sein, das oben (S. 65) nur gestreifte Problem noch etwas näher zu betrachten.

1. Das ideale Verfahren wäre natürlich eine vollständige Verwertung aller bekannten Hss jedes Textes d. h. jeder eine literarische Einheit bildenden Bearbeitung, und zwar müßten alle Hss vom Anfange bis zum Ende genau verglichen werden. Stichproben genügen nicht. Es ist oben (S. 63) gezeigt worden, daß eine Hs, die bis über die ganze erste Hälfte des Textes hinaus wenig Bemerkenswertes bietet, auf einmal mit einer ganz eigenartigen Umarbeitung einsetzt. Ähnlich steht es z. B. mit der Hs J des Leontios.[2]) Sogar der Fall kommt vor, daß ein Metaphrastestext am Schlusse ein Stück des alten Textes bietet;[3]) doch soll daraus nicht die Forderung abgeleitet werden, für jede Vita auch alle als metaphrastisch erkannten Hss durchzusehen. Im übrigen aber wird sich, wer es mit seiner Aufgabe ernst nimmt und eine nach Menschenmöglichkeit abschließende Arbeit liefern will, bei keinerlei Auswahl beruhigen können.

Nach vielen Mühen ist es dem Herausgeber endlich gelungen, genaue Kollationen oder Kopien aller bekannten Hss auf seinem Arbeitstisch zu vereinigen. Was soll nun mit den zahllosen Varianten geschehen? Das Ideal wäre auch hier, wie bei der oben gestellten Frage, Vollständigkeit. Nur durch gewissenhafte Vorlegung des gesamten Materials ermöglicht der Herausgeber seinen Lesern eine selbständige Prüfung des Textes und Benützung desselben für die verschiedensten Zwecke der Forschung. Bei den seltenen hagiographischen Texten, die nur wenige oder wenig unter sich differierende Hss überliefern, läßt sich das Postulat auch tatsächlich ohne Anstand durchführen, und wer es hier nicht durchführt, macht sich einer schweren Unterlassungssünde schuldig. Wie soll der arme Herausgeber aber fertig werden, wenn ihn das Material aus 20, 30 und mehr immer aufs neue abweichenden Hss drohend umringt? Das Prinzip mechanischer Vollständigkeit um jeden Preis brächte hier viele Nachteile. Ein kritischer Apparat hat — was zuweilen übersehen wird — gewisse Grenzen von Aufnahmefähigkeit; wird er, sei es nun rein quantitativ d. h. durch eine zu große Masse von Varianten, sei es qualitativ d. h. durch zu reichliche Anwendung graphischer Ausdrucksmittel für komplizierte Überlieferungstatsachen, zu stark belastet, dann wird er unübersichtlich, irreführend, abschreckend; mole ruit sua. Wie würde z. B. der Apparat der obigen Ausgabe der Passio des hl. Menas aussehen, wenn das Material aus all den aufgezählten 29 Hss statt nur aus neun gebucht worden wäre. Oft wären wohl nur die Siglen zu einer Variante um einige vermehrt worden; wenn man aber aus

---

[1]) Im Zusammenhang mit diesem Plane gibt eine vorläufige Orientierung über die Überlieferungsgeschichte und die bisherigen Ausgaben A. Ehrhard, Die griechischen Martyrien, Schriften der wissenschaftlichen Gesellschaft in Straßburg, Nr. 4, Straßburg, Trübner 1907.

[2]) Vgl. Gelzer, a. a. O. S. XXVIII Anm.

[3]) Vgl. Krumbacher, Studien zu den Legenden des hl. Theodosios S. 222.

den benützten Hss schließen darf, wäre auch die Zahl der neuen Varianten wenigstens um das Doppelte gewachsen. Eine alte Erfahrung ist auch: Je umfangreicher der Apparat ist, desto leichter schleichen sich bei der Ausarbeitung, bei dem hier fast immer notwendigen wiederholten Abschreiben, endlich bei der Drucklegung Irrtümer ein. Schwere praktische Bedenken sprechen gegen Ausgaben, in denen der größte Teil der Seite durch Apparat, Quellennachweise u. dgl. eingenommen wird; das Nebenwerk erdrückt hier das Hauptwerk; der Leser kommt nur mit größter Mühe zum rechten Verständnis und zur überblickenden Beurteilung des in kleinste Stücke zerhackten, von verwirrendem Kleindruck am unteren Rande und oft auch an den Seitenrändern eingefaßten Haupttextes.

Außer den objektiven Gründen fallen auch subjektive Bedenken ins Gewicht. Die sorgfältige Herstellung eines Apparats, der alle beachtenswerten Tatsachen aus einer großen Zahl differierender Hss deutlich und zuverlässig darbieten soll, stellt ganz unverhältnismäßige Anforderungen an die Zeit und Kraft des Herausgebers und damit auch an die vorhandenen Mittel. Wer hier nicht aus eigener Erfahrung urteilen kann, lese z. B. nur die über die langjährige Arbeit orientierende Einleitung in der oben (S. 69) genannten Ausgabe der Berichte über die 42 Märtyrer von Amorion. Meine Kollationen einiger Hss des hl. Theodosios haben mich einen großen Teil einer mehrmonatlichen Studienreise gekostet; die Gewinnung des Materials, die Feststellung des Textes und Ausarbeitung des Apparats für die obige Ausgabe des Menastextes hat sich, obschon der Text winzig und nur ein Drittel der bekannten Hss benützt worden ist, viele Monate lang hingezogen, allerdings zum Teil auch dadurch, daß ich die Kopien der einzelnen Hss erst successive beiziehen konnte und so den Apparat dreimal ganz umschreiben mußte. Eine Überwindung der subjektiven Schwierigkeiten wird sich, wenn die finanziellen Mittel es erlauben, erreichen lassen durch die seit einigen Jahrzehnten immer mehr in Schwang gekommene Arbeitsteilung. Doch hat die Erfahrung gelehrt, daß sie neben großen Vorteilen auch schwere Nachteile hat und durchaus nicht für alle Gebiete in gleicher Weise anwendbar ist. Auch bei den genauesten Vorschriften und der sorgsamsten Kontrolle durch eine leitende Persönlichkeit wird sich Gediegenheit und innere Gleichmäßigkeit nicht erzielen lassen, wenn zu viele Köpfe bei einem Kollektivwerke mitwirken. Ganz besonders gilt das für eine so sehr aus dem Rohen zu schaffende und so heikle Aufgabe, wie es eine kritische Ausgabe hagiographischer Texte ist, die Wilhelm Meyer mit Recht die „hohe Schule der Kritik" genannt hat. Kurz, sowohl aus objektiven als auch aus subjektiven Gründen wird die Idealforderung einer vollständigen Ausnützung aller Hss und einer vollständigen Mitteilung des Variantenmaterials hier schwerlich durchgeführt werden können, wenn überhaupt in absehbarer Zeit die Vollendung großer Sammelausgaben gelingen und die Qualität der Ausgaben den Anforderungen genügen soll. Auch in der Wissenschaft wie im politischen und sozialen Leben darf man die Ziele nicht unerreichbar stecken, und besser ist es, wie uns das große Beispiel Mommsens gelehrt hat, statt dem „bösen Ideal" nachzujagen, zur rechten Zeit die rechte Beschränkung zu finden.[1])

2. Man wird also wohl oder übel zu irgend einem eklektischen System greifen müssen: a) entweder die Herausgeber werden zwar alle Hss des Textes genau vergleichen und alle Varianten notieren, aber im gedruckten Apparat nur eine Auswahl mitteilen, entweder nur

[1]) Vgl. die gute Charakteristik von H. Erman, Berl. philol. Wochenschr. 1907 Sp. 1040 ff.

die Lesungen gewisser Haupthss oder nur ausgewählte Varianten aus dem ganzen Material; b) die Herausgeber treffen auch unter den bekannten Hss nach irgendwelchen Gesichtspunkten z. B. nach der aus Stichproben zu erschließenden relativen Güte, nach dem Alter, nach dem Erhaltungszustande u. s. w. eine Auswahl und notieren im Apparat alle so gewonnenen Varianten; c) die Herausgeber sieben zweimal, d. h. sie treffen zuerst eine Auswahl unter den Hss, dann aber auch noch eine Auswahl unter den Varianten.

Daß die willkürliche Ausscheidung einer Reihe von Hss nach notwendig größtenteils äußerlichen Gesichtspunkten bei der eigentümlichen Art der hagiographischen Überlieferung schwere Bedenken hat, darüber brauche ich nach dem oben Gesagten keine Worte zu verlieren. Es wird immer und immer wieder vorkommen, daß die Schlüssel für wichtige Fragen gerade in einer ausgeschalteten Hs liegen. Wer sich aus äußeren Gründen zu diesem System entschließt, kann keine abschließende Arbeit liefern; daher kann auch z. B. die oben vorgelegte Ausgabe des Menastextes nur den Anspruch auf eine orientierende Vorarbeit machen, deren Lücken zeigen, was noch zu tun bleibt. Mit dem zweiten Verfahren fällt natürlich auch das dritte, das einen noch stärkeren Grad von willkürlicher Abkürzung darstellt.

Diskutierbar ist meines Erachtens nur die Frage, ob sich das einmal gesammelte Variantenmaterial nicht für die Ausgabe so reduzieren läßt, daß ein handlicher und doch das Wesentliche darbietender Apparat entsteht. Das Verfahren ist bekanntlich oft angewandt und warm empfohlen worden. Es gab und gibt nicht wenig Philologen, die aus wissenschaftlicher Kurzsichtigkeit oder persönlicher Einbildung gar nicht daran denken, daß ihrer „selecta lectionum varietas“ schwere Mängel anhaften. In Wahrheit bildet auch dieses eklektische Verfahren meistens einen unwissenschaftlichen und notwendig subjektiven Kompromiß. Die Auswahl mag noch so umsichtig und weitblickend vorgenommen werden — es werden sich doch immer wieder neue Fragen und neue Gesichtspunkte ergeben, für die die getroffene Auslese sich als unzureichend oder irreleitend erweist. Man hört wohl sagen, die Auswahl werde genügen, wenn sie das wirklich Wichtige beachte und nach festen Gesichtspunkten durchgeführt werde. Wenn aber nur jemand anzugeben wüßte, was denn eigentlich für die Forschung jemals wichtig werden kann und welche Gesichtspunkte also gelten müssen! Ein Beispiel: In den älteren Ausgaben spätgriechischer Texte hat man bekanntlich alle möglichen sprachlichen Vulgarismen und Idiotismen nach einer imaginären Grammatik und einem imaginären Lexikon, oft sogar stillschweigend, korrigiert. Durch das mächtige Aufblühen des Studiums der Koine und des Mittel- und Neugriechischen erscheinen auf einmal zahllose handschriftlich überlieferte Tatsachen, die früher ignoriert worden waren, als wertvolle sprachgeschichtliche Zeugnisse. Wer also auf diesem Gebiete arbeitet, muß nicht bloß in den Texten, sondern auch in den Apparaten suchen; er wird aber vergebens suchen, wenn man, wie es früher allgemein üblich war und zum Teil noch ist, solche „Quisquilien“ nicht notiert. Ein anderes Beispiel: Vor W. Meyers epochemachender Entdeckung[1]) wußte niemand etwas von dem rythmischen Satzschluß in der byzantinischen Prosa (4.—16. Jahrhundert); die Bedeutung gewisser Schwankungen der

[1]) W. Meyer, Der accentuierte Satzschluß in der griech. Prosa, Göttingen 1891 = Ges. Abhandl. II (Berlin 1905) 202—235; vgl. auch I 17—23. Dazu die Ergänzungen von P. Maas, Byz. Zeitschr. 11 (1902) 505 ff. und Berl. philol. Wochenschr. 1906 Sp. 775 ff.

Hss hinsichtlich der Wortstellung vor Sinnespausen blieb den Herausgebern verborgen und wurde dann wohl auch im Apparat vernachlässigt.

Ähnliche Förderungen unserer Kenntnis kann jeder Tag bringen. Wer will also feststellen, welche Stücke aus dem vielgeschmähten „Variantenwust" in irgend einer Zeit bedeutungsvoll werden können. Sobald wir auch künftige Möglichkeiten ins Auge fassen, erscheint die Summe dessen, was ohne Gefahr ausgeschieden werden kann, nicht sehr bedeutend. Aber selbst wenn wir von aller Zukunftsphilologie absehen und nur den gegenwärtigen Stand der Erkenntnis voraussetzen, bleibt es mit der Auswahl des „Wichtigen" eine schwere Sache. Um die in der Variantenspreu verborgenen Goldkörner mit sicherem Auge auszulesen, ist nicht bloß ein gesundes Urteil, sondern ein ausgedehntes Wissen und große Erfahrung auf verschiedenen Forschungsgebieten notwendig. Der Herausgeber hagiographischer und anderer byzantinischer Texte muß mehrere abgelegene oder wenigstens dem klassischen Philologen in der Regel wenig vertraute Gebiete kennen: die politischen, religiösen und sonstigen kulturellen Zustände der christlichen Zeit; er muß außer mit allen Finessen der Paläographie mit der Geschichte der Koine und des Mittelgriechischen aus der Literatur, mit dem Neugriechischen aus praktischer Kenntnis vertraut sein. Es dürfte aber schwer fallen, die für größere Unternehmungen nötige Zahl von Mitarbeitern zu finden, die derart ausgerüstet sind. Schwer namentlich, so lange das Studium der byzantinischen und neugriechischen Philologie selbst an den meisten großen Universitäten noch so stiefmütterlich behandelt wird. Schluß: Das System einer wissenschaftlich genügenden Auswahl der Varianten ist zur Zeit wegen Mangels geschulter Kräfte nicht durchführbar, wäre aber, ganz streng genommen d. h. mit Rücksicht auf die voraussichtliche Erweiterung unserer Kenntnisse und Interessen, auch dann bedenklich, wenn allmählich genug Hilfskräfte herangezogen werden könnten, die die oben erwähnten Bedingungen erfüllen.

3. Nichts anderes als eine besonders starke Reduzierung des oben erwähnten zweiten eklektischen Modus ist das früher zumeist eingeschlagene Verfahren, hagiographische Texte nach einer einzigen Hs, eventuell mit Beiziehung noch einer zweiten herauszugeben. In den Acta Sanctorum und auch noch in den Analecta Bollandiana wie auch in den älteren Einzelausgaben trifft man dieses abgekürzte Verfahren allenthalben, und man muß zugeben, daß es für den nächstliegenden Zweck der Erschließung des rein Stofflichen meistens genügte. Aber auch noch streng philologisch arbeitende Herausgeber der neuesten Zeit haben sich zuweilen bei dieser bequemen Methode beruhigt. Z. B. hat H. Usener auch für die oben erwähnte kommentierte Buchausgabe seiner ursprünglich als Programm gedruckten Ausgabe der Legenden des hl. Theodosios sich mit der einzigen vielfach verdorbenen Florentiner Hs begnügt, obschon es nicht schwer gewesen wäre, von den übrigen Hss wenigstens einige ausfindig zu machen und beizuziehen. Und gerade dieses Beispiel zeigt recht deutlich, daß auch der größte Scharfsinn und die gründlichste Kenntnis der Sachen und der Sprache das handschriftliche Zeugnis nicht zu ersetzen vermag, und daß auch der idealste Herausgeber ohne Verwertung der vorhandenen Quellen keine genügende Arbeit liefern kann.[1]) Kurz, wer heute vielfach überlieferte Texte nach einer einzelnen

[1]) Näheres bei Krumbacher, Studien zu den Legenden des hl. Theodosios. Münchener Sitzungsberichte 1892. Ich habe mein ganzes handschriftliches Material vor Jahren einem jungen belgischen Fachgenossen übergeben, der, was gewiß wünschenswert wäre, mit Beiziehung der von mir nicht ein-

zufällig begegnenden Hs herausgibt. treibt eine Art wissenschaftlichen Raubbau und mag der Wissenschaft zuweilen — von Useners Ausgabe gilt das natürlich nicht — mehr Schaden als Nutzen bringen und den Grundsatz O. v. Gebhardts bestätigen, daß „halbe oder unvollständige Arbeit tun schlimmer ist als Faulheit,“ [1]) insoferne er dem Nachfolger, der ganze Arbeit machen will, doch in gewissem Sinne den Weg verbaut. [2]) Auf dem vielbegangenen Gebiete der älteren Literatur bedeutet es keinen großen Schaden, wenn eine Ausgabe auf ungenügenden Mitteln aufgebaut wird oder sonst nicht allen Anforderungen genügt. Dem Mangel wird bald abgeholfen durch verbesserte oder besonderen Zwecken angepaßte Neuausgaben, die hier, wenigstens heute noch, immer wieder auf Verleger, Käufer und Leser rechnen dürfen. Für die unübersehbaren Literaturmassen der christlichen Ära besteht diese günstige Aussicht nicht; eine kritische Ausgabe muß hier so viel als möglich reinen Tisch machen und alle Bedürfnisse ins Auge fassen.

Das Schlußergebnis meiner unmaßgeblichen Betrachtungen, deren Zweck erreicht ist, wenn sie eine weitere Prüfung der Frage über die Editionsweise hagiographischer und anderer in ähnlicher Weise fortgepflanzter Texte anregen, ist nicht gerade erfreulich. Eine im streng wissenschaftlichen Sinne ideale Lösung der Aufgabe läßt sich nicht gleichmäßig durchführen. Die Forderung der „Vollständigkeit“ ist durch die obige Ausgabe des Menastextes auch praktisch ad absurdum geführt. Wer wird den Mut und die Zeit haben, aus dem Ameisengewimmel dieses Apparats das für ihn Wichtige herauszusuchen? Und doch ist hier nur ein Drittel der bekannten Hss beigezogen worden. Überall, wo nicht durch die geringe Zahl der vorhandenen Hss die ideale Methode einer vollständigen Mitteilung des Materials geboten und durchführbar ist, wird man also zu einem eklektischen System greifen müssen. Zu welchem, das wird von Fall zu Fall entschieden werden müssen. Wenn so auch nicht das Ideal einer Ausgabe erreicht wird, die dem Forscher alles bietet, was geboten werden könnte, so mögen wir uns mit dem Satze trösten, daß das Bessere der Feind des Guten ist. Nur müssen wir uns dann klar bewußt bleiben, daß nicht das erreichbar Beste, sondern nur das Gute geleistet ist.

Zum Schluß mache ich noch einige Vorschläge praktischer Art über die Vorbereitung von kollektiven Ausgaben hagiographischer und auch anderer Texte, deren Überlieferung durch ein ähnliches Chaos von Redaktionen und Hss gekennzeichnet ist.

1. Das Material für einzelne Texte, die eine reiche Überlieferung haben, durch private Bemühung zusammenzubringen, kostet, wie jetzt durch vielfache Erfahrung feststeht,

---

gesehenen Hss eine neue Ausgabe der zwei Texte veranstalten wollte. Wie es gegenwärtig mit dem Plane steht, weiß ich nicht.

[1]) Vgl. A. Harnack im Nachrufe auf O. v. Gebhardt (in den „Texten und Untersuchungen“ 1906).

[2]) In diese Kategorie scheint die Ausgabe des alten Aberkiostextes zu gehören, mit der der Abbé Élie Batareikh, Oriens Christianus 4 (1904) 278 ff., nach der Jerusalemer Hs (ohne Beiziehung des Paris. 1540 und des Mosq. 379), gedrängt durch eine „circonstance extrinsèque et indélicate“, das Publikum überraschen zu müssen glaubte. Näheres über diese Karikatur einer Ausgabe, die nicht nur paläographische und sprachliche Unkenntnis, sondern auch eine seltene Sorglosigkeit verrät, wird W. Nissen, dessen langjährige Vorarbeiten für eine kritische Ausgabe des hochinteressanten Textes zum Abschluß gediehen sind, demnächst in der Byz. Zeitschr. XVII (1908) mitteilen. Bei Texten, die nur als Belegmaterial für bestimmte Untersuchungen dienen sollen, wird man sich freilich aus praktischen Gründen oft bei einer Auswahl von Hss oder einer einzelnen Hs beruhigen müssen. Strengere Anforderungen gelten aber, wenn die Ausgabe Hauptzweck oder Selbstzweck ist, wie im Falle Aberkios.

ganz unverhältnismäßig viel Zeit und Geld, und fast immer bleiben einzelne Hss übrig, die von dem Forscher überhaupt nicht erreicht werden können. Also muß die Sammlung des Materials im großen Stil organisiert werden. Etwa in folgender Weise: Zuerst wird ein Verzeichnis aller für den bestimmten Zweck in Betracht kommenden Texte mit Aufzählung der Ausgaben und aller bekannten Hss gedruckt oder autographisch vervielfältigt, also eine durch Angabe der Hss erweiterte Bibliotheca Hagiographica oder etwas Ähnliches, wie es die Berliner Akademie als Vorarbeit für das Corpus der griechischen Mediziner herausgegeben hat.[1]) Dieses Verzeichnis wird dann von Mitforschern und Bibliothekaren ergänzt werden können. Dann werden die Hss oder Hss-Teile in einem Index nach den Bibliotheken geordnet und endlich das Material auf grund dieser geographischen Anordnung systematisch von Bibliothek zu Bibliothek gesammelt.

2. Von manuellen Abschriften und Kollationen sollte, soweit es irgendwie möglich ist, ganz abgesehen werden. Außer den Mängeln, die nach tausendfacher Erfahrung jeder von der irrenden Menschenhand gefertigten Abschrift oder Kollation anhaften, sprechen bei der Hagiographie und verwandten Gattungen noch besondere Gründe gegen das alte Verfahren. Auch bei den schon gedruckten Texten fehlt es hier meist an handlichen, bequem nach Zeilen zitierbaren und leicht zugänglichen Ausgaben, die als Basis einer Kollation gewählt werden könnten. Viele Texte müßten mit einer Abschrift verglichen werden; wenn sich später die Unzulänglichkeit der für die Abschrift benützten Hs herausstellt und eine andere Hs als Basis der Textkonstitution gewählt werden muß, wird eine Adaptierung des ganzen Apparats nötig, bei der dann Lesungen ex silentio erschlossen und in den Apparat gesetzt werden müssen, bekanntlich eine reiche Quelle von Irrtümern aller Art. Infolge der eigenartigen Buntheit der Überlieferung ist hier eine wirklich erschöpfende Kollation ungemein mühevoll und läßt bei aller Pflichttreue doch immer wieder Zweifel und Irrtümer übrig. Die manuelle Kollationsarbeit in den Bibliotheken erfordert sehr viel Zeit und könnte daher bei so gewaltigen Stoffmassen nur durch Beiziehung zahlreicher und natürlich auch wenig geschulter Mitarbeiter durchgeführt werden. Dadurch ergäbe sich aber zweifellos eine sehr erhebliche Ungleichmäßigkeit des ganzen Materials, die dem Unternehmen verderblich werden müßte. Kurz, das einzige Mittel, um ein absolut zuverlässiges, bequem benützbares und zu jeder Zeit zur Revision und Kontrolle zugängliches Material zu gewinnen, ist die konsequente Anwendung der Photographie. Daß sie und speziell das Weißschwarzverfahren in vielen Fällen sogar billiger ist als das manuelle Kopieren und Vergleichen, ist jetzt bekannt.[2]) Ein Philologe, der sich heute noch mit Abschreiben und Kollationieren der Originalhss quält, steht auf derselben Stufe wie ein Epigraphiker, der nichts von der Technik des Abklatschens weiß. Ich betone die Wichtigkeit des Lichtbildes noch einmal so scharf, weil ich auch in der allerjüngsten Zeit wieder mehrfach beobachtet habe, wie zäh manche Gelehrte an den alten Gewohnheiten festhalten und wie schwer sie sich, in einer gewissen falschen Sparsamkeit befangen, zur Bestellung photographischer Kopien entschließen. Leider stehen der systematischen

---

[1]) Die Handschriften der antiken Ärzte, Griechische Abteilung. Im Auftrage der akademischen Kommission herausgegeben von H. Diels. Berlin 1906. Vgl. Byz. Zeitschr. 16 (1907) 750 f.

[2]) Alles Nähere über die Technik und die Preisverhältnisse bei K. Krumbacher, Die Photographie im Dienste der Geisteswissenschaften, Leipzig, B. G. Teubner 1906.

Anwendung der Photographie zur Zeit noch an manchen Orten Hindernisse entgegen; besonders schmerzlich wird empfunden, daß in den staatlichen Bibliotheken und Archiven Italiens die Anwendung der Weißschwarztechnik durch die Forderung eines Negativs ausgeschlossen ist.[1]) Es ist aber zu hoffen, daß sowohl in Italien als an anderen Orten, wo ähnliche Schwierigkeiten bestehen, die maßgebenden Persönlichkeiten dem neuen Hilfsmittel der Wissenschaft bald die Wege ebnen werden. Die Vatikanische Bibliothek ist längst mit einem wahrhaft großartigen Beispiele von Liberalität vorangegangen. Gerade für hagiographische Unternehmungen liegt das Schwergewicht auf der Photographie.

Zwar hat die von der Berliner Akademie eingeleitete Aktion zur Erleichterung des direkten Leihverkehrs für Hss, Archivalien u. s. w. schon erfreuliche Resultate gesichert; aber mehrere Staaten wie Frankreich, Großbritannien, Rußland, Spanien verhalten sich ablehnend; viele große Bibliotheken wie einige englische, die Ambrosiana, die Vaticana, die Moskauer Sinodaljnaja, die des griechischen Ostens (Athos, Patmos, Sinai u. s. w.) verschicken weder auf direktem noch auf diplomatischem Wege; außerdem bleiben zahlreiche Stücke aus besonderen Gründen (unersetzlicher Wert, schlechter Erhaltungszustand u. s. w.) vom Leihverkehr ausgeschlossen. Somit erscheint denn als eine natürliche und notwendige Ergänzung der Aktion für Erleichterung des Leihverkehrs eine zweite Aktion, die sich mit der Erleichterung und Verbilligung der photographischen Aufnahme in den Bibliotheken und Archiven zu befassen hat. Wie die Sachen heute liegen, dürfte die Förderung des Photographierens für die Wissenschaft sogar wichtiger sein als der Leihverkehr mit all seinen unvermeidlichen Einschränkungen. Das gilt gerade von großen Kollektivausgaben. Denn hier ist es notwendig, daß man zu jedem beliebigen Zeitpunkt der Editionsarbeit das ganze handschriftliche Material für jedes Stück präsent habe (s. u.). Dieses Ziel kann aber nur durch eine Sammlung von photographischen Kopien erreicht werden, nicht durch Entlehnung von Hss, die nach Ablauf der Leihfrist wieder zurückgeschickt werden müssen und dem Bearbeiter dann vielleicht gerade im rechten Augenblick fehlen. Aus diesen Gründen ist es mit Freude zu begrüßen, daß die dritte Generalversammlung der internationalen Association der Akademien (Wien, Mai 1907) in den „Entwurf für die Grundzüge des direkten internationalen Leihverkehrs" auf Antrag der Münchener Akademie einen Paragraphen aufgenommen hat: „Photographische Aufnahmen der Handschriften in den Bibliotheken sind möglichst zu erleichtern, die Bestimmungen über Abgabe von Negativen und Kopien möglichst zu mildern."[2]) Bei diesem platonischen Wunsche darf es aber nicht sein Bewenden haben. Die Berliner Akademie, die die erste Aktion eingeleitet hat, bzw. die Association, sollte nun mit aller Macht auf die Beseitigung der heute noch vielfach der weiteren Ausdehnung der photographischen Aufnahme entgegenstehenden Schwierigkeiten hinarbeiten. Ein von dieser wissenschaftlichen Weltamphiktyonie ausgehendes Memorandum dürfte sogar an Stellen, die keiner Staatsregierung unterstehen,[3]) seine Wirkung nicht verfehlen.

---

[1]) Vgl. Krumbacher, Die Photographie u. s. w. S. 51, auch S. 46.

[2]) Vgl. H. Diels, Der direkte internationale Handschriften-Leihverkehr, Internationale Wochenschrift vom 6. Juli 1907.

[3]) Wie die Sinaibibliothek. Entgegen den gewaltigen Fortschritten, welche die letzten Jahrzehnte in der Erschließung von Bibliotheken und Archiven allenthalben zu verzeichnen haben, ist hier sogar, wie sich aus dem neulich in der Ἐκκλησιαστικὴ Ἀλήθεια (1907 Nr. 25) publizierten Statut ergibt,

3. Erst wenn das ganze Material zusammengebracht ist, kann die Editionsarbeit selbst begonnen werden. Nur so ist es möglich, den für die einheitliche Durchführung des ganzen Werkes geeigneten Maßstab zu gewinnen, die Auswahl des Materials näher zu bestimmen, die für jeden Text zu wählende Basis festzustellen, endlich alle übrigen Vorstudien (Scheidung der Redaktionen und Rezensionen, Verwertung der fragmentarisch oder indirekt überlieferten Stücke u. s. w.) ohne Verschwendung von Zeit und Arbeit zu erledigen.

4. Da für einen Teil der Ausgaben wohl zweifellos ein von der speziellen Art der Überlieferung jedes Textes abhängiges eklektisches Verfahren gewählt werden muß, so wird es sich empfehlen, das Rohmaterial in einem Archiv niederzulegen und jedem Forscher die Benützung für besondere Fragen zu erlauben, ähnlich wie beim Thesaurus linguae latinae die riesige Zettelsammlung für alle Zeiten zur Nutznießung der Wissenschaft aufbewahrt bleibt. Zur Erleichterung der Editionsarbeit, die ja an mehrere Kräfte verteilt werden muß, und der späteren Aufbewahrung des photographischen und sonstigen Materials, das wohl am besten wie die Ausgabe selbst nach den Texten geordnet wird, sollten die Photographen jede Seite, die ein Schluß- und Anfangsstück enthält, zweimal aufnehmen.

2. Die hll. Vierzig Märtyrer.

Über die Vierzig Märtyrer von Sebasteia berichten außer den oben S. 16 ff. zum erstenmal edierten Liedern des Romanos folgende alte Schriftstücke:[1])

1. Eine große Rede des hl. Basilios, die vom Martyrium selbst nur etwa ein halbes Jahrhundert entfernt ist.[2])

2. Drei Reden des hl. Gregor von Nyssa,[3]) der zur Behandlung des Vorwurfes wohl durch seinen Bruder Basilios angeregt worden ist. Vgl. S. 775 A, wo er die Rede des Basilios erwähnt.

3. Ein sehr umfangreiches metrisches Enkomion in griechischer Sprache von dem hl. Ephräm. Es ist eine vielleicht noch zu Lebzeiten des Ephräm[4]) von einem Griechen

ein bedauerlicher Rückschritt eingetreten. Das Photographieren ist jetzt prinzipiell verboten, weil dadurch die Handschriften beschädigt würden! Die tägliche Arbeitszeit ist auf 4 Stunden reduziert worden! Das Schönste ist aber: die Dauer eines Studienaufenthaltes darf einen Monat nicht übersteigen, obschon der Forscher außerhalb des Klosters in seinem mitgebrachten Zelte wohnen und sich selbst verköstigen muß, mithin durch seine Anwesenheit dem Klosterhaushalt nicht beschwerlich fällt. Er hat also, wenn man die Sonn- und Feiertage und sonstige Unterbrechungen abzieht, etwa 100 Stunden zur Verfügung. In dieser Zeit kann ein gewissenhafter Arbeiter, der gewohnt ist, seine Arbeit zweimal zu revidieren, kaum eine Handschrift von mäßigem Umfange erledigen. Es ist zu hoffen, daß der Bischof des Sinai, Porphyrios II, diesem unwürdigen und für die ganze griechische Nation beschämenden Zustande möglichst bald ein Ende bereiten werde!

[1]) Ob es eine Arbeit über die bildlichen Darstellungen der hll. Vierzig gibt, weiß ich nicht. Mir sind nur die byzantinische Elfenbeinplatte (saec. XI) im Berliner Kaiser-Friedrich-Museum (Nr. 440) und die in der Byz. Zeitschr. 16 (1907) 742 erwähnten serbischen Darstellungen erinnerlich.

[2]) Ediert bei Migne, Patr. gr. 31, 507—526.

[3]) Bei Migne, Patr. gr. 46, 749—788.

[4]) Nach Sozomenos wurden Schriften des Ephräm teils zu seinen Lebzeiten, teils noch später bis auf die Zeit des Sozomenos ins Griechische übersetzt (*περιόντος τε γὰρ αὐτοῦ καὶ εἰσέτι νῦν ἃ συνεγράψατο πρὸς Ἑλληνίδα φωνὴν ἑρμηνεύουσι.* Migne, Patr. gr. 67, 1088 A). Ob das Enkomion auf die hll. Vierzig zur ersten oder zur zweiten Gruppe gehört, wissen wir nicht.

verfaßte Übersetzung aus dem Syrischen.[1]) Ephräm deutet selbst an, er sei zur Darstellung des Martyriums der Vierzig durch den hl. Basilios angeregt worden: *οὐ γὰρ ἐπιλέλησμαι τῆς ὑποσχέσεώς μου, ἧς ὑμῖν ὑπεσχόμην περὶ τῶν καλλινίκων ἡνίκα διεξῄειν . τὰ κατὰ τὸν ὅσιον καὶ πιστὸν Βασίλειον τὸν θεόλεκτον ἄνδρα.*[2]) Dieser Hinweis bezieht sich auf das Enkomion auf den hl. Basilios,[3]) wo Ephräm über sein Zusammenkommen mit dem hl. Basilios berichtet und in der Einleitung eines breit ausgesponnenen Vergleiches der Tätigkeit des hl. Basilios mit dem Heldenkampfe der Vierzig ausdrücklich bemerkt (S. 293 A): *Τότε ἐνεκίσσησεν ἡ γαστήρ μου φρόνησιν τεκεῖν τεσσαράκοντα μαρτύρων τὸν ἔπαινον.* Der hl. Basilios habe ihm über das Martyrium der Vierzig ausführliche Mitteilungen gemacht (*Πάντα γὰρ τὸν τρόπον* (Metrum?) *τῆς καρτερίας αὐτῶν ἠγγίστευσεν ταῖς ἐμαῖς ἀκοαῖς ὁ γενναῖος . . . . . καὶ τὰ λοιπὰ ἔλεγεν τῆς εὐσεβείας αὐτῶν*). Dann hebt Ephräm noch deutlicher hervor, daß er das Lob der hll. Vierzig in einer anderen Schilderung ausspreche (ausgesprochen habe?) (*τούτων τῶν τροπαιούχων* ⟨*καὶ*⟩ *καλλινίκων ἀνδρῶν ἐν ἑτέρᾳ ἐκφράσει ἀφέντες τοὺς ἐπαίνους*) und daß er jetzt (nur) den Basilios preisen wolle. Des weiteren werden noch einige Details aus dem Berichte über die hll. Vierzig angeführt und namentlich L i k i n i o s, der D u x und der H e g e m o n als Widersacher der Vierzig erwähnt (293 C). Damit ist gesagt, was für die unten folgende Untersuchung in Betracht kommt, daß Ephräm nicht bloß die Lobrede des Basilios auf die Vierzig benützt hat, sondern auch seine mündlichen Mitteilungen, die sowohl Details enthielten, die weder in der Rede des Basilios noch in der des Ephräm Verwertung gefunden haben, wie die Erwähnung des D u x und des H e g e m o n, als auch solche, die Basilios in seiner Rede überging, Ephräm aber aufgenommen hat, wie den Namen des L i k i n i o s.

---

[1]) Ediert bei A s s e m a n i, Sancti Ephraem Syri opera omnia Tom. V (= II graece et latine), Romae 1743 S. 341—356. Wie jeder Benützer zu seinem Leidwesen bemerkt, läßt die Ausgabe, wie alle Graeca bei Assemani, sehr viel zu wünschen übrig. Der Text ist durch Myriaden von Fehlern aller Art verunstaltet, und der Leser muß sich in diesem Gestrüppe Schritt für Schritt durch Emendationen den Weg bahnen. Es handelt sich nicht nur um orthographischen Wirrwarr, sondern auch um ernstere Verderbnisse. Ein recht seltsames sei hier notiert: Der Gedanke „Als die Elenden einen noch atmen sahen, hoben sie ihn nicht mit den Gleichgeehrten auf", ist 350 F also ausgedrückt: *Ἵνα γὰρ ἕνα ἐμπνέοντα ἴδωσιν οἱ τάλανες, οὐκ ἂν ἔλαβον αὐτὸν μετὰ τῶν ὁμοτίμων.* Das wäre sprachlich und metrisch etwa also zu korrigieren: *Ἕνα γὰρ ἐμπνέοντα εἴδοσαν* (oder *ἰδόντες*) *οἱ τάλανες οὐκ ἀνέλαβον* etc. Daß Assemani den Text oft selbst nicht verstand, sieht man aus seiner lateinischen Übersetzung. Ich gebe ein bezeichnendes Beispiel. Die Mutter spricht zu ihrem Sohne, der sich den Vierzig beigesellt hat (S. 353 A): *Εἰς τερπνὴν συνοδίαν κατέταξας ἑαυτὸν μετὰ πιστῶν ὁδοιπόρων* (Metrum) *ὁδεύεις πρὸς τὸν Χριστόν· κ α λ ὴ ν ἐ ν τ ε ῦ θ ε ν* (Metrum?) *ἠ γ ά π η σ α ς χ ω ρ ί α ν, καλὴν καὶ ἐπίδοξον κτλ.* Assemani übersetzt: „Pulchram hinc r e g i o n e m desiderasti atque amasti", bringt also *χωρίαν* mit *χώρα* zusammen! Natürlich ist *χορείαν* (Reigen) zu schreiben, wie S. 355 F *εἰ μὴ σὺν τῇ χορείᾳ συγκαταριθμήσω σε,* wo richtig c h o r o übersetzt ist. Dagegen übersetzt Ass. 346 E *χορεία,* obschon er das Wort hier richtig schreibt, wiederum falsch (*Μὴ οὖν διχάσῃ ἡμῶν τὴν χορείαν ὁ ἐχθρός* = Ne igitur l o c u m nostrum dividat inimicus). Die Vergleichung der hll. Vierzig mit einer *χορεία* hatte schon Basilios vorweggenommen: *μὴ ἀπολειφθῇς τῆς χορείας* (524 B). Man sieht es dem Texte deutlich an, daß Assemani entweder die Hs selbst, wie es in der guten alten Zeit oft geschah, oder eine von einem Amanuensis angefertigte Abschrift in die Druckerei schickte. Eine kritische Ausgabe des Ephräm gehört zu den dringendsten Bedürfnissen der byzantinischen Philologie. Vgl. auch die zutreffende Kritik Assemanis bei W. M e y e r, Ges. Abhandl. I (Berlin 1905) 8.

[2]) Assemani a. a. O. S. 341 E. [3]) Assemani a. a. O. S. 289—296.

Durch den unzweideutigen Rückweis des Ephräm auf sein in einer Schrift über den hl. Basilios gegebenes Versprechen, die hll. Vierzig zu preisen, und durch den völligen Einklang dieses Rückweises mit der Stelle im Basiliosenkomion selbst fällt neues Licht auf eine Frage, von deren Entscheidung die Richtigkeit mehrerer Punkte der folgenden Untersuchung abhängt: Die unter dem Namen des hl. Ephräm überlieferte Rede auf den hl. Basilios ist für untergeschoben erklärt worden, weil Basilios († 379) den Ephräm († 373) überlebt hat.[1]) Ist aber die Rede auf Basilios unecht, dann fällt auch die mit ihr durch den erwähnten Hinweis unzertrennlich vinkulierte Rede auf die hll. Vierzig.

Die Entscheidung hängt davon ab, ob die Rede auf Basilios wirklich, wie angenommen wird, ein Epitaph bzw. ein Nachruf ist. Für diese Auffassung kann man folgendes anführen: Der Autor spricht von Basilios meistens in der Vergangenheit, z. B. *ὁ τὸν τῶν Καππαδόκων ἐπισκοπήσας χορόν, ὁ . . . στηλιτεύσας . . . ἀπέδειξεν . . . ὤφθη* u. s. w. Der Autor preist den Basilios, damit „wir durch den (geistigen) Schmaus und das Andenken des Gerechten im Gebet Erkenntnis und Erbauung finden“ (*ὅπως τῇ εὐωχίᾳ καὶ μνήμῃ τοῦ δικαίου εὑρήσωμεν ταῖς εὐχαῖς γνῶσιν καὶ κατάνυξιν* 290 CD). Er will ihn, den Seligen Christi, lobpreisen (*τοῦτον μακαρίσωμεν τὸν ὅσιον τοῦ Χριστοῦ* 293 B). Zum Schlusse bittet er den hl. Basilios, er möge für ihn bei Gott Fürbitte einlegen und durch seine Fürbitten ihn (in den Himmel?) herbeirufen (*Πρέσβευε ὑπὲρ ἐμοῦ τοῦ σφόδρα ἐλεεινοῦ καὶ ἀνακάλεσαί με ταῖς πρεσβείαις σου, πάτερ* 296 E). Gegen die Erklärung der Rede als Nachruf kann man geltend machen: An einer Stelle wird Basilios, wie es scheint, als lebend aufgefaßt (*ὁ σύμβιος τοῖς κάτω καὶ ἐμβλέπων τοῖς ἄνω* 289 F). Der einleitende Satz: *διηγήσομαι ὑμῖν καλλίστην διήγησιν* (289 D) paßt nicht recht zum Tone eines Nachrufes. Auch die Fassung des Hinweises in der Märtyrerrede (*ἡνίκα διεξῄειν τὰ κατὰ τὸν ὅσιον καὶ πιστὸν Βασίλειον* 341 E; s. oben S. 79) scheint für die Lobrede auf einen Toten zu farblos. Weder für noch gegen die Auffassung der Rede als Nachruf ist wohl der Umstand beweisend, daß sie im Titel (*Ἐγκώμιον εἰς τὸν μέγαν Βασίλειον*) und im Kontext (*Ἔτι ⟨..⟩ ἐπιποθῶ προσυφᾶναι τῷ λόγῳ* (?) *ἐπὶ τὰ ἐγκώμια* 290 C) als Enkomion bezeichnet wird. Aber selbst wenn die Rede als Nachruf zu deuten ist, ließe sich annehmen, daß sie nach des Basilios Tode von einem Dritten in diesem Sinne umgearbeitet worden sei. Für die Echtheit beider Schriften spricht die allgemeine Erwägung, daß eine so komplizierte Prozedur, wie sie die Fälschung des in der ersten Person abgefaßten Berichtes über das Zusammentreffen mit dem hl. Basilios, der außer anderen merkwürdigen Einzelheiten die Erzählung von der Anregung zur Verherrlichung der Vierzig enthält, dann die Fälschung der Rede auf die Vierzig mit dem Hinweise auf die Basiliosrede darstellt, wenig innere Wahrscheinlichkeit hat.

Eine befriedigende Lösung der Frage könnte nur durch eine genaue Vergleichung der Ausdrucksweise im Enkomion mit anderen Leichenreden bzw. Lobreden auf Lebende und im großen literarhistorischen Zusammenhang gegeben werden. Heute muß ich mich auf die obigen Andeutungen beschränken und betone nur noch, daß wegen dieser

---

[1]) R. Duval, La littérature syriaque³, Paris 1907, S. 333: „Apocryphe également le panégyrique de saint Basile par saint Éphrem; celui-ci précéda dans la tombe l'évêque de Césarée.“ In der Geschichte der syrischen Literatur von W. Wright (London 1894; Abdruck aus der Encycl. Brit.) und in ihrer durch Zusätze erweiterten russischen Bearbeitung von P. K. Kokovcov und B. A. Turaev (Petersburg 1902) ist das Echtheitsproblem bei Ephräm nicht behandelt.

schwebenden Frage auch bei der Beurteilung der Quellenverhältnisse in den Berichten über die hll. Vierzig, soweit Ephräm mitspielt, eine gewisse Reserve geboten ist.[1])

4. Fünf kleine syrische Hymnen des hl. Ephräm.[2]) Sie enthalten fast nichts als rhetorische Ausmalungen der allgemeinsten schon in der Rede des Basilios vorkommenden Tatsachen. Doch wird auch hier (IV 5), wie im Enkomion, der bei Basilios fehlende Name Sebasteia erwähnt. Ganz neu ist das Detail, daß die Soldaten einen altersschwachen Genossen auszogen und auf den See führten (III 4).

5. Eine lateinische Rede des Gaudentius von Brescia.[3]) Sie kann bei der folgenden Untersuchung außer Betracht bleiben, da Gaudentius selbst sagt, daß er nichts mitteile, was nicht schon Basilios erzählt habe.

6. Das griechische Martyrium der hll. Vierzig Märtyrer.[4]) Diese Erzählung nimmt durch die Masse neuer Details eine besondere Stellung ein. Aus verschiedenen Gründen ist sie früher für unhistorisch erklärt worden; dagegen sind die Bollandisten und neuerdings Bonwetsch[5]) mit Recht für sie eingetreten, wenn auch der Schluß der Passio, wo schon die Rettung der Gebeine der Märtyrer durch den Bischof von Sebasteia berichtet wird, und andere Indizien zeigen, daß sie nicht unmittelbar nach dem Martyrium selbst entstanden sein kann.[6])

7. Ein Synaxar, das die Hauptereignisse in gedrängter Form und zwar offenbar auf Grund der Passio zusammenfaßt.[7])

Wie verhalten sich nun zu diesen Texten die Lieder des Romanos? Das erste Lied beginnt nach einem kurzen Hinweise auf die Ketten und die Geißelung der Märtyrer

---

[1]) Die Frage ist auch von Wichtigkeit für anderes, z. B. für die noch immer strittige Frage, ob Ephräm wirklich den hl. Basilios in Kaesarea besucht und mit ihm durch einen Dolmetsch (292 C) verkehrt hat. Wenn die Rede unecht ist, verliert der ganze Bericht mit seinen interessanten Einzelheiten die Bedeutung einer autobiographischen Mitteilung. — Daß die obigen Bemerkungen mich selbst nicht befriedigen, wird man mir glauben. Es ist mir sehr peinlich, daß ich aus äußeren Gründen auf die Frage nicht tiefer eingehen kann. Eine irgendwie erschöpfende Untersuchung hätte unfehlbar in das Labyrinth der mit dem Namen Ephräm verknüpften Authentieprobleme geführt und wohl viele Monate in Anspruch genommen. Ich stieß aber auf diese Echtheitsfrage erst während des Druckes der Arbeit, der nicht auf unabsehbare Zeit unterbrochen werden durfte. Übrigens hoffe ich, daß die Frage, nachdem sie einmal signalisiert ist, bald Aufklärung finden wird. Es müßte merkwürdig zugehen, wenn bei einer so reichen Bezeugung literarischer und sprachlicher Tatsachen, wie wir sie von Ephräm und seinen Zeitgenossen haben, nicht eine überzeugende Lösung des Rätsels gegeben werden könnte.

[2]) Ediert syrisch mit lateinischer Übersetzung von Th. Jos. Lamy, Sancti Ephraem Syri Hymni et Sermones. T. III, Mecheln 1889, S. 937—958.

[3]) Ediert bei Migne, Patr. lat. 20, 964 ff. Über den Autor vgl. Nirschl, Lehrbuch der Patrologie und Patristik II (1883) 488 ff.

[4]) Lateinisch in den Acta Sanctorum, März II S. 12 ff. Den griechischen Text edierten zuerst nach einer Pariser Hs Abicht und Schmidt, Archiv für slav. Philol. 18 (1896) 144 ff. (über die Hss vgl. S. 142). Dann gab den Text mit Benützung von zwei neuen Hss O. v. Gebhardt, Acta martyrum selecta, Berlin 1902, S. 171—181; vgl. das Vorwort S. VIII f.

[5]) Das Testament der vierzig Märtyrer, Neue Kirchliche Zeitschr. 3 (1892) 705 ff. Auf diese gehaltreiche Arbeit sei zur Orientierung über das gegenseitige Verhältnis der alten Texte, das ich nur kurz berühren konnte, verwiesen.

[6]) Bonwetsch a. a. O. S. 709 f.

[7]) Ediert von H. Delehaye, Synaxarium ecclesiae Constantinopolitanae, Bruxelles 1902, Sp. 521 ff. Vgl. Sp. 997 und den Index Sp. 1132.

(Strophe *γ'*) mit der in der natürlichen Reihenfolge zuletzt stehenden Tatsache der Zerstreuung der Gebeine durch den Feind, ihrer Sammlung durch die Gläubigen und ihrer wunderbaren Heilkraft (Str. *δ'*). Dann folgen lange Betrachtungen über den von den Heiligen besiegten Teufel, die zuletzt (Str. *ια'—ιγ'*) in eine dogmatische Erörterung der Frage auslaufen, ob der Teufel in die Zukunft sehen könne. In Strophe *ιδ'—ιε'* wird berichtet, daß die Heiligen Feuer und Folter erduldeten, daß ihr Blut vergossen und ihr Fleisch dem Feuer übergeben wurde; das kann sich nur darauf beziehen, daß die Heiligen nach dem Martyrium auf dem See durch Crurifragium getötet und ihre Körper verbrannt wurden. Dann erst (Strophe *ις'—ιη'*) beginnt die Erzählung des charakteristischen Hauptteils des ganzen Martyriums, des Leidens auf dem gefrorenen See mit den zwei Episoden von der Ersetzung des einen Abtrünnigen durch einen anderen (einen Wächter, der aber hier nicht näher bezeichnet wird) und der selbstverleugnenden Tat der Mutter. Dann folgt sofort das übliche Schlußgebet.

Außer durch die Umkehrung der wirklichen Folge der Begebenheiten wird das Verständnis auch durch die unbestimmte Art der Darstellung getrübt. Der Bericht über die Verbrennung der Leichen in Strophe *ιε'* wird ganz unvorbereitet eingeführt. Ebenso bleiben die Andeutungen über das Martyrium auf dem See und die zwei Episoden unverständlich, wenn der Hörer oder Leser nicht schon eine genaue Kenntnis der Leidensgeschichte besitzt. Die meisten Tatsachen, die im Liede erzählt oder angedeutet werden, konnte Romanos sowohl aus der Rede des Basilios als aus der des Ephräm entnehmen. Für die Annahme, daß Romanos die Rede des Basilios gekannt habe, ließe sich ein wörtlicher Anklang anführen: Strophe *ις'* 6 *εἰς τόπον τοῦ ὀκλάσαντος* = Basilios (520 A): *εἰς δὲ τοῦ ἀριθμοῦ ὀκλάσας πρὸς τὰ δεινά.* Doch kann diese Übereinstimmung, die sich aus der Situation ergibt, Zufall sein. Der Gedanke *δ'* 3 „Wer eine Reliquie von euch besitzt, besitzt alle", stammt wohl aus Gregor von Nyssa 756 C „*Οὐκοῦν οὐδεὶς μερικὴν τῶν λειψάνων χάριν ὑποδεξάμενος οὐκ ἐκ τοῦ παντὸς τὴν ἐπιφάνειαν τῶν μαρτύρων ἐδέξατο*", obwohl die Solidarität der Vierzig ähnlich auch bei Basilios betont wird (508 B; 521 BC). Eine nähere Verwandtschaft zeigt ein Teil des Liedes mit Ephräm.[1]) Der Vergleich des Mutterleibes, der einst den Sohn getragen, mit den Schultern, die ihn jetzt tragen (Strophe *ιζ'—ιη'*) stammt aus Ephräm S. 351 CD; vgl. auch S. 353 A.[2]) Ich setze die Hauptstelle aus Ephräm (S. 351 C—D) her:

Ἐννέα μῆνας αὐτὸν ἐβάστασα ἐν γαστρί,
ἵνα κατελθὼν ἴδῃ τῆς ἠπείρου τὰ πλάτη·
βαστάσω δ' αὐτὸν πάλιν μικρὸν ἐπὶ τῶν ὤμων,
ἵνα ἀνελθὼν ἴδῃ τῶν οὐρανῶν τὰ κάλλη·
ἡμαγμένον ἐν μήτρᾳ περιέφερον αὐτόν,
ἕως οὗ μετὰ πάντων ἀπέτεκον ἄνθρωπον·
ἡμαγμένον δὲ πάλιν τίθημι ἐν τραχήλῳ,

---

[1]) Ein Anklang an Ephräm findet sich schon im Prooemion I 2: *θαρροῦντες εἰς τὸ πῦρ τὸ τῆς θεότητος* = Ephräm 347 F *οὐ παρέλιπεν αὐτοῖς τὸ πῦρ τῆς θεότητος.* Doch ist dieser einzelne Ausdruck für direkten Zusammenhang wohl nicht beweisend.

[2]) Darauf hat mich P. Maas hingewiesen. Zur Metrik des Ephräm vgl. W. Meyer, Ges. Abhandl. I 7 ff.; II 104 ff. (= Anf. u. Urspr. S. 366 ff.), und P. Maas, Umarb. S. 573.

ἕως οὗ μετὰ ὄχλου χορεύσῃ τῶν ἀγγέλων·
ἅπαξ αὐτὸν ἐκ μήτρας προσήνεγκα τῷ κόσμῳ,
καὶ ἦλθεν ἔχων σῶμα θνητὸν καὶ ἐπίκηρον·
δεύτερον δὲ ἐπ' ὤμων προσφέρω τῷ ὑψίστῳ,
καὶ ἀθάνατον[1]) λοιπὸν ἔχω αὐτὸν ἐν πᾶσιν.

Wenn so für dieses Lied eine gewisse Abhängigkeit des Romanos von Ephräm in einzelnen Motiven erwiesen ist, so zeigt doch eine nähere Vergleichung beider Dichter einen gewaltigen Unterschied sowohl in der Disposition als in der poetisch-rhetorischen Behandlung des Einzelnen. Wie sich Ephräm zu Romanos verhält, kann man schon an der oben ausgeschriebenen kleinen Probe studieren, die hinter den entsprechenden Strophen des Romanos an Feinheit der Ausführung erheblich zurücksteht. Aber auch im Ganzen ist Romanos geschmackvoller und einfacher als der Syrer, der sowohl in der rhetorisch-poetischen Ausmalung als in der vergleichenden Beiziehung von Personen des Alten und Neuen Testaments[2]) in orientalisches Übermaß verfällt. In metrischer Hinsicht stehen die kunstvoll und mannigfaltig ausgearbeiteten Strophen des Romanos turmhoch über der ermüdend eintönigen Leierkastenmelodie des Ephräm. Interessant sind die Anklänge von Strophe β' Vers 4 ff. an Goethes „Wanderers Sturmlied" (Wen du nicht verlässest, Genius, nicht der Regen, nicht der Sturm haucht ihm Schauer übers Herz) und „Seefahrt" (Herrschend blickt er auf die grimme Tiefe und vertrauet, scheiternd oder landend, seinen Göttern).

Vollständig kommen wir aber mit Ephräm, Basilios und Gregor als Quellen für Lied I nicht aus. Die Erwähnung der Tatsache, daß der Feind die Gebeine der Heiligen absichtlich zerstreute, um sie zu vernichten, und daß sie dann gesammelt wurden und Heilungen bewirkten (Str. δ' 1—2), konnte Romanos aus den genannten Autoren nicht entnehmen. Hier werden wir vielmehr auf eine Tradition hingewiesen, wie sie im Prosamartyrium vorliegt. Sogar der Ausdruck des Liedes (δ' 1): *Καύσας ὑμᾶς διεσκόρπισεν* scheint auf die im Martyrium (177, 23 ed. v. Gebhardt) angeführte Psalmenstelle (Ps. 21, 15): *διεσκορπίσθη πάντα τὰ ὀστᾶ μου* zurückzugehen, obschon im Martyrium selbst weiterhin (180, 30) genauer angegeben wird, daß die Gebeine der Heiligen in den Fluß geworfen wurden, um sie den Christen zu entziehen. Die Versenkung der Reliquien in den Fluß wird allerdings auch bei Basilios (521 A) erwähnt, aber nicht in der Weise, daß er für Romanos als Quelle in Betracht kommen könnte. Ebenso stammt des Romanos Kenntnis vom Crurifragium, worauf in Str. ιε' deutlich angespielt wird, nicht aus Basilios, Gregor oder Ephräm, die hievon nichts sagen, sondern aus dem Martyrium.

Das zweite Lied des Romanos ist von dem ersten nach Inhalt und Behandlungsart erheblich verschieden. Gemeinsam ist aber beiden Liedern die Eigentümlichkeit, daß die Erzählung der Hauptsache, der Folter auf dem See, erst gegen den Schluß (in beiden Liedern genau mit Strophe ιϛ') beginnt. Inhaltlich bietet das zweite Lied wichtige Details, die im ersten fehlen, während umgekehrt die langen Betrachtungen über den Teufel, die im ersten Lied den größten Teil der Strophen füllen, hier durch größtenteils kurze

---

[1]) *ἀθανάτῳ* ed.: corr. Maas

[2]) Wie stolz Ephräm auf die unheimliche Präsenz seiner Belesenheit in den heiligen Schriften war, zeigt das Lob, das er der Mutter spendet, nachdem sie in ihrem Monologe unzählige Schriftvergleiche gebraucht hat: *Ἰδοὺ πᾶσαν πρόπολιν γραφῶν ἠνθολόγησεν* (354 B).

Erwähnungen ersetzt sind (vgl. S. 86). Die Darstellung wird bezeichnet durch eine Fülle von Bildern, Vergleichen und Antithesen, wobei mehrmals bestimmte Leitmotive (Glanz, Unerreichbarkeit durch Lob) durchgeführt werden.

Für die Quellenfrage kommen besonders folgende Details in Betracht:

1. Die Heiligen stellten sich gegen den Gegner wie Moses gegen Amalek (Str. *ια'*)

2. Der Feind hieß Agrikolaos (*ιβ'*).

3. Die Heiligen erwidern: Gut ist Dein Name, Agrikolaos; denn du bist ein wilder Schmeichler (*ιδ'*).

4. Der Dux befahl, daß die Heiligen mit Steinen zerschmettert werden; die Steine aber fielen auf die Schleuderer zurück (*ιε'*).

5. Der Dux und der Hegemon suchten eine andere Marter zu finden und stellten die Heiligen nackt auf den gefrorenen See (*ιϛ'*).

6. Den einen trennte der böse Feind von ihnen (*ιϛ'*).

7. Der Herr sandte warme Sonne: da trat ein Wächter zu ihnen auf den See (*ιζ'*).

8. Judas ging weg und Matthias trat an seine Stelle (*ιζ'*).

9. Die Helden wurden mit Stöcken zerschlagen, dann verbrannt und ihre Leichen in den Fluß geworfen (*ιη'*).

10. Einen, der zurückgelassen worden war, hob die Mutter auf ihre Schultern und legte ihn zu den übrigen (*ιη'*).

Reminiszenzen aus Ephräm kann ich hier nicht nachweisen. Zwar Punkt 8, die vergleichende Gegenüberstellung von Judas und Matthias, findet man bei Ephräm (349 C): *ὅτι Ἰούδας ἐξῆλθεν καὶ Ματθίας εἰσῆλθεν*; aber auch bei Basilios (521 A): *ἀπῆλθεν Ἰούδας καὶ ἀντεισήχθη Ματθίας*. Die Formulierung bei Romanos (Str. *ιζ'* 6): *ἀπῆλθεν Ἰούδας καὶ ἀντεισήχθη Ματθίας* stimmt so buchstäblich mit Basilios überein, daß hier offenbar dieser, nicht Ephräm, als Quelle zu betrachten ist. Aus Basilios stammt auch die zweimal (Strophe *ζ'* 3, *η'* 3) unterstrichene Antithese „Viele Körper, aber ein Wille und ein Gedanke", den auch Basilios zweimal (508 B und 521 BC) stark hervorhebt. Bei Ephräm wird die Eintracht der Vierzig zwar auch (345 A, CD) erwähnt, aber nur nebenbei und ohne die Prägnanz wie bei Basilios.

Eine genauere Prüfung erheischt die Frage nach der Herkunft der unter Nr. 2—3 angeführten Punkte. Zunächst sei festgestellt, daß der Name Agrikolaos[1]) bei Basilios, Gregor und Ephräm überhaupt fehlt. Dagegen hat Ephräm das Wortspiel mit dem Namen; die Stelle lautet bei ihm (347 C): *ἄγριος κολακευτὴς φαίνει ἐν τοῖς ῥήμασιν, ἀλλ' οὐ ταράξεις ἡμῶν τὸ ἥμερον τοῦ λόγου*. Die entsprechende Stelle bei Romanos (Strophe *ιδ'* 5 ff.) heißt: *Καλῶς ἐπωνομάσθη τὸ ὄνομά σου Ἀγρικόλαος· γὰρ ἄγριος εἶ κολακευτὴς ὡς ὁ πατήρ σου Σατὰν ἐκεῖνος κτλ.* Bei Ephräm ist die Anspielung auf den Namen unverständlich, da ja der Name Agrikolaos im ganzen Enkomion nicht vorkommt. Es ist also ganz ausgeschlossen, daß Romanos aus dieser dunklen Andeutung sein so stark akzentuiertes Wortspiel geschöpft habe. Die Quelle ist vielmehr das Martyrium (ed. v. Gebhardt 173, 11 ff.): *Κάνδιδος λέγει· Καλῶς ἐπεκλήθη*

---

[1]) Agrikolaos heißt im koptischen Alexanderroman der König der Perser. Vgl. Osk. v. Lemm. Koptische Miscellen I. Bull. de l'Ac. Imp. de St.-Pétersbourg 1907 S. 141.

τὸ ὄνομά σου Ἀγρικόλαος· ἄγριος γὰρ εἶ κολακευτής.[1]) Diese Stelle hat aber offenbar nicht bloß dem Romanos gedient, sondern auch dem Ephräm, nur mit dem Unterschiede, daß R. sie fast wörtlich übernahm, während E. sie, vermutlich, weil sich das Wortspiel im Syrischen nicht wiedergeben ließ, auf eine dunkle Andeutung reduzierte, die dann der griechische Übersetzer wörtlich, aber ohne Erklärung der Pointe, übernahm.

Wenn auch, wie Bonwetsch[2]) richtig gezeigt hat, und wie auch O. v. Gebhardt[3]) annimmt, das Martyrium in der uns überlieferten Gestalt nicht unmittelbar nach dem Heldentod der Vierzig entstanden sein kann, so muß es doch zur Zeit des Ephräm ein dem unserigen ähnliches Martyrium gegeben haben, in dem das erwähnte Wortspiel in irgendeiner Fassung schon vorhanden war. Aus dieser Passio (oder aus mündlichen Mitteilungen des hl. Basilios über sie; s. o. S. 79) hat Ephräm wohl auch den Namen Sebasteia (343 A) und Likinios (343 C), die beide bei Basilios und Gregor von Nyssa fehlen.[4]) Vielleicht stand in der Passio auch das oben erwähnte, im 3. Hymnus des Ephräm verwertete Detail von der Unterstützung des greisen Kameraden durch die übrigen Soldaten.[5]) Später hat Romanos eine (schon durch das Schlußstück erweiterte) Redaktion der Passio benützt. Dafür sprechen außer der erwähnten Stelle auch noch andere Parallelen: Der Hegemon Agrikolaos wird im Lied und in der Passio, und zwar nur in diesen Texten, in gleicher Folge mit Namen angeführt. Zuerst erscheint er und hält eine in beiden

---

[1]) Ich habe im Texte des Romanos dem Metrum zulieb *γὰρ* nach *Ἀγρικόλαος* gesetzt. In AD fehlt *γὰρ*, in P steht es, wie im Passiotext, nach *ἄγριος*. Doch ist da nicht an direkten Zusammenhang zu denken, sondern es ist nur nachträglich von einem Redaktor die natürliche Wortfolge eingeführt.

[2]) A. a. O. S. 708 ff. Joh. Haußleiter, ebenda S. 978—988, hat auch für die Echtheit des „Testaments der Vierzig Märtyrer" beachtenswerte Gründe vorgebracht, und N. Bonwetsch ist ihm in seiner neuen Ausgabe des Testaments, Studien zur Geschichte der Theologie und Kirche 1 (1898) 71—95, beigetreten (vgl. S. 83 ff.). Doch will ich auf diese Seitenfrage hier nicht eingehen. Zur Bedeutung des Testaments für die Geschichte und Geographie vgl. auch Fr. Cumont, Sarin dans le testament des martyrs de Sebaste, Anal. Boll. 25 (1906) 241 f. Den Text des Testaments findet man jetzt auch bei R. Knopf, Ausgewählte Märtyrerakten, Tübingen und Leipzig 1901 S. 107 ff.

[3]) Acta martyrum selecta S. IX („ein Abdruck des in dieser Gestalt minderwertigen Martyriums der XL"). Auch O. Bardenhewer, Geschichte der altkirchl. Lit. II (1903) 641, glaubt, daß die Frage nach der Echtheit bzw. dem historischen Wert der Passio einer neuen Untersuchung bedürfe.

[4]) Sehr auffällig ist aber die Übereinstimmung des Ephräm mit der Passio in einem offenbar beabsichtigten Klangspiel: *λάβε οὖν τὰς ζώνας ἡμῶν   λάβε καὶ τὰ σώματα* Ephräm 347 A = *Δέχου καὶ τὰς ζώνας ἡμῶν καὶ τὰ σώματα* Passio 175, 6. Wenn das Enkomion zuerst syrisch abgefaßt und erst von einem Griechen ins Griechische übersetzt worden ist (vgl. oben S. 78 Anm. 4), bleibt dieses Zusammentreffen unerklärlich, man müßte denn annehmen, Ephräm sei hier in seinem syrischen Original wörtlich der griechischen Passio gefolgt und der Übersetzer sei dann von selbst auf den ursprünglichen griechischen Wortlaut mit dem Klangspiel verfallen. Gegen die Hypothese, daß Ephräm, der selbst *Ἑλληνικῆς παιδείας ἄμοιρος* war (Sozomenos, Migne, Patr. gr. 67, 1089 B), dieses Enkomion etwa mit Hilfe eines Griechen griechisch formuliert habe, spricht die oben erwähnte Preisgabe des Wortspieles mit *Ἀγρικόλαος*. Zur Überlieferung der griechischen Übersetzungen des Ephräm und zu ihrem Verhältnis zu den Originalen vgl. J. Gildemeister, Über die in Bonn entdeckten neuen Fragmente des Macarius. Zweites Wort. Elberfeld 1867 S. 16; 27 f.

[5]) Wenn nicht etwa Ephräm dieses in der griechischen Überlieferung fehlende Motiv aus einer syrischen Quelle geschöpft hat. Daraufhin (und auf anderes) sollte ein des Syrischen Kundiger die von P. Bedjan, Acta martyrum selecta 3 (Paris—Leipzig 1892) 355 ff. edierten syrischen Akten der hll. Vierzig vergleichen.

Texten inhaltlich identische Rede, die in der Alternative gipfelt: Entweder Ehre und Reichtum oder Strafe und Martern (Strophe ιβ'—ιγ' = Passio 172, 7 ff.; hier derselbe Gedanke noch einmal 174, 30 ff.; im Liede ist beides zusammengezogen). Dann erst bei der zweiten Vorführung der Vierzig folgt die Antwort (im Liede der Heiligen, in der Passio eines aus ihnen) mit dem unfreundlichen Wortspiel (Str. ιδ' = P. 173, 11 ff., wo das Namensspiel dann noch in der Anrede ἄγριε — ἀγριώνυμε 173, 17—19 fortgesetzt wird). Ebenso sind nur dem Liede und der Passio gemeinsam: die Erwähnung des Hegemon und des Dux (Str. ι' = Passio 172 ff.) — bei Basilios, Gregor und Ephräm hat die rhetorische Scheu vor konkreter Sachlichkeit beide Titel unterdrückt —; endlich die vergebliche Steinigung der Heiligen vor ihrem Martyrium auf dem See (Str. ιε' = P. 175, 8 ff.).

Beide Lieder betrifft endlich eine Hauptfrage. Wie ist es zu erklären, daß Romanos den Heldentod der Vierzig geradezu als einen persönlichen Sieg über den Teufel feiert? In Lied I, das eine förmliche Diatribe über das Verhältnis des Teufels zu Gott und den Menschen bildet, widmet der Dichter dem Satan nicht weniger als zehn Strophen (δ'—ιγ'). Aber auch in Lied II wird immer wieder betont, daß es sich um einen Kampf gegen den Satan handelte; vgl. Strophe β' 3, ϛ' 4, η' 5, θ' 10, ι' 1 ff., ιε' 1 ff., ιϛ' 4, ιη' 8. Bei Basilios und Gregor fehlt das Teufelsmotiv ganz; bei Ephräm werden zwar die „δαίμονες", „Βελίαρ", „ὁ πλάνος", „ὁ σατανᾶς" einigemal erwähnt (342 B, 344 E, 346 F, 349 E), aber nur beiläufig und ohne jede besondere Akzentuirung. Dagegen spielt in der Passio der Kampf gegen den Teufel eine ähnliche Rolle wie bei Romanos. Ausdrücklich wird hier (174, 14 f.) hervorgehoben, daß drei Feinde gegen die Vierzig kämpften, der Satan, der Dux und der Präses (*νῦν οὖν τρεῖς εἰσιν οἱ πολεμοῦντες ἡμᾶς· ὁ σατανᾶς καὶ ὁ δοὺξ καὶ ὁ ἡγεμών*). Dieselbe Bundesgenossenschaft erwähnt das Lied II ι' 5 f. (*οἱ δὲ τοῦ ἐναντίου ὑπερασπισταί, ὁ δοὺξ καὶ ὁ ἡγεμών*). Ähnlich werden der Hegemon und der Dux mit dem Kopfe und Schwanze des Teufels verglichen und beide als Diener des Satans bezeichnet, Passio 175, 27 ff. (. . . . *ὑμεῖς οἱ δύο ὑπηρέται ἐστὲ τοῦ σατανᾶ*). Später (176, 30 ff.) erscheint der Teufel personifiziert mit einem Dolch in der Rechten, einem Drachen in der Linken und flüstert dem Agrikolaos ermutigenden Rat ins Ohr (*ἐφάνη δὲ καὶ ὁ διάβολος τῇ δεξιᾷ χειρὶ κατέχων μάχαιραν, τῇ δὲ ἀριστερᾷ δράκοντα· ἔλεγεν δὲ πρὸς τὸ οὖς Ἀγρικολάου· Ἐμὸς εἶ, ἀγωνίζου*). Endlich bekennt der Satan sich als besiegt, verwandelt sich in einen Mann, schlingt die Hände um seine Knie, klagt über seine beschämende Niederlage, die er der Minderwertigkeit seiner Diener (des Dux und des Präses) zuschreibt, und kündet an, daß er die Leichen der Heiligen verbrennen und in den Fluß werfen lassen wolle, damit kein Überrest gefunden werden könne (179, 5—12). Zuletzt wird der Teufel noch einmal von einem der Vierzig (Kyrion) im Dankgebet erwähnt (179, 17: *τὸν σατανᾶν κατῄσχυνας*).

Darnach kann es keinem Zweifel unterliegen, daß Romanos die Idee, das Martyrium der hll. Vierzig vornehmlich vom Gesichtspunkte des Kampfes der durch göttliche Gnade gestärkten Menschen gegen die Ränke des Teufels zu betrachten, aus der Passio geschöpft hat. Aus derselben Quelle ist auch die stark abgeblaßte Schilderung der Rolle des bösen Feindes bei Ephräm geflossen. Der Prüfung bedarf noch die Sonderfrage, durch welche dogmatische Streitigkeiten die ausführliche Abschweifung des Romanos zur Frage, ob der Teufel die Zukunft voraussehen könne (Lied I ια'—ιγ'), veranlaßt worden ist.

Romanos hat also für beide Lieder als Hauptquelle die Passio benützt; außerdem hat er für einzelne Motive Reminiszenzen aus den Reden des Ephräm, Basilios und Gregor

verwertet. Aber auch Ephräm hat außer der Rede des Basilios, auf die er selbst hinweist (s. o. S. 79), ein Martyrium, bzw. mündliche Mitteilungen des hl. Basilios über dasselbe benützt; seine Quelle scheint Einzelheiten enthalten zu haben, die in dem uns bekannten Texte fehlen. Auch Gregor von Nyssa, der in einigen Punkten von Basilios abweicht,[1]) hat außer Basilios, dem er wie Ephräm die Anregung zur Behandlung des Stoffes verdankte, eine andere Quelle verwertet, offenbar eine Passio. Endlich hat auch Basilios, wie sich aus dem mehr andeutenden als konkret erzählenden Tone seiner Darstellung schließen läßt, die Kenntnis der Details der durch ihre merkwürdigen Umstände leicht sich dem Gedächtnis einprägenden Geschichte bei seinen Hörern vorausgesetzt; die Quelle dieser Kenntnis kann aber doch wohl nur eine schon damals verbreitete Passio gewesen sein. Mithin ist durch drei Zeugen des 4. Jahrhunderts und einen des 6. Jahrhunderts die Existenz eines alten Martyriums festgestellt, wodurch die Annahme des hohen Alters und der Echtheit des uns erhaltenen Textes eine gewichtige Stütze erhält (vgl. oben S. 81), wenn auch nicht völlig klargestellt werden kann, wie sich das alte Martyrium und die von Romanos benützte Redaktion zu dem uns erhaltenen Texte verhalten.

Eine Eigentümlichkeit der alten Passio läßt sich aus unseren Texten erschließen. Es handelt sich um die Mutterepisode. Basilios erzählt diese für das ganze Martyrium so charakteristische Geschichte auffallender Weise erst, nachdem er schon berichtet (522 AB), daß die Leichen der übrigen Märtyrer verbrannt und ihre Reste in den Fluß geworfen worden sind, also anhangsweise und losgelöst vom Zusammenhang der Ereignisse. Die Verbindung mit der scheinbar schon abgeschlossenen Rede wird notdürftig hergestellt durch eine rhetorische Wendung im Schlußgebet: Die Väter sollen wünschen, daß so ihre Söhne seien und die Mütter sollen sich durch die Erzählung von einer guten Mutter belehren lassen (*αἱ μητέρες καλῆς μητρὸς διήγημα διδαχθήσωσαν* 524 A). In ähnlicher Weise ist die Mutterepisode am Schlusse nachgetragen im kleinen Synaxar (ed. Delehaye). Die Verbindung bildet hier der Satz: *Οὕτω δὲ ἄρα αὐτοῖς καὶ τοκεῦσιν ἀσπαστὸς καὶ καθ' ἡδονὴν ὁ θάνατος ἐνομίζετο, ὡς καταλειφθέντα τινὰ κτλ.* In anderen Quellen ist diese Inkonzinnität vermieden: Gregor bietet zwar auch über die Mutterepisode, wie über das übrige Detail, nur ganz allgemeine schönrednerische Andeutungen, aber an richtiger Stelle. Ephräm erzählt sie ebenfalls richtig nach Erwähnung des Martyriums auf dem See; doch bildet sie bei ihm den Schluß; die folgenden Ereignisse (Verbrennung der Leichen u. s. w.) übergeht er mit Stillschweigen. In Ordnung ist die Reihenfolge der Ereignisse auch in der Passio (ed. Gebhardt), wo der Name des Sohnes (Meliton) erwähnt wird. Basilios hat also, wenn nicht alles täuscht, zuerst eine Passio benützt, in der die Mutterepisode fehlte, und diese aus einer anderen, vielleicht separaten Überlieferung nachträglich seiner Rede zugefügt. Auf eine Redaktion des Berichtes, in der die Muttergeschichte für sich stand, geht wohl auch das kleine Synaxar (ed. Delehaye) zurück. Aber auch das Enkomion des Ephräm, das in der überreich ausgeführten Muttergeschichte gipfelt und mit ihr bzw. einem Gebete des Ephräm an die Mutter abschließt, ohne die zur Erklärung

[1]) Vgl. Bonwetsch, Neue Kirchl. Zeitschr. 3 (1892) 707.

der Mutterepisode schwer zu entbehrenden weiteren Ereignisse zu erwähnen, weist auf eine ähnliche Tradition hin. Bei Romanos endlich kommt Lied I für diese Spezialfrage nicht in Betracht, weil er sich hier direkt an Ephräm angeschlossen hat. In Lied II, das die ganze Leidensgeschichte erzählt, bildet eine kurze Erwähnung der Mutterepisode das Ende der Darstellung (Str. ιη′ 1 ff.), nachdem schon vorher (Str. ιζ′ 11 f.) die Verbrennung der Leichen und ihre Versenkung in den Fluß erzählt worden ist. Mithin gehört auch Romanos in die Gruppe der Darstellungen, die eine getrennte Überlieferung der Mutterepisode voraussetzen.

Anhangsweise noch einige Bemerkungen über die Metrik des ersten Liedes. Zum Bau der berühmten Strophe *Τὸ φοβερόν σου* vgl. Krumbacher, Stud. 96 ff. Maas, Chronol. 36 ff. und Umarb. 580 f. Zu den Prooemien Maas, Umarb. 582 f.

Vers 3. In Vers 3 der Strophen ist auch in unserem Liede nicht eine bestimmte Form des Stückes 3^{1-2} konsequent durchgeführt, sondern zwei Formen und zwar die früher (Stud. 105) mit A bezeichnete (7 + 7 Silben) in Strophe β′ γ′ ζ′ η′ ια′ ιγ′, die mit B bezeichnete (8 + 6) in α′ δ′ ε′ ς′ ϑ′ ι′ ιβ′ ιδ′ ιε′ ις′ ιζ′ ιη′ ιϑ′. Auffälliger als diese auch durch andere Lieder bestätigte Schwankung, für die ich freilich noch immer keine befriedigende Deutung weiß, ist eine Unregelmäßigkeit in

Vers 4. Der harmonische Bau dieses Verses (— ⏑ ⏑ —́ ⏑ — ⏑ ⏑ —́ ⏑ ⏑ — ⏑ — ⏑ —́ ⏑, also a a b) ist in unserem Liede öfter gestört durch die falsche Trennung: — ⏑ ⏑ — ⏑ ⏑ — ⏑ — ⏑ ⏑ — ⏑ — ⏑ —́ ⏑, nämlich in Strophe γ′ ε′ ς′ ϑ′ ι′ (wo aber eine Korruptel) ιβ′ ιε′. Erschwert wird der Fall noch durch abweichenden Schlußaccent in 4^1 (d. h. nicht — ⏑ ⏑ —́ ⏑ ⏑, sondern ⏑ — ⏑ ⏑ —́ ⏑ oder ähnlich) in ς′ (*ἐκείνῳ βασκαίνων*), ϑ′ (*ὁ γεννηϑεὶς ἄνω*), ιβ′ (*ἡδὺς αὐτῷ Κάϊν*). Darnach ist wohl anzunehmen, daß der Verfasser die Gruppe 4^{1-2} als einen Vers behandelt und damit auf ein schönes Stück der harmonischen Strophenarchitektur verzichtet hat. Ich habe daher auch im Texte die ursprünglich vorgenommene Teilung aufgegeben.

Vers 2. Auffällig ist, daß Vers 2^2 mehrmals trochäischen Schluß hat, nämlich in Strophe η′ ια′ ιβ′ ιζ′ ιϑ′.

Metrische Fehler durch Verderbnis. Außer der legitimen Schwankung in Vers 3 und den offenbar beabsichtigten Abweichungen in Vers 4 und Vers 2 bietet die Überlieferung des Liedes noch einige metrische Verstöße, die aus Korruptel oder aus besonderen Gründen (Eigennamen) zu erklären sind. Es sind folgende Fälle: Strophe α′ 3^3; δ′ 3^2; η′ 7^2; ι′ 3^1, 4^1; ιβ′ 3^1, 3^2 (Eigenname!), 7^1; ις′ 3^2, 6^3; ιζ′ 1^3, 6^1; ιη′ 6^3, 7^1, 7^2; ιϑ′ 2^2.

Rückblick. Eine abschließende Untersuchung über die Arbeitsweise und die Quellen des Romanos wird sich erst geben lassen, wenn eine kritische Gesamtausgabe vorliegt. Aber schon aus den Stücken, die Pitra ediert und die ich früher und in der vorliegenden Abhandlung mit Quellenanalysen veröffentlicht habe, ergibt sich folgendes: Hinsichtlich der Darstellungsweise können wir bei Romanos zwei Hauptarten von Liedern unterscheiden: 1. eine konkret erzählende, 2. eine räsonnierende. 1. Zuweilen beschränkt sich R. auf eine einfache poetische Nacherzählung der Legende. In anderen Liedern folgt er zwar im allgemeinen der überlieferten Erzählung, erlaubt sich aber starke Kürzungen und Ausschmückungen. 2. Für sich stehen die Lieder, die den konkreten Erzählungsstoff nur andeutend berühren, ihn aber dann als Ausgangspunkt für allerlei theoretische z. B. dogmatische, polemische oder moralische Erörterungen benützen. Beide Hauptarten erscheinen in verschiedenen Formen und Zwischenstufen. Wiederholt hat R. beide Behandlungsweisen angewandt derart, daß er zuerst in einem Lied die konkrete Erzählung wiedergibt, dann in einem zweiten bei seinen Hörern schon genügende Vertrautheit mit dem Stoffe voraussetzt und ihn als Grundlage für verschiedenartige theologische Betrachtungen verwertet. Das ist z. B. der Fall bei den zwei Liedern auf die hll. Vierzig. In dem Liede, das in der Hs P und darnach in der obigen Ausgabe an zweiter Stelle steht, ist die Erzählung mit einer reichen Auswahl von Einzelheiten gegeben, im ersten Lied wird der Stoff, dessen allgemeine Kenntnis hier schon vorausgesetzt wird, zu breiten theologischen Ausführungen (über den Teufel) verwertet.[1]) Natürlich ist die klare Einsicht in diese verschiedenartige Arbeitstechnik des Dichters für die Beurteilung seiner literarischen Persönlichkeit wie auch für die Echtheitsfrage von Bedeutung.

Auch die Quellenforschung bei Romanos hat auf die verschiedenartige Behandlung des konkret Inhaltlichen Rücksicht zu nehmen. Die wichtigsten Quellen für die Erzählungsstoffe sind die Heiligen Schriften und die Märtyrer- und Heiligengeschichten. Dadurch werden die Kirchenlieder von größter Wichtigkeit für die Geschichte der hagiographischen Literatur, für die Rekonstruktion verlorener oder lückenhafter Texte,[2]) für die genealogische Untersuchung der sonstigen Überlieferung, für Beurteilung der Echtheit oder Glaubwürdigkeit von Prosatexten[3]) u. s. w. Die vollständige Veröffentlichung der Kirchenlieder wird daher auch für eine tiefergehende Forschung auf dem hagiographischen Gebiete neues Material und wohl auch neue Gesichtspunkte erschließen. Umgekehrt ist natürlich auch das Studium der Prosatexte für die

[1]) In der Gesamtausgabe ist in solchen Fällen das räsonnierende Lied nach dem erzählenden zu stellen, also Lied I auf die hll. Vierzig nach Lied II (vgl. den Dispositionsplan von P. Maas S. 108). Wahrscheinlich entspricht die angedeutete Ordnung auch der Entstehungszeit der Lieder auf das gleiche Thema. Bei den Liedern auf die hll. Vierzig spricht für die Annahme, daß das „räsonnierende“ Lied (oben S. 16 ff.) nach, vielleicht lange Zeit nach dem erzählenden entstanden sei, die Bezeichnung κύρου in der Akrostichis, wenn meine Vermutung (Akr. S. 639 f.) richtig ist, daß Romanos diesen Titel erst im späteren Alter erhalten oder angenommen habe.

[2]) Z. B. der Geschichte des hl. Menas und der des hl. Tryphon. Vgl. oben S. 44 ff. und unten S. 99 ff.

[3]) Vgl. oben S. 87. Die Wichtigkeit der Kirchenlieder für die Geschichte der berühmten Legende vom hl. Georg erweise ich in einer in der Hauptsache schon abgeschlossenen Arbeit, die demnächst erscheinen soll.

Interpretation und zuweilen für die Emendation der Lieder nicht zu entbehren. Da es aber auf beiden Seiten noch an vollständigen Ausgaben fehlt, steht die wissenschaftliche Arbeit vor einem Zirkel: Für eine völlig genügende Ausgabe der Lieder wäre eine Ausgabe aller stofflich zugehörigen Prosatexte erforderlich, für eine kritische Sammlung der Prosatexte eine Ausgabe aller aus ihnen abgeleiteten Lieder. Praktisch wird nichts übrig bleiben als Kompromisse: die Editoren beider Gruppen werden sich vorerst, so gut es geht, mit dem edierten Material behelfen müssen. Das eine kann aber schon jetzt nach den wenigen oben gegebenen Proben und besonders nach der noch nicht veröffentlichten Untersuchung über die Lieder auf den hl. Georg als leitender Grundsatz aufgestellt werden: Wenn Romanos — vermutlich gilt das auch von den übrigen Hymnendichtern — in stofflichen Einzelheiten über die uns bekannten Quellen hinausgeht oder von ihnen abweicht, so ist nicht an freie Erfindung zu denken, sondern anzunehmen, daß er eine uns nicht erhaltene oder noch nicht veröffentlichte Redaktion der dem Liede zugrunde liegenden Märtyrer- oder Heiligengeschichte verwertet hat.

Außer den Heiligen Schriften und den hagiographischen Quellen hat Romanos auch andere Werke, aber soweit ich sehe, nur sekundär, beigezogen. Die interessanteste dieser Nebenquellen sind in literarhistorischer Hinsicht die in griechischer Übersetzung überlieferten metrischen Homilien des Syrers Ephräm († 373). Doch sind sichere Spuren ihrer Benützung bis jetzt nur im Liede auf das Jüngste Gericht[1]) und im ersten Liede auf die Vierzig Märtyrer[2]) nachgewiesen.[3]) Die Abhängigkeit des Romanos von Ephräm beschränkt sich also anscheinend auf wenige Stoffe, und wie weit er von serviler Imitation entfernt ist, ist oben (S. 83) gezeigt worden. Im Liede auf den jüngsten Tag hat Romanos allerdings außer einzelnen Zügen auch einen Teil der Disposition von dem Syrer übernommen; aber auch hier erscheint das Verhältnis des Romanos zu Ephräm in einem anderen Lichte, wenn man das Lied als Ganzes mit der Homilie zusammenhält, als wenn man nur die aus dem Kontext ausgehobenen Parallelstellen betrachtet. Die Tatsache, daß Romanos sich nur auf wenigen kurzen Strecken seines langen Dichterweges an Ephräm angeschlossen hat, muß

---

[1]) Von dem der Wissenschaft leider viel zu früh entrissenen Dr. Th. Wehofer, der durch reiches Wissen und idealen Sinn ein Semester lang auch im byzantinischen Seminar der Universität München belebend gewirkt hat. Er hatte seine „Untersuchungen zur Apokalypse des Romanos“ zuerst zum Zwecke der Habilitation in einigen Exemplaren als Manuscript (Regensburg 1902) drucken lassen. Jetzt ist diese Schrift mit einigen anderen Inedita aus seinem Nachlaß herausgegeben worden von A. Ehrhard und P. Maas, unter dem Titel „Untersuchungen zum Liede des Romanos auf die Wiederkunft des Herrn“, Sitzungsber. d. phil.-hist. Kl. der Wiener Akad., 154. Band, V. Abhandlung, Wien 1907.

[2]) Vgl. oben S. 82 f.

[3]) D. Rousso, Studii Bizantino-Romîne, Bukarest 1907 S. 50, zeigt, daß eine Episode im Liede I auf den hl. Joseph (Gebet Josephs am Grabe seiner Mutter Rachel), das ich einst mit Pitra dem Romanos zugeteilt hatte (Stud. S. 218), aus Ephräm stammt. Doch ist die Autorschaft des Romanos für das Lied weder durch äußere Zeugnisse noch durch stilistische Gründe gewährleistet. Vgl. Krumbacher, Akr. S. 614. Daß nunmehr Ephräm als Quelle erwiesen ist, könnte man zu gunsten der Zuteilung des Liedes an Romanos anführen; aber natürlich konnte auch ein anderer Dichter auf den viel gelesenen griechischen Ephräm verfallen. Die Frage muß neu geprüft werden. — Den Dialog der Sünderin mit dem Salbenhändler (Pitra, An. S. 89), den Rousso a. a. O. S. 50 ebenfalls aus Ephräm abgeleitet hatte, will er jetzt (brieflich) auf Pseudo-Chrysostomos, Migne, Patr. gr. 59, 531, zurückführen. Das Verhältnis ist aber wohl umgekehrt: Pitra hat es (S. 681) sehr wahrscheinlich gemacht, daß ein großer Teil des Liedes XII in die genannte Homilie des Ps.-Chrysostomos übergegangen ist.

gegenwärtig stark betont werden, weil die Nachweise von W. Meyer und Hubert Grimme über den syrischen Ursprung der griechischen Hymnenpoesie und besonders die in ihren Schlußfolgerungen über das Ziel schießende Monographie von Wehofer geeignet sind, irrtümliche Vorstellungen von der geistigen Abhängigkeit des Romanos von dem Syrer zu erwecken und dadurch das literarische Bild des griechischen Dichters zu trüben.[1]) Eine völlige Klarlegung des Verhältnisses des Romanos zu Ephräm wird sich erst geben lassen, wenn wir einmal eine brauchbare Ausgabe der Graeca des Ephräm haben und wenn auch seine syrisch überlieferten Werke in die Untersuchung miteinbezogen werden.

Außer Ephräm hat Romanos für die Ausschmückung einzelner Stoffe wie für seine dogmatischen und moralischen Ausführungen Schriften der Kirchenväter beigezogen, z. B. Johannes Chrysostomos,[2]) Basilios, Gregor von Nyssa.[3]) Reichere Nachweise werden gewiß folgen, sobald die Gesamtausgabe des Romanos vorliegt. Sie wird durch quellenkritische Probleme wie durch andere philologische Aufgaben den Hunger unserer zahllosen Doctoranden nach unberührten Themen wohl auf einige Zeit befriedigen.

---

[1]) Ich muß gestehen, daß ich selbst in meiner kurzen Darstellung der byzantinischen Literatur (Kultur der Gegenwart I 8, 2. Aufl. 1907, S. 265) unter dem Eindrucke der Schrift von Wehofer durch den Ausdruck „zahlreiche Motive" zur Verbreitung einer solchen Vorstellung vielleicht etwas beigetragen habe, obschon ich die Originalität des Romanos auch dort gebührend hervorhob.

[2]) Nachgewiesen von D. Rousso a. a. O. S. 51.

[3]) Vgl. oben S. 82 ff. und Maas, Chronol. 13 ff.

II. Zur Echtheitsfrage bei Romanos.

Vorbemerkung.

Die fast einzige äußere Bezeugung der Verfasser der griechischen Kirchenlieder bilden die den Namen enthaltenden Akrosticha; die den Autor nennenden Randnoten spielen keine erhebliche Rolle. Nach den Akrosticha sind die uns überlieferten Massen der griechischen Kirchendichtung auf eine Reihe von Dichtern verteilt worden, die leider vielfach nur leere Namen oder unklare Homonyma darstellen. Obschon die akrostichischen Autorenvermerke in der Kirchenpoesie wie in anderen Gattungen und in anderen Literaturen im allgemeinen als zuverlässig gelten dürfen, sind doch gegen ihre Glaubwürdigkeit im einzelnen schwere und zum Teil sicher berechtigte Bedenken laut geworden. Daß insbesondere das literarhistorische Bild des Romanos durch Fälschungen getrübt ist, hat schon Pitra bemerkt und mehrere Lieder, freilich nur auf Grund ästhetischer Erwägungen, aber zum Teil wohl mit Recht, als untergeschoben bezeichnet. Ganz aktenmäßig konnte der Beweis einer Fälschung geführt werden bei dem Liede auf den hl. Johannes den Täufer, das in P unter dem Namen des Romanos, in Δ unter dem des Domitios überliefert ist, und zwar ist der Name des Domitios ursprünglich, der des Romanos gefälscht, jedenfalls von einem späteren Verehrer des Dichters, der seinem Ruhmeskranz noch ein Blättchen hinzufügen oder das Lied besonders empfehlen wollte.[1]) Bedenken erweckte der Titel *κύρου*, der in drei Liedern dem Dichternamen *Ῥωμανοῦ* vorausgesetzt ist.[2]) Allgemeine, durch keine Argumente gestützte Zweifel an der Glaubwürdigkeit des Autornamens in der Akrostichis hat A. Papadopulos-Kerameus geäußert.[3]) Dann hat aber P. Maas überzeugend nachgewiesen, daß ein Lied mit dem Namen des Romanos in der Akrostichis gefälscht sein muß, weil es den Bildersturm erwähnt, und hat gleichzeitig eine Reihe anderer Lieder verdächtigt, ja sogar ganze „Nester“ von Fälschungen im Codex P angenommen.[4]) Hier ist nun

---

[1]) Näheres bei Krumbacher, Umarbeitungen S. 42 ff.; vgl. auch S. 94 ff. Dazu P. Maas, Chronol. S. 32 Anm.

[2]) Vgl. Krumbacher, Akr. S. 639 f.

[3]) *Νέα Ἡμέρα* vom 27./11. Jan. 1902 (ἀρ. 1413).

[4]) Chronol. S. 32 ff., bes. 42. Unklar bleibt, wie man zur Zeit des Bildersturmes eine offenbare Polemik gegen diese zeitgenössische Häresie (*κατὰ αἱρετιζόντων καὶ τὰς στήλας τῶν ἁγίων μὴ προσκυνούντων*) einem Dichter in den Mund legen konnte, der, wie damals gewiß noch allgemein bekannt war, im 6. Jahrhundert lebte. Mußte sich dadurch der Fälscher nicht jedem Kundigen verraten? Die Frage muß im Zusammenhang mit der allgemeinen Frage geprüft werden, welche Absicht bei den Unterschiebungen verfolgt wurde. Vermutlich wollte man die Lieder und ihren Inhalt durch einen berühmten Namen empfehlen. Man sollte für diese gutmeinende Art von „Fälschern“ eine weniger verletzende Bezeichnung finden.

Vorsicht nötig. Man darf, nachdem der eine Wurf geglückt ist, nicht das Kind mit dem Bade ausschütten. Maas hat seine Verurteilung mehrfach auf logischen und ästhetischen Argumenten, inhaltlicher Unklarheit, schlechter Darstellung, Geschmacklosigkeit aufgebaut. Solche Argumente sind bei der Prüfung von Echtheitsfragen immer mit großer Reserve anzuwenden, ganz besonders aber bei einem Autor, von dem uns weder das äußere Leben, noch der Bildungsgang, noch die literarische Tätigkeit, noch die äußeren Anlässe des Schaffens genügend bekannt sind, einem Autor, dessen literarisches Gesamtbild noch so sehr der objektiven Herausarbeitung und Sicherstellung bedarf. Wenn wir uns hier auf innere Indizien verlassen, laufen wir immer Gefahr, uns im Zirkel an der Nase zu führen. Namentlich solange nicht der ganze Nachlaß, sowohl die sicheren als die zweifelhaften Lieder in einer bequem zu benützenden Ausgabe vorliegen. Auch die anonymen Lieder, die man mit einiger Sicherheit der alten Zeit (6. bis 7. Jahrhundert) zuweisen kann, werden für die Scheidung zwischen Romanos und Fälscher als nützliche Tertia comparationis beizuziehen sein. Zunächst hat die auf inneren Argumenten ruhende Athetierung einzelner Lieder meist nur eine subjektive und provisorische Bedeutung.

Eine befriedigende Behandlung des Authentieproblems wird sich also erst nach Vollendung der Gesamtausgabe erwarten lassen. Erst dann wird es möglich sein, jedes Lied auf der Folie der Gattung zu betrachten und alle jene verfeinerten Untersuchungsmethoden anzuwenden, die wir im Laufe der Zeit an so vielen Autoren, wo ähnliche Fragen vorliegen, gelernt haben.[1]) Wir werden die Tatsachen der Dispositionsweise, der stofflichen Behandlung, des Verhaltens zu den Quellen, der theologischen Anschauung und Ausdrucksweise, der stilistischen, lexikalischen, grammatischen und metrischen Form im Zusammenhang betrachten und mit ihnen operieren können. Wichtige Dienste wird u. a. ein vollständiger Index der Wörter und auffälligen Formen leisten. Dann werden auch jetzt noch fernestehende Forscher, die sich an anderen Authentieproblemen den Blick geschärft haben, in die Untersuchung eingreifen und sie aus den Niederungen subjektiver Eindrücke auf die Höhe objektiver und bleibender Geltung führen können, wenn auch nicht daran zu denken ist, daß die Akten bald zum völligen Abschluß kommen werden. Schon jetzt vermögen wir die für das Problem wichtige Tatsache zu erkennen, daß Romanos in der Behandlung der Stoffe sehr ungleich zu Werke ging und z. B. bald eine theologisch-moralisch räsonnierende Darstellung, bald eine naiv konkrete Erzählung, bald irgend eine Mittelstufe bevorzugt, daß er sich bald merkwürdig eng an die Stoffquelle anschließt, bald sich in freien Nutzanwendungen bewegt.[2]) Wenn also die Erzählung in einem Liede sich auf lakonische Notizen und dunkle Andeutungen beschränkt, so darf daraus kein Schluß auf Unechtheit gezogen werden; wir können annehmen, daß Romanos denselben Stoff in einem anderen uns verlorenen Lied klarer behandelt hat und die Kenntnis dieses Liedes voraussetzt.[3])

---

[1]) Es wäre eine lockende Aufgabe, die Psychologie der wirklichen und der vermeintlichen Fälschungen in der Weltliteratur oder wenigstens auf griechischem und lateinischem Boden, wie auch die mannigfaltigen Wandelungen und die allmähliche Verbesserung der Untersuchungsmittel im Zusammenhang zu betrachten. Dadurch würde vermutlich die Methodenlehre (bes. die Lehre von der hier gebotenen Vorsicht) gefördert werden.

[2]) Vgl. oben S. 89.

[3]) Der Fall ist möglich, aber allerdings nicht wahrscheinlich. Denn die späteren Redaktoren von Blumenlesen aus der alten Poesie haben naturgemäß die an Erzählungsstoff reicheren Lieder den räson-

Wenn einmal der ganze wohlbezeugte Nachlaß des Romanos in zuverlässiger Textgestaltung vorliegt, wird man auch an das schwierige, von Pitra öfter gestreifte Problem herantreten dürfen, was von den zahlreichen Fragmenten, in denen der Autorname durch Strophenausfall verloren gegangen ist, für Romanos zu beanspruchen ist. Zuletzt wird auch die noch von niemandem aufgeworfene umgekehrte Frage zu prüfen sein, ob nicht anonym oder unter fremden Namen überlieferte Lieder dem Romanos gehören. In diesem Zusammenhang bedarf endlich die Frage der Aufklärung, ob nicht etwas wie eine „Schule des Romanos" existiert hat.

Von allen Fragen der Romanosforschung ist das Echtheitsproblem zur Zeit am wenigsten geignet, im größeren Umfang und in methodischer Weise behandelt zu werden. Doch wollte ich in diesen Vorstudien auch um diese Fragen nicht ganz herumgehen, beschränke mich aber auf einige kurze Bemerkungen über zwei Lieder.

1. Der hl. Menas.

Das Lied bietet sowohl in seiner stilistischen und metrischen Form als in der allgemeinen Behandlung des Stoffes auffällige Erscheinungen, die betrachtet werden müssen, um zum Authentieproblem oder zur genaueren Charakteristik des echten Dichters einen Beitrag zu gewinnen. Ich beginne mit den metrischen und sprachlichen Dingen.

Die Akrostichis *Τοῦ ταπινοῦ Ῥωμανοῦ ἔπος* kommt in dieser Form nur bei unserem Liede vor; zweimal dagegen die sehr ähnliche Form *Τοῦ ταπεινοῦ Ῥωμανοῦ τὸ ἔπος* und einmal die Form *Τὸ ἔπος Ῥωμανοῦ ταπεινοῦ*. Wie die in Akr. S. 630 f. gegebene Übersicht lehrt, läßt sich mit der Tatsache der Isoliertheit der Akrostichis für die Kritik nichts anfangen; denn Romanos liebt große Mannigfaltigkeit in der Formulierung der Akrostichis, und mehrere Formen stehen allein. Bemerkenswert aber ist die Tatsache, daß das Epithet *ταπεινοῦ* hier zweifellos ursprünglich antistöchisch durch *ταπινοῦ* wiedergegeben war. Wie ich, Akr. S. 653 ff., gezeigt habe, sind unter 52 Gedichten mit dem Namen des Romanos, die *ταπεινοῦ* enthalten, 14, in denen die antistöchische Form *ταπινοῦ* sicher bezeugt ist. Zu ihnen muß nun auch noch das Lied auf den hl. Menas gezählt werden. Aus der Art, wie die Gruppe *ΕΙ* in P überliefert ist, wird sofort klar: in der Vorlage von P hat ein ganz ungeschickter, aber um die Orthographie bekümmerter Redaktor die Schreibung *ΕΙ* dadurch hergestellt, daß er die ersten Verse der Strophe mit *Ι* umarbeitete, um die Initiale *Ε* zu erzielen, und dann die ursprüngliche Strophe mit *Ι* unverändert folgen ließ; so mußte dieselbe Strophe mit einer leichten Änderung im ersten Verse zweimal figurieren, nur damit das Auge des Lesers nicht durch die Form *ΤΑΠΙΝΟΥ* beleidigt werde. Der Schreiber von P bemerkte diese plumpe Operation, nachdem er die drei ersten Kurzverse mit *Ι* abgeschrieben, und verzichtete dann auf den Rest der Strophe, ließ aber einen freien Raum, um die Gleichmäßigkeit des Seitenaspekts nicht zu stören und etwa aus einer andern Hs eine andere Form dieser Strophe zu ergänzen. Für die Charakteristik des gewissenhaften und braven, aber wenig selbständigen Schreibers von P ist diese

nierenden oder bloß eine Episode behandelnden vorgezogen. Das sieht man recht deutlich an der Überlieferung der zwei oben besprochenen Lieder auf die hll. Vierzig. Von dem erzählenden Lied (II) ist der volle Text in 3 Hss erhalten, größere Fragmente in 4 Hss, von dem räsonnierenden (I) der ganze Text nur in P, ein kleines Fragment in V.

Beobachtung von Wichtigkeit. Anderseits ist die Tatsache, daß in der Vorlage von P ein so kecker und törichter Ergänzer gewirtschaftet hat, für die Beurteilung mancher auffälligen Dinge in dieser Hs beachtenswert. Nun ist in Akr. S. 654 gezeigt worden, daß die Kurzform *ταπινοῦ* nur in Liedern mit dem Namen des Romanos vorkommt,[1]) während die 12 Beispiele des Epithets *ταπεινοῦ* bei anderen Dichtern durchwegs *ει* zeigen; mithin spricht die Form der Akrostichis für Echtheit des Liedes; den Ausschlag gibt sie nicht, da ja auch ein Fälscher diese Eigentümlichkeit des Romanos sich angeeignet haben kann.

Betrachten wir die metrische Beschaffenheit des Liedes. Die zwei Prooemien sind, wie in P auch ausdrücklich vermerkt ist, nach *Ἐπεφάνης* gebaut; das erste folgt der meist üblichen Form; das zweite ist genau nach der Musterstrophe gebildet, so daß hier das von W. Meyer (Anfang und Ursprung S. 336, 338) vorgeschlagene symmetrische Schema 12 (7 + 5) a a durchführbar ist. Zur Prooemionstrophe *Ἐπεφάνης* gehört die Liedstrophe *Τῇ Γαλιλαίᾳ*. In den 15 Beispielen des Hirmus *Ἐπεφάνης* bei Pitra (bzw. 16, wenn man S. 594 einrechnet) folgt stets ein Lied nach dem Muster *Τῇ Γαλιλαίᾳ*.[2]) In unserem Liede aber folgt auf *Ἐπεφάνης* der Hirmus *Τῷ τυφλωθέντι*. Das ist ein Verstoß gegen die Regel, für den ich keine Erklärung weiß.

Die Behandlung des Schemas *Τῷ τυφλωθέντι* bietet in unserem Liede manches Auffällige. Vers 4 und 5 (= 2^{2-3}) lassen sich, wie P. Maas bemerkt hat, nicht gleichmäßig teilen: In Lied 2 und 5[3]) ist Wortschluß stets nach der 6., in Lied 3 und 77 nach der 7. Silbe. Neu ist aber, daß der Verskomplex innerhalb desselben Liedes verschieden behandelt wird; das ist im Lied des hl. Menas der Fall: Nach der 6. Silbe ist Wortschluß in Strophe *α′ ιγ′ ιδ′ ιε′ ις′ ιθ′* (— ⏑ — ⏑ ⏑ —   — ⏑ — ⏑ ⏑ —́ ⏑ ⏑ Schema A), nach der 7. Silbe in Strophe *θ′ ι′ ιζ′ ιη′ κ′ κα′ κβ′* (— ⏑ — ⏑ ⏑ —́ ⏑   ⏑ — ⏑ ⏑ —́ ⏑ ⏑ Schema B); nach der 8. Silbe in *ε′*, wo aber vielleicht eine Textverderbnis vorliegt. Eine ganz abweichende, um eine Silbe vermehrte Form 7 + 8 oder 8 + 7 zeigen die Strophen *β′ γ′ δ′ ς′ ια′* und *ιβ′*, wenn wir *ἤλυθεν* statt des überlieferten *ἐλήλυθεν* schreiben. Eine Silbe zu wenig hat Strophe *ζ′* (7 + 6); zu helfen wäre durch die Schreibung *ἅπαν* für *πᾶν*.

Es sind also hier einmal die sonst auf verschiedene Lieder verteilten Schemen A und B in einem Liede vereinigt; außerdem noch mehrere andere Schwankungen, besonders die Vermehrung des Verskomplexes um eine Silbe und zwar wieder mit verschiedener Versteilung. Die Interpunktion der Hs hilft nicht zur Lösung der hier vorliegenden Schwierigkeit: Durch den üblichen Verspunkt abgeteilt sind Vers 4 und 5 in Strophe *α′ β′ γ′ δ′ ε′ ς′ ζ′ ια′ ιδ′ ιζ′ κβ′*; die Teilung fehlt in Strophe *ι′ ιγ′ ιε′ ιη′ ιθ′ κ′ κα′*; ganz abweichend,

---

[1]) Und zwar ist unter diesen Liedern keines der von Maas (s. o. S. 92) für unecht erklärten.

[2]) Über die Zusammengehörigkeit bestimmter Prooemien- mit bestimmten Strophen-Hirmen hat Dr. Ernst Bruckmoser, ein junger Münchener, eine Arbeit verfaßt (s. Rom. u. Kyr. S. 699 Anm.). Im Frühjahr 1905 ist der Verfasser im schönsten Blütenalter unseren Studien durch den Tod entrissen worden. Leider hat sich das gedruckte Material, auf das er sich bei seiner Untersuchung zunächst hatte beschränken müssen, für die Aufklärung des Problems als ungenügend erwiesen, und gerade die Hauptthese des Verfassers, daß die Liedhirmen aus den Prooemienhirmen hervorgewachsen seien, ist, wie P. Maas auf grund eines viel reicheren Materials gezeigt hat, verfehlt. Somit wäre eine Veröffentlichung der nachgelassenen Schrift nicht angezeigt. Möge aber das Andenken des idealgesinnten und gewissenhaften Forschers wenigstens durch diese Notiz erhalten bleiben!

[3]) Nach der in meiner „Akr." angewandten Zählung.

offenbar durch die Syntax beeinflußt, ist die Interpunktion in Strophe θ′ ιβ′ ιϛ′. Kurz, wie uns das Lied in P überliefert ist, bleibt nichts übrig, als von der Teilung abzusehen und den Komplex 4 + 5 als einen Vers anzusehen, der bald 14, bald 15 Silben zählt.[1]) Regelmäßig ist bei allen sonstigen Schwankungen der Schlußaccent des Verses (— ⏑ ⏑). Jedenfalls war der Verfasser des Liedes sich über die Tatsache eines gleichmäßig zu trennenden Doppelverses nicht klar. Einzelne Fehler finden sich fast in jedem Verse:

V. 1^{2} ζ′ fehlt am Schlusse eine Silbe (offenbar infolge der Umarbeitung des Anfangs der Strophe, dessen ursprüngliche Form das Fragment η′ in P bietet). V. 1^{2} ιγ′ hat eine Silbe zu viel. V. 1^{1} κα′ hat eine Silbe zu wenig.

V. 2^{1} ϛ′ fehlen drei Silben. V. 2^{2} ζ′, V. 2^{1} ιδ′, V. 2^{1} ιϛ′ fehlt je eine Silbe.

V. 5^{1} in θ′ hat eine überschüssige Silbe (vielleicht πολεμιῶν). V. 5^{2} hat falschen Schlußaccent in θ′ (ἐκδίδοται statt etwa ἐξεδόθη) und ιδ′ (ἐκρέοντας statt etwa ἐκρυέντας). V. 5^{3} hat um vier Silben zu viel in θ′ (Umarbeitung zum Zwecke der Deutlichkeit), um drei Silben zu wenig in ιδ′ (etwa ἅπαντας zu ergänzen).

V. 6^{1} hat eine überschüssige Silbe in ε′ (etwa zu beseitigen durch Verschleifung θηριῶν) und ιϛ′ (ebenso Verschleifung ἓν ἐπουράνιον; vgl. οὐράνια ζ′ 5^{2}). V. 6^{2}: Der Schluß mit καὶ in ιγ′ wird geschützt durch Strophe κα′, wo V. 6^{2} mit τοῖς schließt. Falschen Schlußaccent hat V. 6^{2} in κ′ (λέγων· Ὑποχωρεῖτε, etwa zu ändern: Ὑποχωρεῖτε εἰπών; εἰπὼν bei der direkten Rede auch in θ′ 1^{2}). Eine Silbe zu viel ist in θ′ (etwa αὐτοὺς einsilbig zu messen). Mehrere überschüssige Silben haben V. 6^{1-2} in κβ′ (syntaktische Umarbeitung: Heilung im Apparat angedeutet).

V. 7^{2}. Zwei Silben zu wenig in ιη′ (Heilung im Apparat angedeutet).

V. 8^{1-2} (Refrain) widerstreben der Trennung in δ′.

Wie sich aus dieser Zusammenstellung ergibt, stehen die meisten metrischen Unebenheiten vereinzelt; zum Teil sind sie als Korruptelen gekennzeichnet, die namentlich durch eine freie, um die Metrik unbekümmerte Umarbeitung entstanden sind. V. 6^{2} ist teils in der üblichen Form ⏑ — ⏑ — ⏑ ⏑ —́, teils in der verkürzten Form ⏑ — ⏑ —́ ⏑ ⏑ gebaut; da aber daktylischer Schluß statt choriambischer auch sonst vorkommt, so ist diese Schwankung nicht zu beanstanden. Mithin bleibt als einzige auffällige Unregelmäßigkeit das Schwanken hinsichtlich der Trennung und der Silbenzahl von V. 2^{2-3} innerhalb desselben Liedes. Ein Schluß auf Unechtheit kann aber daraus gewiß nicht gezogen werden.

Der Refrain bietet manches Auffällige.[2]) Vorerst sei an die bekannte, durch zahllose Fälle in allen Hss bezeugte Tatsache erinnert, daß die Überlieferung im Refrain viel weniger sicher ist als im übrigen Strophenkörper, weil die Schreiber die Worte des Refrains meistens nur gerade so weit ausschrieben, als es der leere Raum in der letzten Strophenzeile erlaubte.[3]) Trotzdem wäre es verfehlt, die Überlieferung hier völlig zu mißachten und durch eine voreilige Uniformierung zu ersetzen. Einen festen Anhaltspunkt gewährt

---

[1]) Zu dieser Unregelmäßigkeit vgl. Krumbacher, Stud. S. 83 f.

[2]) Ich hatte für eine umfassende Untersuchung über die Geschichte und die Formen des Refrains Material zu sammeln begonnen, dann aber von der Ausführung der Arbeit Abstand genommen, weil P. Maas sie ohnehin im Zusammenhang seiner metrischen Untersuchungen durchführen mußte. Vgl. seine Byz. Metrik.

[3]) Vgl. Krumbacher, Rom. u. Kyr. S. 737. P. Maas, Chronol. S. 5 Anm.

besonders die Form des Refrains in den Prooemien. Aber auch in den Strophen bieten die Hss, namentlich für die ersten Worte des Refrains, eine brauchbare Basis und enthalten, trotz mancher Willkürlichkeiten und Irrungen, oft einen richtigen Kern. In unserem Lied sind folgende Refrainformen überliefert:

Pro. I *σὲ γὰρ ἔχει* *τὸ ἀήττητον καύχημα*
„ II *ἵνα κατέχῃ* *ἀήττητον τρόπαιον*
Str. α′ *ἵνα κατέχῃ* *τὸ ἀήττητον τρόπαιον*
„ β′ *καὶ ἐδέξατο* *τὸ ἀήττητον καύχημα*
„ γ′ *καὶ μὴ εἶναι* *τὸ ἀήττητον καύχημα*
„ δ′ *τοὺς μὴ λαβόντας* *ἀήττητον τρόπαιον*
„ ε′ *ἵνα λάβῃ* *τὸ ἀήττητον τρόπαιον*
„ ς′ *ἵνα λάβῃ* *τὸ ἀήττητον καύχημα*
„ ζ′ *ὅπως λάβῃ* *τὸ ἀήττητον τρόπαιον*
„ ϑ′ *ἵνα εὕρω* *τὸ ἀήττητον τρόπαιον*
„ ι′ *τὸν ζητοῦντα* *τὸ ἀήττητον τρόπαιον*
„ ια′ *ὁ λαμβάνων* *τὸ ἀήττητον τρόπαιον*
„ ιβ′ *τὸν ζητοῦντα* *τὸ ἀήττητον*
„ ιγ′ *τοὺς μὴ ζητοῦντας* *τὸ ἀήττητον τρόπαιον*
„ ιδ′ *ὁ ἐλπίζων* *τὸν ἀκήρατον στέφανον*
„ ιε′ *ὁ ἐλπίζων* *τὸ ἀήττητον τρόπαιον*
„ ις′ *ἀλλὰ κτῶμαι* *τὸ ἀήττητον*
„ ιζ′ *τοῦ δηλοῦντος* *τὸ ἀήττητον*
„ ιη′ *τοῦ διδόντος* *τὸ ἀήττητον*
„ ιϑ′ *ἵνα λάβῃ* *τὸ ἀήττητον*
„ κ′ *ἵνα δῷ μοι* *τὸ ἀήττητον τρόπαιον*
„ κα′ *ἵνα λά⟨βω⟩*
„ κβ′ *τοῦ λαβόντος* *τὸ ἀήττητον τρόπαιον.*

Was zunächst die Prooemien betrifft, so rührt die Verschiedenheit des Refrains davon her, daß der Schlußvers in Pr. I nach der Strophe *Τῷ τυφλωθέντι* (— ◡ — ◡ | — ◡ — ◡ ◡ — ◡ ◡), in Pr. II nach *'Επεφάνης* gebaut ist. Sicher ist wohl, daß das Schwanken hinsichtlich des Schlußwortes in den Strophen (3 mal *καύχημα*, 11 mal *τρόπαιον*, 1 mal *τὸν ἀκήρατον στέφανον*, 6 mal nicht ausgeschrieben) auf die Doppelform des Refrains in den zwei Prooemien zurückgeht. Auf einer Kontamination beruht auch der Artikel *τὸ*, der von Form I in die Form II herübergenommen ist. Die Frage, wie der Schlußvers des Refrains in den Strophen zu konstituieren sei, hängt mit der Frage nach der Echtheit der zwei Prooemien zusammen.[1]) Hatte das Lied ursprünglich nur Pr. I, so wäre der Schluß *τὸ ἀήττητον καύχημα* durchzuführen; ist Pr. II das ursprüngliche, so wäre überall *ἀήττητον τρόπαιον* (ohne Artikel) zu schreiben; stammen beide Prooemien, was auch denkbar ist, vom Autor, so wäre die Kompromißform *τὸ ἀήττητον τρόπαιον* möglich. Ganz auszuscheiden ist wohl

[1]) Auch das Problem der doppelten und dreifachen Prooemien und der Überlieferung verschiedener Prooemien in verschiedenen Hss kann, wie die Fragen der Akrostichis und des Refrains, nur im großen Zusammenhang der ganzen Überlieferung mit Aussicht auf Erfolg geprüft werden.

bei einer definitiven Ausgabe die isolierte Form *τὸν ἀκήρατον στέφανον.* Bemerkenswert ist noch, daß in *δ'* der Artikel *τὸ* weggelassen ist, weil hier der erste Vers 5 statt 4 Silben zählt; in *ιγ'* ist von dieser Regulierung der Silbenzahl abgesehen. Völlig sicher ist, daß der erste Vers des Refrains in unserem Liede sehr mannigfaltige Formen hat. Nur die Form *ἵνα λάβῃ* wiederholt sich dreimal, die Form *ὁ ἐλπίζων* zweimal. Daß diese Kurzzeile zum Refrain selbst gehört, nicht etwa eine Art Einführung bildet, wird sicher gestellt durch die Interpunktion :—, die am Schlusse der Strophenzeilen steht und den Refrain von dem übrigen Strophenkörper trennt. Bei so weitgehender Verschiedenheit eines Refrainteiles konnte der Refrain unmöglich seinen ursprünglichen Zweck erfüllen, d. h. von der ganzen Gemeinde gesungen werden. Lächerliche Irrungen wären unvermeidlich gewesen. Wir müssen also annehmen, daß der Dichter des Liedes seinen Refrain auf eine derartige Mitwirkung des Volkes nicht berechnet hat. Das Gleiche gilt von anderen Liedern, in denen ähnliche Differenzen des Refrains durch den Inhalt der vorhergehenden Verse sicher gestellt sind. Ich habe aus dem oben angeführten Grunde das Material für die Frage nicht vollständig zur Hand; soviel ich aber sehe, herrscht Gleichmäßigkeit des Refrains bei den Liedern auf die großen Kirchenfeste, die in vielen Hss überliefert und also weit verbreitet und viel gesungen wurden. Variationen des Refrains, wie die oben beschriebene, scheinen sich in der Hauptsache auf die seltenen, d. h. nur in einer oder zwei Hss vorkommenden Lieder auf die Heiligen des Jahres zu beschränken. Es wurde also wohl in der Zeit, in der diese Lieder entstanden (6. Jahrhundert), zwar bei den großen Kirchenfesten, nicht aber bei der Liturgie der kleinen Namensfeste vom Volke mitgesungen. Daß die alte Sitte des Mitsingens der letzten Strophenworte durch das Volk allmählich außer Übung kam, erklärt sich leicht aus dem Anwachsen der Gemeinden und der Kirchenräume oder daraus, daß bei den kleinen Namensfeiern die Gemeinde überhaupt nicht anwesend war.

Sprachliches. Sowohl in grammatikalisch-lexikalischer als in stilistischer Hinsicht bietet das Lied einiges Auffällige. Mit Sicherheit lassen sich diese Dinge nicht beurteilen, ehe eine vollständige Ausgabe des Romanos mit guten Indices vorliegt. Doch mögen einige Erscheinungen notiert werden, um bei der Feststellung der übrigen unter dem Namen des Romanos überlieferten Lieder und bei der Beurteilung handschriftlicher Varianten beachtet zu werden.

Wortformen: *σπέρειν* = *σπείρειν* *θ* 1¹ (vielleicht einfach Vulgarismus des Abschreibers; vgl. *κατασπέρω* im Enkomion des Neophytos Enkleistos auf den hl. Arkadios ed. H. Delehaye, Anal. Boll. 26 (1907) 201, 33 und 202, 5, und ngr. *σπέρνω*); *οὐθὲν* = *οὐδὲν* *ιη'* 5¹ (wohl auch sonst bei Romanos?);[1]) *μίαν* *ιη'* 6² (= einmal; bei Romanos sonst weder mir noch P. Maas erinnerlich; vgl. ngr. *μίαν φοράν*); *τῶν νυκτιφερένων* *β'* 5² (ob = *νυκτιφόρνων*?); ein Adjektiv *περίκυκλοι* oder ein Adverb wie *περίκυκλον* statt des überlieferten *περικυκλόθεν* verlangt das Metrum *ιγ'* 1². In *ζ'* 6¹ bietet P *νέων*; da es sich um Schiffe, nicht um Jungen handelt, habe ich *νεῶν* geschrieben; doch ist es denkbar, daß der Autor einen Gen. Plur. *νέων* von *ναῦς* gebildet hat, ähnlich wie Romanos den Gen. Plur. der Femin. der 1. Dekl., der Volkssprache folgend, öfter paroxytoniert. Vgl. Krumbacher, Stud. S. 259, und die von P. Maas oben S. 19 *θ'* 2 vorgeschlagene Schreibung *τῶν θυσίων*.

---

[1]) Zur Geschichte von *οὐθέν* vgl. außer den Grammatiken zuletzt J. Wackernagel, Hellenistica, Universitätsschrift, Göttingen 1907, S. 23.

Konstruktion: *κράτιστον τὴν παλάμην* β′ 3^2. Ähnlich bei Romanos häufig Partizip Masc. mit Fem.; vgl. Rom. u. Kyr. Index s. v. Partizip und P. Maas, Umarb. S. 567. Zum Superl. Masc. mit Fem. vgl. Reinhold, De graecitate patrum S. 57. Auf einer freien Attraktion beruht *δηλοῦσαν* ι′ 5^3 statt des erwarteten *δηλῶν*. Unklar ist *ἐκ σοῦ* γ′ 7^1; ungeschickt ist die Häufung asyndetischer Partizipien α′ 4—5,[1]) und die Verbindung *ἀνδρείως εὐπρόθυμος* β′ 2; nachlässig im Ausdruck ist ϑ′ 4—5, wo besonders das plumpe Füllwort *τοιγαροῦν* stört, und die dreimalige Wiederholung des Verbums *κελεύω* γ′ 6^2, δ′ 3^3, 5^3. Auffällig ist die Angabe der Quelle durch das allgemeine *φησὶ* β′ 1^2. Sonst ist zu *φησὶ* gewöhnlich „die hl. Schrift“ zu ergänzen. Vgl. Stud. S. 224. Da aber in derselben Strophe β′ 6^{1-2} die Verbindung *ἡ γραφὴ — φησίν* steht, ist in V. 1^2 *φησὶ* vielleicht als Plural (= *φασὶ* man sagt; vgl. Krumbacher, Umarb. S. 83, und P. Maas, Chronol. S. 41 ιγ′ 6) zu fassen.[2])

Wenn mithin auch einige sprachliche Erscheinungen Bedenken erregen, so spricht für die Echtheit der Gebrauch des für Romanos so charakteristischen Aorists *ἤλυϑα* ιβ′ 2 und ις′ 1, der hier wie an anderen Stellen von einem Umarbeiter in *ἐλήλυϑα* korrigiert worden ist. Vgl. P. Maas, Umarb. S. 568 ff. Auch die metrischen Schwankungen — die isolierten Erscheinungen beruhen wohl meist auf Textverderbnis — können keinen Ausschlag gegen die Echtheit geben, da ähnliche Schwankungen auch innerhalb des sicheren Romanosgutes vorkommen. Kurz, kein triftiger Grund zwingt uns, das Lied dem Romanos abzusprechen; für die Echtheit zeugt sowohl die Gesamtdarstellung als die erwähnte Einzelheit (*ἤλυϑα*).

2. Der hl. Tryphon.

Die Überlieferung ist gut (doch vgl. Strophe η′ 6). Das metrische Schema des herrlichen Osterliedes *Τὸν πρὸ ἡλίου* ist ziemlich genau durchgeführt; doch widerstrebt V. 11^1 in fünf Strophen (ς′ ϑ′ ιε′ ις′ ιζ′) der üblichen Teilung (⏑ — ⏑ ⏑ ⏑ — ⏑ ⏑); die sonst nach V. 8 übliche Sinnespause ist meist vernachlässigt; doch wäre es verfehlt, deshalb das Schema zu ändern. Vgl. noch die Notizen unter dem Texte γ′ 4^1; ε′ 3^1.

Weniger als die Metrik befriedigt die Darstellung und Erzählungsweise des Liedes. Sie mögen zunächst durch eine knappe Inhaltsangabe klargestellt werden:

(Strophe 1) Christus ist Mensch geworden, damit jedes Lebensalter durch ihn frohlocke. Zuerst bekämpfte den Teufel Johannes schon im Mutterleibe und erschien als Licht für alle, die im Dunkeln sind.

(2) Der Teufel klagte, er sei selbst in die Grube gefallen, die er gegraben. Sein Unrecht habe sich gegen sein eigenes Haupt gewendet; er sei zum Kinderspott geworden.

---

[1]) Vgl. P. Maas, Chronol. 35.

[2]) In der obigen Ausgabe S. 5 hätte ich in Strophe ια′ 2 statt *τόϑ᾽ ἱμαντοδέτων* vielleicht besser *τότ᾽ ἱμ.* schreiben sollen. Die Vernachlässigung der (in der Aussprache wohl verschwundenen) Aspirata im Auslaute kommt in den Hymnenhss so häufig vor (z. B., wie P. Maas notiert, *κατορκιζόμενος* 34 η′ 9 P; *ἀντόπλισαι* 58 Prooem. 2 P; *οὐκ ὑπὸ* 20 ιδ′ 5 T u. s. w.), daß sie, wenigstens in gewissen Verbindungen, wohl auf die Autoren zurückgehen dürfte. Das Gleiche gilt von *ψυχορραγοῦνϑ᾽* S. 21 ις′ 1. Die Schwierigkeit löst sich von selbst, wenn die Elision in solchen Fällen, wie P. Maas, Byz. Metrik, will, überhaupt ausgeschlossen ist.

(3) Von einem zweijährigen Kinde wird der Teufel zum Kampfe herausgefordert. Denn, wie das Buch lehrt, ein zweijähriges Kind war Tryphon, als er den Kampf begann; die Wahrheit hängt nicht vom Alter und vom Körper ab, sondern von der Seele.

(4) Diesen (Tryphon) hat Christus wie den Jeremias vom Mutterleibe an geheiligt; nur kurze Zeit säugte ihn die Mutter, wie eine gemietete Amme, nicht wie eine Mutter; dann ließ sie ihn durch die Gnade des Geistes ernähren; daher stürmte er als unreifes Kind aus seiner Heimat weg.

(5) Alle Taten des Helden kann ich nicht aufzählen aus Mangel an Zeit; ich will nur das Erste und das Letzte erzählen. Der Teufel versuchte ihn, als er einst spielte, und schlug einen Altersgenossen.

(6) Der Teufel sprach bei sich: „Wenn der Heilige sieht, daß ich den anderen treffe, so wird Tryphon sich fürchten, und ich werde seine Stärke bemessen und ihn selbst angreifen können."

(7) Nachdem der Heilige zweijährig den bösen Feind aus seiner Heimat vertrieben hatte, besuchte er andere (Menschen) und besiegte überall die Dämonen mit den Waffen des Geistes.

(8) Nach dem Siege über die Feinde (Dämonen) vertrieb der Heilige auch ungerechte Menschen und heilte Krankheiten. Seine Wunder kann man aus dem Buche erfahren. Ich will nur Weniges erwähnen. Damals herrschten götzendienerische Tyrannen über Rom.

(9) Im ganzen Reiche herrschte Verfolgung der Christen; der Märtyrer aber hielt an Christus fest und überredete Machthaber zum wahren Glauben.

(10) Gordianus beschützte die Dämonen wie Götter und zog sich dadurch Schaden zu; denn so lohnen sie. Ein Dämon fuhr in die Tochter des Kaisers und quälte sie. Nun wurde der Heilige gesucht, damit er sie heile.

(11) Überallhin ergingen Befehle, den Gesuchten sogleich nach Rom zu senden. Die Gnade sandte ihn (wirklich) nach Rom. Als das alles geschehen war, wurde die Tochter gesund, und er kehrte wieder nach Phrygien (noch nicht erwähnt!) zurück. Die Verfolgung aber wurde nicht ins Werk gesetzt.

(12) Als der Liebliche aus seiner Heimat wegzog, war er zwei Jahre alt, wie ich erwähnt habe; 15 Jahre hindurch wirkte er Wunder; als er nach Rom ging, zählte er 17 Jahre; er kehrte aber zurück und verharrte im Gebete zu Christus. Philipp kam zur Herrschaft, nachdem der frühere Kaiser gestorben war; auch dieser wiederum trat nach 15 Jahren von der Regierung zurück, und Decius kam zur Regierung.

(13) Dieser Kaiser opferte selbst auf dem Kapitol; alle Städte und Landschaften waren voll von Opferdampf, und überall wurden gottlose Feste gefeiert.

(14) Die Gläubigen flohen in Einöden, und die Machthaber suchten sie auf und marterten sie. In Rom füllte sich, wie überliefert ist, der „Tiberios" (Tiber) von den Streitern Christi mit Blut statt mit Wasser. Allenthalben Gefahren und Martern. Der hl. Tryphon wurde festgenommen.

(15) Er wurde nach Nikaea vor den Richterstuhl des Eparchen Akylinos geführt. Der Richter schmeichelte und drohte ihm; da er hierdurch nichts erreichte, fragte er ihn, was er denn für seine Leiden nach dem Tode als Lohn erwarte.

(16) Der Richter sprach zu ihm: „Erbarme Dich Deiner Jugend! Opfere den Unsterblichen! Schwöre bei Zeus, dem Sohne des Kronos, oder bete wenigstens das Steinbild des Kaisers an! Sonst übergebe ich Dich dem Schwerte.

(17) Der gesunde Verstand erwägt das Bessere im Leben. Bedenke, daß Christus Dich meinen Händen nicht entreißen konnte! Verleugne ihn also; er kann Dich weder befreien noch Dir einen Ersatz für Deine Leiden bieten."

Wie diese knappe Analyse zeigt, ist die Erzählung im Liede unzusammenhängend, unvollständig und stellenweise unklar. Inwieweit daran der Verfasser schuld ist, könnten wir genauer bestimmen, wenn wir seine Quelle besäßen, auf die er dreimal (γ' 3, η' 5, ιδ' 6) ausdrücklich hinweist. Das einzige bis jetzt bekannte Martyrium des hl. Tryphon, das bei Migne, Patrol. gr. 114, 1311—1328 aus den Codd. Paris. 1178 und 1450 ediert ist, stellt diese Quelle leider nicht dar. Die Vergleichung der Texte zeigt, daß der Dichter eine mit M(igne) verwandte, aber doch mehrfach ausführlichere Erzählung benützt hat. Vor allem fehlt in M die Episode der Besiegung des Teufels durch den zweijährigen Tryphon, die dem Dichter so gefiel, daß er ihr einen großen Teil des Gedichtes (Strophe γ'—ζ') widmete; außerdem fehlen in M mehrere Details wie der Tiber, der im Liede (Str. ιδ' 6) mit ausdrücklicher Beziehung auf die Quelle (*ὡς γέγραπται*) angeführt wird, und die Bemerkung, daß Decius auf dem Kapitol opferte (Str. ιγ' 4). Dagegen ist der allgemeine Gang der Erzählung dem Liede mit M gemeinsam, ebenso mehrere markante Einzelheiten wie die Angabe, daß Tryphon 17 Jahre alt war, als er nach Rom reiste, um die Tochter des Gordianus zu heilen, die Aufzählung der Kaiserfolge in Strophe ιβ', der Name des Gerichtsvorstandes Akylinos, Nikaea als Ort des Prozesses, sogar Motive der Einkleidung wie die Bemerkung, daß von den Taten des Heiligen nur weniges erzählt werden könne (Strophe ε' 1—3). Vgl. die unter dem Texte gegebenen Hinweise auf das Martyrium.

Obschon wir also die Originalquelle nicht haben,[1]) ergibt sich doch aus der Vergleichung mit dem Texte M und aus der selbständigen Betrachtung des Liedes, daß der Autor seine Vorlage willkürlich, ungeschickt und oberflächlich wiedergegeben hat. Besonders auffällig sind drei Mängel sachlicher Art: 1. Die Erzählung vom Kampfe des zweijährigen Tryphon gegen den Dämon ist trotz ihrer Weitschweifigkeit unverständlich; gerade über den Hauptpunkt, den vom Teufel so sorgsam vorbereiteten Kampf mit dem zweijährigen Tryphon, geht das Lied hinweg und erwähnt nur (ζ' 1—2) das Endergebnis des Kampfes, die Tatsache, daß Tryphon mit mächtiger Kraft den bösen Feind aus seiner Heimat verjagte. Nun vermutete allerdings P. Maas (mündlich), daß nach Strophe ϛ' eine Strophe mit *E* (*ταπ(ε)ινοῦ*) ausgefallen sei. Gegen diese Annahme spricht zunächst eine allgemeine Erwägung: es kommt öfter vor, daß spätere Redaktoren die antistöchische Form *ταπινοῦ*

[1]) Vermutlich bildet die Quelle des Liedes die noch unedierte Passio, die z. B. in den Codd. Ambros. D 92 sup., Mosq. 376, Paris. 1460, Vatic. 1608, Vatic. Ottob. 92, Vatic. Pal. 317, Vindob. hist. gr. 11 erhalten ist. Vgl. A. Ehrhard, Röm. Quartalschr. 11 (1897) 113, 185, und die Kataloge von Martini-Bassi, Vladimir und die hagiographischen der Vaticana und der Pariser Nationalbibliothek. Ich hoffe, bei einer späteren Gelegenheit auf diesen Text zurückkommen zu können. Ein in der Hauptsache (außer in der Schlußpartie; vgl. unten S. 102 Anm. 2) mit M übereinstimmendes Synaxar ed. H. Delehaye, Synaxarium ecclesiae Constantinopol. Sp. 437; vgl. auch Sp. 985, wo über Hss und die (mir unzugänglichen) Akoluthien gehandelt wird, und den Index Sp. 1172.

zu *ταπεινοῦ* zu ergänzen versuchten:[1]) der umgekehrte Fall ist unwahrscheinlich. Trotzdem könnte man, wäre der logische Aufbau des Gedichtes im übrigen tadellos, aus inhaltlichen Gründen der Annahme einer so auffallenden Streichung beipflichten. In unserem Liede aber läßt die Erzählung auch sonst und gerade in den zwei Hauptteilen, in der Geschichte von der Heilung der Kaisertochter und im Schluß der Passio, so viel an Klarheit und Abrundung zu wünschen übrig, daß wir wohl auch in der Kinderepisode die bemerkte Dunkelheit als ursprünglich betrachten müssen. Gegen die Annahme einer Lücke spricht auch die Beobachtung, daß die Überlieferung des Textes sonst sowohl in sprachlicher als metrischer Hinsicht eine recht gute ist. 2. Ebenso unklar wie die Kindergeschichte ist der Bericht über das Hauptereignis im Leben des Heiligen, die Heilung der Kaisertochter (Str. *ια'*): „Als das alles geschehen war, — der Leser frägt sich: Was denn? — ward das Mädchen gesund, er aber kehrte wieder nach Phrygien zurück.“ Der Akt der Heilung selbst wird zwar auch in M nur kurz erwähnt, aber die vorausgehenden und folgenden Ereignisse werden dort ausführlich und in verständlichem Zusammenhang erzählt. 3. Es fehlt der Schluß der Erzählung, der die Hauptsache bei einem Martyrium, den Tod des Heiligen, berichten sollte. Das Lied endet mit der eindringlichen Aufforderung des Eparchen an Tryphon, seinen Glauben zu verleugnen. Da die Akrostichis *Τοῦ ταπεινοῦ Ῥωμανοῦ* scheinbar unverstümmelt ist, ist man versucht anzunehmen, daß ein Redaktor derart gekürzt habe, daß er mehrere, ein ganzes Schlußwort, z. B. *ΩΔΗ* oder *ΕΠΟΣ*, bildende Strophen wegließ. Ein Blick auf das Prosamartyrium — wir können freilich zunächst nur mit dem Texte M operieren — erschüttert diese Annahme. Auch hier nämlich wird die Erzählung nach dem Punkte, bis zu welchem M und Lied zusammengehen, auffällig rasch (auf $^2/_3$ Spalten der Migne'schen Ausgabe) zu Ende geführt: es wird nur noch kurz berichtet, daß der Heilige auf dem Richtplatz, ehe noch die Enthauptung vollzogen wurde, seine Seele aushauchte, und daß sein Leichnam nach seiner Heimat Kompsada transferiert wurde.[2]) Es ist nicht sehr wahrscheinlich, daß der Dichter mit diesem mageren Stoffe noch 3—4 Strophen gefüllt habe, nachdem er schon die vorausgehende Erzählung von dem peinlichen Verhöre, die in M sehr ausführlich ist, so stark zusammengezogen hatte. Eher könnte man denken, daß eine „Überstrophe“, d. h. eine Strophe mit doppeltgesetztem *Υ* (vgl. Krumbacher, Akr. S. 645 ff.) von einem Redaktor weggelassen wurde. Dagegen spricht aber die Tatsache, daß in P bei anderen Liedern mehrere solche „Überstrophen“ erhalten sind; vgl. Akr. S. 646 f. Nach den wunderlichen Proben von Gleichgültigkeit gegen die Forderung einer klaren und innerlich geschlossenen Erzählung, die der Dichter mehrfach gibt (s. o.), erscheint es zuletzt als wohl denkbar, daß er, nachdem er in der akrostichischen Reihe zu *Ῥωμανοῦ* gelangt war, die Feder weglegte und die notwendige Ergänzung der Erzählung dem Leser überließ, den er ja auch mitten im Liede (Strophe *γ'* 3, *η'* 5) auf das „Buch“ d. h. das Martyrium verweist. Für diese Erklärung spricht vielleicht auch der

---

1) Vgl. Krumbacher, Akr. S. 653 f. und oben S. 94.

2) Im Synaxar (ed. Delehaye; s. o. S. 101 Anm.) werden allerdings noch mannigfaltige Martern (Schleifung durch ein Pferd, Quälung mit eisernen Nägeln, Peitschen, Fackeln) erzählt, von denen M nichts weiß (hier nur: *μετὰ πολλὴν πεῖραν βασάνων τὸ τελευταῖον καὶ τὴν κεφαλὴν ἐκκοπήτω* 1328 A). Der Marterbericht des Synaxars klingt aber wie eine Fälschung nach berühmten Mustern. Die Entscheidung kann freilich erst der unedierte Text der Passio (vgl. oben S. 101 Anm.) bringen.

Umstand, daß der unblutige Tod des hl. „Märtyrers" Tryphon für den auf eine grausame Hinrichtung gespannten Leser eine Art Enttäuschung bedeutet. Da schien es dem Dichter wohl ganz passend, schon mit dem Schlußverhör abzubrechen.

Wie im allgemeinen Aufbau und in der unklaren Erzählungsweise verrät der Dichter auch in Einzelheiten hochgradige Geschmacklosigkeit und Stumpfheit. Das stärkste Stück ist Strophe *ιβ'*, die sich in der denkbarst unpoetischen Weise mit der Berechnung des Lebensalters des Heiligen und dann im echt byzantinischen Chronikenstil mit der Regierungsfolge der zeitgenössischen Kaiser beschäftigt. Dabei werden dem Kaiser Philippus Arabs (244—249) 15 Regierungsjahre zugebilligt, ein Fehler, der wohl dadurch entstanden ist, daß der Dichter als Regierungszeit in runder Summe fünf Jahre angegeben fand und dazu den Schlußstrich eines vorhergehenden Wortes oder ein Komma als *I* (*IE'*) las. Eine Nachlässigkeit ist in Strophe *ια'* 9, wo der Dichter den Heiligen „wieder nach Phrygien" zurückkehren läßt, obschon Phrygien noch gar nicht genannt ist; im Prosatexte wird Phrygien gleich in der Einleitung (1312 C) ausdrücklich als Heimat des Heiligen erwähnt. Zu der lakonischen Dunkelheit mancher Stellen passen schlecht die überflüssigen sachlichen Wiederholungen: nicht weniger als viermal wird konstatiert, daß der hl. Tryphon schon als zweijähriges Kind Heldentaten ausübte (*γ'* 1 und 3, *ζ'* 3, *ιβ'* 2). Hingewiesen sei noch auf die sinnlose Übertreibung des asketischen Ideals in Strophe *δ'*.

Endlich zeigt das Lied sehr auffällige stilistische Schwächen. Vgl. die unklare Beziehung des Objektes *τοῖς ἄλλοις ζ'* 3; das unmögliche Doppelsubjekt *ὁ τερπνὸς* — *ὁ γενναῖος ιβ'* 1—2; den Mißbrauch der Partizipialkonstruktion *η'* 1—2; die bedenklichen Ellipsen *ιγ'* 6[3] (etwa *ἦν*; dieselbe Ellipse im ursprünglichen Texte wohl auch in *γ'* 4[1]) und *ιδ'* 9 (etwa *παρεδίδοντο*); das seltsame *κερδάνῃς καὶ τὸν θάνατον* = damit du dem Tode entgehest (*ις'* 6); das mißverständliche *Τιβέριος* statt *ὁ Τίβερις* (*ιδ'* 6). Besonders bezeichnend für die geistige Armut des Verfassers sind die häufigen Wiederholungen. Eine sachliche Wiederholung (das Motiv zweijährig) ist schon oben erwähnt worden. Ähnlich werden dieselben oder formal zusammengehörige Wörter wiederholt, z. B. *ἐπιφύομαι ε'* 6, *ς'* 3; *ἐκπέμπω ια'* 4 und 6; *πράγματα ιβ'* 10 und 11; *διὰ πάσης ἡλικίας* — *πᾶσα ἡλικία α'* 4—6 und ähnlich *πᾶσα* — *πάσης ιγ'* 5—6; *ἐκεῖ ιγ'* 8—9; *ἐπέστη* — *ἔστη ιε'* 1—2. Zu den stets wiederkehrenden Lieblingsausdrücken des an Worten und Gedanken gleich armen Dichters gehört *σπουδαίως* (*ι'* 11, *ια'* 6, *ιζ'* 7) mit den zugehörigen Ausdrücken *ἐν σπουδῇ* (*ια'* 1, *ις'* 1) und *σπεύδω* (*ε'* 6, *ις'* 10); auch *δόγμα* (*ζ'* 11, *θ'* 7, *ια'* 1, *ιγ'* 1). Eine Folie zu dieser Wortarmut bildet z. B. das oben geprüfte Menaslied, wo nur ein ähnlicher Fall bemerkt wird, das dreimal wiederkehrende *κελεύω*, das aber durch die Situation (Hervorhebung des kaiserlichen Befehles) entschuldigt ist.

Das Lied auf den hl. Tryphon erscheint mithin als ein minderwertiges Machwerk, das in der Art der Stoffbehandlung, in der Komposition und im Stile von den als echt anerkannten Werken des Romanos gewaltig abweicht. In zwei charakteristischen Punkten, in der lakonischen Unklarheit der Erzählung und in der Wiederholung derselben Ausdrücke, zeigt der Verfasser offenbar Verwandtschaft mit dem Autor, auf den P. Maas, Chronol. 33, hingewiesen hat. Auch das von Maas S. 35 und 43 angeführte metrische Argument trifft zu: das Prooemion des Liedes auf den hl. Tryphon ist nach dem alten Hirmus *Εἰ καὶ ἐν τάφῳ* gebaut. Auf eine gewisse nähere Beziehung zum Liede auf den hl. Menas deutet das anscheinend diesem Liede entnommene Motiv vom Opferdampf (vgl. *ιγ'* 5—6: *πᾶσαι*

δὲ αἱ πόλεις ἅμα καὶ χῶραι πάσης ἐπληροῦντο κνίσης καὶ καπνοῦ θυσιῶν mit Menas ε΄ 1—2 *Ἅπαντα δὲ τὸν ἀέρα ῥυπῶν καπνὸς ἐμίανε τῶν θυσιῶν καὶ κνῖσα δὲ πλείστων θυμάτων*). Der Ausdruck ist aber im Tryphonliede durch das unerträgliche *πᾶσαι — πάσης* verballhornt; der Verfasser hat die Menasstelle ungeschickt imitiert. Im übrigen sind beide Lieder an literarischer Qualität weit voneinander verschieden, und die Inferiorität des Tryphon tritt auch durch einen Vergleich mit Menas klar zutage. Das im Menas so wirkungsvoll angewandte dialogische Mittel tritt im Tryphon ganz zurück. Erst in den letzten zwei Strophen scheint ein Dialog zu beginnen; es kommt aber nur der Richter zum Wort.

III. Die äussere Gestaltung einer Romanosausgabe.

1. Die Anordnung der Lieder.

P. Maas hat über diese Frage, die zwischen uns wiederholt besprochen wurde, das folgende Memorandum ausgearbeitet: „Romanoshandschriften gibt es nicht. Die liturgischen Bücher, denen wir die Lieder des Romanos entnehmen, sind Kontakien-Menaeen und -Triodien; sie enthalten für die meisten Feste des Jahres Kontakien, die in neun Fällen unter zehn nicht von Romanos (6. Jahrh.), sondern von einem der zahllosen Kontakiendichter des 9. Jahrhunderts stammen. Da sich die Lieder des Romanos meist auf ein bestimmtes Fest beziehen, so ist es nur natürlich, daß sie, soweit sie in mehreren Hss überliefert sind, meist in diesen allen demselben Fest zugeteilt werden, — womit aber nicht gesagt ist, daß der Tag dieses Festes derselbe sei, der er zur Zeit des Romanos, also vier Jahrhunderte vor unserer ältesten Hs war. Und wenn trotzdem unter den 59 Stücken, die in mehreren Hss überliefert sind, elf kein einheitliches Datum tragen (Akr. 2. 3. 8. 9. 27. 34. 53. 54. 59. 61. 117),[1]) so ist das ein deutliches Zeichen, daß die Gleichartigkeit der Einordnung bei den übrigen[2]) nicht etwa für deren höheres Alter etwas beweist. Vielmehr können wir über die Reihenfolge, in der die Kontakien des Romanos überliefert waren, ehe sie in die Umgebung von lauter späteren Produkten kamen, nicht das Geringste mit Bestimmtheit angeben. Immerhin ist die Anordnung, die sich durch mechanisches Ausheben der Lieder des Romanos aus den Kontakienhss ergibt,[3]) so lange die natürliche, als sich keine bedeutend bessere und unmittelbar einleuchtende finden läßt. Ich glaube, auf Grund dreijährigen Studiums aller Kontakien des Dichters, eine solche vorlegen zu können.

[1]) Ich zitiere hier noch nach den Nummern in Krumbachers Akr., die, wegen der Trennung zwischen edierten und unedierten Liedern, für die Ausgabe nicht in Betracht kommen.

[2]) Vollständig ist diese Gleichartigkeit nicht, da das Triodion (die Liturgie der beweglichen Feste des Oster- und Pfingstzyklus) in Δ in die Menaeen verteilt, in den übrigen Hss diesen nachgeschickt wird.

[3]) Schwierigkeiten bleiben auch hier, da wir keine Hs besitzen, in der alle erhaltenen Lieder des Romanos stünden. Man müßte für die in P fehlenden Partieen A zu Grunde legen, und bei Varianten P (bzw. A) entscheiden lassen. Bei Lied 2 (nur in B Δ) könnte man Δ den Vorzug geben. Lied 87 (nur in D), auf den verlorenen Sohn, ist dem Sonntag vor Fastenbeginn zugeteilt, während das andere Lied auf den verlorenen Sohn (61) in P zum zweiten Fastensonntag gehört, in A dasselbe Datum trägt, wie 87 in D. Hier müßte also A gegen P bevorzugt werden. Das Kreuzigungslied 9 steht in P A M T mitten in der Fastenzeit, während Δ das richtige Datum (Karfreitag) bewahrt, also Berücksichtigung fordert.

Reihenfolge der Texte in der Romanosausgabe.

Den Hauptteil (Nr. 1—85) bilden jene *κοντάκια*, die entweder durch die Akrostichis des Textes, oder durch einen Akrostichisvermerk (Akr. 45. 87), oder durch eine handschriftliche Randnote (Akr. 2. 84. 117) ausdrücklich dem Romanos zugeschrieben werden. Eine Ausscheidung der zahlreichen (durch [ ] bezeichneten) Fälschungen wäre wegen der fraglichen Fälle (Akr. 30. 37. 51. 54) kaum anzuraten. Von den 87 in Krumbachers Akrostichis (S. 559—587) zusammengestellten Nummern fielen so 3 weg: Akr. 32 (kein Kontakion, sondern *στιχηρά*; s. Anhang); 85 (= 59); 86 (= 9); hinzu kam Akr. 117. Die Nummern der Akrostichis sind rechts am Rand beigefügt; die in Klammern stehenden römischen Zahlen sind die Nummern der von Pitra, Anal. I 1—222 edierten Lieder.

(Band I)	I. Christus.	Akr. (Pitra)
1	Christi Geburt	1 (I)
2	Freude Adams und Evas über Christi Geburt	42
3	Kindermord und Flucht nach Ägypten	44
4	Vorstellung im Tempel	6 (V)
5	Taufe	4 (III)
6	Epiphanie	5 (IV)
7	Hochzeit von Kana (Joh. 2, 1—11)	77
8	Heilung des Aussätzigen (Luk. 5, 12—16)	78
9	Die Samariterin (Joh. 4, 5—30)	80
10	Die Sünderin (Luk. 7, 36—50)	15 (XII)
11	Heilung des Besessenen (Luk. 8, 26—33)	81
12	Heilung der Blutflüssigen (Luk. 8, 43—48 = Matth. 9, 20—22)	82
13	Das Brotwunder (Matth. 15, 32—39)	83
14	Erweckung des Lazarus (Joh. 11, 1—44)	70
15		71
16	Einzug in Jerusalem (Joh. 12, 12—15)	10 (IX)
17	Judas' Verrat	16 (XIII)
18	Petri Verleugnung	18 (XV)
19	Weg zum Kreuz	17 (XIV)
20	Kreuzigung	19 (XVI)
21		67
22		9 (VIII)
23	Der fromme Schächer und das Kreuz	64
24	Höllenfahrt	72
25		73
26		75
27		79
28		74
29	Auferstehung	20 (XVII)
30	Thomas' Bekehrung	21 (XVIII)
31	Himmelfahrt	22 (XIX)
32	Ausgießung des hl. Geistes	23 (XX)
33	Wiederkunft und Jüngstes Gericht	7 (VI).

II. Mutter, Vorläufer und Apostel Christi.

34	Mariae Geburt	28 (XXV)
35	Mariae Verkündigung	50
36		43
37	Geburt des Täufers	[55]
38	Tod des Täufers	26 (XXIII)
39	Heilung des Lahmen durch Petrus und Johannes (Act. 3, 1—10)	76
40	Johannes der Apostel	[54]
41	Philipp der Apostel	[38]
42	Die zwölf Apostel	25 (XXII).

III. Personen des alten Testaments.

(Band II)		
43	Adam und Eva	60
44	Noah	63
45	Abraham und Isaak	65
46	Jakob und Esau	68
47	Joseph	12
48		11 (X)
49	Elias	56
50	Jonas	84
51	Die drei Knaben im Feuerofen	27 (XXIV).

IV. Märtyrer und Heilige.

52	Akepsimas, Joseph und Aeithalas	[35]
53	Athanasios	[53]
54	Basilios	[45]
55	Demetrios	33
56	Georgios	51
57		52
58	Gurias, Samonas und Abibos	[39]
59	Ignatios	[41]
60	Johannes Chrysostomos	[37]
61	Kosmas und Damianos	34
62		[31] (XXVIII)
63	Menas	36
64	Nikolaos	[29] (XXVI)
65		[40]
66	Panteleemon	57
67	Stephanos	3
68		2 (II)
69	Symeon der Stylite	30 (XXVII)
70	Theodoros	58
71		59

72	Tryphon	47
73 / 74	Vierzig Märtyrer	49 / 48
75	Alle Heiligen	24 (XXI).

V. Gleichnisse.

76 / 77	Die zehn Jungfrauen (Matth. 25, 1—13)	13 (XI) / 14
78 / 79	Der verlorene Sohn (Luk. 15, 11—32)	61 / 87
80	Der Reiche und Lazarus (Luk. 16, 19—31)	69.

VI. Verschiedenes.

81	Gebet	66
82	Tauflied	46
83	Die Engel	117
84	Strafen Gottes (der Nikaaufstand)	62
85	Weltflucht	8 (VII).

Anhang.

a) Stichera (Pitra Nr. XXIX)

b) Gebet in Elfsilbern (ed. A. Papadopulos-Kerameus, Ἀνάλ. Ἱεροσολ. I 391)

c) Fragmentarisch erhaltene Lieder zweifelhafter Echtheit (vgl. Maas, Chronol. 10 ff.)

d) Vollständig erhaltene Kontakien, die den Namen des Romanos nicht tragen, aber vermutlich aus seiner Zeit, teilweise vielleicht von ihm selbst stammen: Akr. 88. 91. 99—103. 191. 200. 202; Pitra p. 293. 447. 499. 507; P I fol. 127r.

Die Lieder auf Judas, Petrus und Thomas und vielleicht noch einige andere von Abt. I hätte man auch in Abt. II unterbringen können, die dann den Titel „Die übrigen Personen des neuen Testamentes" erhalten hätte; ich bin davon auf den Rat eines griechischen Theologen, Dr. A. Orphanides, abgestanden, der mir sagte, daß diese Lieder (von denen in der griechischen Kirche noch heute Fragmente liturgisch verwendet werden) ebenso als Christuslieder empfunden würden, wie die übrigen von Abt. I. — Bei Liedern gleichen Inhalts ist im Allgemeinen die Anordnung der Hss beibehalten worden. Akr. 74 (Gruppe I) ist hinter Akr. 79 gestellt, weil 74 auf eine große Strecke nur Umarbeitung von 79 ist. Von den beiden Liedern auf Joseph (Gruppe III), auf die Vierzig Märtyrer und Stephanos (Gruppe IV) steht das nur eine Episode schildernde jedesmal an zweiter Stelle.

Vorteile dieser Anordnung vor der S. 105 genannten:

(1) Nur bei dieser Anordnung ist ein Auffinden jedes (oder fast jedes) Liedes ohne Index ermöglicht.

(2) Die stilistisch gleichartigen Lieder stehen bei einander. Die Stücke z. B., in denen Christus, meist redend, die Hauptrolle spielt (Gruppe I), haben einen ganz andern Stil als etwa die Heiligenviten (IV). Vor allem wird so die Behandlung des Problems der Fälschungen, die, mit drei Ausnahmen,[1]) Heiligenviten sind, erleichtert.

---

[1]) Akr. 55. 38. 54. Die beiden letzteren Ausnahmen würden wegfallen, wenn man die Lieder auf die Apostel Johannes und Philipp in Gruppe IV einstellte. Vgl. unten S. 110.

(3) In der Geschichte Christi, aus der kein wesentlicher Moment ungeschildert bleibt, wird die Reihenfolge der Ereignisse beibehalten. Das geschieht zum Teil ja auch in den Hss. Aber dort werden die Wunder (Akr. 77. 78. 81—83) nach der Passion und Auferstehung erzählt und durch die Höllenfahrt (Akr. 79) unterbrochen und der Weihnachtszyklus würde, bei der notwendigen Trennung von Menaeen und Triodion, an eine ganz entfernte Stelle der Ausgabe geraten und zwischen lauter Heiligenviten verteilt werden.

(4) Wer den ersten Band einer nach den Menaeen geordneten Ausgabe aufschlägt, findet als erstes Lied das schlechteste des Dichters, Akr. 30 (von Pitra athetiert); als zweites ein kurzes unbedeutendes auf die Eltern Marias, Akr. 28; dann eine Reihe von acht Fälschungen (Akr. 31. 35. 37—40. 29. 41), die nur durch drei vermutlich echte Heiligenviten (Akr. 33. 34. 36) unterbrochen wird; dann das endlose Lied auf die drei Knaben im Feuerofen, Akr. 27; dann erst etwas wirklich gutes, das Weihnachtslied, Akr. 1.

Bei der Neuordnung hingegen werden die durchweg unbedeutenden oder gefälschten Heiligenviten zwischen Gruppe III und V gewissermaßen unschädlich gemacht. Gruppe I, die schönsten Lieder umfassend, beginnt mit dem berühmten, noch heute jedem Griechen bekannten Weihnachtshymnus *Ἡ παρθένος σήμερον*, der nach der Legende auch des Dichters erstes Werk war. Auch an den Schluß des ersten Bandes und an den der letzten Abteilung (VI) kommen bekannte und bedeutende Lieder (Akr. 25 und 8).

(5) Für die Introduktionen, die den einzelnen Liedern vorausgeschickt werden sollen, bedeutet die Anordnung nach dem Inhalt eine große Entlastung: da die Quellenbehandlung in gleichartigen Liedern die gleiche zu sein pflegt, können so zahllose Verweise und Wiederholungen erspart bleiben."

Zu diesen lichtvollen Ausführungen habe ich nur weniges zu bemerken. Fernerstehende werden vielleicht an der Mischung wissenschaftlicher und praktischer Gründe Anstoß nehmen. Aber die Frage der Anordnung hängt eben tatsächlich teils von historischen und inhaltlichen, teils von äußerlichen Momenten ab. Immerhin würde ich die unter Nr. 4 aufgeführten Argumente weniger betonen; eine Ausgabe ist kein Kaufladen, in dem man die Prachtstücke zur Lockung des Publikums an den sichtbarsten Stellen etabliert. Ganz abgesehen davon, daß die Frage der Fälschungen, mit der Maas auch operiert, noch offen bleibt. Was übrigens die Aufnahme der von Maas als gefälscht oder zweifelhaft bezeichneten Lieder unter die echten betrifft, so wird sie vielleicht auf Widerspruch stoßen. Mit Unrecht. Die Frage der Fälschung ist auch hier, wie so oft, noch durchaus nicht mit objektiver Sicherheit erledigt (vgl. S. 92 ff.). Die stigmatisierten Lieder in einen Anhang mit der ominösen Aufschrift „Dubia et spuria" zu verweisen, hieße der späteren Forschung vorgreifen. Und selbst wenn diese Lieder oder wenigstens mehrere von ihnen wirklich gefälscht sind, so gehören sie doch in den Kreis der Verehrer des Romanos, beruhen auf einer umfangreicheren Kenntnis des ganzen Nachlasses des Dichters, als wir sie besitzen, und können so wenigstens indirekt zur Ergänzung unserer Kenntnis von Romanos beitragen.

Über Einzelheiten der von Maas vorgeschlagenen Anordnung läßt sich natürlich streiten. Manche werden sich vielleicht daran stoßen, daß Gruppe III die in I II IV durchgeführte chronologische Reihe unterbricht, und würden vielleicht eine rein zeitliche Anordnung vorziehen: Altes Testament, Christus—Maria mit den Angehörigen, die übrigen Personen des Neuen Testaments, die Gleichnisse, die Märtyrer und Heiligen. Aber eine

Anordnung, die allen Gesichtspunkten in gleicher Weise gerecht wird, gibt es nicht: den Ausschlag gibt die Erwägung, daß in einem christlichen Liederbuch doch Christus im Vordergrunde stehen muß und daß, dementsprechend, tatsächlich die Christuslieder den Mittel- und Höhepunkt der ganzen Dichtung des Romanos bilden. Die Lieder auf die Apostel Johannes (Akr. 54) und Philipp (Akr. 38) wollte Maas unter Gruppe IV einreihen, „weil sie wegen ihres hagiographischen Charakters zu den Liedern auf die Heiligen gehören". Ich bin von diesem Argument nicht überzeugt worden und habe die zwei Lieder unter Gruppe II zu den Personen des Neuen Testaments gestellt, wo auch das Lied auf „die zwölf Apostel" (Akr. 25) Platz findet. Denn erstens tritt der hagiographische Charakter in den zwei Liedern nicht viel stärker hervor als in manchen erzählenden Liedern der I.—III. Gruppe, und zweitens wäre es doch sehr bedenklich, bei der Gruppierung neben dem objektiven inhaltlichen Prinzip auch den literarischen oder tektonischen Charakter der Lieder, dessen Beurteilung von subjektiver Auffassung abhängig ist, zu berücksichtigen; bei einer solchen Verquickung verschiedener Einteilungsprinzipien ließen sich noch andere Änderungen verteidigen, und schließlich geriete die ganze Ordnung wieder ins Schwanken; die Gruppierung verlöre den großen Vorteil der unmittelbaren Übersichtlichkeit und Durchsichtigkeit.

In der Hauptsache aber verdient die von Maas vorgeschlagene Aufstellung von Gruppen nach dem allgemeinen Inhalt und die Disposition der einzelnen Gruppen nach der Zeitfolge der in den Liedern behandelten Ereignisse den Vorzug vor anderen Anordnungen. Um hierüber noch größere Klarheit zu schaffen, möchte ich die Anordnungsweise, die neben der oben dargelegten noch in erster Linie in Betracht kommen könnte, kurz betrachten: die Ordnung nach den Festtagen des Kirchenjahres.

Wenn man ganz unbefangen an die Frage herantritt, so scheint es natürlich, daß man in einer Ausgabe von Liedern, die für den Gebrauch der christlichen Kirche gedichtet und in einer gewissen Zeit auch wirklich in der Kirche gesungen worden sind, die im Kirchenjahr selbst gegebene Reihenfolge einhält. Man erhielte so, denkt mancher, ein Liederbuch für das ganze Jahr, in welchem der fromme Christ die ihm von Kindheit an lieben Feste in poetischer Beleuchtung an sich vorüberziehen sähe und in welchem sich auch der dem kirchlichen Leben Fernstehende zurechtfinden könnte, da er ja mit der christlichen Festordnung aus ihrem Einfluß auf das bürgerliche Leben vertraut ist. Leider läßt sich dieser schöne Gedanke eines poetischen Festkalenders bei den Liedern des Romanos aus verschiedenen Gründen nicht verwirklichen. Romanos hat zwar die meisten großen Feste besungen, aber nur einen Teil der berühmten Märtyrer und Heiligen;[1]) außerdem sind viele Lieder durch die Ungunst der Zeiten verloren gegangen. Wenn wir also die Lieder nach dem Kirchenjahr ordnen wollten, erhielten wir doch nur ein ganz lückenhaftes Buch, in dem mehrere Monate (September, Oktober, August) infolge von Verstümmelung der Haupths., andere aus anderen Gründen[2]) nur ganz schwach vertreten wären. Die

[1]) Nach welchen Gesichtspunkten (etwa Rücksicht auf die Kirchen und die Liturgie von Konstantinopel?) Romanos — soweit sich aus seinem Nachlaß überhaupt urteilen läßt — aus den zahllosen Märtyrern und Heiligen seine Auswahl getroffen hat, bedarf noch der Prüfung.

[2]) Ein Analogon zu der Erscheinung, daß in den Kontakarien die letzten 4 Monate des griechischen Kirchenjahres (Mai—August) durch eine weit geringere Zahl von Texten vertreten sind als die ersten 8

Lückenhaftigkeit unseres Materials käme also gerade durch die Anordnung nach dem Kalender augenfälligst in betrübender Weise zum Ausdruck. Wollte man so etwas wie einen poetischen Kalender herstellen, so müßte man außer Romanos auch alle anderen, vielfach sehr unbedeutenden Lieder und Fragmente beiziehen. Das liegt außerhalb des Planes und Zweckes der Ausgabe.

Gegen die Durchführung der liturgischen Ordnung sprechen aber noch andere Gründe. Hätten wir nur eine christliche Kirche mit einer völlig stabilen Festordnung, so wäre es leicht, die Ausgabe dieser Ordnung anzuschließen. Bekanntlich aber weichen die verschiedenen christlichen Kirchen sowohl in der Auswahl und Bewertung der Festtage als in der Datierung mancher Heiligen und Märtyrer voneinander ab. Am nächsten läge es, dem heutigen Kalender der griechisch-orthodoxen Kirche zu folgen; dabei bliebe unbeachtet, daß Romanos viele Jahrhunderte vor der Kirchentrennung gedichtet hat und auch die Blütezeit der liturgischen Verwendung seiner Lieder vor die Trennung fällt, und daß sein Werk mithin, vom kirchlichen Standpunkt aus betrachtet, ebensogut den übrigen christlichen Konfessionen angehört wie der griechischen. Dagegen ist freilich zu bemerken, daß nur in der griechischen Kirche Lieder des Romanos und Fragmente von ihnen im ganzen Mittelalter gesungen wurden und heute noch gesungen werden; nur bei den rechtgläubigen Christen (Griechen, Südslaven, Russen, Rumänen) haben sie in der kirchlichen Praxis und im Bewußtsein weiterer Kreise wirkliches Leben. Mithin dürfte, wenn man die Lieder überhaupt liturgisch anordnen will, die Bevorzugung des griechischen Kalenders auf keinen ernstlichen Widerspruch stoßen. Dann sind wir aber auch an die Einteilung der griechischen Liturgiebücher gebunden, und damit fällt der oben apriorisch skizzierte Plan einer das ganze Jahr begleitenden Sammlung. In den rituellen Büchern der griechischen Kirche wird, von allen Details und zeitlichen Schwankungen abgesehen, zwischen den unbeweglichen und den beweglichen Festen geschieden. Ein Buch, in der alten Zeit Tropologion genannt, dem die späteren „Menaen" entsprechen, enthält die unbeweglichen Feste vom September bis August, ein anderes, das Triodion, wozu später noch das Pentekostarion kam, die beweglichen Feste. Also ergäbe sich doch wieder eine für den Laien störende Spaltung des ganzen Materials in wenigstens zwei Gruppen.[1]) Außerdem wäre die in unseren Hss gebotene Einstellung mehrerer Lieder vermischten Inhalts auf bestimmte Tage der Fastenzeit auch für den griechischen Leser nicht recht verständlich. Endlich schwankt die Datierung mancher Märtyrer und Heiligen auch innerhalb der griechischen

(in dem noch vollständigen Codex P I entfielen auf die ersten 8 Monate 285 Blätter, auf die letzten 4 Monate nur ca. 60—70 Blätter; in die ersten 8 Monate muß aber auch noch der größte Teil des Triodions [P II] eingerechnet werden), bietet die Legendensammlung des Symeon Metaphrastes, wo die Monate September—April 9 Bücher umfaßten, die Monate Mai—August auf das einzige 10. Buch zusammengedrängt waren. Man könnte darnach vermuten, daß bei dieser ungleichen Auswahl nicht bloß, wie A. Ehrhard, Jubiläumsschrift d. deutschen Campo Santo S. 75, für Symeon annimmt, persönliche Gründe maßgebend waren, sondern auch sachliche: daß die heißen Sommermonate eine Art Ferialzeit für Gesang und Lektüre darstellten.

[1]) Auch im römischen Meßbuch ist der Stoff nicht einfach nach dem Kalender geordnet, sondern in mehrere Gruppen geteilt: Proprium de tempore, Proprium de Sanctis, Commune Sanctorum. Die Apostelfeste stehen im Proprium de Sanctis mit Ausnahme des Evangelisten Johannes, der seinen Platz im Proprium de tempore hat.

Kirche.[1]) Vor allem aber scheint mir ein sehr delikater Grund gegen eine solche liturgische Anordnung zu sprechen. Sie könnte bei den Angehörigen der rechtgläubigen Kirche den Eindruck erwecken, als sollte irgendwie mit Neuerungen in die kirchliche Praxis oder gar Lehre eingegriffen werden. Welches Mißtrauen in dieser Hinsicht gegen jede abendländische Publikation besteht, ist bekannt, und welche unerfreulichen Stürme auch die harmloseste Neuerung im eigenen Lager erregen kann, hat man vor einigen Jahren aus Anlaß der neugriechischen Evangelienübersetzung gesehen. Es könnte also bei einer streng liturgischen Anordnung durch irgend eine Einzelheit ein Anstoß gegeben und eine Polemik entfesselt werden, die den Zweck der Ausgabe, Bekanntmachung des hervorragendsten Dichters der christlichen Griechen, aufs schwerste schädigen müßte. Durch die rein stoffliche Disposition wird in augenfälliger unmißverständlicher Weise gezeigt, daß die Ausgabe als solche nur literarische Zwecke verfolgt. Wie sich die Lieder in den Hss auf das Kirchenjahr verteilen und wie die Hss in der Datierung einzelner Lieder schwanken, kann leicht durch eine chronologisch geordnete Übersichtstabelle klargemacht werden. Dieser Tabelle soll auch eine Liste der Incipit aller Lieder und Prooemien beigefügt werden.

2. Die typographische Wiedergabe der Lieder.

Die Kirchenhymnen (*κοντάκια*) bestehen aus einer größeren Zahl unter sich gleich gebauter Strophen (*οἶκοι*), denen eine anders gebaute einleitende Strophe, ein Prooemion (*κουκούλιον*), vorausgeht. Jede Strophe umfaßt 20—30 und mehr Verse, meist im Umfang von 4—12 Silben; zwei bis vier dieser Verse sind zu einer Langzeile (einem Absatz), mehrere Langzeilen (Absätze) zu einer Periode (einem Abschnitt) verbunden; aus zwei bis vier Perioden (Abschnitten) besteht die Strophe. Die Teilung der Verse wird durch regelmäßigen Wortschluß markiert, die der Absätze durch schwächere, die der Abschnitte durch stärkere Sinnespausen, die in den nach dem gleichen Metrum gebauten Strophen mehr oder minder regelmäßig wiederkehren.[2]) Wenn ein militärischer Vergleich gestattet ist, so möchte ich die Kurzverse als Züge bezeichnen, die Langverse als Kompanien, die Perioden als Bataillone, die Strophe als das Regiment. Die Silben wären dann die einzelnen Soldaten, das ganze Lied das Armeekorps.

Die Tatsache dieser komplizierten metrischen Architektur ist heute völlig sichergestellt. Auch die Frage, welchen Zweck der reich gegliederte Bau gehabt habe und wie er zu deuten sei, kann jetzt mit Sicherheit, freilich nicht mit so genauer Begründung wie die Frage des Baues selbst, beantwortet werden: Die Strophenarchitektur ist ein Spiegelbild der Melodie; die Kurzzeilen, Langzeilen und Perioden sind durch gleich gebaute musikalische Sätze bedingt.[3])

[1]) Darüber belehrt ein Blick in das Synaxarium ecclesiae Constantinopolitanae Sirmondianum ed. H. Delehaye, Brüssel 1902. Auch in den Hymnenhss selbst ist die Datierung nicht einheitlich. Vgl. oben S. 105.

[2]) Das sind die gröbsten Umrisse, die zum Verständnis der folgenden Erörterung genügen. Für alles Nähere vgl. W. Meyer, Über Anfang und Ursprung, die oben S. VII zitierten Arbeiten von Krumbacher und besonders P. Maas, Byz. Metrik.

[3]) Daß beim alten Kirchenliede, wie bei der antiken Tragödie, die künstlerische Wirkung zu einem großen Teile auf dem musikalischen Elemente beruhte, darf als sicher betrachtet werden; aber leider ist das Verhältnis des Textes zur Melodie uns hier fast ebenso dunkel wie dort. Die heutige Theorie des Kirchengesanges ist verschieden von der alten, die noch niemand überzeugend aufgeklärt hat. Wie

Wie soll in einer gedruckten Ausgabe das reich gegliederte Bauwerk einer solchen Strophe zum Ausdruck gebracht werden? Das ist keine äußerliche oder nebensächliche Frage. Mit ihrer richtigen Lösung hängt vielmehr die ästhetische Würdigung und formale Beurteilung der ganzen Literaturgattung eng zusammen. Nachdem einmal durch die Forschung mit absoluter Sicherheit festgestellt ist, daß die Dichter aus bestimmten rhythmisch-musikalischen Gründen mit bewußter Absicht und mit wahrhaft engelsgeduldiger Mühe ihre Strophen so eigenartig gebaut haben, müssen wir streben, diese Bauweise durch die Mittel der Buchdruckkunst möglichst klar darzustellen. So klar, daß auch der moderne Leser, dem leider der musikalische Wegweiser fehlt, sie verstehen kann.

Die erste Frage ist: Wie haben sich die Byzantiner selbst mit dieser eigenartigen Tektonik graphisch abgefunden? Die theoretischen Schriften über die alte Kirchendichtung (Kommentare u. s. w.) lassen uns hier völlig im Stich; wir sind auf die alten Hss selbst angewiesen. In ihnen ist der Anfang einer Strophe stets durch Initiale und neue Zeile bezeichnet; die Strophen selbst aber sind, in einer die ganze Seite füllenden Kolumne, fortlaufend wie Prosa geschrieben; nur die Kurzverse sind durch die dicken Punkte abgeteilt, auf deren Entdeckung Pitra so stolz war.[1]) Ich habe bei meinen seit 23 Jahren betriebenen Nachforschungen in den Bibliotheken keine einzige Hs und auch kein Fragment gefunden,[2])

---

in der Überlieferung der alten Tragödie sich das musikalische Element abgebröckelt hat (vgl. E. Bethe, Neue Jahrbücher 19 (1907) 81 ff.), so ist es auch bei der Überlieferung der in mehrfacher Beziehung dem alten Drama entsprechenden Kirchenlieder geschehen. — Da ich immer wieder um meine „Ansicht“ über die byzantinische Kirchenmusik gefragt werde, erkläre ich zum dritten Male (vgl. Byz. Z. 4, 354 und Rom. u. Kyr. S. 708 Anm.), daß ich wegen unheilbarer Musikbarbarei hierüber keine Ansicht habe und mich daher auch an der Lösung der hier schwebenden Fragen nicht beteiligen kann, so sehr es mich lockte, die in den alten Sticheraren verzeichneten Melodien auf ihr Verhältnis zu den Metren zu prüfen. Über diese Frage vgl. zuletzt H. Gaïsser, Les „Hirmoi“ de Pâques dans l'office grec, Rome 1905, und dazu die unmaßgeblichen Bemerkungen in der Byz. Z. 15 (1906) 365. Außerdem J. Thibaut, Origine byzantine de la notation neumatique de l'église latine, Paris 1907 (= Bibliothèque musicologique III). Neue Aufklärung bringt wohl die eben erschienene Abhandlung von H. Riemann, Die Metrophonie der Papadiken als Lösung der Rätsel der byzantinischen Neumenschrift, Sammelbände der Internationalen Musikgesellschaft, Jahrg. IX, Heft 1 (1. Oktober 1907) S. 1 ff. — Nachtrag bei der Korrektur: Zur Erfüllung des oben erwähnten Desideriums ist endlich wenigstens ein Anfang gemacht: Th. Wehofer handelt in seiner eben ausgegebenen Schrift (vgl. oben S. 90 Anm. 1) u. a. auch über das Verhältnis der Musik zum Wortrhythmus (S. 130 ff. und bes. S. 161 ff.).

[1]) Daß vor Pitra schon Mone das Prinzip der Hymnenmetrik erkannt hatte, zeigte W. Meyer, Pitra, Mone und die byzantinische Strophik, Sitzungsber. d. Bayer. Akad. 1896 S. 46 ff. = Ges. Abhandl. II 287—302. Aber schon im 17. Jahrhundert war das Richtige bekannt; wie mir W. Meyer brieflich mitteilte, wird im Catalogue of the Harleian Manuscripts in the British Museum vol. II (1808) S. 155 zu Codex 1613 fol. 183 aus Goar zitiert: „Libros notis musicis exaratos, inter cantandum, rarissime conspiciunt, vel etiam habent, Graeci, communesque ideo et verbis et cantu, memoriae tenaciter infigunt hymnos, ad quorum normam alios pari syllaborum numero constantes, cantando inflectunt: quorum ideo primordia canticis aliis inscribunt, ut ad eorum regulam sequentes indicent esse decantandos. Hi vocantur *εἱρμοί* sive tractus etc.“ Vgl. ebenda S. 153 zu fol. 119: „*Προσόμοια στιχηρά*, versus similiares, aequali syllabarum numero constant, ut eodem tono decantentur: sicut et ejusdem metri strophae sive Graecis sive Latinis“ (Goar).

[2]) Die meisten Hoffnungen hatte ich auf die Petersburger Öffentliche Bibliothek gesetzt, in der durch die kleptomanischen Bemühungen des Bischofs Porfirij Uspenskij viele alte liturgische Fragmente bewahrt sind. Leider hat auch sie ein negatives Ergebnis geliefert. Vgl. den Nachtrag Nr. 4 S. 136.

wo die Verse wie in den Hss der Profanpoesie[1]) in Zeilen abgeteilt sind; ebensowenig eine Hs, wo außer den Kurzversen auch die Langverse und Perioden irgendwie äußerlich bezeichnet sind. Nun könnte man annehmen, daß Romanos und die ihm nahestehenden Dichter eine andere Form der Niederschrift, etwa Anordnung in zwei Kolumnen mit Absetzung der Kurzverse gebrauchten und daß dann später bei der Übertragung der alten Majuskel in die Minuskel zur Raumersparung die durchlaufende Schreibung eingeführt wurde. Allein in der Überlieferung ist, wie bemerkt, kein Anhaltspunkt für eine solche Hypothese. Der tiefere Grund der fortlaufenden Schreibung, bei der die Verse nur durch Punkte, nicht durch Alineas geteilt wurden, liegt wohl nicht in der Raumersparung, sondern darin, daß die Byzantiner, denen nur die antiken Versmaße als „Metren" galten, die neue Dichtung als eine Art Prosa betrachteten und gelegentlich auch offen aussprachen, diese Werke seien *καταλογάδην, πεζῷ λόγῳ* geschrieben.[2]) Soweit wir also heute urteilen können, scheint es tatsächlich, daß die unendlich mühsame Arbeit der Dichter bei der Niederschrift der Texte nur ungenügend ausgedrückt und die Kontrolle der richtigen Durchführung der metrischen Schemen größtenteils der Musik bzw. dem Gesange überlassen wurde. Da wir dieses Mittel nicht haben und daher die Lieder mehr als literarische, denn als musikalische Denkmäler genießen, so müssen wir alle ihre tektonischen Gliederungen graphisch ausdrücken; sonst werden wir den Dichtern nicht gerecht und geben den Lesern ein unzureichendes, ja irriges Bild von der Form der Gattung. Wie dieser Ausdruck gestaltet werden muß, werden wir am sichersten durch eine kurze Übersicht der bisher von den Herausgebern angewandten Systeme herausfinden.

In den ältesten Ausgaben einzelner Hymnenstücke, den gedruckten liturgischen Büchern der griechischen Kirche, ist eine Lösung der Frage nicht nur nicht versucht, sondern ein Rückschritt zu verzeichnen. Man hat zwar aus den Hss, wie es scheint, die Punkte übernommen, aber dazu auch Kommata gefügt; man sieht aber nicht, ob nun etwa die Punkte Langverse, die Kommata Kurzverse abteilen sollen, ja nicht einmal, ob die zwei Zeichen überhaupt metrische Bedeutung haben; denn dieselben Interpunktionen finden sich auch in den eingeschobenen Prosalegenden; vgl. z. B. das Triodion von 1538. Noch schlimmer steht es in den neueren Ausgaben, z. B. in den Menaeen, Venedig 1895, wo nur syntaktische Interpunktion erkennbar ist.

Die gelehrten Bearbeiter der griechischen Kirchenpoesie haben verschiedene Methoden angewandt. J. B. Pitra druckt die Gedichte teils so, daß die Kurzverse in Zeilen abgesetzt und an einer Vertikallinie aufgereiht werden wie in den alten Pindarausgaben, teils wie fortlaufende Prosa mit Abteilung der Kurzverse durch Sterne (*) z. B. also:

---

[1]) In manchen Hss der vulgärgriechischen Poesie sind die (politischen) Verse ähnlich wie die Verse in den Hss der Kirchenpoesie fortlaufend geschrieben und nur durch schwarze oder rote Punkte abgeteilt.

[2]) Vgl. Krumbacher, GBL² S. 692. Auch Wilh. Meyer definiert die Zeilen der lateinischen und griechischen rhythmischen Dichtung ausdrücklich als „Prosa mit einer bestimmten Schlußcadenz" (vgl. zuletzt Nachrichten der Gött. Ges. d. Wiss. 1906 S. 202; auch S. 200, 201, 213). Diese Benennung sollte aber meines Erachtens als irreführend vermieden werden, um so mehr, als die rhythmischen Zeilen im Griechischen nicht bloß durch die Schlußcadenz, sondern auch durch die Silbenzahl und den Akzent innerhalb der Zeilen gebunden sind.

β' Τῇ Γαλιλαίᾳ τῶν ἐθνῶν,
τῇ τῶν Ζαβουλὼν χώρᾳ
καὶ τοῦ Νεφθαλεὶμ γαίᾳ,
ὡς εἶπεν ὁ προφήτης,
φῶς μέγα ἔλαμψε Χριστός·
τοῖς ἐν σκότει οὖσιν
φαεινὴ ὤφθη αὐγή,
ἐκ Βηθλεὲμ ἀστράπτουσα,
μᾶλλον δὲ ἐκ Μαρίας ὁ Κύριος·
πάσῃ οἰκουμένῃ
ἀνατέλλει τὰς ἀκτῖνας
ὁ ἥλιος τῆς δικαιοσύνης etc.

*γ'. Οὐχ ὑπερεῖδεν ὁ Θεὸς * τὸν δόλῳ συληθέντα, * ἐντὸς τοῦ παραδείσου, * καὶ ἀπολωλεκότα * τὴν θεοΰφαντον στολήν· ἦλθεν γὰρ ἐξ ὕψους * ἱερὰ πάλιν φωνή, * καλοῦσα τὸν πρωτόπλαστον· * Ποῦ εἶ, Ἀδάμ; ἀπάρτι μὴ κρύπτου μοι· * θέλω θεωρεῖν σε, * κἂν γυμνὸς εἶ, κἂν πτωχὸς εἶ· * μὴ αἰσχυνθῇς, σοὶ γὰρ ὡμοιώθην· * αὐτὸς ἐπιθυμῶν, * Θεὸς οὐκ ἐγένου· * ἀλλ' ἐγὼ νῦν βουληθεὶς * σὰρξ ἐγενόμην· * ἔγγισόν μοι οὖν, * καὶ γνώρισον, ἵνα λέξῃς· * Ἦλθες, ἐφάνης, * τὸ φῶς τὸ ἀπρόσιτον.*

Das erste vornehmere Verfahren wendet Pitra bei einigen Gedichten in allen Strophen an, bei den meisten nur für die Prooemien und die erste Liedstrophe; für die übrigen Strophen muß dann das zweite gröbere Format genügen. Vermutlich wollte Pitra dadurch, daß er die erste Liedstrophe in Zeilen absetzte, jedesmal zuerst den metrischen Charakter des Werkes demonstrieren, der bei dem zweiten raumsparenden Verfahren weniger deutlich hervortritt. Irgend einen tieferen Grund hat der seltsame Wechsel zwischen Feiertags- und Werkeltagsgewandung nicht. Dieser Wechsel ist aber äußerst bedenklich, weil dadurch bei dem nicht eingeweihten Leser der Eindruck erweckt werden kann, als handele es sich um irgendwelche metrische oder sonstige formale Unterschiede.

Gemeinsam ist beiden Methoden der große Nachteil, daß nur die Kurzverse zu ihrem Recht gelangen, nicht aber die Langverse und die Perioden. So entsteht ein mangelhaftes Bild von der Tektonik der Strophe; es sieht aus, als habe sich der Dichter damit begnügt, jedesmal 30 und mehr ungleiche Knüttelverse an der Strophenschnur aufzureihen. Der prosaartige Druck widerspricht außerdem der in der ganzen Weltliteratur angenommenen Sitte, metrische Werke durch Zeilenabsetzung auch äußerlich von Prosa zu scheiden; es ist, wie wenn man ähnlich freigebaute Gedichte z. B. Goethes Prometheus oder Heines Nordseezyklus als fortlaufende Prosa drucken wollte. Pitra stand hier offenbar unter der Suggestion der alten Hss und übernahm ihre Methode, nur daß er die Punkte aus typographischen Gründen durch Sterne ersetzte. So ist seine Ausgabe mit ihrem Schwanken ein Kompromiß zwischen der byzantinischen Überlieferung und der modernen Art, Verse graphisch zu fixieren. Übrigens hat Pitras Verfahren auch schwere praktische Nachteile: wegen des Mangels jeder Unterabteilung bleiben die Strophen, namentlich beim Prosadruck, ganz unübersichtlich; man muß erst mühsam suchen, um die sich entsprechenden Verse zu finden; Inkonzinnitäten oder der Ausfall ganzer Verse werden leicht übersehen. Man wird mit der Annahme nicht fehlgehen, daß die geringe und langsame Verbreitung der Kenntnis von dem großartigen Werke Pitras zum Teil auch durch den unglücklichen graphischen Ausdruck des metrischen Charakters der Lieder verschuldet worden ist.[1])

[1]) Pitras erste Methode (Aufreihung der Kurzverse an einer Vertikallinie) ist mehrmals von anderen angewandt worden, zuletzt noch von S. Gassisi in seiner Ausgabe einiger Kontakien der hll. Nilos und Paulos von Grottaferrata, Oriens Christianus 5 (1905) 58 ff., der jedoch von Pitra darin abweicht, daß er den Refrain etwas einrückt und die Stropheninitialen durch Fettdruck hervorhebt.

W. Christ hat in seiner „Anthologia graeca carminum christianorum" wenigstens einzelne Kurzverse zu Langversen vereinigt; die Kurzverse trennt er da durch Vertikalstriche. Außerdem wendet er zuweilen noch ein zweites Mittel zur Gliederung der Strophe an: das Einrücken eines Verses, ohne daß aber klar würde, welche besondere Bedeutung er jedem der zwei Mittel zuteilte. Zwei Beispiele mögen das Verfahren illustrieren, das Prooemion und die erste Strophe des Liedes auf die heiligen Apostel:

Ὁ σοφίσας ὑπὲρ ῥήτορας | τοὺς ἁλιεῖς,
Τοὺς ἀσφαλεῖς καὶ θεοφθόγγους κήρυκας,
        τὴν κορυφὴν | τῶν μαθητῶν σου, κύριε,
προσελάβου εἰς ἀπόλαυσιν
5   *τῶν ἀγαθῶν σου καὶ ἀνάπαυσιν·*
τοὺς πόνους γὰρ ἐκείνων | καὶ τὸν θάνατον
        ἐδέξω ὑπὲρ πᾶσαν ὁλοκάρπωσιν,
ὁ μόνος γινώσκων τὰ ἐγκάρδια.

Τράνωσόν μου τὴν γλῶτταν, σωτήρ μου,
10 *πλάτυνόν μου τὸ στόμα·*
καὶ πληρώσας αὐτὸ | κατάνυξον τὴν καρδίαν μου,
ἵνα οἷς λέγω ἀκολουθήσω,
καὶ ἃ δῆθεν διδάσκω | ποιήσω πρῶτος·
πᾶς γὰρ ποιῶν | καὶ διδάσκων, φησίν, | οὗτος μέγας ἐστίν etc.

Daß Kurzzeilen zu Langzeilen vereinigt werden, bedeutet Pitra gegenüber einen Fortschritt; die großen Perioden werden nicht angedeutet, weil sie damals nicht erkannt waren. Technisch ist Christs Verfahren aber aus zwei Gründen bedenklich: erstens verwirrt die Vermengung von zwei ganz verschiedenen Mitteln zum Ausdruck der Gliederung einer Strophe (Vertikalstrich und Einrücken), zweitens wirken die Vertikalstriche, die von der Technik metrischer Schemen oder kritischer Apparate hergenommen sind, in einem literarischen Werke ungemein störend. Es wird gewiß niemanden einfallen, Gedichte von Petrarca, Shakespeare oder Goethe mit solchen Strichen oder ähnlichen pedantischen Zeichen zu verunzieren.

Wilhelm Meyer, Anfang und Ursprung, hat sich über das typographische Problem nicht geäußert. Doch hat er zur Illustration seiner metrischen Theorien einige Strophen abgedruckt mit Anwendung von einfachen, doppelten und dreifachen Sternen zur Abteilung der Kurzzeilen, Langzeilen und Perioden; außerdem markiert er den Beginn einer neuen Periode durch Einrücken der Zeile, z. B.:[1])

1 *Ἡ παρθένος * σήμερον * τὸν ὑπερούσιον τίκτει* ⁑
4 *Καὶ ἡ γῆ * τὸ σπήλαιον * τῷ ἀπροσίτῳ προσάγει* ⁂
    7 *Ἄγγελοι * μετὰ ποιμένων * δοξολογοῦσιν* ⁑
    10 *Μάγοι δὲ * μετὰ ἀστέρος * ὁδοιποροῦσιν* ⁂
13 *Δι' ἡμᾶς γὰρ * ἐγεννήθη * παιδίον νέον * ὁ πρὸ αἰώνων θεός.*

[1]) Anfang und Ursprung S. 334 = Ges. Abhandl. 70.

Zur metrischen Erklärung sind diese Mittel sehr passend; in einer Ausgabe können sie natürlich nicht angewandt werden; dagegen verdient Meyers Gedanke, die Langverse stets als eine lange Zeile zu drucken, auch für die Editionspraxis ernste Beachtung.

Ich selbst habe in meinen Ausgaben ein System gewählt, bei dem keinerlei diakritische Zeichen wie Striche oder Sterne gebraucht werden, sondern die Tektonik der Strophe durch das einzige und mit der gleichen Bedeutung durchgeführte Mittel des Einrückens graphisch zum Ausdruck gebracht wird: Die zur ersten Kurzzeile gehörenden Kurzzeilen werden um zwei Spatien eingerückt, der Anfang der folgenden Langzeile um ein Spatium, die folgende Periode rückt wieder auf die Vertikalhöhe der ersten Periode vor.[1]) Die oben angeführte Strophe sieht dann also aus:

Ἡ παρθένος
        σήμερον
        τὸν ὑπερούσιον τίκτει
    καὶ ἡ γῆ
        τὸ σπήλαιον
        τῷ ἀπροσίτῳ προσάγει·
ἄγγελοι
        μετὰ ποιμένων
        δοξολογοῦσιν,
    μάγοι δὲ
        μετὰ ἀστέρος
        ὁδοιποροῦσιν·
δι' ἡμᾶς γὰρ
        ἐγεννήθη
        παιδίον νέον
        ὁ πρὸ αἰώνων θεός.

Das einfache und durchsichtige System[2]) hat leider auch gewisse Nachteile: es bringt große Papierverschwendung mit sich und verteilt das Lied auf viele Seiten, wodurch der Überblick über den metrischen Bau und den inhaltlichen Zusammenhang erschwert wird. Man könnte versuchen, diesen Mängeln durch Anwendung von zwei Kolumnen abzuhelfen, wie es Pitra in Lied I versuchte und Christ mehrfach tat, wo die Zeilenlänge es erlaubte. Allein wenn die zweimal eingerückten Zeilen einen gewissen Umfang überschreiten, reichen die zwei Kolumnen doch nicht aus, oder es entsteht Undeutlichkeit durch das nahe Zusammenstoßen der zwei Kolumnen; außerdem wirkt die doppelreihige Anordnung poetischer Strophentexte immer unschön und verwirrend, namentlich auch dadurch, daß die Strophenanfänge auf verschiedene Kolumnenhöhe zu stehen kommen.[3]) Einen Ausweg fände man, wenn man ein sehr hohes, aber schmales Format wählte, wie es bei chinesischen oder

---

[1]) Vgl. Stud. S. 92 f.

[2]) Daß es trotz der denkbarsten Klarheit mißverstanden werden konnte, ist mir ein psychologisches Rätsel. Vgl. meine Bemerkungen über das von P. V. Nikitin in der Ausgabe von Liedern auf die 42 Märtyrer von Amorion getroffene Druckarrangement, Gött. Gel. Anzeigen 1906 S. 943.

[3]) Vgl. z. B. Pitra S. 2 ff. und Christ a. a. O. S. 54 ff. Besonders unübersichtlich wirkt die Doppelkolumne bei Gassisi, Oriens Christianus 5 (1905) 58 ff.

japanischen Büchern vorkommt; eine solche Neuerung verbietet sich aber aus buchtechnischen Gründen.

P. Maas, Chronol. und Umarb., hat ein prinzipiell verwandtes System angewandt, das ebenfalls von Sternen, Strichen oder anderen Zeichen ganz absieht und nur mit dem Mittel des Einrückens, außerdem mit Spatien operiert: Er faßt, wie W. Meyer, jeden Langvers in eine Druckzeile zusammen und trennt die einzelnen Kurzverse innerhalb der Zeile durch Spatien (ähnlich wie es jetzt vielfach in kritischen Apparaten geschieht); der nächste Langvers wird dann durch Einrücken als zur gleichen Periode gehörig bezeichnet; die folgende Periode rückt wieder auf die Vertikallinie der ersten Periode vor. Als Beispiel diene die erste von P. Maas mitgeteilte Strophe (mit genauer Beibehaltung der Zeilenbrechung):

Ὡς γὰρ οὐ λόγων ἐπῳδαῖς   τὰ πάντων ἰατρεύων   εὕρῃ τοὺς ἀπει-
θοῦντας,   μετέρχεται ἐν ἔργοις   τὴν θεραπείαν τὴν ἡμῶν·
σείει γὰρ τὴν κτίσιν   καὶ ποιεῖ βρύχειν τὴν γῆν   ἐκ τῶν ἁμαρ-
τιῶν ἡμῶν.
Τὸν χρόνον τοῦ σεισμοῦ δὲ   στενάξαντες   πάλιν πρὸς τὸ ἔθος
ἐκδραμόντες,   λησμοσύνῃ   δεδώκαμεν   ἅπαντα τὸν φόβον.
5 *Διὸ προσέταξε   νεφέλαις πολλάκις*
τὰς ψεκάδας μηδαμῶς   δοῦναι τὸν ὄμβρον,
ἵνα τῆς ψυχῆς   τὸ ῥάθυμον ἀφυπνίσῃ
|: *ὥστε αἰτεῖσθαι   ζωὴν τὴν αἰώνιον.* :|

Außer der bedeutenden Raumersparnis und der besseren Übersicht über größere Textteile hat das System noch einen besonderen Vorzug: Bezüglich der Kurzzeilen wird ein und dasselbe metrische Schema in verschiedenen Liedern zuweilen ungleich behandelt,[1]) wodurch sich, wenn man alle Kurzverse in Zeilen absetzt, Ungleichheiten in der Verszählung ergeben; diese Schwierigkeit fällt weg, wenn man die stabilen Langverse zusammenfaßt und nur sie in der Randzählung und beim Zitieren als numerische Einheiten rechnet. Eine große Schattenseite hat freilich auch dieses System: die Zeilen werden für die gewöhnliche Druckkolumne häufig zu lang und sie müssen dann umgebrochen werden; vgl. die obige Probe, die aus der doch ziemlich breiten Kolumne der Byzant. Zeitschrift entnommen ist. Die Umbiegung einzelner Verse sieht nicht nur häßlich aus, sondern stört auch die Übersicht und beeinträchtigt also gerade den Hauptzweck, durch typographische Mittel die feine Tektonik dieser Poesie plastisch zu veranschaulichen. Ähnlich wie mein Kurzzeilensystem ein hohes, aber schmales Format, so verlangte dieses Langzeilensystem ein sehr breites, wenn auch niedriges, also irgend ein Musikalien-Format. Doch erscheint aus verschiedenen praktischen Gründen das Breitformat, zu dem sich ja auch die Pindarherausgeber (außer Boeckh) nicht entschlossen haben, ebenso untunlich wie das Hochschmalformat. Eine Textausgabe muß sich wenigstens einigermaßen an die üblichen literarischen Formate anschließen. Man wird also wohl am besten einen Kompromiß schließen, d. h. ein stattliches Großoktav mit möglichst breiten Seiten wählen; wenn dann auch bei einzelnen

[1]) Vgl. z. B. die Bemerkungen zu Vers 4 des Tones *Τὸ φοβερόν σου* im ersten Liede auf die hll. 40 Märtyrer oben S. 88.

Metren Umbiegungen notwendig werden, so ist das Übel geringer als wenn das Buch in einem für literarische Werke ganz ungewöhnlichen Format erschiene. Wie weit man etwa gehen müßte, um das Umbrechen der Langzeilen bei einer nicht allzu kleinen Schrift wenigstens auf ein Minimum zu beschränken, ersieht man aus den obigen Textausgaben; aber das Großquart unserer Akademieabhandlungen dürfte sich eben für eine Ausgabe, der man eine größere Verbreitung wünscht, nicht empfehlen, um so weniger, als auch hier noch ungewöhnlich lange Zeilen öfter umgebrochen werden müssen.[1]) Das traurige Schlußergebnis bleibt, daß eine befriedigende Lösung des Problems der typographischen Wiedergabe der Hymnen nicht zu finden ist.[2])

Endlich sind auch die zwei Teile des Formengerüstes der Lieder graphisch zu fixieren, von denen der eine den Anfang, der andere den Schluß der Strophe bildet: die Akrostichis und der Refrain. Die Akrostichis wird in den Hss stets durch mehr oder weniger kunstvolle Initialen hervorgehoben.[3]) In mehreren Hss, z. B. A T, sind sie rot (wie in den gedruckten Liturgiebüchern der griechischen Kirche); in P sind rot nur die Initialen des Prooemions und der ersten Liedstrophe; in C sind die Initialen abwechselnd rot und blau (von fol. 136^r an nur rot), in V verschiedenfarbig. In einer gedruckten Ausgabe wird das akrostichische Band passend durch fette, aber nicht allzu aufdringliche Initialen hervorgehoben, wie sie in akrostichischen Gedichten verschiedener Literaturen häufig gebraucht werden und wie sie für die Hymnen P. Maas, Chronol. S. 1 ff., und S. Gassisi, Oriens Christ. 5 (1905) 58 ff., angewandt haben. Zur Erhöhung der Deutlichkeit des Bildes wird es beitragen, wenn innerhalb der Strophen große Anfangsbuchstaben außer im Anfang der direkten Rede und bei Eigennamen und ihren Ableitungen ganz vermieden werden, wie es ja heute auch bei den griechischen Prosatexten üblich ist. Sowohl die Akrosticha als die Stropheneinheiten werden klarer in Erscheinung treten, wenn man die Strophen durch ein mäßiges Spatium trennt; es darf vielleicht noch etwas größer genommen werden als in den obigen Ausgaben.

Wie das Akrostichon wird auch der Refrain in den Hss durch graphische Mittel hervorgehoben, doch in verschiedener Weise: In P A C M, häufig auch in D wird der Strophenkörper durch das übliche Schlußzeichen :— und der Refrain ebenfalls durch :— abgeschlossen.[4]) In C wird zuweilen das erste :— durch ::, das zweite durch : ersetzt. In D steht vor dem Refrain statt :— oft auch : oder ∴, in der ersten Strophe auch ein Strahlenstern (⁘); oft fehlt die Trennung ganz. In B und im Sin. 927 steht vor dem Refrain ·:·, nach dem Refrain :— In T steht vor dem Refrain :, nach ihm entweder

[1]) Vgl. das 3. Lied (S. 16 ff.). Im 1. Liede (S. 1 ff.) dagegen hätte das Umbrechen vermieden werden können, da Vers 5, wie P. Maas richtig bemerkte, wegen des Wortschlusses in 5^3 in zwei Langverse geteilt werden könnte (freilich meines Erachtens nicht geteilt werden muß).

[2]) Unverzeihlich ist es aber, wenn einem Liebhaberformat zu Ehren sogar Hexameter und Pentameter umgeknickt werden. Wie sehr diese groteske Drucktechnik auch die Übersicht des Versbaues stört, kann man sehen bei Otto Kiefer, Liebesgedichte aus der griech. Anthologie, München und Leipzig 1906 (Die Fruchtschale. Band 10).

[3]) Vgl. die Facsimiletafel am Schlusse dieser Abhandlung, auch die Tafeln bei Pitra, An., und Krumbacher, Stud.

[4]) Vgl. die Facsimiletafel.

wieder : oder :— In V steht vor dem Refrain meistens :, am Schlusse nichts (wohl weil der Refrain meistens nicht ausgeschrieben ist). In zwei Hss wird der Refrain auch noch durch rote Tinte hervorgehoben: in A ist der ganze Refrain rot, wie hier auch die Liedüberschriften, im Sin. 927 ist der Anfang des Refrains durch eine rote Initiale augenfällig gemacht. Bemerkenswert ist noch, daß die Abteilung des Refrains in den meisten Hss in den Prooemien fehlt und erst mit den Liedstrophen beginnt;[1]) nur in T ist der Refrain schon im Prooemion abgeteilt.

In den Ausgaben ist der Refrain von Christ, Pitra und früher auch von mir nicht besonders gekennzeichnet worden. Das war ein Fehler. W. Meyer hat dem Refrain mehrmals (S. 340 ff. = Ges. Abh. II 76 ff.) den Vermerk „Refr." vorgesetzt. P. Maas (Chronol. S. 2 Anm. 3) „umschließt" den Refrain durch die Zeichen |: :| „nach dem Vorbild der Hss". Die Motivierung ist aber, wie aus dem Obigen hervorgeht, nicht ganz zutreffend: die Hss gebrauchen nicht das Zeichen |: R. :|, sondern :— R. :—, und genau genommen wird nicht der Refrain durch zwei :— umschlossen, sondern das erste :— schließt den Strophenkörper ab, das zweite den Refrain. In den obigen Ausgaben habe ich versuchsweise vier Ausdrucksmittel angewendet, zuerst (S. 1 ff.) die in den meisten Hss übliche, wobei das erste :— an den Schluß der dem Refrain vorhergehenden Zeile zu stehen kommt, dann (S. 9 ff.) die (auch typographisch unschöne) Teilung von Maas, endlich (S. 16 ff.) einen einfachen Vertikalstrich und (S. 22 ff.) einen Doppelpunkt. Die letzte Ausdrucksweise, die ja auch in mehreren Hss (T C V D) vorkommt, wird sich für eine definitive Ausgabe am besten empfehlen. Der Hs T ist auch darin zu folgen, daß die Absonderung des Refrains schon in den Prooemien durchgeführt wird. Da sich der Refrain entweder ganz (s. z. B. oben S. 16 ff., 22 ff.) oder in den Schlußworten (s. oben S. 1 ff., 9 ff.) wiederholt, hat man öfter behufs Raumersparung zu Abkürzungen gegriffen: Pitra setzt in Fällen, wo kein Zweifel ist (S. 24 ff., 62 ff., 187 ff., 199 ff., 203 ff. u. s. w.), nach dem Anfang des Refrains drei Punkte (z. B. *τὸν φανέντα* . . .), ebenso Maas, Chronol. S. 20 ff. Im Judasliede (S. 92 ff.) setzt Pitra die Punkte nur bei der ersten Strophe und läßt sie bei den folgenden Strophen weg, wodurch der Leser den Eindruck erhält, der Refrain ende mit *ἡμῖν*, während noch sechs Worte fehlen. In den meisten Liedern gibt Pitra die Refrainworte bei jeder Strophe vollständig. Für die konsequente Wiedergabe des Refrains in extenso sprechen triftige Gründe: Wenn auch der Refrain in vielen Gedichten sich entweder ganz oder von einer gewissen Versstelle an gleichmäßig wiederholt, so kommt es vor, daß als Schlußinterpunktion bald ein Punkt, bald ein Fragezeichen erheischt wird. Da in vielen Liedern der Refrain wegen der Verschiedenheit des Textes bis auf die Schlußworte oder wegen des Schwankens der Interpunktion vollständig ausgeschrieben werden muß, könnte die Abkürzung (durch . . . oder *κτλ.*) doch nur in einem Teil der Lieder angewandt werden. Diese Ungleichmäßigkeit würde aber in einer Ausgabe störend wirken. Man darf nicht vergessen, daß sie auch von Fernerstehenden und nur gelegentlich eingesehen wird; mit Rücksicht auf solche Passanten muß jede Unklarheit vermieden werden. Aber auch vom rein ästhetischen Standpunkt aus sind in einer Ausgabe von Werken literarischer Bedeutung solche Abkürzungen verwerflich. Der Raumverlust durch die kon-

---

[1]) Vgl. die Facsimiletafel.

sequente Wiedergabe des vollen Refrains spielt keine Rolle, sobald man das Langzeilensystem (s. o.) anwendet.[1])

Die Gestaltung des Apparats der Ausgabe will ich nur kurz berühren; denn für sie gelten die prinzipiellen Darlegungen des folgenden Abschnitts. Nur einige Sonderfragen seien hier vorweggenommen. Es wird sich empfehlen, wie es oben geschehen ist, den Apparat wie auch die Quellennachweise zu jeder Strophe mit einer neuen Zeile zu beginnen und hier die Strophennummer durch Fettdruck der griechischen Zahlbuchstaben, der oben leider nicht angewandt werden konnte, hervorzuheben. Über die Bezeichnung der Lang- und Kurzverse s. u. Nur in einem Punkte wird leider der Apparat die Wißbegierde des Lesers im Stiche lassen, in der Wiedergabe der metrischen Punkte (s. o. S. 113). Zwar zeigen hier die Hss großes Schwanken und oft sogar dieselbe Hs betrübende Inkonsequenz innerhalb desselben Liedes; aber für Spezialuntersuchungen wäre es immerhin manchem Leser wünschenswert, auch über diesen Punkt ein genaues Bild der Überlieferung zu erhalten. Wenn nun auch ausnahmsweise notiert werden kann, wie sich eine Hs zu einer bestimmten Verstrennung verhält (vgl. o. S. 95), so läßt sich doch eine erschöpfende Aufzeichnung der metrischen Interpunktion nicht durchführen; denn dazu müßte entweder der ganze Text mehrmals mit den Punkten ausgeschrieben oder eine langwierige und doch unübersichtliche Analyse der Punktierung jeder Hs gegeben werden; außerdem ist, aus dem eben erwähnten Grunde, in die Kollationen der nicht in extenso photographierten oder abgeschriebenen Hss über die Punktierung nur wenig aufgenommen worden.

---

[1]) Natürlich habe ich für die besprochenen Fragen auch in dem bei den lateinischen Dichtungen des Mittelalters üblichen Druckarrangement Belehrung gesucht. Doch ist der Bau dieser Poesien viel einfacher als der der byzantinischen Hymnen und läßt sich daher graphisch leichter ausdrücken. G. M. Dreves verwendet in seinen großartigen Analecta Hymnica in der Regel das System des einfachen Einrückens der zweiten oder dritten zugehörigen Kurzzeile, also:

oder

Nur selten, wie An. Hymn., Bd. 45a, 108, gebraucht er ein Staffelsystem, ähnlich wie ich bei Romanos, also

Da die Gedichte meist aus ganz kurzen Zeilen bestehen und wenig durch kritische Apparate oder sonstiges Beiwerk belastet sind, konnte Dreves, obschon seine Ausgabe ein mäßiges Oktavformat (Druckfläche 17 × 10 cm) hat, größtenteils in zwei Kolumnen drucken, ohne daß die nebeneinander stehenden Strophen sich genieren. Manchmal gebraucht Dreves auch — ich weiß nicht, zu welchem besonderen Zwecke — die unschönen Sterne innerhalb der Zeilen (z. B. Anal. Hymn., Band 47 S. 272). Den Refrain (wie auch Schriftstellen im Texte) hebt Dreves durch Kursivdruck hervor; das stört aber das einheitliche Bild der Strophe, und ich möchte nicht dazu raten, ein analoges Verfahren bei den griechischen Hymnen anzuwenden. Über das Druckarrangement der Tropen vgl. Dreves, An. H., Band 47 S. 39. — W. Meyer, Gött. Gel. Anz. 1906 S. 200 sagt mit besonderer Rücksicht auf die lateinischen Gedichte: „Wer mehr

Was die Quellennachweise betrifft, die als Zugabe des kritischen Apparats von der modernen Praxis immer dringender gefordert werden, so können hier leider nicht alle Forderungen befriedigt werden. Die obigen Untersuchungen (S. 44 ff. und 78 ff.) haben gezeigt, wie schwer der Nachweis in einzelnen Fällen ist und welch weitausgreifende Untersuchungen er voraussetzt. Hier wird sich die Ausgabe also mehrmals mit dem vermutenden Hinweis auf die bis jetzt bekannten Quellen über einen Stoff, die in der BHG leicht zu finden sind, begnügen müssen, ohne auf Detailfragen einzugehen.

3. Andere editionstechnische Fragen.

Außer der ganz speziellen Frage der typographischen Wiedergabe des Strophenbaues sind noch die editionstechnischen Fragen zu berühren, die eine Hymnenausgabe mit anderen kritischen Ausgaben gemeinsam hat. Wir kommen damit auf einen wunden Punkt der modernen Philologie. Ich habe mit Rücksicht auf die Romanosausgabe seit langen Jahren den Ausdrucksmitteln der Edition stets besondere Aufmerksamkeit geschenkt. Das Schlußergebnis ist niederschlagend. „Da steh ich nun, ich armer Tor und bin so klug als wie zuvor.“ Wenn man die Textausgaben überblickt, die etwa seit 50 Jahren bei den verschiedenen Nationen erschienen sind, so steht man einer wahrhaft babylonischen Verwirrung gegenüber. Die ganze Formeln- und Zeichensprache, durch welche die Editoren zu ihrem Publikum reden, wimmelt von Ungleichheiten, Widersprüchen und Dunkelheiten. Daß sich bei den verschiedenen Nationen verschiedene Ausdrucksweisen eingebürgert haben, ist noch verzeihlich; aber auch innerhalb derselben Nation hat jedes Jahrzehnt seine Eigentümlichkeiten und fast jeder Gelehrte sein Systemchen, manche auch, weil das noch bequemer ist, überhaupt kein System. Selbst innerhalb derselben Sammelausgabe oder in verschiedenen Bänden derselben Einzelausgabe spukt allerlei Inkonsequenz, sogar in den Berliner Kirchenvätern, die doch auch in technischer Hinsicht eine Art Muster darstellen sollten. Zu all den Schwankungen kommen Abweichungen nach der Beschaffenheit des edierten Textes (Inschriften, Papyri u. s. w.) und Eigenheiten, die nur aus der Gleichgültigkeit des Herausgebers gegen solche „Äußerlichkeiten“ oder aus dem technischen Unvermögen der Druckerei oder auch aus dem unbesieglichen Eigensinn der Setzer und Hauskorrektoren zu erklären sind. In der Zeichen- und Formelsprache der Chemie, Physik, Medizin wäre eine solche verwirrende Eigenbrödelei undenkbar, und in der Tat liegt der Hauptgrund, daß die Philologie sich noch so wenig geeinigt hat, wohl darin, daß sie weniger mit dem praktischen Leben in Berührung kommt als die genannten Disziplinen, und daß ein Mißverstehen der Zeichensprache hier weniger Tragweite hat als auf den naturwissenschaftlichen Gebieten.

Es ist eine mit dem Zuwachsen neuer Ausgaben stetig wachsende Kalamität, daß jeder, der für irgend einen Zweck eine Textausgabe konsultiert, sich zuerst immer in die besondere Zeichen- und Abkürzungssprache des Herausgebers einarbeiten muß. Und doch erzeugt die herrschende Inkonsequenz zahllose Mißverständnisse.[1] So wenig praktischen

---

auf den Sinn gibt, muß sie in Langzeilen drucken lassen; wer mehr auf praktische Zwecke gibt, in Kurzzeilen. Es ist die Frage, die fast alle Herausgeber mittelalterlicher lyrischer Gedichte peinigt.“

[1]) Wie oft werden z. B. die verschiedenen Klammern wie ⟨ ⟩, [ ], ( ) u. s. w. falsch angewendet, z. B. in dem Aufsatze Ἀθηνᾶ 17 (1905) 47 ff., oder mißverstanden! Über die Schwerverständlichkeit mancher Apparate vgl. auch E. Nestle, Septuagintastudien V, Stuttgart 1907 S. 12.

Wert die immer wieder auftauchende Idee einer künstlichen „Weltsprache“ hat, so wertvoll und wünschenswert wäre es, daß innerhalb jeder Wissenschaft sich eine Art Universalsprache einbürgerte, d. h. daß man nicht nur in der Terminologie auf eine gewisse Einheitlichkeit (natürlich mit Bewahrung der Wortbildungsgesetze und Morphologie jeder Nationalsprache) hinarbeitete, sondern sich auch einigte über die Gesamtheit der Zeichen,[1]) der Abkürzungen, der typographischen Andeutung gewisser Dinge, wo möglich auch der Zitierweise. Dadurch würde das internationale Zusammenarbeiten wesentlich erleichtert und es würden der Wissenschaft viele Jünger gewonnen, die jetzt durch den verwirrenden Wirrwarr der äußeren Technik a limine abgeschreckt werden. Es ist höchste Zeit, daß einmal auf einer „Versammlung deutscher Philologen- und Schulmänner“,[2]) deren Hauptzweck doch Aussprache und Einigung über allgemeine interessante Fragen sein soll, das technische Problem in seinem weitesten Umfange von Vertretern verschiedenartiger Gebiete beraten und wenigstens in den Hauptpunkten eine gewisse Uniformität angebahnt werde. Freilich ist ein solches Werk nur möglich, wenn die Philologenversammlung einerseits die zeitfressende Mitteilung gelehrter Einzelheiten einschränkt und anderseits aufhört, durch disparate Veranstaltungen mehr zu einem „Capua der Geister“ als einer Arbeitsstätte zu werden. Aber diesbezügliche Beschlüsse sind ja in Hamburg 1905 gefaßt worden.

Man wird vielleicht einwenden, die Überlieferungsverhältnisse der Schriftwerke seien so vielgestaltig und die Zwecke der Ausgaben so verschieden, daß sich eine Einigung nicht erzielen lasse. Das trifft zu für gewisse besondere Fragen der Edition, z. B. die Frage, ob mehrere Fassungen eines Textes nebeneinander in extenso oder nur eine Bearbeitung mit Auszügen oder Varianten aus den übrigen gegeben werden sollen u. dgl. In solchen Fragen dürfte allerdings die Aufstellung einheitlicher Prinzipien an der unendlichen Mannigfaltigkeit des Wirklichen scheitern. Vgl. oben S. 71 ff. Oft werden bei der Entscheidung auch finanzielle Momente mitspielen.

Es gibt aber ein großes Gebiet der Editionstechnik, wo eine Einigung erzielt werden kann und muß:

---

[1]) Hier kommen jetzt außer den Klammern vor allem die besonders auf theologischem Gebiete gebrauchten Zeichen + = addit, addunt, und < (oder auch —) = omittit, omittunt in Betracht. Mir bleibt trotz der kleinen typographischen Ersparung noch immer zweifelhaft, ob diese Zeichen, die, mit den übrigen Zeichen verbunden, den Apparat oft bedenklich dem Aussehen eines mathematischen Rechenexempels nähern, eine glückliche Neuerung sind, und ich habe daher an den leicht verständlichen Abkürzungen add., om., corr. u. s. w. festgehalten, die auch in einem in der Landessprache abgefaßten Apparat als stereotype Formeln gebraucht werden können.

[2]) Wenn es nach mir ginge, würde ich lieber sagen „auf einem internationalen Philologenkongreß“ (vgl. meine Anregung Byz. Z. 10 [1901] 344). Denn der muß doch auch einmal und hoffentlich recht bald kommen! Die Orientalistenkongresse haben von Anfang an, die naturwissenschaftlichen, medizinischen, historischen und archäologischen Kongresse seit geraumer Zeit die Scheidewände der Nationen und Sprachen niedergerissen, und auch im sonstigen wissenschaftlichen Betriebe gelangt das internationale Prinzip mehr und mehr zur Herrschaft: es sei nur erinnert an die Gründung der internationalen Association der Akademien (1899) und die Zulassung mehrerer Kultursprachen in vielen wissenschaftlichen Zeitschriften. Sowohl alle die technischen Fragen als manche andere allgemeine philologische und pädagogische, auch bibliothekarische und bibliographische Probleme würden sich zur Verhandlung auf internationalem Boden trefflich eignen und könnten durch Teilnahme fremder, außerhalb der eingewurzelten deutschen Anschauung stehenden Kreise gewiß gefördert werden.

1. innerhalb des Textes die Anwendung verschiedener Druckarten, die Konzessionen an vulgärsprachliche Eigenheiten, die Schreibung schwankender grammatikalischer Formen und andere Orthographica, die Akzentuation, die Worttrennung, die Anführungszeichen, die sonstige Interpunktion, die großen Anfangsbuchstaben, die verschiedenen Klammern, Parenthesestriche, Punktreihen, Kreuze, Sterne u. s. w.

2. die Gestaltung all des Druckwerkes, das unten, neben und auch über dem Texte Platz findet, also des sogenannten kritischen Apparats, der Quellennachweise, der summarischen Inhaltsangaben am Rande, der Randzahlen (statt ihrer oft Verweisungszahlen im Texte), der Kolumnentitel u. s. w. Hier handelt es sich vornehmlich um die Frage, was im „kritischen Apparat" notiert werden muß, um die Scheidung des objektiven Verzeichnisses der handschriftlichen Varianten von Quellennachweisen, kritischen oder exegetischen Bemerkungen und sonstigen subjektiven Zutaten des Herausgebers, um die Art der Anpassung des Apparats an den Text, um die hier gebrauchten Sigel, Abkürzungen, Klammern, Trennungsmittel u. s. w.

In allen diesen Dingen herrscht heute ein wildes, durch jede neue Ausgabe um irgend ein Novum bereichertes Chaos, und doch ist hier tatsächlich eine weitgehende Einigung möglich; denn die meisten Fälle kehren in den verschiedensten Textarten wieder, und es ist meistens nur der Unterschied, daß die Anzahl der für eine bestimmte Ausgabe nötigen Ausdrucksmittel schwankt. Aus der Masse der einzelnen Probleme, auf die ich schon oft hingewiesen habe,[1] will ich hier nur einige herausgreifen. Ich beschränke mich auf das griechische Gebiet; doch mögen manche Bemerkungen mutatis mutandis auch auf andere Sprachgebiete Anwendung finden.

1. Gestaltung des Textes. Für jede griechische Dichtung, deren Metrik, und jede griechische Prosa, deren Rhythmik durch die expiratorische Betonung bedingt ist, spielt die Frage der Akzentuation eine wichtige Rolle. Ich denke dabei nicht an die vereinzelten Fälle, wo schon im Altgriechischen die Betonung schwankt oder wo spätere Verschiebungen vorliegen,[2] sondern an das große Gebiet der Wörter, die proklitisch und enklitisch behandelt werden müssen oder können.[3] Einerseits weicht die Akzentgebung der byzantinischen Hss hier (wie in einigem anderen) von der unserigen ab, anderseits verlangt das Metrum und der rhythmische Satzschluß oft eine andere Betonung als unsere Schulregel.[4] Nun haben einige neuere Herausgeber wie E. Kurtz,[5] K. Horna[6] und

---

[1]) Wer die bibliographischen Notizen der Byz. Z. verfolgt, weiß, daß der Kampf gegen den Wirrwarr in unserer philologischen Technik sich wie ein roter Faden durch meine bescheidene Chronistentätigkeit durchzieht. Vgl. z. B. Byz. Z. 1, 178 f.; 2, 343; 3, 192 f., 425, 642 f.; 4, 179 f.; 5, 215; 6, 187, 595 f., 610; 7, 219, 480 ff., 636; 8, 229, 234; 9, 574; 10, 312, 344 u. s. w.

[2]) Vgl. G. N. Chatzidakis, *Περὶ τονικῶν μεταβολῶν ἐν τῇ μεσαιωνικῇ καὶ νεωτέρᾳ ἑλληνικῇ, Μεσαιωνικὰ καὶ Νέα Ἑλληνικά, Τόμος β'* (Ἐν Ἀθήναις 1907) 82—175. Eine Zusammenstellung byzantinischer Neuerungen bei Krumbacher, Zur Geschichte des griechischen Akzentes KZ 27 (1884) 521 ff. Weiteres bei P. Maas, Byz. Metrik.

[3]) Zum ersten Male handelt über sie im Zusammenhang mit der byzantinischen Metrik P. Maas, Byz. Metrik.

[4]) Betonungen wie *ἀνήρ δε, ἄγέ μοι* u. s. w. im Verse sind als von der Metrik gefordert erwiesen. Vgl. P. Maas, Byz. Z. 12 (1903) 318 ff.; Christophoros Mityl. ed. E. Kurtz, praef. p. XXIV.

[5]) Byz. Zeitschr. 16 (1907) 87 ff.

[6]) Wiener Studien 23 (1906) 173 ff.

A. Heisenberg[1]) schon begonnen, sich in diesen Akzentfragen an die Hss anzuschließen oder auf den Satzschluß Rücksicht zu nehmen, und P. Maas geht in den seiner „Byzantinischen Metrik" beigegebenen Textproben sogar so weit, den Circumflex und Gravis zu beseitigen und die ganze Akzentuation nach dem Metrum zu regulieren.[2]) In einer theoretischen Schrift, wo es nur darauf ankommt, metrische Schemen an einigen Texten zu demonstrieren, läßt man sich eine solche Neuerung gefallen. Dagegen halte ich in der Editionspraxis die Abschaffung des Circumflex und Gravis wie auch manche Neuerungen hinsichtlich der Enklise und Proklise für äußerst bedenklich.[3]) Ich rede nicht von der Verwirrung, die einzelne solcher Schreibungen anrichten können (z. B. der Typus *ἐπι θεωρίαν*, das beim Druck nur zu leicht in *ἐπιθεωρίαν* zusammenfließt), sondern stelle nur einige allgemeine Bedenken zur Erwägung: Ein konsequenter Anschluß an die byzantinische Praxis läßt sich ja doch nie erreichen: sonst müßten wir auch *πόνος τίς, κατὰ-βιβάζω, εὖ βιοῦντες* u. s. w. schreiben oder auch *μὲν, δὲ*, was ja, ohne Erfolg, versucht worden ist, und noch so manches andere, was gegen unsere Schultheorie und Gewöhnung verstößt. Alle diese ungewohnten Schreibungen werden, mögen sie auch theoretisch zum Teil berechtigt sein, in Wahrheit mehr Verwirrung als Nutzen stiften.[4]) Das Fehlen üblicher Akzente wird oft als Druckfehler und ein wirklicher Druckfehler als weise Absicht aufgefaßt werden.[5]) Ganz unmöglich ist meines Erachtens die Durchführung des von P. Maas versuchsweise angewandten radikalen Systems, das dem griechischen Texte ein fremdartiges Aussehen gibt und sogar das Verständnis erschwert. Wenn freilich alle oder die meisten Leser byzantinische Akzentdichtungen ausschließlich vom metrischen Standpunkt aus genießen würden — was Gott verhüte, — so könnte man die neue Schreib-

---

[1]) Nikolaos Mesarites. Die Palastrevolution des Johannes Komnenos, Gymn.-Progr., Würzburg 1907 S. 76.

[2]) Er schreibt z. B. den ersten Vers einer bekannten Strophe also:

α' Τῳ τυφλωθέντι Ἀδάμ ἐν Ἐδέμ ἐφάνη ἥλιος ἐν Βηθλεέμ

dann denselben ersten Vers in der zweiten und dritten Strophe:

β' Ὀτε ἑκών ἐπηρώθη Ἀδάμ καρπού γευσάμενος τυφλοποιού
γ' Ὕμνησον ὕμνησον τούτον Ἀδάμ προσκύνησον τον ἐλθόντα προς σέ

Es ist klar, daß durch dieses Akzentsystem die Gleichheit des metrischen Baues der sich entsprechenden Verse graphisch vor Augen gestellt werden soll. Wenn nun aber, was häufig vorkommt, die Gleichmäßigkeit des Schemas durch Taktwechsel oder andere legale Schwankungen gestört ist, dann ergeben sich bei dieser ausschließlich metrischen Betonung doch wieder Schwierigkeiten oder Inkonsequenzen.

[3]) Ein kurzer Hinweis schon bei Krumbacher, Ein serbisch-byzantinischer Verlobungsring. Münchener Sitzungsber. 1906 S. 431.

[4]) Mehrfach ist infolge der eigenartigen byzantinischen Akzentuation auch in die Ausgaben eine gewisse Unsicherheit eingedrungen. Vgl. Schreibungen wie *διακενῆς* neben *διὰ κενῆς*, *ἐπιπλέον* neben *ἐπὶ πλέον*, *ταννῦν* neben *τὰ νῦν*, *δηλονότι* neben *δῆλον ὅτι*, *ὡσότι* neben *ὡς ὅτι*, *ὡσάν* neben *ὡς ἄν*, *οἱοσδήποτε* neben *οἷος δήποτε* (und Verwandtes), *κατιδίαν* neben *κατ' ἰδίαν* (bzw. *καθ' ἰδίαν*), *εἰσέτι* neben *εἰς ἔτι*, *καθύπνους* neben *καθ' ὕπνους*, *κακηγκάκως* neben *κακὴν κακῶς* (vgl. B. Z. III 152 ff.) u. s. w. Es wäre wünschenswert, daß in der Schreibung dieser adverbialen und pronominalen Bildungen Einigung erzielt würde. In ein anderes Gebiet gehören die offenbaren Entgleisungen, von denen Assemanis Ephräm auch in dieser Beziehung wimmelt, wie *προστοὺς* = *πρὸς τοὺς* (II 342 A), *καταλόγον* = *κατὰ λόγον* (II 350 B), *εὐμάλα* = *εὖ μάλα* (II 355 A), *ἐν μέσῳ νυκτίῳ* = *ἐν μεσονυκτίῳ* (II 349 C) u. a.

[5]) Doch mag bei Ausgaben rhythmischer Poesie oder Prosa unsere enklitische Schulregel derart modifiziert werden, daß man nach den Forderungen der Rhythmik z. B. *ἔστι* oder *ἐστί* statt *ἐστι*, *ποτέ* st. *ποτε*, *σοῦ* st. *σου* u. s. w. schreibt.

weise riskieren; die meisten werden aber nach wie vor Lieder des Romanos und andere byzantinische Poesien doch in erster Linie nach der inhaltlichen, ästhetischen oder sprachgeschichtlichen Seite studieren. Dazu kommt noch, daß die metrische Seite der Kirchendichtungen auch dem Metriker von Fach nur mangelhaft verständlich ist und bleiben wird, solange es nicht gelingt, den Zusammenhang mit der Musik mit Sicherheit aufzuklären und für modernes Empfinden verständlich zu machen (vgl. o. S. 112 f.). Kurz, den Romanos mit einer solchen rein metrischen Akzentuation herauszugeben wäre das sicherste Mittel, ihn zu einem ängstlich gemiedenen Buch zu machen, das bald ebenso ungestört in den Bibliotheken ruhen würde, wie die alten Hss der Kirchendichtung seit vielen Jahrhunderten geruht haben. Selbst wenn es übrigens gelänge, die Akzentreform auch bei anderen Ausgaben byzantinischer Dichter durchzusetzen, so blieben diese Ausgaben doch zwischen der ungeheueren Masse altgriechischer Texte und der ebenfalls recht ansehnlichen Masse byzantinischer Prosa und griechischer Literaturwerke der neuesten Zeit ganz vereinsamte Erscheinungen. Viel eher wäre die Frage diskutierbar, wenn wenigstens von der einen Seite eine Annäherung käme, d. h. wenn die Neugriechen das alte Akzentsystem, besonders den Circumflex, aufgäben; aber daran ist nicht zu denken, auch dann nicht, wenn, wie es den Anschein hat, eine mehr volksmäßige Sprache schließlich den Sieg über das verknöcherte Mumiengebilde der archaisierenden Katharevusa davonträgt. Endlich möge man doch bedenken, wohin es führen würde, wenn wir in unseren Ausgaben alle die Änderungen der Schriftform, der Orthographie, der Akzentuierung, der Wortabteilung u. s. w. durchführen wollten, wie sie teils schon bekannt sind, teils durch weitere paläographische und epigraphische Forschung als einmal gewesen festgestellt werden mögen. Wir kämen schließlich soweit, daß für jede Periode und jede Gattung der griechischen Literatur eine eigene Editionsmethode auszuarbeiten wäre, und vor den Bäumen der Doktrin sähe man zuletzt den Wald der Dinge nicht mehr.

Auf einem so ernstlich gefährdeten Gebiete, wie es heute die griechischen Studien sind, sollte man mit formalen Neuerungen, die den Zugang zum Heiligtum erschweren, doppelt und dreifach vorsichtig sein. Ein warnendes Exempel sind meines Erachtens die seit einigen Jahren in den Schriften der Berliner Akademie und in den Berliner Klassikertexten eingeführten akzentuierten Majuskeltypen. H. Diels war so liebenswürdig, mir die Gründe der Neuerung zu erklären: Durch die Annäherung der Schrifttypen an die Formen der Papyrusunziale wolle man das Bild der Originale möglichst treu wiedergeben und dem Leser die Ergänzung lückenhafter Stellen und die Verbesserung falscher Lesungen erleichtern. Außerdem sei in Betracht gezogen worden, daß „es das an die antike Form der Schrift, speziell der Buchschrift, gewöhnte Auge des Philologen beleidigt, byzantinische Verschnörkelung als Wiedergabe antiken Geistes ertragen zu müssen. Aus diesem ästhetischen Gefühle heraus ist die neue Type zu formen versucht worden. Daß sie noch nicht gelungen ist, liegt daran, daß wir auf diesem Gebiet keinen Euting haben, der die Vorlagen für den Schneider schaffen konnte. Moderne Schriftzeichner sind natürlich antiker Form gegenüber ebenso hilflos wie der gewöhnliche Zeichner antiken Skulpturen oder Vasen gegenüber. Aber uns kam es nur auf das Prinzip an."

Dagegen läßt sich manches sagen. Zwar eine Verhandlung über den zweiten Punkt hat keine Aussicht auf Erfolg. Die ästhetische Würdigung ist Geschmacksache; darüber ist nach dem alten Spruch nicht zu disputieren. Mir persönlich scheint durch eine wohl-

ausgeführte moderne Minuskel z. B. gerade die früher in der Berliner Akademie selbst gebrauchte oder eine gleichmäßig fette Schrift in der Art von Robert Proctors Greek Type auch das beste antike Geisteswerk nichts zu verlieren. Der ästhetische Standpunkt hat natürlich immer seine Berechtigung; aber wichtiger ist doch der praktische: die bequeme Lesbarkeit und die Rücksicht auf die Gewöhnung der Leser. Da wir Modernen nun einmal bei der Lesung griechischer und lateinischer wie auch neusprachlicher Werke an Minuskeltypen gewöhnt sind — übrigens ist auch des Philologen Auge viel mehr an die Minuskel als an die antike Buchschrift gewöhnt —, so wird auch das Talent eines Euting aus der griechischen Majuskel keinen genügenden Ersatz für die seit vier Jahrhunderten in Milliarden von Exemplaren verbreitete griechische Minuskel schaffen können. Wie schwer man sich an den Majuskeltypus zurückgewöhnt, weiß jeder, der mit den Drucktypen der rechtgläubigen Slaven zu tun hat, der einzigen modernen Schrift, in der die Fossilien des antiken Majuskelsystems noch fortleben. Ich habe bei meinen mit praktischen Übungen verbundenen Vorlesungen über russische Grammatik immer beobachtet, wie langsam sich die meisten in die Kyrillica, dieses Ideal einer unpraktischen Druckschrift, hineinfinden. Gegen die neue Berliner Graeca sprechen aber, von dem Ungewohnten ihrer Erscheinung abgesehen, auch geradezu hygienische Bedenken. Ich bekomme jedesmal ein lästiges Flimmern in den Augen, wenn ich größere Stücke dieser dünnstelzigen Lispelschrift lesen muß. Damit will ich aber nicht für ein neues, etwa kräftiger ausgeführtes Experiment plädieren.

Auch der erste Grund dürfte, soweit ich urteilen kann, zur Rechtfertigung einer so einschneidenden Neuerung nicht ausreichen. 1. Es kommt doch auch bei neuen Inschriften und Papyrustexten in erster Linie Inhalt und Form in Betracht, erst dann die Konjekturalkritik; das würde selbst unser seliger Konrad Hofmann zugeben, der zu scherzen pflegte: „Was hilft mich ein Text, wenn er nicht verdorben ist?“ 2. In Wahrheit ist es recht zweifelhaft, ob der angegebene Zweck durch die neue Schrift überhaupt gefördert wird. Die Lettern stellen ja nur einen bestimmten Schrifttypus dar und auch diesen nur unvollkommen; sie geben keinen Begriff von der großen Mannigfaltigkeit und all den „Schikanen“ der wirklichen Schriften. Wer also auf paläographischer Grundlage emendieren und ergänzen will, wird doch, wenn er gut beraten ist, in jedem einzelnen Falle die Nuancen der Originalschrift in Betracht ziehen. Anfänger — auf dem Papyrusgebiete sind es die meisten — werden durch den Glauben an eine imaginäre Normalschrift, wie sie hier geboten wird, leicht irregeführt. Dann werden wir uns wieder mit denselben Fehlern herumzuschlagen haben, wie sie jeder aus Seminarübungen, Examensarbeiten und anderen jugendlichen oder auch ältlichen Versuchen in der Erinnerung hat; ich meine Konjekturen, bei denen eine aus der modernen Buchschrift erschlossene Majuskel vorausgesetzt und z. B. spielend mit der Verwechselung von *Λ*, *Δ*, *Α* oder *Ο* und *Θ* operiert wird, obschon diese Buchstaben weder in der Papyrus- noch in der Buchmajuskel sich überall so „zum Verwechseln ähnlich“ sehen, wie die naiven Gemüter solch schnellfertiger Kritiker annehmen. Irreführend ist auch, daß die Berliner Schrift mit unserem modernen Akzentsystem versehen ist. Nun wird manch wackerer Knabe auf die Idee gebracht, daß auf alten Inschriften oder auf Papyri auch solche Akzente stehen, während ja doch die Papyrusakzente, wo sie vorkommen, ganz anderer Art sind. Wie unausrottbar solche einmal eingedrungene falsche Vorstellungen in der Seele haften, ist bekannt. Kurz, ich fürchte, daß durch die neue

Schrift eher das Gegenteil der beabsichtigten Wirkung erzielt wird. 3. Wollte man den Gedanken, der dem neuen Schrifttypus zugrunde liegt, in rationeller Weise durchführen, so müßte man für jedes Jahrhundert, für jeden Ort, für jede Art von Schriftstück, ja schließlich für jedes einzelne Denkmal eigene Lettern gießen lassen. Kurz, man käme eben auf das Verfahren, das für gewisse Zwecke schon längst angewendet wird, die Herstellung wirklicher Facsimiles. Tatsächlich können, wenn ich nicht irre, für die Zukunft nur noch die zwei Extreme ernstlich in Betracht kommen: Facsimiles auf photomechanischer Grundlage mit möglichst wenig manueller Nachhilfe und Wiedergabe in irgend einer leicht lesbaren modernen Druckminuskel. Für die Inschriften wird allerdings der epigraphische Satz wohl noch lange mitgeschleppt werden; er hat auch eine gewisse Berechtigung, besonders für Inschriften aus alter Zeit, wo man mit verhältnismäßig wenig Drucktypen auskommt und ihre Verschiedenheit von den wirklichen alten Buchstaben nicht allzusehr stört; viel weniger schon eignet sich die epigraphische Letter wegen der zahlreichen, oft ziemlich individuellen Ligaturen, Abkürzungen und eingestreuten Akzente für byzantinische Inschriften.

Möchte die Berliner Akademie zu ihrer so sympathischen und dem Auge so wohltuenden leibigen Kleinschrift zurückkehren, die sie bis 1903 gebrauchte, und die neuen Lettern im Interesse der Wissenschaft und ihrer Jünger so bald als möglich wieder abschaffen. Sie waren ein Danaergeschenk für unsere Studien![1])

2. Gestaltung des Nebenwerkes. Bezüglich des kritischen Apparats steht im Vordergrunde die Frage der Auswahl der Varianten, die schon oben (S. 73 f.) mit besonderer Rücksicht auf die Edition hagiographischer Texte gestreift worden ist. Was von Abweichungen im Wortlaut ohne Schaden weggelassen werden darf, läßt sich, wie a. a. O. dargelegt worden ist, natürlich nur im Zusammenhange mit dem Plane und den materiellen Bedingungen der ganzen Ausgabe von Fall zu Fall feststellen und daher nicht auf eine Formel bringen. Dagegen gibt es hier Fragen, die man prinzipiell entscheiden kann. Das ist vor allem die Frage der orthographischen Schwankungen. Trotz des von vielen geführten Kreuzzuges gegen die Belastung der Apparate mit orthographischen Quisquilien tauchen sie immer wieder auf. Fast jede neue kritische Ausgabe spätgriechischer oder byzantinischer Texte läßt sich in dieser Hinsicht beanstanden. Die Unsicherheit und Willkür, die hier in der Praxis herrscht, steht im umgekehrten Verhältnis zu den Fortschritten der theoretischen sprachwissenschaftlichen Erkenntnis. Es ist höchste Zeit, allgemein den Grundsatz durchzuführen, daß die rein graphischen Schwankungen, d. h. die Verwechselung der in der byzantinischen Zeit in phonetischer Hinsicht identischen Zeichen — von einzelnen ganz besonders gelagerten Ausnahmefällen abgesehen — unbeachtet bleiben müssen. Dadurch würden viele auch noch der allerneuesten Apparate um ein gut Teil entlastet werden. Es genügt, in der Vorrede über das angewandte Prinzip zu orientieren und dazu eine genaue Definition dessen zu geben, was unter „orthographischer Schwankung" begriffen werden soll. Die meisten Fälle stehen ja fest, wie die Vertauschung von ο—ω, αι—ε, ει—η—ι, υ—β im

[1]) Daß es übrigens auch griechische Minuskeltypen gibt, die einem jede griechische Lektüre zu einer physischen Qual machen, davon kann man sich durch einen Blick in die Rivista di storia antica (z. B. 1907 fasc. 2) überzeugen.

Typus σκέβη = σκεύη. Bedeutungslos für die Praxis sind auch Schwankungen in der Doppelkonsonanz (wie ἔβαλλον st. ἔβαλον); doch müssen sie bei Eigennamen, wenigstens einmal, notiert werden. Außer der Vertauschung lautlich identischer Zeichen kann auch das Schwanken bezüglich des -ν paragogicum und der Formen οὕτως-οὕτω im Apparat unbeachtet bleiben, da die Hss hier, wenn nicht alles täuscht, keinerlei Gewähr bieten. Bezüglich des -ν steht es sicher, daß in der späteren Überlieferung das einzige Gesetz die Willkür der Schreiber ist; gewisse Hss (z. B. Codex V der Hymnenpoesie[1]) und der Codex V des hl. Menas; s. o. S. 64) setzen das -ν auch vor Konsonanten, andere nur vor Vokalen, andere schwanken.[2]) Weniger klar ist mir die Sachlage bezüglich οὕτως = οὕτω; doch spielt dieser Fall in der Praxis nicht annähernd die Rolle wie das paragogische -ν. Zu bemerken ist noch, daß in älteren Hss (etwa vor dem 10. Jahrhundert) auch Verwechselungen von οι, υ mit ι, ει, η angegeben werden sollten, weil bis zu dieser Zeit die Bewegung des Lautes οι, υ zum einfachen i-Laute noch nicht überall völlig abgeschlossen war. Natürlich darf auch handschriftliches Schwanken zwischen den Zeichen σσ und ττ nicht, wie es zuweilen geschieht, ignoriert werden. Denn einmal handelt es sich hier nicht um lautlich identische Zeichen, und außerdem ist dieses Schwanken aus besonderen Gründen (dialektische Färbung, Imitation bestimmter Vorlagen, stereotype Verbindungen, semasiologische Differenzierung) von Bedeutung.[3]) Selbstverständlich ist auch, daß Formen wie ηὗρον neben εὗρον, die für das von Chatzidakis so trefflich aufgeklärte Problem der vulgären Augmentbildung sehr wichtig sind, stets notiert werden müssen. Eine kleine technische Frage ist bei der Ausscheidung der Orthographica nur, wie es gehalten werden soll, wenn durch die Nichtbeachtung einer orthographischen Abweichung eine positiv falsche Angabe entsteht, wenn also z. B. statt eines im Text stehenden εἶδον ein Codex A εἶδαν, ein Codex B ἴδαν liest. Soll da einfach angegeben werden: εἶδαν A B oder εἶδαν (ἴδαν B) A B? Wenn man mit mehreren stark unorthographischen Hss zu tun hat, wird das in der Praxis bis jetzt vorgezogene zweite Verfahren schon recht umständlich, unübersichtlich, zeit- und raumraubend, und es kann meines Erachtens ohne Schaden, nach einer darüber orientierenden Bemerkung im Vorworte, das kürzere Schema gewählt werden.

Nicht so ganz unbedenklich wie die Ausschaltung der Orthographica ist die Unterdrückung der in den Hss überlieferten paläographischen Abkürzungen, obschon diese in den Ausgaben viel konsequenter und allgemeiner durchgeführt ist als jene.[4]) Hier geht man gewöhnlich so weit auch bei Lesungen, die wegen einer Variante im Apparat notiert werden, die abgekürzten Wörter auszuschreiben. Das geschieht wegen der großen Schwierigkeit der typographischen Wiedergabe der Kürzungen; selbst der einfache Kontraktionsstrich hat in vielen Offizinen eine Sprengung des Spatiums zwischen den Zeilen zur Folge, was technische Schwierigkeiten macht und sehr unschön aussieht. In Wahrheit wäre es wünschenswert, daß den Abkürzungen bei der Ausarbeitung des Apparats größere Aufmerksamkeit geschenkt würde. Wie wichtig z. B. eine genaue Buchführung über die Kontraktion ($\overline{\text{IC}}$, $\overline{\text{KC}}$ u. s. w.) wenigstens in den Majuskelhss werden kann, sieht man aus

---

[1]) Vgl. Krumbacher, Stud. S. 203.

[2]) Vgl. auch Ludwig Deubner, Kosmas und Damian, Leipzig 1907 S. 37.

[3]) Vgl. z. B. J. Wackernagel, Hellenistica, Universitätsschrift, Göttingen 1907 S. 15 ff.

[4]) Editoren wie A. Jahn (Anecdota graeca theologica, Leipzig, A. Deichert 1893), die sogar so harmlose Dinge wie ἄνος = ἄνθρωπος (in Minuskelhss) als „Variante“ notieren, sind zum Glück selten.

jeder Seite des grundlegenden Buches von L. Traube.[1]) Aber auch in Minuskelhss dürfen die Kontraktionen und andere Kürzungen nicht ganz bei Seite geschoben werden. Wenn jemand z. B. in einer Ausgabe schreibt *τοῦ κυρίου Μαξίμου*, so möchte doch mancher wissen, ob in der Hs wirklich *κ̅υ̅* bzw. *κυρίου* oder aber die oft verkannte Kürzung für *κυροῦ* steht, die ich leider auch hier typographisch nicht wiedergeben kann. Tunlichst zu vermeiden ist die häufig versuchte Wiedergabe der tachygraphischen Kürzungen durch ähnliche in der Offizin für andere Zwecke vorhandene Zeichen (z. B. *οὔτ῾ = οὕτως*, *ἔχ^ = ἔχειν*), die meistens mehr Schaden als Nutzen stiften. Da eine befriedigende Lösung der Frage am Unvermögen der Typographie scheitert, wird nichts übrig bleiben, als die gekürzten Wörter auszuschreiben, in wichtigen Fällen aber durch einen konventionellen Zusatz (z. B. abbr.) anzudeuten, daß in der Hs eine Kürzung vorliegt.

Mit der Frage der Orthographica und der paläographischen Abkürzungen hängt die Frage zusammen, inwieweit die Akzentuation der Hss im Apparat zu beachten ist. Die tausendmal wiederkehrenden Eigenheiten der byzantinischen Akzentgebung (z. B. die oben erwähnten Typen *ἐπι θεωρίαν* st. *ἐπὶ θεωρίαν*, *περὶθάλπω* st. *περιθάλπω* u. s. w.) und die Verwechselung von Akut, Gravis und Circumflex müssen meines Erachtens ganz ebenso unterdrückt werden wie die gewöhnlichen Orthographica. Dagegen müssen Abweichungen von der üblichen Betonung (z. B. *Θώμας* st. *Θωμᾶς*, *ἄθροος* st. *ἀθρόος*, *πῆρος* st. *πηρός*), Akzente, die den Sinn verändern (z. B. *ἑωρᾶτο φῶς* st. *ἑώρα τὸ φῶς*) und auffällige Akzente bzw. Fehlakzente, die für metrische oder rhythmische Fragen wichtig sind, immer genau notiert werden. Es ist dagegen eingewandt worden, die abweichenden Akzente müßten z. B. im Apparat einer Romanosausgabe ignoriert werden, weil Romanos selbst keine Akzente geschrieben habe. Das ist meines Erachtens ein steriler Doktrinarismus. Denn 1. wenn auch Romanos selbst vermutlich keine Akzente schrieb, so haben doch seine Nachfolger im 9.—10. Jahrhundert Akzente geschrieben; wir müßten dann also bei einer Ausgabe scheiden zwischen den älteren und den jüngeren Dichtern. 2. die Akzente sind, auch wenn sie nicht aus der Zeit des Autors selbst stammen, doch für uns wertvoll, weil sie lehren, wie man, wenn auch „später", aber immerhin noch etwa ein Jahrtausend vor unserer Zeit betont hat. 3. Der abweichende Akzent gibt uns zuweilen einen nützlichen Fingerzeig für die Entstehung einer Korruptel. 4. Durch die Ignorierung der Akzente käme eine verwirrende Inkonsequenz in die Apparate. Wir dürften dann abweichende Akzente eigentlich nur noch notieren in Ausgaben alter Dialektautoren, weil hier die Akzente der Hss vielleicht auf Papyrusexemplare zurückgehen, und bei den Autoren seit dem 9. Jahrhundert, weil seit dieser Zeit die Byzantiner selbst Akzente setzten. Damit wäre das oben (S. 126) bezüglich der Textkonstitution angedeutete Übel glücklich auch in die Apparate verpflanzt. Wenn man auffällige Akzente im Apparate ignorieren will, soll man sie lieber ganz weglassen, eine Schrulle, die J. Viteau in seiner Ausgabe der Passionen der hl. Katharina, Paris 1897, durchgeführt hat, wo alle Varianten ohne Akzent und Spiritus aufgeführt sind, obschon die Hss dem 10.—15. Jahrhundert angehören.[2])

---

[1]) Nomina Sacra. Quellen und Untersuchungen zur lateinischen Philologie des Mittelalters, herausgegeben von L. Traube †. Zweiter Band. München, C. H. Beck 1907.

[2]) Zur Akzentfrage in Bibelausgaben vgl. E. Nestle, Septuagintastudien V, Stuttgart 1907 S. 7 f.

Eine andere wichtige Frage ist, wie man das Verhältnis der handschriftlichen Überlieferung zu dem festgestellten Texte klar und zuverlässig zum Ausdruck bringen kann. Soll man nur die von dem aufgenommenen Texte abweichenden Lesarten notieren — ich nenne das Verfahren „negativ“ — oder soll man auch die Bezeugung der im Texte stehenden Lesung durch positive Angaben plastisch vor Augen führen („positives Verfahren“)? Bis jetzt hat man sich meistens mit dem negativen Verfahren begnügt. Es gibt aber Überlieferungsverhältnisse, bei denen der gewissenhafte Herausgeber das starke Bedürfnis fühlt, dem Leser und sich selbst die handschriftlichen Tatsachen im Apparat, ohne Rücksicht auf den schließlich rezipierten Text, mit objektiver Vollständigkeit vorzulegen. Ich habe dieses Verfahren in meinen früheren Ausgaben einzelner Lieder des Romanos, bei denen die Überlieferung meistens sehr kompliziert ist, durchgeführt. Es hat manche große Vorteile: Der kritische Benützer der Ausgabe kann bei jeder zweifelhaften Lesung sofort mit einem Blick die Art der Bezeugung jeder Lesart und die Spaltung der Überlieferung konkret übersehen. Der Herausgeber hält sich, obschon er sich im Texte für eine bestimmte Lesung entscheidet, doch in einer gewissen Reserve, bekennt dem Leser, wie unsicher viele Entscheidungen sind, und ermuntert ihn, außer dem Texte auch die Tatsachen der Überlieferung selbst sorgfältig zu beachten und kritisch mitzuarbeiten. Der Apparat behält seine Gültigkeit, auch wenn im Texte nachträglich, vielleicht erst bei der Druckrevision, Änderungen vorgenommen werden.[1])

Das „negative“ Verfahren hat vor allem den Nachteil, daß jede von dem rezipierten Texte abweichende Lesart a priori als schlecht oder minderwertig stigmatisiert und daher von den meisten Lesern als „nur“ eine Variante nicht oder nicht genügend beachtet wird. Wie jeder Praktiker weiß, entstehen beim negativen System leicht allerlei Unstimmigkeiten dadurch, daß im Texte nachträglich Änderungen vorgenommen werden, und auch wenn man jedesmal daran denkt, den Apparat entsprechend zu korrigieren, schleichen sich doch Fehler dadurch ein, daß man dann ursprünglich nicht notierte Lesungen ex silentio konstruieren muß. Für das negative Verfahren wird angeführt, daß das positive Verfahren viel Raum verschwende und den Leser durch die kritisch nicht brauchbaren Angaben ermüde. Das trifft zu bei umfangreicheren Varianten, nicht aber bei jenen kleineren Abweichungen, bei denen im Apparat zur Deutlichkeit das Lemma notiert werden muß. Beim positiven System lautet dann eine Variante z. B. also: *τὴν φύσιν* P: *τὰ πάθη* AD: *καὶ πάθη* V, beim negativen: *τὰ πάθη*] *τὴν φύσιν* P: *καὶ πάθη* V (wobei sich aus dem Hss-verzeichnis vor dem Texte ergibt, daß AD die rezipierte Lesung haben). Die positive Angabe erfordert also 27 Schriftzeichen, die negative 25. Die Raumersparung kann also für das negative System nur dann angerufen werden, wenn nicht das Lemma notiert werden muß.[2]) Eine große Rolle wird bei der Wahl zwischen den zwei Verfahren immer auch der Charakter des Bearbeiters spielen: Je mehr wissenschaftliches Selbstbewußtsein (eine Eigenschaft, die nicht immer mit Gediegenheit gleichbedeutend ist) ein Herausgeber hat, desto mehr wird er seinem konstituierten Texte vertrauen und desto mehr wird er

---

[1]) Vgl. Krumbacher, Zur Technik kritischer Apparate, Berliner Philol. Wochenschrift 1905 Nr. 2 Sp. 76 f.

[2]) Zur Beurteilung des Umfanges der nach den zwei Systemen hergestellten Apparate vgl. den Text bei Krumbacher, Stud. S. 195 mit der Wiedergabe bei Maas, Chronol. S. 13.

geneigt sein, die Varianten in den Hintergrund zu stellen; je vorsichtiger und je mehr des Errare humanum bewußt ein Herausgeber ist, desto mehr wird er zu dem objektiveren positiven Verfahren hinneigen. Sollte einmal auch diese Frage auf einer Philologenversammlung besprochen werden, so würde ich vorschlagen, die Entscheidung zwischen den zwei Systemen nach der Art der Überlieferung des Textes zu treffen: Bei Schriftwerken, deren Text im großen und ganzen gesichert ist, und bei Werken, die nur in wenigen oder nur in wenig abweichenden Hss vorliegen, genügt gewiß das negative System. Bei Werken aber, bei denen die Überlieferungsverhältnisse stark kompliziert sind, bei denen nur spätere Umarbeitungen vorliegen (vgl. oben S. 65), bei denen oft gleichwertige oder wenigstens subjektiv gleichberechtigte Varianten nebeneinander stehen, empfiehlt sich das positive System, das uns unter dem rezipierten Texte, der hier vielfach nur eine relative Sicherheit hat, in völlig klarer, unparteiischer Weise das Was und Wie der Überlieferung vor Augen führt.

Im Zusammenhang mit der besprochenen Frage steht die Frage, wie umfangreichere Varianten wiederzugeben sind, bei denen mehrere Hss in der Hauptsache zusammengehen, in Einzelheiten aber unter sich abweichen. Manche Editoren haben es in diesem Falle, der natürlich in zahllosen Spielarten schillert, mit der Einschachtelung der Untervarianten in die Hauptvarianten zu einer wahren Virtuosität gebracht. Sie erzielen dadurch Knappheit, bedenken aber nicht die Nachteile eines allzu komplizierten Schachtelsystems. Wenn man hier zu weit geht, schleichen sich trotz aller Vorsicht unabwendbar Fehler oder Unklarheiten ein. Wenn eine abweichende Lesung vorliegt, die sich auf mehrere Verse bzw. Zeilen verteilt, so sollte man sie nicht, wie oft geschieht, im Apparat in mehrere Stücke zerschneiden, sondern, soweit möglich, die ganze Variante im Zusammenhang geben, damit der Leser nicht genötigt werde, sie erst mühsam aus den einzelnen Angaben zusammenzusetzen. Der Editor muß sich immer vor Augen halten, daß der Apparat nur dann ein ideales Instrument ist, wenn man aus ihm die fortlaufende Lesung jeder Hs ohne allzu mühevolles Besinnen und mit völliger Sicherheit wiederherstellen kann. Wie wenige kompliziertere Apparate vertragen aber diese Gegenprobe!

Manche Herausgeber (z. B. Pitra) suchen den Umfang des Apparats dadurch zu reduzieren, daß sie sowohl im Lemma als in der Variante selbst, soweit es irgendwie angeht, die Wörter abkürzen (z. B. *τ. ἀν. τόπων*] *τ. αὐχμηρῶν χωρῶν* st. *τῶν ἀνύδρων τόπων*] u. s. w.) Das sollte meines Erachtens unter allen Umständen vermieden werden. Diese unschönen Abkürzungen sparen wenig Raum, hindern aber immer eine rasche Übersicht und Identifizierung der Textstelle, auf die sich die Variante bezieht. Gar nicht unwichtig ist auch die Art, wie in einem umfangreichen Apparate die einzelnen Varianten voneinander getrennt werden. Man trennt jetzt entweder durch zwei Vertikalstriche (‖) und Varianten innerhalb derselben Zeile durch einen Strich (|) oder unterschiedslos alle Varianten durch einen Strich (|) oder durch ein Spatium von 4—6 Buchstaben Länge. In der jüngsten Zeit scheint das letzte Verfahren die Herrschaft zu gewinnen, und doch hat es schwere Nachteile: am Anfang und am Schluß der Zeilen ist das Spatium undeutlich und wird bei der Druckausführung leicht ganz übersehen; bei umfangreichen Apparaten bilden sich durch die vielen Spatien störende, das Apparatviereck fleckenartig durchziehende Lücken; nimmt man die Spatien aber zu klein, dann wirken sie nicht deutlich genug und lassen die ganze Variantenmasse ineinander verschwimmen; während man beim Strichsystem

Varianten mit neuer Zeilenziffer durch ||, Varianten innerhalb derselben Zeile durch | trennt, ist eine solche Unterscheidung beim Spatiensystem ausgeschlossen. Auch in der Art, wie (durch welche Zeichen und in welcher Reihenfolge) das Verhältnis der Varianten und Konjekturen zur aufgenommenen Lesung angedeutet wird, herrscht zur Zeit ein wildes Durcheinander, das dringend nach Ordnung schreit. Gegenwärtig scheint sich das System einbürgern zu wollen, daß zuerst die auf Emendation beruhende Lesart des Textes, dann erst die handschriftlichen Varianten notiert werden. Ich halte das für verkehrt. Die Basis ist und bleibt immer die Überlieferung, und die will ich zuerst sehen, dann erst die Emendationen oder Konjekturen, die doch immer subjektiv bleiben und vielleicht schon morgen weggeweht werden.

Konsequent sollte endlich statt der noch immer vielfach üblichen Verweisungszahlen mitten im Texte, die unästhetisch und beim Lesen störend wirken, das Randzahlensystem (5 — 10 — 15) durchgeführt werden, obschon es an die Geschicklichkeit der Druckerei und die Aufmerksamkeit bei der Korrektur gewisse Anforderungen stellt. Ganz verwerflich ist das z. B. von Pitra beliebte unbequeme und oft irreführende System, alle Varianten (und sonstigen Bemerkungen) unter der einen Strophenziffer zusammenzufassen. In der obigen Ausgabe sind auch die Kurzverse durch Exponenten (z. B. 2^3) bezeichnet; ich denke aber, daß man, wenn nicht sehr viele Varianten vorliegen und kein Zweifel entstehen kann, mit der bloßen Bezeichnung der Langzeile durch eine (eventuell fettgedruckte) Zahl und Trennung der Kurzverse durch | wird auskommen können. Auch die Foliozahlen sollten, wenn sie überhaupt notwendig sind, nicht mitten in den Text, wo sie abscheulich wirken, sondern an den Rand gesetzt werden.

Von dem kritischen Apparate sollten die Nachweise der Quellen, die Parallelstellen und Exzerpte, Bibelzitate u. s. w. immer als eigene Rubrik geschieden und unter dem kritischen Apparat, nicht über ihm (wie z. B. im Clemens Alexandrinus von O. Stählin, im Berliner Corpus medicorum und sonst) angeordnet werden; denn der Apparat, der die Abweichungen der Überlieferung bucht und also eine Art Ergänzung des Textes selbst bildet, ist mit der Textrubrik sachlich enger verbunden als die Quellennachweise aus anderen Werken u. s. w., die zum Begriffe des Kommentars gehören.

Eine wichtige allgemeine Forderung ist endlich, daß die Sprache des Apparats nicht allzu kompliziert und möglichst ohne das zeitraubende Nachschlagen im Verzeichnis der Kürzungen verständlich sei.[1])

Die wissenschaftliche Bedeutung und die persönlichen Voraussetzungen der in dem Editionsbeiwerk zusammengefaßten Kleinarbeit dürfen nicht unterschätzt werden. Es gibt wenige gelehrte Aufgaben, die ein solches Maß von Kenntnissen, von Objektivität, innerer

---

[1]) Schon hart an die, vielleicht über die Grenze geht in dieser Hinsicht M. Bonnet in seinen Acta Philippi et Acta Thomae, Leipzig 1903. Auf die Spitze getrieben ist die scharfsinnig ausgeklügelte Apparatmechanik in den großen Bibelausgaben (Brooke und M^c^lean, Wordsworth u. a.), wo durch mannigfaltige Zeichen eine verwickelte mehrsprachige Überlieferung ausgedrückt wird. Beim Anblick dieser unheimlichen Chiffernaggregate schwindelt es aber nicht bloß dem Neophyten, und mir sind oft Zweifel gekommen, ob der Zweck dieser heldenmütigen Bienenarbeit wirklich voll erreicht wird. Über die Technik der Bibelapparate vgl. E. Nestle, Septuagintastudien V, Stuttgart 1907 S. 8 ff. und Berl. Philol. Wochenschrift 1907 Sp. 1223 ff. Manches hiezu auch bei Hans Lietzmann, Zeitschr. f. neutest. Wiss. 8 (1907) 34 ff. und S. 234 ff., und H. von Soden, ebenda S. 110 ff.

Konzentrierung und Pflichttreue erfordern, wie die bis zur korrekten Druckvollendung durchgeführte Herstellung eines vollständigen, zuverlässigen, übersichtlichen kritischen Apparats bei einer komplizierten und noch wenig durch Vorarbeiten geklärten Überlieferung. Es gilt hier mit großem Aufwand von Mühe und Zeit, ohne Abwägung des direkten Nutzens für die Forschung, ohne Rücksicht auf äußere Anerkennung um Gottes Lohn zu arbeiten. Es gilt ein Werk zu schaffen, das in der Regel wenig benützt wird und doch unentbehrlich ist, das selten kontrolliert wird und doch peinlich korrekt sein soll, das fast nie mit gebührendem Dank belohnt wird. Das betrübende Mißverhältnis zwischen Aufopferung und Anerkennung, Arbeit und Ertrag hat gewiß, neben dem häufigen subjektiven Mangel am Talent der Akribie und an praktischem Sinn, die Hauptschuld, daß so viele Apparate ungenau, unvollständig, unzweckmäßig sind. Manche Herausgeber betrachten wohl auch einen Apparat nur als ein notwendiges Übel, mit dem man sich so billig als möglich abfinden müsse. Hier bleibt also das meiste der persönlichen Gewissenhaftigkeit überlassen, jenem undefinierbaren Charakterbedürfnis, bei jeder ernsten geistigen Betätigung nach Menschenmöglichkeit dem Ideal nahezukommen und ganze Arbeit zu machen. Wer diesen Drang nicht gewaltig, unabweisbar, immer wiederkehrend in seinem Busen spürt, möge von schwierigen Editionsproblemen seine Hand lassen!

Meinen ursprünglichen Plan, hier alle Detailfragen der Editionstechnik zu besprechen, mußte ich aufgeben, weil er bei der unerläßlichen Berücksichtigung aller Hauptarten von Texten und Überlieferungen und der gesamten bis jetzt in Deutschland und im Ausland üblichen Praxis weit über den Rahmen dieser Studie hinausgeführt hätte. In solcher Ausdehnung muß das Thema in einer eigenen Schrift behandelt werden.[1] Der nächste Zweck der vorstehenden Darlegungen wäre erreicht, wenn sie Fachgenossen zur Mitteilung ihrer Ansichten und Erfahrungen über die editionstechnischen und verwandten Probleme anregten. Nur so wird es gelingen, die herrschende Gleichgültigkeit gegen die wissenschaftlichen „Äußerlichkeiten“ zu besiegen und den Boden für eine Verständigung vorzubereiten, so daß das Thema mit Aussicht auf guten Erfolg bei einer Gelehrtenversammlung wird zur Beratung gestellt werden können. Ist einmal ein Normalkanon von einer größeren Anzahl von wissenschaftlichen Korporationen, Zeitschriften und einzelnen Gelehrten angenommen, dann wird er vermutlich mit der Zeit allgemein durchdringen; die Druckereien werden sich mit den nötigen Zeichen, die jetzt vielfach noch mangeln, ausrüsten, und die Leser werden sich an die uniformierte Zeichensprache, auch wenn sie manche Neuerungen bringt, mit der Zeit gewöhnen.

Es ist eine der Lebensfragen der Wissenschaft, daß sowohl in der Editionstechnik als in der Zitierweise, den Abkürzungen[2]) und anderen Äußerlichkeiten eine möglichst

---

[1]) Hoffentlich erhalten wir diese programmatische Arbeit von Otto Stählin, dem hochverdienten Herausgeber des Clemens von Alexandria, mit dem ich mehrere editionstechnische Fragen besprochen habe.

[2]) Die beliebte Darstellung der Zeitschriftentitel durch ein einer chemischen Formel gleichendes Initialenaggregat scheint doch allmählich wieder aufgegeben zu werden. In der Byz. Zeitschr. und im Archiv f. Papyrusforsch. z. B. werden die Zeitschriften in der Regel so bezeichnet, daß man sie auf den ersten Blick identifizieren kann. Das sollte allgemein durchgeführt werden; eine Ausnahme mag allenfalls bei den rein bibliographischen Werken gemacht werden, wenn jedem Bande oder Hefte eine Liste der gebrauchten Abkürzungen beigegeben wird. Was soll man aber z. B. dazu sagen, wenn in irgend einer isolierten Programmabhandlung, wie ich das neulich sah, MSB 1886, 3, 359 zitiert wird! Soll denn

weitgehende und möglichst viele verwandte Disziplinen umfassende Einigung erzielt werde. Für ihre Notwendigkeit spricht sowohl die innere Entwickelung des gelehrten Betriebs als die wachsende Internationalisierung der Wissenschaft, eine der schönsten Errungenschaften unserer Zeit. Das Quellenmaterial wird jetzt in Ausgaben meistens viel reichlicher beigezogen als früher; das unentbehrliche gelehrte Beiwerk wächst unaufhörlich; die wissenschaftliche Kleinliteratur schwillt lawinenartig an. Wer heute publiziert, wendet sich in einem ganz anderen Grade an Fachgenossen aller Kulturnationen als noch vor kurzem und er muß daher gerade in allen formalen und technischen Dingen auch auf sie Rücksicht nehmen. Wir müssen aber auch an die nachkommenden Geschlechter denken; wenn dem in allen Äußerlichkeiten herrschenden Schlendrian nicht bald energisch gesteuert wird, dürfte die Benützung unserer gelehrten Werke und Zeitschriften ein paar Jahrzehnte nach ihrem Erscheinen mit ungeahnten Schwierigkeiten verbunden sein.

---

wirklich ein Amerikaner oder Russe, der sich für den Gegenstand interessiert, gleich erraten, daß die M(ünchener) S(itzungs)b(erichte) (genauer die „Sitzungsberichte der philos.-philol. und der hist. Kl. d. Bayer. Ak. d. Wiss.") gemeint sind? Wie es übrigens mit den Buchstabenformeln gehen kann, zeigt folgendes Beispiel: Seit 15 Jahren gebrauchen viele Autoren das Sigel B.Z. oder BZ für „Byz. Zeitschr." Nun hat mein lieber Schüler und Freund J. Sickenberger für seine vor 5 Jahren begründete „Biblische Zeitschrift", ohne Rücksicht auf die ältere „Schutzmarke", das gleiche Sigel BZ eingeführt und gebraucht es in seiner Bibliographie regelmäßig. Andere werden ihm folgen, und nach einigen Jahren wird das doppelsinnige Zeichen allenthalben Verwirrung anstiften, um so mehr, als die Stoffgebiete der beiden Zeitschriften sich nahe berühren. Ein besonders häufiger Fehler bei der Formulierung von Abkürzungen ist es, daß man nur an seine nächste wissenschaftliche Umgebung und seine eigene Zeit, nicht aber an fernerliegende und ältere Organe und an kommende Möglichkeiten denkt.

Berichtigungen und Nachträge.

1. S. 16 ist in der Liedüberschrift zu schreiben: Akrostichis: *Τοῦ κύρου Ῥωμανοῦ ἔπη*.

2. Zu S. 55 Anm. 2 (Schluss). Zu dem hier berührten Problem schreibt mir D. Serruys, Paris, folgendes:

„Le petit problème que vous voulez bien me proposer est, je crois, assez simple.

1. Il y a contradiction entre les diverses données du Chronicon Paschale dans le passage qui vous occupe p. 512, l. 11. — En effet, d'après le système du Chronicon, l'ol. 269, 1 = an du monde 5805 devrait correspondre à l'année 266, et non à l'année 267, de l'ère de l'Ascension. Le Chronicon ayant placé la mort de J—C en l'an 5540 (p. 414, l. 10 — p. 415, l. 14), l'ère de l'Ascension commence pour lui le 3 Mai 5540 (p. 419, l. 4) et l'auteur se conforme d'ailleurs à ce point de départ dans la plupart des applications (p. 430, l. 6; p. 500, l. 9; p. 510, l. 2; p. 524, l. 18; p. 562, l. 9; p. 581, l. 11; p. 591, l. 1). Mais la source du Chronicon Paschale plaçait le début de l'ère de l'Ascension en l'année 5539 et l'auteur du Chronicon a négligé parfois de faire la réduction. Il y a un exemple topique de cette négligence. L'auteur, conformément à son système, identifie (p. 461, l. 11) l'année de la prise de Jérusalem = 2e année de Vespasien = ol. 212, 2 = an du monde 5578, avec l'année 39 de l'Ascension, mais (p. 463, l. 3) copiant servilement sa source, il identifie cette même année avec l'année 40 de l'Ascension. La même erreur se répète p. 512, l. 11; p. 513, l. 1; p. 529, l. 11.

Enfin il arrive que, sans oublier de faire l'adaptation de sa source, l'auteur du Chronicon se perd dans ses calculs, p. ex. p. 480, l. 20 l'auteur, conformément à sa doctrine assimile l'année 133 de l'Ascension

à l'an du monde 5672 = ol. 235, 4; mais le synchronisme du samedi, 25 Mars, veille de Pâques prouve quil s'agit en fait de l'année 5673, selon l'ère de notre auteur. De même p. 431, l. 4, l'adaptation ayant été mal faite, il faut lire πέμπτῳ au lieu de τετάρτῳ.

Il résulte de tout ceci que la contradiction de la p. 512, l. 11 n'est qu' apparente et imputable seulement à une copie trop servile de la source.

2. Réduisant l'an du monde 5805, par 5510 (puisque l'ère mondiale du Chronicon est 5510—5509 et qu'il s'agit d'un jour de Novembre), nous reconnaissons que la date du Chronicon équivaut à l'année 295—96 ap. J—C.

3. Dès lors pour mettre cette date en harmonie avec celle de la Passio de St. Ménas, il nous faut, soit corriger dans la Passio la date β' ἀπὸ Διοκλητιανοῦ en ιβ', soit admettre que l'auteur du Chronicon lisait dans sa source ιβ', au lieu de β'. — Le choix me semble limité à ces deux hypothèses."

3. Zu S. 71 oben und Anm. 1. Aus der hier im voraus zitierten, mir aber erst nach Drucklegung des Bogens zugegangenen Schrift von A. Ehrhard wie auch aus mündlichen Mitteilungen des Verfassers entnahm ich, daß in das Berliner Corpus nur die historisch wertvollen, als echt anerkannten Martyrien aufgenommen werden sollen. Diese enge Begrenzung — die Zahl der sicher echten Stücke ist ja sehr gering — scheint mir bedenklich. Von der Unsicherheit der Entscheidung über die Authentiefragen ganz abgesehen sind doch auch zweifelhafte und fiktive Martyrien wertvoll als Zeugnisse der geistigen und moralischen Unterströmungen in der Jugendzeit des Christentums, als Reflexe der mit der christlichen Lehre sich mannigfach kreuzenden heidnischen Einflüsse, der Psychologie der bunten ethnographischen Substrate und besonders der tief eingewurzelten griechischen und orientalischen Vorstellungen. Quellen für die Zeitgeschichte sind beide Gruppen von Texten, die echten mehr für die äußere, die unechten mehr für die innere Entwickelung. Möchte sich die Leitung des Unternehmens entschließen, aus den unechten Stücken wenigstens eine Auswahl mitzuteilen, die dann auch eine lehrreiche Folie für die echten Stücke abgeben würde.

4. Zu S. 113 f. Neues Licht fällt auf die Frage über die graphische Wiedergabe der Lieder in den ältesten Hss durch die Auffindung zweier Fragmente aus dem VI. und VII. Jahrhundert. Sie stehen auf dem Papyrus Nr. 1029 in den von Kenyon und Bell herausgegebenen Greek Papyri in the British Museum, vol. III, London 1907. Da der Band in den Königlichen Bibliotheken zu München und Berlin noch nicht eingelaufen ist, hatte Dr. P. Viereck die Güte, für die ihm auch hier gedankt sei, den Text für mich aus seinem Exemplar abzuschreiben. Das Recto des Papyrus enthält ein zehn Zeilen umfassendes Hymnenstück „in a rather rough semi-uncial hand" des VI. Jahrhunderts, das Verso sechs kurze Anrufungen in zwölf Zeilen „in an upright cursive hand" des VII. Jahrhunderts. Das Stück der Rectoseite ist fortlaufend wie Prosa geschrieben; doch sind die Verse durch kleine Kreuze (+) abgeteilt; die sechs mit *Χαῖρε* beginnenden Anrufungen der Versoseite sind in Zeilen abgesetzt derart, daß jede Anrufung zwei Kurzzeilen einnimmt. Diese Tatsachen machen es sehr wahrscheinlich, daß schon im VI. Jahrhundert die Hymnen fortlaufend wie Prosa geschrieben und daß nur die Verse durch Kreuze, die den dicken Punkten in den Minuskelhss entsprechen, abgeteilt wurden. Beim zweiten Stücke, das P. Maas für Prosa hält (vgl. Byz. Z. 14, 645[4]), erklärt sich die Absetzung in Zeilen wohl aus der besonderen Art der litaneiartigen sechsmaligen Einführung mit *Χαῖρε*. Völlige Sicherheit bietet freilich auch der Londoner Papyrus nicht; denn seine wüste Orthographie verrät ungebildete, vielleicht sogar ungriechische Hände. Immerhin dürfte der Schreiber des Recto die Anwendung der Verskreuze aus einem besser geschriebenen Exemplare entlehnt oder sie in den üblichen Kirchenbüchern gesehen haben. Näheres über beide Fragmente bringt eine Notiz von P. Maas im nächsten Hefte der Byz. Z. (XVII 1—2).

Register.

Die Zahlen beziehen sich auf die Seiten. Das Attribut „hl." ist bei den Namen der Kürze halber weggelassen worden.

Die Bektaschijje

in ihrem Verhältnis

zu verwandten Erscheinungen.

Von

Georg Jacob.

Um Aufschlüsse über den Bektaschi-Orden zu erlangen, stehen uns zwei Forschungswege zu Gebote, einerseits handschriftliche und gedruckte Quellen, meist in türkischer Sprache, andrerseits die Derwische selbst und ihre Klöster. Soll das Bild nicht einseitig werden, so müssen natürlich beide Wege betreten werden. Leider war wenigstens bis vor kurzem der letztere kaum zugänglich. Zwar gibt es, wie mir auch mein längere Zeit in Konstantinopel ansäßiger Freund, Professor Giese, versicherte, auch dort noch zahlreiche Bektaschis, aber sie verbergen ihre Zugehörigkeit zu diesem Orden und man vermöge sie nur gelegentlich z. B. daran zu erkennen, daß sie gegen das Abwägen der Waare eine abergläubische Abneigung haben und diese stückweise verkaufen. Wurde nun schon dem unverdächtigen Türken der Verkehr mit einem Abendländer durch das bis vor kurzem herrschende Beobachtungssystem, an welchem namentlich die Hauptstadt des osmanischen Reiches krankte, in jeder Weise erschwert, so daß man die größte Mühe hatte daselbst einen türkischen Lehrer zu finden, von welchem man zuverlässige Auskünfte erlangen konnte, so wird ein Mitglied des verdächtigen Ordens doppelt vorsichtig und zurückhaltend sein. Das Mißtrauen wird auch, selbst wenn die jetzt erhoffte Gesundung der Verhältnisse Bestand haben sollte, nicht plötzlich überwunden sein. In Albanien dürfte zum Studium des dortigen Bektaschismus das Albanesische sich wichtiger als das Türkische erweisen. Lykien, ein Hauptsitz des Ordens, das Mutterkloster und ʿOsmandschyk sind nur mit erheblichen Kosten zu erreichen, die man einer wissenschaftlichen Gesellschaft kaum zumuten kann, da der Erfolg auch dort ungewiß bleibt. Zunächst darf man nach meinen Erfahrungen mit andern Orden nicht glauben aus dem ersten besten Derwisch Wichtiges über seine Ṭarîqa herauszubringen.

Wir bleiben also vorläufig der Hauptsache nach auf litterarische Quellen angewiesen, wobei es sich als mißlicher Umstand fühlbar macht, daß die Bektaschis am geistigen Leben der Nation ungleich geringeren Anteil genommen haben als etwa die Naqschibendis.

Quellen.

A. Morgenländische.

1. Meqâlât (Aussprüche) des Ḥâddschy Bektasch al-Ḫurâsâny befinden sich handschriftlich in Cambridge: Or 532 Bl. 103ᵇ—107ᵇ. Das Manuskript wurde von Browne im Journal of the Royal Asiatic Society 1907 S. 575 beschrieben und mir zur Benutzung in Erlangen anvertraut, wofür ich der Verwaltung der Cambridger Bibliothek meinen verbindlichsten Dank sage. Vîrânî Baba zitiert in dem sogleich unter Nr. 2 zu erwähnenden Druck die Meqâlât des Hünkjâr Ḥâddschy Bektasch Velî S. 26; leider findet sich das Zitat nicht in der Cambridger Handschrift; immerhin müssen demnach Meqâlât vor 1649 existiert haben; aus diesem Jahr besitzen wir nämlich eine Handschrift des Vîrânî. Die Menschen zerfallen nach den uns vorliegenden Meqâlât in 4 gürûh (Klassen), welche charakterisiert werden, nämlich:

1. ʿâbidler (Gottverehrer),
2. zâhidler (Forcierer der Gesetzbeobachtung),
3. ʿârifler (Wissende, Gnostiker),
4. müḥibbler (Liebende, Ṣûfîs).

Diese gürûh sind als Grade gedacht[1]), denn 70jähriger Gottesdienst (ʿibâdet) des zâhid[2]) ist gleich einem Augenblick (sâʿat[3])) tefekkür (sich Versenken) von Seiten des ʿârif, 70jähriges sich Versenken des ʿârif ist gleich einem Augenblick münâdschât (vertraute Unterhaltung) des müḥibb. Der größte Teil des Schriftchens besteht aus Zahlensprüchen allgemein religiösen Inhalts. Das „Buch" des Ḥâddschy Bektasch Velî, von welchem im Kjâschif ül-esrâr S. 27 die Rede ist, scheint mit den Meqâlât nicht identisch zu sein, wenigstens findet sich der dort erwähnte Passus nicht in der Cambridger Handschrift. Aussprüche von Ḥâddschy Bektasch werden auch in einem Vilâjet-nâme mehrfach zitiert, das in 2. Auflage zu Konstantinopel 1288 h (80 S.) gedruckt und mir durch Herrn Tschudi von dort gesandt wurde; es hat mit den legendarischen Biographien des Heiligen dieses Titels nichts zu schaffen[4]).

---

[1]) Nur in ihrer Vierzahl stimmen diese Grade mit denen der Lautern Brüder überein.

[2]) So Blatt 106ᵃ; der Analogie nach scheint ein Glied ausgefallen, da ʿibâdet etymologisch zum ʿâbid gehört, dem Sinne nach aber paßt es gut zu zâhid; vgl. über beide Begriffe: Notices et extraits XII S 337.

[3]) Sâʿat hat diese Bedeutung häufig.

[4]) Ich erhielt dieses Buch erst, als die Cambridger Handschrift zurückgegangen war, kann daher nicht mit Sicherheit sagen, ob sich die Zitate in derselben finden.

2. Virânî Baba. Im Herbst 1906 machte mich der Tebrîzer Buchhändler Naṣrullâh bei der Bâjezîd-Moschee zu Konstantinopel zuerst auf einen türkischen Druck o. O. u. J. von 92 Seiten aufmerksam, der den Titel führt:

Naẓm u-nesr-i-ḥazret-i-Virânî Baba
(Poesie und Prosa des würdigen Virânî Baba).

Nach einer Bemerkung auf der letzten Seite gehörte der Verfasser dem Bektaschi-Orden an, was auch der Inhalt deutlich erkennen läßt. Offenbar von demselben Buch besitzt Browne eine Handschrift unter dem für dasselbe recht bezeichnenden Titel Faqr-nâme aus dem Jahr 1059 h = 1649 D.[1]); eine jüngere befindet sich in der Cambridger Bibliothek[2]), deren Liberalität ich die Benützung derselben in Erlangen verdanke. Sie unterscheidet sich vom Stambuler Druck nur wenig, während Brownes Manuskript, wenn man nach den geringen von diesem mitgeteilten Proben urteilen darf, einen älteren Styl repräsentiert. Ein prächtig kalligraphiertes Exemplar vom Jahre 1241 h (1825/6 D.) erwarb Tschudi in Konstantinopel.

Während Brownes Manuskript als untere Zeitgrenze das Jahr 1649 D. festlegt, gewinnen wir als obere für die Entstehung des Buches das Jahr 1519 D. aus einem Zitat des Druckes auf S. 43. Hier werden nämlich Mesnevîs aus Jemînîs Fazilet-nâme angezogen, einem Lobgedicht auf ʿAlî, das in dem genannten Jahre entstand[3]). Demnach muß das Buch zwischen 1519 und 1649 verfaßt sein.

Berechtigt ist jedoch die Frage, ob Poesie und Prosa, wie die Titel des Druckes sowie das Cambridger Manuskript äußerlich bezeugen, wirklich von demselben Verfasser herrühren. Dagegen scheinen namentlich zwei Umstände zu sprechen, die altertümlichere Sprache der Gedichte und die mehrfache Zitierung ihres Autors in der dritten Person. So begegnet nur in den Gedichten das altertümliche Futur auf -iser, Stambuler Druck S. 8 Z. 9, S. 20 Z. 1 und das altertümliche durur für -dir, ebend. z. B. S. 8, 34, 49.[4]) Der Verfasser der Gazele wird in der 3. Person zitiert, z. B. Stambuler Druck S. 44 und 39 = Cambridger Man. Bl. 23ᵇ, 70 = Cambr. Man. Bl. 42ᵃ, an diesen beiden letzten Stellen noch dazu mit den Worten تكلم بيورر (wie er zu sagen geruht), was der Bescheidenheit des Dichters zu widersprechen scheint. Vermeidet er doch sogar, sich selbst „Baba“ zu nennen, was bei den Bektaschis den Vorsteher einer Gemeinschaft bezeichnet und ein ehrender Titel ist, sondern nennt sich im Teḫallüṣ entweder „Virânî Abdal“[5]) (z. B. S. 8, 42, 80) oder bloß „Virânî“. Allerdings wäre es wünschenswert zunächst die in Brownes Privatbesitz befindliche Handschrift zu vergleichen, denn schon zwischen dem Stambuler Druck und dem Manuskript der Cambridger Bibliothek ergeben sich Differenzen in der Zitierungsweise der Verse; so leitet ersterer das Gedicht S. 23 mit den Worten ein: تكلم نظم اولندى, während letztere für das Perfekt اولندى: ايله liest. Würde überhaupt der Verfasser seine Lieder mit dem Teḫallüṣ signiert haben, wenn sie von vorne-

---

[1]) JRAS 1907 S. 562. [2]) Ebend. S. 576/7; sie stammt aus dem Jahre 1249 h = 1833/4 D.

[3]) Neuerdings in Konstantinopel gedruckt. Vgl. Rieu, Catalogue of the Turkish Manuscripts in the British Museum S. 173.

[4]) Das osttürkische اوش osch steht in Poesie: S. 8 (zweimal), 19, 23, 39, 65, aber auch in Prosa S. 54 Z. 1.

[5]) Auch die Bezeichnung Abdal (eig. Einfältiger, dann Dervisch) nehmen die Bektaschis speziell für Angehörige ihres Ordens in Anspruch, vgl. Türk. Bibl. IX, S. 18.

herein für ein solches Buch bestimmt gewesen wären? Allerdings begegnen wir in einem derselben, S. 11 des Druckes, Bl. 6ª des Cambridger Manuskripts der Wendung:

اوقو بو دفترى

(Lies dieses Buch),

was sich mit der Annahme einer späteren Sammlung alter Lieder etwa wie der des ʿÂschyk ʿÖmer schlecht verträgt.

Vîrâni ist durch das Teḫallüṣ zunächst nur als Verfasser der Lieder sicher bezeugt; die Prosa könnte, zumal sie weit mehr Einzelheiten des ḥurûfischen Systems enthält, einen späteren Kommentar zu den Liedern darstellen; nur für diesen gilt die gewonnene Zeitgrenze 1519–1649. Vîrâni könnte möglicherweise erheblich älter sein. Die archaistischen Formen nötigen uns allerdings nicht über das Jahr 1519 hinauszugehen; Futura auf -iser finden sich z. B. im Divan des großen Soliman[1]), ebenso wie durur häufig[2]). Das Gazel Vîrânî Druck S. 35/6 scheint von Nesimi, Divan, Konstantinopel 1298 h S. 45/6 an einigen Stellen beeinflußt.

Der Name Vîrâni deutet auf Herkunft aus einem Vîrân schehir (Ruinenstadt), deren es in Kleinasien mehrere gibt, z. B. im Vilâjet Kastamuni und im Vilâjet Sivas.

Die Prosa ist, wie schon die Anreden zeigen, an solche gerichtet, die sich dem Derwischtum zuwenden wollten oder zugewandt haben; die stereotype Anrede[3]) lautet: اى طالب فقر فنا, wofür die Cambridger Handschrift meist das gleichwertige اى طالب فقر وفنا liest; zu übersetzen in beiden Fällen: „O du, der du das Derwischtum und das Nirvana suchst.“ Der Text muß in erster Linie homiletisch gewürdigt werden und verdient nach dieser Seite Beachtung. Mit Überzeugtheit und Wärme eifert er gegen die stumpfe Sinnlichkeit und weist die Erweckten auf die Wahl des richtigen Mürschid (Seelsorger) hin. Unlogische Schlüße, die oft mit fanatischer Entschiedenheit gezogen werden, werden auf halbgebildete Hörer starken Eindruck gemacht haben. Als Beispiel eines alten bektaschitischen Predigers aus der Glanzzeit des Ordens ist der Verfasser der Prosa von großem Interesse. Muß man sich auch hüten, in seinen Ausführungen überall fertige Dogmen des Bektaschismus zu sehen, so findet sich doch viel auch von den Einzelheiten bei anderen Bektaschis wieder; z. B. bei dem unter Nr. 7 erwähnten Resmî Efendi.

Zitiert werden der Qorân, häufig ungenau[4]), und meist ganz willkürlich interpretiert, ferner Traditionen vom Propheten und Aussprüche des ʿAlî[5]), das Ṭarîqat-nâme des Imâm Dschaʿfer-i-Ṣâdyq[6]) und wie bereits erwähnt, die Meqâlât des Ḥâddschy Bektasch Velî (S. 26); S. 43 endlich zwei Mesnevis aus dem Fazîlet-nâme des Jemînî; von diesem extrem-schîʿitischen Lobgedicht auf ʿAlî befinden sich Handschriften im Besitze Brownes[7]) und des Britischen Museums[8]); Jemînî ist nach Rieu Dichtername des Dervisch Muḥammed, das Gedicht wurde 925 h = 1519 D. verfaßt, also noch unter der Regierung des Schîʿitenverfolgers Selîm (1512–20 D.). Vgl. S. 5 Anm. 3.

---

[1]) Stambuler Druck 1308 h S. 13 Z. 10, S. 177 Z. 1. [2]) Ebend. z. B. S. 192 vorl. Z.

[3]) Vgl. das واعلم يا اخى der Lautern Brüder.

[4]) So S. 4 (Sûre 11, 21), S. 21 (Sûre 11, 115), S. 25 (Sûre 7, 192), S. 27/8 (Sûre 7, 178), S. 30 (Sûre 33, 57), S. 92 (Sûre 12, 53).

[5]) Von letzterem z. B. S. 26, 27, 31 (türkisch); S. 51 (arabisch).

[6]) S. 7, 12, 50. [7]) JRAS 1907 S. 563/4. [8]) Add. 19, 808, Rieu S. 173.

3. Auch die Sammel-Handschrift der Wiener Hofbibliothek N. F. 380 vom Jahr 1173 h = 1759/60 D. (Flügels Katalog Nr. 1993, 11) enthält Gedichte unter dem Namen Vîrânîs, mystische Gazele des verzückten ʿÂschyq, die aber denen des vorigen Buches im Charakter wenig ähnlich sehen, neben solchen zum Ruhme des Ḥâddschy Bektasch Veli[1]), die Flügel in seinem Katalog 3. Band S. 491 fälschlich dem Heiligen selbst zuschreibt. Zunächst fehlt das Teḫallüṣ. Daß aber die Autorschaft des heiligen Bektasch gänzlich ausgeschlossen ist, mag folgende Probe erhärten:

اولیانڭ بریسی بر اولوب شیره سوار
یلانی قامچی ایدوب ایلدی عزم دیدار
لازم اولدیکه اڭا قرشو چیقه پس خنکار
بندی بر طاش قاییه اول شه عالی مقدار
امر ایدوب دیدی یوری یوریدی اولدم دیوار
دیدی جانلویی یورتمك ایکن آزدر ای یار
هنر اولدر یوریه جانسز ایکن بر کهسار
کافر مطلق اولور هر کیم ایدرسه انکار
بونڭ امثالی ولایت نیجه قلدی اظهار
بیڭده بیرین دیمکه بندهده یوقدر مقدار

„Ein gewisser Heiliger bestieg einen Löwen, machte die Schlange zur Peitsche und brach auf, ihn zu schauen. Da mußte ihm der Heilige entgegengehen; es bestieg einen Felsblock jener Schah von hoher Macht, befahl und sprach: „Marsch!“ Augenblicklich setzte sich die Mauer in Bewegung. „Wer Tiere“, sagte er, „zum Laufen bringt, ist wenig, o Freund. Das Kunststück besteht darin, daß ein lebloser Felsblock läuft. Absolut ungläubig ist Jeder, der da leugnen wollte. Wie viel Wunder wie dieses hat er verrichtet; eins von tausend zu erzählen, hab ich keine Macht.“

4. Vilâjet-nâmes[2]) über das Leben des Heiligen Bektasch müssen nach einem unter Nr. 5 angeführten Zitat ʿÂlis vor 1599 existiert haben. Mehrere enthält die von Browne zusammengebrachte Kollektion: JRAS 1907, der S. 567/8 türkische Kapitelüberschriften eines derselben mitteilt. Diese zeigen die engste Zusammengehörigkeit mit einer Handschrift der Hamburger Stadtbibliothek, welche den Titel führt كتاب مناقب قطب العارفين حضرت حاجى بكتاش ولى (Orient. 262 LXXXV), Brockelmanns Katalog S. 143. Die Direktion hatte die Güte mir das Manuskript zur Einsicht in Erlangen zu überlassen. Durchaus legendarisch bringt es den Heiligen mit Männern in Verbindung, die gar nicht

[1]) Herr stud. orient. Tschudi hatte die Freundlichkeit in Wien mit gütiger Erlaubnis der Kaiserl. Hof-Bibliothek die einschlägigen Partien des Manuskripts für mich photographieren zu lassen.

[2]) Zur Bedeutung des Wortes vilâjet vgl. den Schlußvers des eben zitierten Gedichtes und Notices et extraits XII S. 319 ff.; es bedeutet Nahsein (an Gott), Heiligentum, Wunder.

seine Zeitgenossen waren, so mit Aḥmed Jessevi († 1167 D.), S. 153 ff. auch mit Jûnus Emre († 1439/40 D.), gibt die üblichen Wundergeschichten, darunter das eben erwähnte Konkurrenzwunder gegen Maḥmûd Ḥajrân S. 159/160 und erbauliche langatmige Gedichte im Styl des Mevlûd scherif, am Schluß ein solches, das die Vaṣijet des Heiligen an seinen Halifen Sary Ismâ'il behandelt. Am ehesten dürfte ein historischer Kern in den Angaben über die Halifen des Heiligen unmittelbar vorher zu finden sein. Aḥmed Rif'at zitiert Mirât ül-meqâṣid S. 183, 185 solche Vilâjetnâmes, S. 180 als مناقب حاجی بکتاش, auch bildete ein solches die Hauptquelle Degrands (s. unten).

5. Die Legende vom heiligen Bektasch ist im Auszug behandelt beim türkischen Historiker 'Âli († 1599 D.) in dessen Tarih-i-âl-i-'Osmân, Wiener Manuskript Nr. 1022 H.O. 20ᵃ (Flügel II S. 241) Bl. 20 ff.; Münchener Cod. turc. 73 Bl. 19 ff. Das berühmte Felswunder wird Wiener Man. Bl. 22ᵃ ᵘ· ᵇ, München Man. Bl. 21ᵇ folgendermaßen berichtet:

بر کرامتی دخی بودر که غوث[1] مزبورك صیت وصدای کراماتی روی زمینه منتشر اولوب اطراف جوانبدن زیارتنه نیچه‌لر متوجّه اولدقده آق شهرده متمکّن سیّد محمود حیران[2] اوچیوز درویش عریان اویدورب کندوسی بر ارسلانه سوار اولوب وبر ییلانی تازیانه ایدینوب حضرتنه عزیمت ایتدکده کشفله معلوم ایدینورلر بیوررلرکه درویشلر بزه بر کوربوز ار کلیور که ارسلانی سمند یکانه وییلانی تازیانه ایدنمش فاما جانورلری مسخّر اتمك اسان ایدوکنی بلمه‌مش اصلده هنر جمادی امره رام ایتمکدر بیوردیلر ٬ وفی الحال صیچرایوب بر قزل یکپاره قیایه بنرلر بامر الله یوری دیو یوریدرلر ٬ سیّد محمود بزرکواره بویله صلابتله قرشو واریرلر ٬

بو قصّه ولایت‌نامه‌لرنده[3] مسطوردر وبالفعل اول یکپاره طاش دخی آستانه‌لری قربنده موجوددر ٬

„Ein Wunder von ihm ist auch dieses: Als sich der Ruf und das Renommé der Wunder des genannten Heiligen über das Antlitz der Erde verbreitete und aus allen Gegenden zahlreiche Wallfahrer kamen, ordnete der in Akschehir seßhafte Sejjid Maḥmûd Ḥajrân 300 nackte Dervische, bestieg selbst einen Löwen, verschaffte sich eine Schlange als Peitsche und brach zum Heiligen auf. Dem ward das im Geiste kund und er sagte: „Dervische, zu uns kommt ein kolossaler Heiliger, der den Löwen als einzigartigen Renner und die Schlange als Peitsche verwendet, aber er weiß nicht, daß es leicht ist, die Tiere zu bändigen. Die wahre Tüchtigkeit besteht darin, das Unbeseelte gefügig zu machen." Sofort sprang er auf und bestieg einen roten Monolithen und hieß ihn mit den Worten: „Marsch, mit dem Befehl Gottes!" wandern. Dem großmächtigen Sejjid Maḥmûd ging er so mit Festigkeit entgegen".

---

[1]) Redhouse s. v. [2]) Vgl. über ihn Belîy's Güldeste-i-rijâz-i-'irfân, Brussa 1302 h S. 228/9.

[3]) Vgl. die Kapitel-Überschrift des von Browne JRAS 1907 S. 566—8 besprochenen Vilâjetnâmes: سیّد محمود خیران ارسلانه بنوب کلدیکی; S. 159/60 des Hamburger Manuscripts.

Diese Erzählung ist in seinen Vilâjetbüchern aufgezeichnet, und in der Tat befindet sich jener Monolith noch nahe seiner Schwelle."

6. Die 'Ojûn ul-hidâjet des Resmî Efendi aus Kreta[1]), handschriftlich in der Cambridger Universitätsbibliothek[2]) sowie im Besitze Browne's[3]), ergehen sich meist in denselben Gedankengängen wie Vîrânî. Wie Vîrânî zitiert auch Resmî häufig den Qorân und predigt mit ähnlich eindringlichem Fanatismus. Die qorânischen Worte من قتل مؤمنا فكأنّما قتل الناس جميعا, frei nach Sûre 5, 35, werden von ihm (Manuskr. d. Cambridger Univ.-Bibl. Bl. 64ᵃ) z. B. dahin interpretiert, daß wer einen Buchstaben der vier[4]) himmlischen Bücher verwirft, sie alle leugnet. Die beiden ersten Verse des Gazels: Vîrânî Druck S. 44, in welchem je ein türkischer mit einem arabischen Halbvers wechselt, finden sich mit einigen Varianten bei Resmî Bl. 115ᵇ.

7. Evlijâ Tschelebi beschreibt in seinem Syjâhat-nâme, von dem 1314 h ff 6 Bände zu Konstantinopel gedruckt wurden, zahlreiche Klöster und Mausoleen der Bektaschis, am eingehendsten 'Osmandschyk (II S. 180 ff.), wo er selbst Heilung von einem Augenleiden fand und die Attribute des Ordens empfing. Die Wichtigkeit seiner Mitteilungen besteht vornehmlich darin, daß wir durch sie einen ungefähren Überblick über die Verbreitung des Ordens im 17. Jahrhundert erhalten. Vgl. meine Einleitung zu Türk. Bibl. IX.

8. Die Handschrift Wetzstein II 1700 عقيدة الشيبانى der K. Bibliothek zu Berlin enthält Bl. 52ᵇ/53 einen kurzen Passus bektaschitischen Inhalts.

9. Es'ad Efendi, der als Vaq'a-nuvîs[5]) dem durch Intriguen des Bektaschismus verdächtigten Schânîzâde folgte, setzte die Reichschronik ein Stück fort, übersprang aber dann mehrere Jahre, um zunächst die epochemachenden Ereignisse des Jahres 1241 (1825/6), in dem Maḥmûd II sein großes Reformwerk gewaltsam durchführte, darzustellen. Das Originalmanuskript gelangte in den Besitz des Freiherrn von Schlechta-Wssehrd, der in seiner Arbeit über „Die Osmanischen Geschichtsschreiber der neueren Zeit[6])" S. 43/4 die Kapitelüberschriften in deutscher Übersetzung mitteilt. Über denselben Zeitraum handelt die im Druck Konstantinopel 1243 h erschienene Schrift Es'ads, welche den Titel führt: اس ظفر Üss-i-ẓafer, Grundlage des Siegs, den er von der Vernichtung des Janitscharenkorps erhoffte; auch die Katastrophe, welche über den mit diesem verbundenen Bektaschiorden hereinbrach, ist eingehend behandelt, der sich mit ihm beschäftigende Fermân im Wortlaut mitgeteilt. Natürlich muß es als eine besonders glückliche Fügung begrüßt werden, daß uns diese Vorgänge unmittelbar, nachdem sie sich abgespielt hatten, von einem Manne überliefert wurden, der zu den Bestinformierten gehört haben muß. Daß sein Urteil über die Bektaschis nur absprechend ausfallen konnte, war durch seine Stellung und die Zeitverhältnisse bedingt. Wichtig aber wäre, den Verbleib der Handschrift aus dem Besitz von Schlechta-Wssehrd zu ermitteln und festzustellen, nach welchen

---

[1]) Der Name Resmî ist in diesem Falle wohl Nisbe von رسمو Retymo an der Nordküste der Insel.

[2]) Als Anhang zum Vîrânî, s. JRAS 1907 S. 576/7. [3]) Ebend. S. 563.

[4]) Die Vierzahl der Offenbarungsbücher findet sich auch bei Vîrânî Druck S. 35 und dem unter Nr. 11 genannten Isḥâq S. 6. Nach Vîrânî S. 45 sind Psalter, Thora, Evangelium und Qorân gemeint.

[5]) Dieses Amt des Hofhistoriographen wurde von Murâd III geschaffen. Sein erster Inhaber war Sa'duddîn, wiederum persischer Abstammung.

[6]) SA aus dem 7. Bande der Denkschriften der philosophisch-historischen Klasse der Kaiserl. Akademie der Wissenschaften, Wien 1856.

Gesichtspunkten der Autor seine Neubearbeitung für den Druck gestaltete. Von letzterer veröffentlichte Caussin de Perceval eine freie gekürzte Übersetzung unter dem Titel: Précis historique de la destruction du corps des Janissaires, Paris 1833.

10. Aḥmed Dschevdet behandelt im 12. Bande seines großen Geschichtswerks die Geschicke des Bektaschiordens, ed. Konstantinopel 1301 h S. 208 ff., vornehmlich nach Es'ad.

11. Isḥâq Efendi, ein orthodoxer Theologe in Konstantinopel, sah sich durch die Herausgabe von Ferischtéoγlus 'Aschqnâme, welche im Jahre 1288 h = 1871/2 D erfolgte, bald darauf veranlaßt, eine Gegenschrift gegen dieses und die Irrlehren der Bektaschis überhaupt unter dem Titel: Kjâschif ül-esrâr ve-dâfi' ül-eschrâr (Enthüller der Geheimnisse und Vertreiber der Schlechtigkeiten) zu Konstantinopel drucken zu lassen, die zwei Auflagen erlebte, von denen die erste keine Jahreszahl, die zweite 1291 h = 1874/5 D aufweist. Diese Schrift trägt die charakteristischen Züge der umfangreichen polemischen Literatur, deren Objekt die Dervischorden bilden: der Stifter des Ordens wird, was Snouck Hurgronje wiederholt als typisch hervorgehoben hat, stets mit Ehrerbietung behandelt[1]; die nachfolgenden Generationen aber hätten seine Lehre mißverstanden und bis ins Gegenteil entstellt; nicht nur Unglaube, sondern auch moralische Verkommenheit wird diesen Epigonen vorgeworfen; letztere ist ja nach Ansicht der Frommen die notwendige Folge jenes Hauptübels. Trotz dieser typischen Züge enthält Isḥâqs Streitschrift doch so viel objektives Material, daß ihr Wert ziemlich hoch zu veranschlagen ist[2]; der Verfasser bemüht sich die Lehren der Dschavidane zu widerlegen und geht namentlich bei Ferischtéoγlu, der ihn zu seiner Schrift veranlaßte, ziemlich gründlich zu Werke; er gibt eine anschauliche, wenn auch sicherlich tendenziöse Schilderung seiner Disputationen mit Bektaschis und teilt manche über sie kursierenden Anekdoten mit; natürlich darf man ihm niemals direkt folgen.

12. Aḥmed Rif'at handelt in seinem lehrreichen Dervischbuch, das wohl eine Übersetzung verdiente, der Mirât ul-meqâṣid fî def' il-mefâsid Stambul 1293 h = 1876 D, an verschiedenen Stellen eingehender über die Bektaschis, die er gegen Angriffe in Schutz nimmt. So teilt er S. 41/2 die auf den Halîfen Ebû Bekr zurückgehende Kette der Überlieferer der Ordensregeln mit, in der Aḥmed el-Jessevi und nach ihm Luqmân al-Ḫurâsânî unmittelbar vor dem Stifter stehen. Nur der Schluß dieser Silsele stimmt mit der überein, welche der unter Nr. 28 erwähnte türkische Bilderbogen gibt (vgl. die Umschrift der dort abgebildeten Bektaschi-Mütze). Die Silsele des Bilderbogens führt vielmehr auf 'Alî zurück. Eine kurze legendarische Biographie des Bektasch gibt Aḥmed Rif'at S. 179/80. S. 181 folgt der angebliche Stammbaum des Heiligen, der auf den 7. Imâm Mûsâ al-Kâẓim und dessen Sohn Ibrâhîm zurückgeht. Wichtig ist namentlich die S. 182/3 gegebene Liste der Großmeister (Tschelebis) der Ṭarîqat sowie der Inhaber der Müdscherred-Babasy-Würde S. 187/8 und ein bektaschitischer Virid S. 195 ff., der um so bemerkenswerter ist, als Isḥâq (Kjâschif S. 26) die Existenz solcher leugnet. Ich zitiere Aḥmed Rif'at bisweilen ohne weitere Unterscheidung neben Vîrânî, wobei jedoch zu bemerken ist, daß sich der

---

[1]) Ähnlich hatte schon Muḥammed die göttliche Sendung von Moses und Christus anerkannt; ähnlich wurde bei vielen Aufständen die Person des Pâdischâh respektiert.

[2]) Der Ton unterscheidet sich vorteilhaft von dem jener arabischen Schimpfschriften, die Snouck Hurgronje im 39. Bande der Tijdschrift van het Bataviaansch Genootschap 1896 S. 379—427 so lehrreich besprochen hat.

Standpunkt beider häufig nicht völlig deckt, da Aḥmed Rifʿat die Verbindung mit der Orthodoxie herstellt.

13. ʿAlī Dschevâd, Memâlik-i-ʿosmânījeniñ tarīḫ ve-dschoγrafia luγaty, Der seʿâdet I 1311 h S. 283/4, IV 1317 h S. 1085.

14. Nr. 6814 der Stambuler Zeitung Ṣabâḥ vom 13. September 1908, die mir Herr Professor Snouck Hurgronje aus Konstantinopel zuzusenden die Güte hatte, enthält einen Artikel von drei Spalten: Prizrende bir Bektaschi tekkesinde (In einem Bektaschi-Kloster zu Prizren), welcher ein Gespräch des Verfassers (Doktor Janko) mit einem Bektaschi wiedergibt, der sich über die Lage in Albanien im Sinne der Aḥrâr äußert; der Berichterstatter scheint den Bektaschi mehr als Sprachrohr zu benutzen, um gegen die gewaltsame Niederhaltung des albanesischen Nationalismus zu protestieren.

15. Der zweite Jahrgang der Zeitschrift Albania, Bruxelles 1898, von der ich das Exemplar der Kaiserl. Universitäts- und Landes-Bibliothek zu Straßburg in Erlangen benutzen durfte, erwähnt S. 51: „Qérbélaja, poème religieux, par N. H. F., un vol. in 16, Bucharest 1898. — C'est l'histoire religieuse des Bektachis racontée par un homme de foi et de talent". Da das Buch weder im Buchhandel zu haben, noch mir durch das Auskunftsbureau an einer Bibliothek nachgewiesen werden konnte, war es mir unmöglich festzustellen, ob es als Quelle in Betracht kommen kann.

Mehrere bektaschitische Drucke und zum Teil ältere Handschriften hat Herr stud. orient. R. Tschudi in Erlangen während der Osterferien in Konstantinopel erworben. Diese sind hier, obwohl mir die Einsicht gestattet war, nicht aufgeführt, da ihre Bearbeitung sich Herr Tschudi selbst vorbehält. Überhaupt ist für die Zukunft erfreulicherweise noch auf reichen Materialzuwachs zu rechnen. Nach den Recherchen, die Herr Dr. C. Prüfer in Kairo auf meine Bitte anzustellen die Freundlichkeit hatte, besitzt das dortige Bektaschikloster entgegen früheren Versicherungen von anderer Seite eine Bibliothek. Der seit 9 Jahren im Kloster dienende ʿAlī Ḥasan, ein Türke aus Kreta, erklärte Dr. Prüfer gegenüber, daß diese Bibliothek 1000 (?) Handschriften enthalte, die alle die Bektaschis und ihre Lehren betreffen. Die Bibliothek ist aber so streng bewacht, daß außer den beiden Babas des Klosters Niemand sie einsehen kann. Eine kleinere Bibliothek sah Herr Tschudi in Merdivenkjöj. Von persischen Texten wäre noch zu vergleichen: Wien, Flügel Nr. 1995, 8.

B. Abendländische.

Ziemlich wertlos ist für unsere Zwecke, was man in den bisherigen systematischen Darstellungen des Dervischtums über die Bektaschije findet, so bei:

16. John P. Brown, The Dervishes or Oriental Spiritualism, London 1868 S. 140 ff.

17. Osman-Bey, Les imams et les derviches, Paris 1881 S. 107—114, journalistisch.

18. Octave Depont & Xavier Coppolani, Les confréries religieuses musulmanes, Alger 1897 S. 530/1, wohl dem kritiklosesten Werk auf diesem Gebiet, vgl. de Goejes Kritik im Internationalen Archiv für Ethnographie XI 1898 S. 177 ff.

19. R. P. Louis Petit, Les confréries musulmanes, 3. édition, Paris 1902 S. 16/7. Aus der einschlägigen Literatur scheint mir dieses kleine Büchlein am meisten zu empfehlen. Materialien von verschiedenem Wert liefert die Reiseliteratur, aus der ich hervorhebe:

20. Paul Lucas, Allerneueste Reise in Klein Asia, Hamburg o. J. S. 111/2.

21. v. Luschan, Die Taḫtadschy und andere Reste der alten Bevölkerung Lykiens: Archiv für Anthropologie, 19. Band, Braunschweig 1891 S. 31 ff. Vgl. auch das mir nicht zugängliche Werk von Luschan und Eugen Petersen, Reisen im südwestlichen Kleinasien, Wien 1889. Türk. Bibl. IX S. 14 ff. habe ich den Nachweis geführt, daß die Taḫtadschys Bektaschis sind.

22. Cholet, Arménie, Kurdistan et Mésopotamie, Paris 1892 S. 40 ff., 47 ff.

23. Edmund Naumann, Vom Goldnen Horn zu den Quellen des Euphrat, München 1893 S. 193 ff.

24. A. Degrand, Souvenirs de la Haute-Albanie, Paris 1901 S. 228 ff.

25. Theodor A. Ippen, Scutari und die nordalbanische Küstenebene, Sarajevo 1907 S. 36, 72 ff.

Vgl. auch: 26. Murrays Handbook for Travellers in Asia Minor, Transcaucasia, Persia, etc., London 1895 S. 55/56.

C. Abbildungen, Photographien etc.

27. Herr Tschudi schreibt mir aus Konstantinopel: „Auf der öffentlichen Bibliothek am Platz vor dem Kriegsministerium fiel mir ein etwa vom Ende des 17. Jahrhunderts stammendes Buch auf, in dem sich farbige Bilder aller Stifter von Dervischorden finden, darunter auch das des Ḥâddschy Bektasch. Den meisten Stiftern sind die Symbole ihres Ordens beigegeben, dagegen tragen sie die Tracht ihres Ordens nicht. Außer der bloßen Aufschrift ist kein erklärender Text vorhanden.

28. Der bereits unter Nr. 12 erwähnte türkische Bilderbogen vom Jahr 1314, den mir Herr Professor Snouck Hurgronje aus Konstantinopel sandte, stellt die Mützen von 14 Dervischorden farbig dar, als achte die der Bektaschis und enthält als Text Biographien der Stifter und Überlieferungskette.

29. 11 größere photographische Aufnahmen aus dem Muqaṭṭam-Kloster bei Kairo verdanke ich Dr. Prüfer. Unter ihnen befindet sich eine Ansicht des Mutterklosters im Vilâjet Angora, Sandschak Kyrschehir nach einem Bilde, das in einem kleinen Köschk über dem Haupteingang zum Kloster aufgehängt ist. Hervorzuheben ist ferner eine Aufnahme des Schejḫs Muḥarrem Baba in seiner Ordenstracht.

30. Eine Skizze des Grundrisses des Muqaṭṭamklosters mit erklärendem Text, entworfen von Dr. Prüfer.

Stellung zur Tradition der Orientalen.

Für den Islamiker beginnt die Wissenschaft mit der Zerstörung islamischer Traditionen, welche auf diesem Gebiete tendenziös die wahre Herkunft aller Erscheinungen verdecken. Seitdem das Dervischtum im orthodoxen Islâm festen Fuß gefaßt hat, war es darauf bedacht, seine Ursprünge in die Zeiten des Propheten hinaufzudatieren, obwohl Qorân 57, 27 das christliche Mönchstum als eine menschliche Erfindung bezeichnet und tadelt und vom Propheten der Ausspruch überliefert wird, daß es kein Mönchstum im Islâm gäbe[1]. ʿAlî und Ebû Bekr müssen als Autoritäten für den öffentlichen und geheimen

[1]) Vgl. auch Ibn Saʿd V S. 70.

Zikir (ذكر) herhalten, und eine Traditionskette ähnlich der talmudistischen führt die Ordenslehren auf fromme Männer der ältesten arabischen Periode des Islâm wie Ḥasan Baṣrî zurück. Natürlich übertrug dann die spätere Zeit auch die Ideale des Dervischtums auf jene Männer, deren historisches Bild jedoch wesentlich andere Züge aufweist. Die vermeintliche eigene Entwicklung beruht oft auf langsamem Einströmen fremder Ideen, deren Hauptrepräsentanten schließlich Einheimische sein können, deren Zentra aber außerhalb zu suchen sind.

Statt dessen stellt die arabische Scholastik auf Grund von Äußerlichkeiten Zusammenhänge her. Nicht die Tradition eines gewissen Lehrinhalts gilt ihr als Hauptsache, sondern die Vererbung von ḫirqe (Rock) und seddschâde (Gebetsteppich). Bezeichnend für die Methode ist, daß nach Ferîdeddîn ʿAṭṭâr[1]) Owais die muraqqaʿ des Propheten bekommen haben soll, obwohl dieser Flickerrock sicher sehr viel später von Osten her in den Islâm eindrang[2]).

Wie die Araber keinen Behzâd hervorgebracht, sondern höchstens grobe Miniaturen und selbst diese nur selten erzeugt haben, wie sie dem persischen und türkischen Teppich nichts Gleichwertiges entgegenzusetzen haben, wie ihre Dichter zwar ein Kamel besingen, sich jedoch nicht mit Firdôsî, Saʿdî und Ḥâfiẓ messen können, so ist auch die Theologie des seldschukischen Zeitalters bedeutend reicher und tiefer als die der arabischen Frühzeit. Feste Grenzen lassen sich natürlich zwischen arabischen und persischen Ideen nicht ziehen; die Kultur des Islâm ist eben ein Gesamtorganismus und verschließt sich dem einseitigen Arabisten; Perser wachsen unter arabischen, Araber unter persischen Einflüssen heran; ein und derselbe Autor schreibt „die drei Sprachen" (Persisch, Arabisch und Türkisch). Bei jeder Entwicklung fehlen Zwischenglieder, wenn man zwei von ihnen samt ihren Literaturen ausschaltet, und die Erkenntnis muß notwendig darunter leiden. Gegen den Araberkult, wie er z. B. August Müllers Islam zu Grunde liegt, muß jedoch auf das Entschiedenste Einspruch erhoben werden. Wie Aug. Müller in seiner hohen Wertung des Arabertums gegenüber dem Berbertum in schroffstem Gegensatz zu den Urteilen von Kennern beider Nationalitäten steht, worauf ich an anderm Orte hingewiesen habe, kommt auch die weit größere Bedeutung des Persertums bei ihm vollends nicht zu ihrem Recht. Die Türken, welche, wie ihr Kunstgewerbe zeigt, persische Kultur aufzunehmen vermochten, was den Arabern versagt blieb, und die staatenbildend Großes geleistet haben, nach gehässigen Ḥadîsen der von ihnen beherrschten Araber zu werten, geht nicht an. Auf religiösem Gebiet offenbart sich der semitische Geist vorwiegend in Ersinnung von einzelnen mehr oder weniger willkürlichen Beschränkungen, um dann oft mit großem Aufwand von Scharfsinn wieder den Weg der Umgehung zu finden. Bei persischen Dichtern erkennen wir deutlich das Streben nach verallgemeinernder Verinnerlichung und Abwendung von äusserem Formenkram. Keineswegs soll die persische Nationalität hiermit als einzige Trägerin höheren geistigen Lebens im Islâm gekennzeichnet werden; auch andern, namentlich turkisierten Griechen, gebührt ein großer Anteil an der islâmischen Kultur. Der arabische Einschlag dagegen bezieht sich wesentlich auf die offizielle Form.

---

[1]) Tezkiret ul-evlijâ ed. Nicholson I S. 16 ff.

[2]) Ein Kuriosum ist, daß der fanatische Snussi-Orden in Afrika nach derselben Methode als Tochterorden der theosophischen Schâzilîs gilt. Snussis erkennt man in Algier daran, daß sie keinen Kaffee trinken, während Schâzilî gerade für den Entdecker dieses Getränks gilt.

Mit dem nationalen hängt das religiöse Vorurteil zusammen. Der gläubige Muhammedaner kann einen außerislamischen Ursprung oder eine historische Entwicklung innerhalb des Islâm religiösen Erscheinungen nicht zugestehen, ohne sie in seinen Augen zu entwerten. Wir dürfen daher nie vergessen, daß die orientalischen Schriftsteller für uns lediglich Quellenmaterial darstellen. Sie müssen Objekte bleiben, auch in ihren Urteilen, da wir mit anderen Problemen zu rechnen haben. Alfred von Kremer suchte in seinen Kulturgeschichtlichen Streifzügen auf dem Gebiete des Islams (Leipzig 1873 S. 46 ff.) zu beweisen, daß der Sufismus, „so wie er in verschiedenen Dervischorden seinen Ausdruck findet . . . wesentlich aus indischen Ideen entsprungen ist, und zwar namentlich aus jener Schule der indischen Philosophie, die unter dem Namen der Vedanta-Schule bekannt ist". Zugleich aber gibt er S. 54 zu, daß der früheste arabische Sufismus asketischer Richtung größtenteils aus christlichen Quellen entsprang. A. Merx[1]) glaubte dagegen den Sufismus in der Hauptsache auf die Schriften des Pseudo-Dionysius Areopagita zurückführen zu können. Goldziher[2]) betont wieder die Einflüsse des indischen Ostens stärker und Nicholson[3]) nimmt gleichfalls eine vermittelnde Stellung ein, indem er den ältern Sufismus zwar, wie er sich namentlich in Dhu-n-Nûn manifestiert, als ein Produkt griechischer Spekulation, die auf verschiedenen Wegen in den Islâm einströmte, zu erweisen sucht, in dem bedeutenderen Bâjezîd Besṭâmî jedoch einen echten Repräsentanten des Orients sieht[4]). Eine zentrale Bedeutung vermag ich Dhu-n-Nûn nach östlichen Quellen nicht zuzuerkennen. Die Differenzen zwischen den genannten Gelehrten sind zum größten Teil nur scheinbar und ergeben sich daraus, daß verschiedene Phasen des Sufismus vorwiegend ins Auge gefaßt werden. Jedenfalls mehren sich in späterer Zeit die aus Indien abzuleitenden Zuflüsse, und da unser Blick auf jene Periode gerichtet ist, haben wir zweifellos mit solchen zu rechnen; die Frage verschiebt sich, je nachdem man im Sufismus den Quietismus, den pantheistischen Gottesrausch oder die Gleichwertung der Religionen betont. In letzterem Falle wird man die Verinnerlichungsbestrebungen der gesetzlichen Normen historisch verfolgen müssen, aus denen sich tolerantes Absehen von der Mannigfaltigkeit der äußern Kultform und Eklektizismus ergaben.

Die Geschichte der Organisationen führt zum Teil andere Wege, im vorliegenden Falle auf die Qarmaṭen (9. Jahrh.) und die Lautern Brüder (10. Jahrh.). Mit Recht bemerkt de Boer, daß Γazâlî mehr, als er wohl selbst eingestehen mochte, dem Ideenkreise der Lautern Brüder verdankt[5]). Es ist bekannt, daß dieser arabisch schreibende Perser[6]) die Stellung des Dervischtums im Islâm wesentlich gefestigt hat. Seine große Bedeutung für den Islâm wird durch die Worte Sujûṭîs angezeigt: „Könnte es nach Muḥammed noch einen Propheten geben, so wäre es sicher Γazâlî"[7]). Isḥâq Efendi sucht in der Einleitung

---

[1]) Adalbert Merx, Idee und Grundlinien einer allgemeinen Geschichte der Mystik, Heidelberg 1893.

[2]) Vgl. das Referat von T. Duka, The Influence of Buddhism upon Islam: JRAS 1904 S. 125—141.

[3]) Reynold A. Nicholson, A historical enquiry concerning the origin and development of Sufiism: JRAS 1906 S. 303 ff.

[4]) Daß die Liebe bei Bâjezîd eine so große Rolle spielt, weist nicht notwendig auf christliche Anregung. Nach Pischel ist die Liebe der „Grundgedanke des Buddhismus", vgl. dessen Leben und Lehre des Buddha S. 78 ff.

[5]) De Boer, Geschichte der Philosophie im Islam S. 89.

[6]) Er hat meist in der Stadt Firdôsîs, in Ṭôs gelebt.

[7]) Goldziher, Muh. Studien II S. 106.

des Kjäschif ul-esrâr S. 3 die bektaschitischen Irrlehren durch Fazl Ḥurûfî auf die Qarmaṭen zurückzuführen. Letzterem widerspricht scheinbar, daß die Bektaschis nicht zu den Anhängern der 7, sondern zu denen der 12 Imâme gehören. Bemerkenswert ist jedoch der von den Nuṣairiern in dieser Richtung durchgemachte Wandel. Dussaud bringt Histoire et religion des Noṣairîs S. 44 ein Beispiel bei, nach welchem diese noch an der ismailitischen Siebenzahl der Imâme festhalten, als 7. Imâm aber nicht mehr Ismâʿîl, sondern bereits Mûsâ, den Kandidaten der Zwölfer zählen; ebendaselbst S. 165 ist dann bereits bei ihnen von den 12 Imamen die Rede. Der Stammbaum des Ḥâddschy Bektasch wird über den 7. Imâm der Zwölfer, Mûsâ-i-Kâẓim, geführt, zweigt sich aber mit diesem von den 12 Imâmen ab, indem er nicht über den 8. Imâm ʿAlî Rizâ, sondern dessen Bruder Ibrâhîm weitergeführt wird[1]). Der Kult der 12 Imâme deutet nicht notwendig auf Persien, er scheint in Turkistân seit alten Zeiten lebendig. Von den Ordensstiftern stammen mehrere der bedeutendsten dorther; viele, so auch Ḥâddschy Bektasch Velî[2]), werden zu dem berühmten Aḥmed Jessevi in Beziehung gesetzt, dessen Mausoleum sich in Jessi, der Stadt Turkistân, befindet: bei Buḫârâ liegt Schâh-i-Naqschibend, der Stifter der Naqschibendis begraben; aus Balḫ stammte Dschelâleddîn Rûmî. Turkistân dürfte nunmehr auch als Brücke für buddhistische Einflüsse näher ins Auge zu fassen sein. Ob allerdings die indischen Einflüsse als buddhistische richtig charakterisiert sind, bedarf noch weiterer Untersuchung. Graf Mülinen macht mich darauf aufmerksam, daß der Begriff fenâ sich weit mehr mit dem brahmanischen Nirvana deckt. Vgl. auch S. 14.

Auch die religiöse Entwicklung des Islâm wird somit zum großen Teil auf Anregungen von aussen zurückzuführen sein, und wir müssen ihre Erscheinungen nicht ins arabische Altertum hineinverlegen, sondern Zusammenhänge mit Außerislâmischem suchen. Die Dervischorden dürfen wir nicht isoliert betrachten; sie sind häufig nur die Form, in welcher Fremdes sich schließlich dem Islâm einfügt. Gerade diesem Fremden müssen wir bis zu seiner Selbständigkeit nachgehen, um den Prozeß der Entwicklung zu verstehen.

Wesen, Anfänge und Geschichte der Bektaschijje.

Die Identität der Bektaschis und Taḫtadschis[3]) habe ich bereits Türkische Bibliothek IX eingehend nachgewiesen und möchte das dort Gesagte hier nicht wiederholen, sondern nur zusammenfassend bemerken, daß so ziemlich alles, was Geheimrat von Luschan uns in seiner (unter Nr. 21 aufgeführten) Arbeit über die Taḫtadschis in Tekke (Lykien) berichtet, auch für die Bektaschis charakteristisch ist.

Wir müssen aber die Grenzen noch weiter ziehen und zunächst die Kyzyl-basch und die sogenannten ʿAlî-ilâhîs mit den Bektaschis zu einer Gesamtgruppe zusammenfassen. die

---

[1]) Mirât ul-meqâṣid S. 181. Vgl. auch den Anfang der von Tschudi mitgebrachten Handschrift كتاب ولايتنامهء حاجم سلطان

[2]) Vgl. die Vilâjetnâmes und Mirât ul-meqâṣid S. 179.

[3]) Nach Karl Humann: Verhandlungen der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin VII 1880 S. 248 heißen sie auch Tschepni. Vgl. über sie ferner Oberhummer und Zimmerer, Durch Syrien und Kleinasien S. 111. Taḫtadschis traf Kotschy auch im Gebiet des Bulγârdaγ an: Ritter, Erdkunde IX Kleinasien II S. 191/2.

sich weniger in der Lehre als in der Organisation von diesen unterscheiden. Beide verbinden dieselbe Nichtachtung des äußeren Kults mit extrem-alidischer Gesinnung. Bezüglich der Kyzylbasch[1]), welche im Osten Kleinasiens und westlichen Kurdistan noch über eine Million Anhänger zählen sollen, aber auch im Westen Kleinasiens nach Oberhummer und Zimmerer (S. 395) nicht selten sind, z. B. im Tal des Karadere nahe Kinik eine größere Ansiedelung haben (ebend. S. 396), bleibt der Verwandtschaftsnachweis im einzelnen dem weiteren Verlauf der Untersuchung vorbehalten; hier sei nur noch bemerkt, daß sie sich selbst bisweilen für Bektaschis erklären[2]) und die Tekje des Ḥäddschy Bektasch Velî verehren[3]). Die von Grenard a. a. O. S. 514 mitgeteilten von den Kyzylbasch zitierten Verse[4]) finden sich bei dem Bektaschi Virânî Baba S. 75 in so nah verwandter Form wieder[5]), daß man diese fast als Variante bezeichnen könnte. Auf die enge Zusammengehörigkeit der Bektaschis und ʿAli-ilâhîs, die, in Persien weit verbreitet, hauptsächlich aber um Kirmânschâh sitzen, habe ich bereits Türk. Bibl. IX S. 34/5 hingewiesen.

Zahlreiche Beziehungen weist diese Gruppe auch zu Jezîdîs, Bâbîs und Nuṣairis[6]) auf, mit denen sie sich aber nicht mehr begrifflich zu einer Gemeinschaft vereinen läßt. Mit allen drei Sekten teilen die Bektaschis zunächst die christenfreundliche Gesinnung[7]), mit den Jezîdîs und Nuṣairis den Glauben an eine Seelenwanderung[8]), während die Bâbîs

---

[1]) Vgl. über sie namentlich F. Grenard, Une secte religieuse d'Asie Mineure, les Kyzyl Bâchs: Journal Asiatique X 3 1904 S. 511 ff.; ferner Vámbéry: Allg. Zeitung 27. Dezember 1877; v. Flotwell, Aus dem Stromgebiet des Qyzyl-Yrmaq: Petermanns Mitt., Ergänzungsheft Nr. 114 Gotha 1895 S. 12; Oberhummer u. Zimmerer, Durch Syrien und Kleinasien S. 393 ff. Im Folgenden werden unter Kyzylbasch immer diese Sektirer verstanden, nicht die 7 gleichfalls so benannten türkischen Stämme, welche Schâh Ismâʿîl bei seinen ersten Kämpfen unterstützten, vgl. über diese Melgunof, Das südliche Ufer des kaspischen Meeres S. 107.

[2]) JA X 3 S. 512; vgl. v. Flotwell a. a. O. S. 12: „Jedenfalls ist der Name Kysylbasch ein bloßer Schimpfname, sie nennen ihrerseits die rechtgläubigen Türken ebenso". „Die Kyzylbasch", sagt Kannenberg: Globus 1895 Band 68 S. 62, „nennen sich selber ʿAlevi und bilden wohl zusammen mit den über die ganze Halbinsel zahlreich verbreiteten und von den Türken meist ebenfalls als Kyzylbasch bezeichneten Tschepni, Tschebni (τζεπνίδες) oder Tschetmi, den Taḫtadschy (Brettschneider, Holzarbeiter), sowie den Ansarie [Nuṣairis] in Ost- und Südostkleinasien die Überreste der kleinasiatischen Urbevölkerung".

[3]) JA X 3 S. 519.

[4]) بیك بر كسوتدن باش كوستردی — Aus tausend und einer Verkleidung schaute er hervor.
بر كسوتده باش كوسترسه ایدی — Wenn er aus einer Verkleidung hervorgeschaut hätte,
جملهسی كلهجك ایدی ایمانه — Wäre alle Welt zum Glauben gelangt.

[5]) هزاران جبهدن باش كوسترسین — Aus tausend Verkleidungen schautest du hervor.
انكچون خلقی صالمش سین كمانه — Deshalb hast du die Menschheit in Zweifel gestürzt.

[6]) Vgl. über diese Sekte namentlich René Dussaud, Histoire et religion des Noṣairis, Paris 1900, der S. XIII—XXXV eine ausführliche Bibliographie gibt.

[7]) Bezüglich der Bâbîs vgl Julius Richter, Mission und Evangelisation im Orient, Gütersloh 1908 S. 216; bezüglich der Jezîdîs: Oswald H. Parry, Six Months in a Syrian Monastery, London 1895 S. 364.

[8]) Über diesen Glauben bei den Bektaschis beziehungsweise Taḫtadschys und Kyzylbasch vgl. Kjâschif ül-esrâr S. 60 ff., Archiv für Anthropologie 19. Band S. 34; Oberhummer und Zimmerer S. 395. Das Kitâb el-Dschilve, eins der beiden heiligen Bücher der Jezîdîs, lehrt die Seelenwanderung (tenâsuḫ) im 2. Faṣl: American Journal of Semitic Languages XXV 1909 S. 120. Vgl. Oppenheim, Vom Mittelmeer zum Persischen Golf II S. 151; Dussaud S. 35 ff., 120 ff.

eine verwandte Lehre von der Wiederkehr der Verkörperung derselben göttlichen Buchstaben besitzen[1]). Mit den Nuṣairîs hat unsere Gruppe außerdem namentlich die Trinitätslehre und die Vergöttlichung ʿAlîs gemeinsam, mit den Bâbîs die Zahlenmystik[2]), die Zulassung der Frauen zu den Versammlungen und die Abschaffung des Schleiers[3]). Die Kyzyl-basch sollen nach JA X 3 S. 518 die Scheidung verwerfen, die Bâbîs diese und die Vielweiberei immer mehr einschränken[3]), auch bei den Drusen ist die Vielehe „verpönt, die Ehescheidung sehr erschwert"[4]). Von den Taḫtadschys endlich berichtet Luschan, daß das Wort Schejtan bei ihnen ängstlich vermieden wird, was eine Parallele zu der bekannten Jezîdî-Sitte wäre, die ich freilich sonst bei den Bektaschis nicht belegen kann. Esʿad nennt in einem Verse S. 212 die Bektaschis, um sie zu beschimpfen, geradezu Jezîdîs.

Gehen wir nun von den weiteren Kreisen zusammenhängender Ideen wieder auf die enger verwandte Dreiheit Bektaschi—Kyzylbasch—ʿAlî-ilâhî zurück, so treten Unterschiede innerhalb derselben erst bei genauerer Vergleichung hervor. Diese ergeben sich hauptsächlich daraus, daß die Bektaschis als Dervischorden organisiert sind, wodurch sich z. B. ihre Stellung zu Ebû Bekr verschob, die Trinität zu einer Geheimlehre werden mußte und überhaupt die äußere Beziehung zum Christentum mehr gelockert wurde als bei den Kyzylbasch[5]). Auch dieser Unterschied hat sich jedoch nicht gänzlich unvermittelt herausgebildet.

Schon bei den Kyzylbasch finden sich Anklänge an die Organisation der Dervische. Die Tekje spielt eine Rolle; die beiden Schejḫs der Kyzylbasch gelten für Nachkommen des ʿAlî; ihre dedes (Großväter) entsprechen den babas (Vätern) der Bektaschis. Sogar bei den viel weiter abstehenden Jezîdîs findet man unverkennbare Züge einer Einwirkung des Dervischtums. Ein von Dr. Grothe aus Mosul mitgebrachtes und dort 1323 h gedrucktes türkisches Büchlein ʿAbede-i-Iblîs (Teufelsanbeter), dessen Verfasser der Vâlî von Mosul, Muṣṭafâ Nûrî Pascha, ist, erwähnt S. 54 unter konfiszierten Reliquien der Jezîdîs den Gürtel des Aḥmed ar-Rifâʿî, den Rosenkranz des Aḥmed Bedevî, den Stab des ʿAbdalqâdir al-Gîlânî, den Bartkamm des Dschünejd-i-Baγdâdî. Die drei ersten waren Stifter der nach ihnen benannten Dervischorden, über den letzteren werden die Traditionen des Dervischtums zurückgeführt. Eins von den 5 Melek-Taus-Idolen[6]), die ʿOmer Vehbî Pascha konfiszierte, führte nach Muṣṭafâ Nûrî Pascha S. 53 den Namen Ḥasan Baṣrî; diesen bezeichnet die Überlieferung als den eigentlichen Vater des Dervischtums.

Andererseits bekennen sich zu den Bektaschis in Albanien, Lykien und der Umgegend des Mutterklosters ganze Landschaften, so daß hier auch die Bezeichnung „Sekte" ihre Berechtigung hat. Als Dervische aber geben sich ihre Babas nicht nur äußerlich, indem sie eine der anderer Orden analoge Tracht tragen, sich eines schwarzen Fells[7]) als Sitz

---

[1]) Vgl. Andreas, Die Babis in Persien, Leipzig 1896 S. 44.

[2]) Andreas S. 42 ff. [3]) Andreas S. 45. [4]) Oppenheim a. a. O. I S. 139.

[5]) Eine verfolgte Religion wird genötigt ihre Dogmen mehr und mehr in Geheimlehren umzusetzen, womit sie der herrschenden Religion, in diesem Falle also dem Islâm, bereits viele Außenwerke preisgibt. So wird die Verbindung zwischen den Geheimreligionen, wie sie Drusen und Jezîdîs haben, und den Dervischorden hergestellt.

[6]) Rifʿat nennt in seinem Dervischbuch S. 198 den Gabriel: Ṭâus-i-melekjût.

[7]) سیاه بر پوست, s. den unter Nr. 14 erwähnten Ṣabâḥ-Artikel. Seit alter Zeit ist das Schaffell das Attribut der islamischen Bettelmönche.

in der Tekje bedienen etc., sondern die wichtigsten Grundideen des Dervischtums spielen tatsächlich z. B. in den Predigten eines Vîrânî Baba eine Hauptrolle: Die Dünjâ, das irdische Gut, wird nach einem Prophetenausspruch (daselbst S. 28) für Aas erklärt und die ihm nachgehn für Hunde. Mit der Abkehr von der Dünjâ schwindet der Egoismus (Benlik) und die Vielheit (Kesret). Das Suchen nach der Einheit (Vaḥdet, türk. Birlik) erscheint als Ziel des Strebens (S. 31) wie bei den Naqschibendîs[1]) und andern Orden. Gott bereits hienieden zu schaun, der Dîdâr, dessen freilich nur eine Elite teilhaftig wird, ist auch die Sehnsucht der Bektaschis[2]); denn dieser Zustand gewährt das höchste Glück der Bedürfnislosigkeit. Den weltlich Denkenden stellt auch die Herrschaft über die beiden Welten nicht zufrieden; denn, wer begehrt, entbehrt[3]).

Dabei machen sie im engern Kreis kein Hehl aus ihrer Überzeugung allein im Besitze des rechten Weges zu sein, der zur Glückseligkeit führt. So erzählt Isḥâq Efendi (Kjâschif S. 20) von einer Frau, die sich den Bektaschis angeschlossen hatte, daß sie einen ihrer Verwandten zu ermahnen pflegte: اوغلم بكتاشى طريقندن ماعدا بشقه طريقك اصلى يوقدر وبكتاشيلردن ماعدا بر كمسه‌نك اسلاميتى صحيح دكلدر „Mein Sohn, abgesehen vom Orden der Bektaschis gibt es keinen echten Orden, und abgesehen von den Bektaschis ist Niemands Islamismus richtig". Der Druck Vîrânî Babas bezeichnet in dem Schlußvermerk den Bektaschi-Orden als die gürûh-i-nâdschî (die erlöste Schaar) d. h. als jene 73. firqa (Sekte), die nach einem bekannten Ḥadîs allein dem Schicksal der 72 andern muslimischen Sekten, dem Höllenfeuer entgehen wird[4]). Der Großmeister, welcher im Kampf gegen Soliman den Großen fiel, wird als Schehîd (Glaubensmärtyrer) bezeichnet. Vîrânî tituliert diejenigen, welche seine Predigt nicht annehmen, mehrfach Tier und Esel[5]). Der Nicht-Bektaschi wird bei der Beichte geradezu als Hund bezeichnet: Isḥâq S. 29[6]).

Wir sehen also, daß eine weit nach Persien verbreitete religiöse Bewegung sich im türkischen Westen zu einem Dervischorden gestaltet hat. Die Form des Dervischtums hat auch sonst häufig eine Mauer und letzte Zuflucht für absterbende oder verfolgte religiöse Erscheinungen gebildet. Es fragt sich nun, ob wir den Zeitpunkt dieser Metamorphose im vorliegenden Fall näher bestimmen können.

Die Berichte über den Aufstand der christenfreundlichen Dervische im Jahre 1416, auf den wir später zurückkommen, erwähnen den Namen der Bektaschis noch nicht.

---

1) Vgl. Leipziger Literatur-Zeitung 1822 Sp. 2021; ZDMG 58. Band 1904 S. 812. Über die Entstehung des Einheitsgedankens in Indien handelt eingehend Paul Deussen, Allg. Geschichte der Philosophie I 1 S. 103 ff.

2) Vgl. z. B. Vîrânî S. 33/4.

3) So Aḥmed Rif'at S. 185 in einem auf die Bektaschis bezüglichen Abschnitt.

4) Vgl. Aḥmed Rif'at S. 100: قال النبى صلى الله تعالى عليه وسلم ستفترق امتى ثلث وسبعين فرقة كلّهم فى النار الا فرقة واحدة. Die 72 verdammten Sekten werden daselbst aufgezählt.

5) Eschek z. B. S. 50. Vgl. die Anekdote von Bâjezîd Besṭâmî im türkischen Ṭûṭî-nâme ed. Kairo 1267 h S. 120; ferner Haarbrückers Schahristânî II S. 410 Anm.

6) „Wenn ein Muhammedaner, der nicht Bektaschi ist, einem ihrer Weiber beigewohnt hat, macht es gleichfalls dem Baba Mitteilung mit den Worten: اوزرمدن بر كوپك آتلادى „Über mich ist ein Hund hinweggesprungen." Vgl. oben Z. 4.

Auch der Verfasser des Tractatus de moribus condictionibus ac nequicia Turcorum[1]), der zwischen 1437 und 1458 in der Türkei gewesen sein muß, kennt zwar den Ḥâddschy Bektasch, verrät aber noch keine sichere Kenntnis von einem nach ihm benannten organisierten Orden. Nachdem er nämlich im 15. Kapitel zunächst von Sedichasi [= Baṭṭâl] gehandelt hat, führt er fort: „Est alius vocatus Hatschi Pettesch qui interpretatur quasi adjutorium peregrinationis qui etiam multum invocatur et veneratur maxime a peregrinis qui ejus auxilium frequenter experiri dicuntur.“ Natürlich ist hier „peregrinus“ mit „Pilgrim“ zu übersetzen, und man hat an Wanderdervische zu denken, die Heiligengräber besuchen und von den Wundertaten ihres Schutzpatrons berichten. Desgleichen gedenkt der Anonymus im 20. Kapitel, wo er von den „horife“ spricht, des Bektaschi-Ordens in keiner Weise. obwohl hier eine Erwähnung nahe lag; denn unter „horife“ ist, wie Graf Mülinen schon vor längerer Zeit erkannt hat, die Ḥurûfîje zu verstehen, während Foy das Wort in den Mitteilungen des Berliner Seminars fälschlich für ʻurefâ (Kenner) erklärte. Nach Kjâschif S. 4 soll ʻAlî al-aʻlà († 822 h = 1419 D) den Bektaschis die ḥurûfischen Ideen übermittelt haben.

Da Mehmed II zu Adrianopel anfänglich die Ḥurûfîs — ein Ḫalîfe des Fazl († 804 h = 1401/2 D) war mit einigen Jüngern dorthin gekommen — begünstigte[2]), dann sie aber der Wut des Muftî Faḫruddîn-i-ʻAdschemî (834—865 h = 1430/1—1460/1 D) preisgab, hatte der Verfasser des Tractatus wahrscheinlich unter Mehmed II, aber vor der Katastrophe Gelegenheit Ḥurûfîs kennen zu lernen.

Für die Zeit des Nachfolgers des Eroberers gewinnen wir einen wichtigen Anhalt für die Anfänge des Ordens aus Evlijâ, der II S. 180 berichtet, Bâjezîd Velî habe die Qubbe, die Moschee und die Klostergebäude beim Grabe des Kojun Baba in ʻOsmandschyk gestiftet, was bei den Informationen des Reisenden an Ort und Stelle kaum zu bezweifeln sein dürfte. Zwar haben die Bektaschis gern Gräber fremder Heiligen sich allmählich angeeignet, doch bleibt in diesem Fall der charakteristische Baba-Titel und die Nähe des Kyzylbasch-Gebiets zu beachten. Der Name Bektaschis braucht allerdings zu Bâjezîd II Zeit noch nicht bestanden zu haben, aber die Vereinigung war zum mindesten im Werden. Die Angabe bei Aḥmed Rifʻat S. 190, daß Bâlim Sulṭân in Konstantinopel den Pâdischâh besucht und dieser die Einkünfte für die Tschelebis und Dervische des Mutterklosters gestiftet habe, steht dagegen auf sehr viel schwächeren Füßen als die Evlijâs. Der gemeinte Pâdischâh könnte jedoch, da Bâlim Sulṭân 922 h = 1516 D starb, sehr wohl Bâjezîd II (1481—1512) gewesen sein. In dieselbe Zeit wird, wie wir unten sehen werden, auch die Gründung des Muqaṭṭam-Klosters versetzt. Im Allgemeinen dürfte freilich Bâjezîd II der bektaschitischen Gruppe trotz der ihm zugeschriebenen sufischen Gesinnung nicht sonderlich freundlich gegenübergestanden haben. 1492 wurde auf ihn ein Attentat von einem Manne in Qalendertracht verübt und 1511 erhob sich Tekke, heute noch ein Hauptsitz der schiitischen Taḫtadschis, für den Schah Ismâʻîl unter einem Anführer, der deshalb Schahkuli[3]) (Sklav des Schah), von den Türken aber Schejtankuli genannt wurde.

---

[1]) Incunabeldrucke desselben befinden sich unter anderem in der Hof- und Staats-Bibliothek zu München und der Stadt-Bibliothek zu Nürnberg.

[2]) Vgl. ʻÂlî, abgedruckt JRAS 1898 S. 90/1; Gibb I S. 381.

[3]) Der Name kehrt bei dem Bektaschi-Heiligtum von Nerduban (Merdivenkjöj) wieder, vgl. Mirât ul-meqâṣid S. 183 Z. 5, s. unten.

Barletius, deutsche Ausgabe von 1561 Bl. 3b spricht von einer Verfolgung der Dervische; die er den fratres de observantia vergleicht, unter Pazaita (Bâjezîd II) und bemerkt: „Disen sind nachgefolgt die anderen / die man Türckisch nennet Hoze / welchen bey vns vergleicht mögen werden die Brüder die man nennt Conuentuales.“ In Hoze steckt wohl ḫodsche; so werden die Naqschibendîs angeredet[1]).

Deutlich erkennbar sind die Bektaschis bei Menavino, obwohl auch er sie noch nicht unter diesem Namen, sondern nur unter der Bezeichnung „Calender“ kennt; sie selbst scheinen sich nach der von ihm türkisch überlieferten angeblichen Aufschrift am Tor ihrer Tekje als گزکینجی gezgindschi (etwa: Weltdurchwanderer) bezeichnet zu haben[2]). Wir erfahren, daß diese Calender meist das Cölibat hielten, in den Ohren eiserne Ringe[3]) trugen und im ḥurûfischen Dichter Nesîmî (bei ihm: Nersimi) lasen. „Sie leben“, so schließt er, „von den Allmusen | und halten den Orden der Nercimi | vnnd ich | der etwas in deszselbigen Büchern gelesen | hab sovil darausz vermerckt, das er mehr auff der Christen seiten | vnnd mehr vnserm | dann der Türcken Glauben anhengig gewesen | In welchen Büchern er vil ding verfaszt | so nicht allein lobens werth | sondern auch kunstreich geschriben | vnnd auf jhre Reimsarth sehr lieblich zůlesen seynd.“

Aus türkischen Quellen kenne ich keine Erwähnung des Ordens vor dem 16. Jahrhundert. Der älteste Hinweis findet sich in den Scheqâyq-i-Nuʿmânîje des Taschköprüzâde († 1560), im arabischen Original, das als Ḥâschije zu Ibn Ḫallikân, Bûlâq 1299 h gedruckt wurde, I S. 83, Handschrift der Münchener Hof- und Staatsbibliothek Nr. 441 Bl. 12. Gelegentlich der Erwähnung des Ḥâddschy Bektasch heißt es daselbst: وقد انتسب اليه فى زماننا هذا بعض من الملاحدة نسبة كاذبة وهو برئ منهم بلا شك قدّس الله تعالى سرّه العزيز „Es benennen sich nach ihm in dieser unserer Zeit fälschlich einige Ketzer, aber er ist zweifellos an ihnen unschuldig, Allâh der Erhabene heilige sein teures Geheimnis.“ Vgl. die gedruckte türkische Übersetzung I S. 44.

Ähnlich äußert sich der Historiker ʿÂlî († 1599) über die nicht betenden Abdale[4]), die sich nach Ḥâddschy Bektasch benennen, während ihre Taten jede Gemeinschaft mit dem Heiligen ausschließen; vgl. die Münchener Handschrift Cod. turc. 73 Bl. 21b, die Wiener Handschrift Flügels Katalog Nr. 1022 Bl. 22b und den Stambuler Druck von Esʿads Üss-i-zafer (1243 h) S. 200.

---

[1]) Brown S. 127.

[2]) Trattato de costumi et vita de Turchi, Florenz 1548 S. 75 (deutsch im Andern Teil der Türckischen Historien, Franckfurt am Mayn 1563 S. XXXV, Ausgabe 1570 Bl. 27): „Caedan ormac, dilersin cusciunge al chachecciur; cio è, chi vole entrare in quella religione debba operare si come loro osseruando virginita.“ Auch Temennâî wird von ʿAbdullatif (Tezkere, Der-i-seʿâdet 1314 h S. 110) als Qalender bezeichnet. Über die Bezeichnung Joloylu siehe Christl. Orient I 1900 S. 118 ff.

[3]) Portano alle orecchie anelli di ferro. Vgl. Aḥmed Rifʿat, Mirât ul-meqâṣid S. 186, Brown, The Dervishes S. 148, ferner Luschan: Archiv für Anthropologie XIX 1891 S. 37: „In dem kleinen Bektaschikloster, welches hart bei dem Theater von Limyra steht, waren 1884 zwei Derwische einquartiert, von denen der eine ein europäisches Hufeisen im linken Ohrläppchen hängen hatte und der andere eine vielleicht zwei Pfund schwere ♌förmig gebogene Silberstange von der Dicke eines kleinen Fingers“, und hierzu wieder Brown S. 159: „On the 'Ashk i Mengoosh, or love for the horse-shoe of 'Alee, used as an ear-ring“.

[4]) So lesen der Münchener Codex und Esʿad. Das Wort bezeichnet zugleich einen Narren und Heiligen.

Die Sage pflegt das Endresultat einer Entwicklung als gewolltes Programm an den Anfang derselben zu rücken und die Handlung mit kleinen Zügen auszustatten, deren historische Unglaubwürdigkeit in jedem einzelnen Fall zu erweisen ist. So wird der heilige Bektasch auch zur Gründung des Jenitscheri odschaγy (Janitscharenkorps) in Beziehung gesetzt, das ja später als zur Bektaschije gehörig galt. Die Janitscharen werden gelegentlich als Söhne des Ḥâddschy Bektasch حاجی بکتاش اوغللری bezeichnet. Namentlich wurde der von dem Ketsche, der Janitscharenmütze, herabhängende Lappen mit dem Heiligen in Verbindung gebracht. Nach Aḥmed Dschevdets Tarîḫ 12. Band, Konstantinopel 1301 h S. 208 geht die Tracht auf folgenden Vorgang zurück: bei der Gründung der Truppe unter Orḫan wurde eine Deputation von Offizieren zum Ḥâddschy Bektasch entsandt, ihn um sein duʿâ (Gebet) für dieselbe zu ersuchen, das ja bei besonders heiligen Männern Erhörungskraft besitzt. Dieser empfing die Offiziere freundlich und gab jedem einen Fetzen von seinem Mantel (کندو رداسندن ... برر عبا پارچه‌سی) mit, den sie als glückverleihendes Geschenk über ihre Köpfe warfen. Häufig wird die Begebenheit ein wenig anders erzählt, so sagt Reimer in seiner Reise der russisch-kaiserl. außerordentlichen Gesandtschaft an die Othomanische Pforte im Jahr 1793 II St. Petersburg 1803 S. 20 von den Janitscharen: „Der breite weiße Filzlappen, der ihnen an ihrer geschmacklosen Mütze über die Schultern am Rücken herunterhängt, ist noch ein Andenken von dem weiten Ärmel des Derwisches, der bei der Einsegnungszeremonie die Hand mit dem weiten Ärmel über den Kopf gehalten hat".

Auf den beiden Janitscharendarstellungen aus dem 15. Jahrhundert, welche ich im 9. Bande der Türkischen Bibliothek mitgeteilt habe, erscheint als Kopfbedeckung eine spitze Mütze, deren Zipfel auch nach hinten hinabfällt, während der Ketsche[1]) sich nicht nach oben verjüngt und einen auch am unteren Ende breiten Lappen hinabfallen läßt. Die älteste mir bekannte Darstellung des Ketsche stammt aus der Zeit Sülejman des Großen; sie findet sich auf einem der 1533 veröffentlichten Holzschnitte von Pieter Koeck, reproduziert im Jahrbuch des kaiserl. deutschen Archäologischen Instituts Band XXIII 1908 Tafel I. Den Ketsche beschreibt auch Busbeck in seinem ersten Sendschreiben (1554) bei den Janitscharen, die er zu Ofen sah, unverkennbar mit den Worten[2]): „Capitis tegmen habent ex penulae manica (nam inde, ut ipsi memorant, duxit originem) cujus parti caput insertum sit, pars retro propendens cervicem verberat. · A fronte surgit oblongus argenteus conus deauratus, gemmisque elaboratus, sed vulgaribus." Vgl. Menavino S. 144: „questi vanno tutti a piedi, & portano in testa vna berretta di feltro bianco che gli pende insino a mezza spalle."

Für die Vorgeschichte dieser Janitscharenmütze ist nun eine Stelle bei Ibn Baṭûṭa von Wichtigkeit, der Kleinasien zur Zeit Orḫans, mit dem er persönlich zusammentraf, bereiste, viel Material über Dervische hat, von Bektaschis und Janitscharen jedoch noch nichts weiß. Dieser Reisende erwähnt II S. 264 weit von den Grenzen der damals noch kleinen osmanischen Macht bei Aḫî-Dervischen eines Klosters zu Adalia, das er besuchte, folgende Mützenform: وعلى رؤسهم قلانس بيض من الصوف باعلى كلّ قلنسوة قطعة موصولة بها فى طول ذراع وعرض اصبعين „Auf dem Kopfe trugen sie hohe weiße Woll-

[1]) Eigentlich: der Filz; die Parademütze der Janitscharen.

[2]) Epistolae, Lipsiae 1689 S. 16.

mützen[1]), oben an jeder Mütze war ein Stück angeheftet, eine Elle lang und 2 „Finger“ breit.“ Offenbar haben wir hier eine dem Ketsche ganz analoge Mode[2]). Möglicherweise ist die Mütze von jenen Dervischen auf die Truppe übertragen. So soll Orḫans Sohn Sülejman eine Dervischmütze als glückverheißendes Geschenk angenommen und fortan getragen haben[3]). Wichtig ist nun, daß diese Mütze keine Ähnlichkeit mit der Sikke der Bektaschis hat, deren auf Tafel 1 abgebildete Form einem türkischen Bilderbogen entnommen ist, der 14 verschiedene Dervischmützen darstellt, während Taf. 2 ihre Form auf Grabsteinen veranschaulicht. Auch das würde gegen alte Beziehungen der Janitscharen zu den Bektaschis sprechen. Doch lassen sich mit langen Lappen verzierte Kopfbedeckungen auch sonst in jenen Zeiten im Morgenland und Abendland nachweisen. So finde ich in Bruno Köhlers Allgemeiner Trachtenkunde II, 1 Leipzig, Reclam Tafel 91 einen vornehmen Ungarn des 15. Jahrhunderts abgebildet mit einer hohen weichen Mütze, von der eine lange Binde herabweht. Die Zusammenhänge zwischen diesen einzelnen Typen lassen sich noch nicht näher bestimmen.

Die Einsegnung des Korps durch Ḥâddschy Bektasch wird vor allem auch deshalb als unhistorisch zu gelten haben, weil wir von einem historischen Ḥâddschy Bektasch so gut wie garnichts wissen[4]). Das gewöhnlich angegebene Todesjahr 738 h = 1337 D ist der Zahlenwert des Wortes Bektâschîje, wie bereits Aḥmed Rifʿat, Mirât ul-meqâṣid S. 180 bemerkt: بكتاشيه لفظى تاريخ رحلتلريدر; ebenso ʿAlî Dschevâd IV S. 1085: بكتاشيه لفظى تاريخيدر. Doch finden sich auch ganz abweichende Angaben. So sagt Muḥammad Taufîq al-Bekrî aṣ-Ṣiddîq in seinem Bait aṣ-Ṣiddîq, Kairo 1323 h S. 384:

البكتاشيه — منسوبة الى الشيخ ابراهيم الخراسانى الفارسى توجه الى القسطنطينية فى زمن السلطان محمد فقربه وأكرمه وتوفى فى القرن التاسع ببلاد الروم

„Die Bektaschîje wird zurückgeführt auf den Scheiḫ Ibrâhîm al-Hurâsânî al-Fârisî. Der begab sich nach Konstantinopel zur Zeit Sulṭân Mehmeds [II]. Dieser zog ihn in seinen persönlichen Verkehr und ehrte ihn, und er starb im 9. Jahrhundert in den Romäerländern.“

Während die Entstehung der Janitscharen wahrscheinlich darauf zurückzuführen ist, daß man die zahlreichen christlichen Kriegsgefangenen, welche nach den großen Eroberungen nicht losgekauft wurden, nicht unnütz füttern wollte, sondern die jüngern noch leichter zu leitenden mitkämpfen ließ, woraus allmählich eine eigene Truppe entstand, scheint der Bektaschi-Orden erheblich jünger zu sein und eine ganz andere Vorgeschichte

---

[1]) Der Vorsteher jenes Klosters trug nach II S. 262 eine hohe Filzmütze وعلى راسه قلنسوة لبد. Auf die Angabe der Stoffe ist bei Ibn Baṭûṭa kein großes Gewicht zu legen, so erwähnt er II S. 271 offenbar Ladiq-Teppiche, die aber nicht aus Baumwolle waren.

[2]) Vgl. auch die ذُؤابة, welche der jüdische Arzt bei Ibn Baṭûṭa II S. 305 an der عمامة trägt.

[3]) Hammer, Gesch. d. Osman. Reiches I S. 147.

[4]) Mauerreste eines Ortes Bektasch erwähnt Kiepert in der Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin 25. Band 1890 S. 322 im Kyzylbaschgebiet, in den Bergen südlich von Kiresun etwa auf halbem Wege nach den Ruinen von Nicopolis.

zu haben, der wir in einem späteren Abschnitt nachgehen werden. Zunächst wenden wir uns der weiteren Überlieferung zu, um an ihr Kritik zu üben.

Das Prinzip direkter Descendenz war bei den Ordensmeistern (Tschelebis) der Bektaschis im Gegensatz zu andern Orden keineswegs durchgeführt. Ḥâddschy Bektasch soll keine leiblichen Nachkommen hinterlassen haben. Aḥmed Rif'at teilt S. 182/3 nach bektaschitischen Quellen eine Tabelle der Großmeister mit, die ich hier folgen lasse:

سلطان العارفين غوث الواصلين پير اركان طريقت حاجى بكتاش ولى قدس سره الجلى
وفاته سنه ٧٣٨
السيد الشيخ خضر لاله سلطان ابن ادريس نور الله مرقده
السيد الشيخ رسول بالى سلطان ابن خضر لاله نور الله مرقده
السيد الشيخ يوسف بالى سلطان ابن رسول بالى نور الله مرقده
السيد الشيخ مُرْسَل بابا سلطان نور الله مرقده سن عاليلرى طقسان رادەلرينه
وارمشيكن تأهل ايلمشدر نوجله تأهل ايتمش اولدقلرى آتيده تفصيلا بيان
اولنمشدر [S. 190]
سلطان البدلا صاحب البرهان سر يزدان السيد الشيخ بالم سلطان ابن مرسل بابا
قدس سره وفاته سنه ٩٢٢ [1516]
السيد الشيخ شهيد كنج قلندر افندى نور الله مرقده
السيد الشيخ اسكندر افندى نور الله مرقده
السيد الشيخ محمود افندى نور الله مرقده
السيد الشيخ زهرنوش يوسف بالى افندى قدس سره
السيد الشيخ بكتاش افندى نور الله مرقده
السيد الشيخ رسول افندى نور الله مرقده
السيد الشيخ مرسل بالى افندى نور الله مرقده
السيد الشيخ بكتاش افندى نور الله مرقده
السيد الشيخ حسن افندى نور الله مرقده
السيد الشيخ قاسم افندى نور الله مرقده
السيد الشيخ يوسف افندى نور الله مرقده
السيد الشيخ الحاج ذو الفقار افندى نور الله مرقده
السيد الشيخ حسين افندى نور الله مرقده
السيد الشيخ الشهيد عبدالقادر افندى نور الله مرقده
السيد الشيخ الوان افندى ١١٤٢ [1729/30] نور الله مرقده

السيد الشيخ مرتضى عالى [so!] افندى ١١٤٣ [1730/1] نور الله مرقده
السيد الشيخ الحاج فيض الله افندى نردبانلى[1]) تكيه‌سنده شاه قولى سلطان[2]) جوارنده مدفوندر
السيد الشيخ بكتاش افندى ابن فيض الله افندى ١١٧٥ [1761/2] نور الله مرقده
السيد الشيخ عبد اللطيف افندى ابن فيض الله افندى ١١٧٧ [1763/4] نور الله مرقده
السيد الشيخ شهيد فيض الله افندى ابن بكتاش افندى ١٢١٨ [1803/4] نور الله مرقده
السيد الشيخ محمد حمد الله افندى ابن شهيد فيض الله افندى ١٢٤٠ [1824/5] نور الله مرقده
السيد الشيخ ولى الدين افندى ابن شهيد فيض الله افندى ١٢٤٣ [1827/8] نور الله مرقده
السيد الشيخ على جلال الدين افندى ابن ولى الدين افندى نور الله مرقده
حالا دركاه حضرت پيرده سجاده نشين ارشاد السيد محمد فيض الله افندى ابن السيد ولى الدين افندى ١٢٨٨ [1871/2]

Das حالا (zur Zeit) bezieht sich auf das Jahr 1293 h = 1876 D. Die Zahlen bedeuten den Antritt der Regierung. Daß bei dem vorletzten Tschelebi ʿAlî Dschelâleddîn eine solche fehlt, deutet wohl darauf, daß die von Aḥmed Rifʿat benutzte Vorlage noch aus der Zeit Velîeddîns stammte.

Nach unserer Tabelle wäre der nächste Nachfolger des Pîr: Schejḫ Hyzyr Lâle Sulṭân gewesen, der jüngste der drei Söhne des Idrîs Faqîh[3]); die beiden älteren starben vor dem Heiligen.

Der 922 h = 1516 D gestorbene Bâlim Baba wird als zweiter Pîr (Stifter) des Ordens bezeichnet[4]). Die Zeit, in der er lebte, legt jedoch nach dem Obigen die Vermutung nahe, daß er nicht der zweite, sondern der eigentliche Stifter des Ordens war. Auf ihn wird das Cölibat, welches im Orden ganz im Gegensatz zur herrschenden islamischen Auffassung[5]) viele Anhänger zählt, zurückgeführt. Noch heute durchbohren sich die Dervische zum Zeichen des Tedscherrüd (Cölibat), wie Samy sagt[6]), auf der Schwelle der Türbe Bâlims die Ohren. Auch Aḥmed Rifʿat nennt ihn S. 185 Z. 2, 190 Z. 5 v. u. den Baumeister des Hauses des Tedschrîd, das hier in ähnlichem Sinne wie Tedscherrüd

[1]) Vgl. auch Brown, The Dervishes S. 164. [2]) S. oben S. 19.

[3]) Vgl. Mirât ul-meqâṣid S. 184.

[4]) Mirât ul-meqâṣid S. 185, 190; Samy, Qâmûs ul-aʿlâm II S. 1219.

[5]) Seit dem Ende des 10. Jahrhunderts D. etwa scheint sich in gewissen islamischen Kreisen ein Wandel betreffs der Ansichten über das Cölibat zu vollziehen; vgl. die von Goldziher: Zeitschrift für Assyriologie XXII 1908 S. 343 zitierte Tradition.

[6]) Qâmûs ul-aʿlâm, Artikel Bâlim Baba تربه‌سى حاجى بكتاش ولينك تربه‌سى يانندە اولوب تجرده علامت اولمق اوزره بكتاشى درويشلرى قولاقلرينى بونك تربه‌سى ايشيكنده دلرلر Vgl. Mirât ul-meqâṣid S. 187.

für Tödtung des Fleisches steht[1]) und erwähnt S. 186 unten, daß das Durchbohren des Ohrs und Einhängen des Ohrrings (mengjûsch) das Zeichen des Müdscherred iqrâri (Cölibat-Gelübdes) sei[2]). Die Zeremonie fand nach S. 187 früher auch in den aufgelösten Bektaschi-Klöstern des Sejjid ʿAlî Sulṭân zu Dimetoka und zu Kerbelâ statt. Damit hängt jedenfalls zusammen, daß drei Babas aus Dimetoka zur Müdscherred-babasy-Würde im Mutterkloster berufen wurden; die Cölibatspartei scheint in Dimetoka ihren Hauptsitz gehabt zu haben. Auch die zur Zeit im Muqaṭṭam-Kloster lebenden Bektaschis halten das Cölibat.

Betrachten wir nun die Tabelle der Tschelebis, so fällt auf, daß auf Bâlim 17 Hochmeister folgen, von denen keiner als der Sohn seines Vorgängers bezeichnet ist. Erst im 18. Jahrhundert gelangt eine Familie zur Herrschaft, die dann diese Würde bis zur Gegenwart behauptet. Da wir bereits vermuteten, daß Bâlim nicht der zweite, sondern der erste Stifter des Ordens gewesen ist, der an einen sagenhaften Heiligen Bektasch anknüpfte, so werden wir die Dynastie zwischen ihm und Bâlim, die inkonsequenter Weise wieder das Prinzip der Erblichkeit zeigt, vermutlich als ein Machwerk des 18. Jahrhunderts anzusehen haben. Eine Stütze findet diese Ansicht noch darin, daß Menavino das Cölibat geradezu als ein Prinzip der Calender, in welchen, wie wir gesehen haben, die Bektaschis stecken, anführt. Die Ehelosigkeit deutet ferner auf außerislamischen Ursprung. Bei fortgeschrittener Islamisierung des Ordens bildet sich eine Partei, die vom Cölibat absieht, ähnlich wie sich die Ehe bei den Janitscharen erst allmählich durchsetzte. Daß nicht unmittelbar nach dem Tode Bâlims 922 h = 1516 D, sondern erst 986 h = 1551 D ein Müdscherred babasy gewählt wurde, erklärt sich wohl am ungezwungensten daraus, daß die alte Praxis der Ehelosigkeit erst damals die ersten Spuren des Verfalls zeigte. Dimetoka werden wir nach dem oben Gesagten als eine Hochburg der strengen Observanz anzusehen haben. Aber erst im 18. Jahrhundert war die Islamisierung so weit vorgeschritten, daß auch die Großmeister Ehen schließen konnten.

Als Nachfolger Bâlims erscheint ein als schehîd (Märtyrer) bezeichneter Gendsch Qalender Efendi; es war tatsächlich kein anderer als jener Qalender Tschelebi, der angebliche Abkömmling des Ḥâddschy Bektasch, der 1526 und 1527 den blutigen karamanischen Aufstand gegen Soliman des Großen Regierung leitete[3]). Offenbar ist er ferner identisch mit dem Qalender Schâh, dessen Türbe sich nach ʿAlî Dschevâds türkischem historisch-geographischen Wörterbuch I S. 283 im Mutterkloster befindet. Den Stammbaum dieses Qalender Efendi, der, wie das Gendsch (Jung) vor seinem Namen andeutet, schon in jungen Jahren umgekommen sein muß, gibt nun eine alte Quelle, nämlich Petschevi I S. 120. Doch sind seine Angaben nicht mit denen Aḥmed Rifʿats über die ältesten Tschelebis zu vereinigen, die wir bereits als unhistorisch in Zweifel gezogen hatten. Sein Vater Iskender soll nämlich nach Petschevi ein Sohn des Keuschheitsapostels Bâlim gewesen sein und dieser wird als Sohn des Resûl Tschelebi bezeichnet, bei dem man allenfalls noch an eine Verwechslung mit Mürsel Baba denken könnte. Resûl Tschelebi

[1]) Vgl. Mirât ul-meqâṣid S. 190/1.

[2]) Mirât ul-meqâṣid S. 186 Z. 6 v. u. ist Bâli Sulṭân Versehen für Bâlim Sulṭân, wie auch S. 187 beweist.

[3]) Petschevi, Tariḫ I Konstantinopel 1283 h S. 120 ff.; Hammer, Geschichte des Osmanischen Reiches II S. 67 ff.; Jorga, Gesch. des osman. Reiches II S. 361.

aber wird als Sohn des Ḥabib Efendi bezeichnet, den Aḥmed Rif'at S. 184 als ältesten Bruder des Hyzyr Lâle erwähnt, der vor diesem gestorben sein soll.

Auch im Jahre 1102 h = 1690/1 D hören wir von einem Bektaschi, der im Lager die Soldaten mit demokratischen Reden aufwiegelt[1]). Wiederum als schehîd wird der Großmeister ʿAbdulqâdir Efendi bezeichnet, der 1142 h = 1729/30 D gestorben sein muß. Zum Sturz Sulṭân Selîm III und des Muṣṭafâ Bejrakdâr feuerte ein Bektaschi, Ḥajder Baba, die Menge an[2]). Schließlich wird Fejzullah Sohn des Bektasch Efendi „schehîd" genannt, der von 1803/4 bis 1824/5 regierte, also jedenfalls der Verfolgung unter Maḥmûd II zum Opfer fiel.

Man beachte noch, daß der 10. Großmeister Zehirnûsch Jûsuf Bâlî außer dem ersten und zweiten Pîr allein durch die Eulogie قدس سره (sein Mysterium werde geheiligt) ausgezeichnet wird.

Neben den Tschelebis hatte im Mutterkloster, wie bereits erwähnt, seit 958 h = 1551 D noch ein spezieller Vorsteher der das Cölibat haltenden Dervische, ein Müdscherred babasy, seinen Sitz. Eine vollständige Liste derselben findet man bei Aḥmed Rif'at S. 187/8; ich lasse dieselbe zunächst hier folgen:

	Todesjahr	Regierungs-zeit	Regierungs-antritt
سرسم على بابا قدس سره	٩٧٧	١٩	٩٥٨
آق عبدالله بابا قدس سره	١٠٠٥	٢٧	٩٧٧
قره خليل بابا قدس سره	١٠٣٨	٣٣	١٠٠٥
ديمتوقه‌لى وحدتى بابا قدس سره	١٠٦٠	٢٢	١٠٣٨
ديمتوقه‌لى السيد مصطفى بابا قدس سره	١٠٨٦	٢٦	١٠٦٠
بره‌جكلى السيد ابراهيم آكاه بابا قدس سره	١١٠١	١٥	١٠٨٦
اورفه‌لى السيد خليل ابراهيم بابا قدس سره	١١٢٧	٢٦	١١٠١ [im Text fälschlich ١٠١١]
سيروزلى السيد حسن بابا قدس سره	١١٤٩	٢٢	١١٢٧
قريميلى خان‌زاده محمد كلخان بابا قدس سره	١١٧٣	٢٤	١١٤٩
ديمتوقه‌لى السيد قره على بابا قدس سره	١١٩٨	٢٥	١١٧٣
سينوبلى السيد حسن بابا قدس سره	١٢٠٥	٠٧	١١٩٨
خرسانلى محمد نورى بابا قدس سره	١٢١٤	٠٩	١٢٠٥
قلعه‌جكلى السيد خليل خاكى بابا قدس سره	١٢٢٩	١٥	١٢١٤
سيواسلى نبى بابا قدس سره	١٢٥٠	٢١	١٢٢٩
مرزيفونلى ابراهيم بابا قدس سره	١٢٥١	٠١	١٢٥٠

[1]) Es'ad S. 204, vgl. Türk. Bibl. IX S. 7. [2]) Türk. Bibl. IX S. 8.

	Todesjahr	Regierungszeit	Regierungsantritt
ودينلى السيد محمود بابا قدس سره	١٢٩٣	١٢	١٢٥١
صوفيه‌لى ساعتجى على بابا قدس سره	١٢٩٥	٠٢	١٢٩٣
چورملى السيد حسن بابا قدس سره	١٢٩٦	٠١	١٢٩٥
يانبوللى ترابى الحاج على بابا قدس سره	١٢٨٥	١٩	١٢٩٦
سلانيكلى الحاج حسن بابا قدس سره	١٢٩١	٠٦	١٢٨٥
قونيه‌لى پريشان حافظ على بابا اليوم بونلردر [Gilt für das Jahr 1293 h]	....	..	١٢٨٨

Der am Kopfe genannte Sersem ʿAlī Baba wird von Isḥâq, Kjâschif S. 25 unten als angesehener Vertreter des Ordens zu Kalkandelen erwähnt, wovon Aḥmed Rifʿat, der S. 189 nähere Mitteilungen über ihn macht, nichts zu wissen scheint. Sollte es sich um dieselbe Persönlichkeit handeln und die Angaben beider Autoren historisch sein, so müßte Sersem ʿAlī Baba, welcher nach unserer Tabelle bis zu seinem Tode 977 h = 1569/70 D Müdscherred babasy in Pīrevi war, bevor er diese Stellung antrat, also vor 958 h = 1551 D in Kalkandelen gewirkt haben, womit wir ein frühzeitiges Zeugnis für den Bektaschismus in Albanien gewinnen würden, das leider an viele Voraussetzungen geknüpft ist.

Für die türkischen Historiker steht der Tschelebi und noch mehr der Müdscherred babasy hinter den Kulissen. Mehr erfahren wir gelegentlich über Ordensmitglieder, die in Konstantinopel eine Rolle spielten. Ein Vertreter des Ḥâddschy Bektasch mit dem Titel eines Ḥâddschy Bektasch vekīli residierte daselbst in der Kaserne der 94. Janitscharenorta, bis mit dem Korps auch diese Würde verschwand; als ihr letzter Inhaber wird Ibrâhīm Baba bei Esʿad S. 212 Z. 3 erwähnt.

Die Propaganda hat nach der Überlieferung bereits mit 4 Halīfen des Pīr begonnen, die alle außerhalb des Mutterklosters ihre Ruhestätte gefunden haben. Bei Balikesri in Karasi befindet sich das Grab des Sejjid Dschemâl Sulṭân, den Aḥmed Rifʿat S. 180 als den Hauptjünger des heiligen Bektasch bezeichnet. Ein anderer seiner Schüler, Kolu atschyk Ḥâdschim Sulṭân, früher Redscheb genannt, liegt 3 Stunden von Uschak in einem nach ihm benannten Ort begraben; er war ein Vetter des Bektasch. Ein Vilâjet-nâme-i-Ḥâdschim Sulṭân befindet sich handschriftlich im Besitz von Herrn Tschudi. Der dritte, Sary Ismâʿīl, fand seine letzte Ruhestatt in Davas südlich von Denizli, der vierte, Resûl Baba, in Besch karysch bei Altyntasch.

In Folge der großen Rolle des Gräberkults bei den Bektaschis gewinnt oft der zufällige Todesort eines ihrer Babas Bedeutung für den Orden. Häufiger freilich errichtet er seine Tekjes bei Heiligengräbern, die sich schon eines gewissen Rufes erfreuten und nimmt diese Heiligen dann allmählich für sich in Anspruch; so hat er sich nach Esʿad S. 201 in Bursa bei dem Grabe des zu den Naqschibendis gehörigen Ramazân Baba eingenistet. Somit ist auch bei den berühmten älteren Heiligen des Ordens zunächst die kritische Frage aufzuwerfen, ob sie wirklich dem Orden angehörten.

Isḥâq Efendi nennt S. 25 als Babas, die nach dem Tode des Ḥâddschy Bektasch für groß galten: Kojun Baba bei ʿOsmandschyk, Abdal Mûsâ bei Elmaly, Südschâʿuddîn bei Eskischehir, Kyzyl Deli bei Dimetoka und Sersem ʿAlî Baba zu Kalkandelen. Jedenfalls werden hier alte und bedeutende Sitze des Ordens genannt. Von der Bedeutung von ʿOsmandschyk und Dimetoka war bereits die Rede. Abdal Mûsâ soll bei der Eroberung Bursas zugegen gewesen sein und dort begraben liegen[1]), müßte also, wenn er mit dem hier genannten identisch ist, wohl vorher in Elmaly gewesen sein, womit wir eine Zeit gewinnen, in welcher der Bektaschi-Orden kaum der Sage nach existierte. Sein Grab scheint also ebenso wie das schon in vorosmanischer Zeit berühmte Baṭṭâl-Grab[2]) bei Eskischehir von den Bektaschis später okkupiert. Menavino erwähnt dasselbe noch nicht in Verbindung mit den Calendern, in welchen wir bei ihm die Bektaschis erkannten. Die Aufhebung des Kyzyl-Deli-Sulṭân-Klosters verfügte Sulṭân Maḥmûd II 1826[3]). Nach Mirât ul-meqâṣid S. 190 liegt der aus Ḫurâsân stammende ʿAlî Sulṭân in Dimetoka begraben, welcher mit dem fünften Großmeister Mürsel Baba gewandert sein soll. Über Sersem ʿAlî s. oben S. 27.

Nicht selten haften die Namen berühmter Bektaschis an verschiedenen Orten, wobei man sich vergegenwärtigen muß, daß der Orden ursprünglich aus Wanderdervischen bestand. Natürlich tritt hier auch die Legende in Kraft, nach welcher sich z. B. Sarysaltyk sterbend vervielfältigte.

Für das 17. Jahrhundert gewinnen wir einen ungefähren Überblick über die Ausbreitung des Ordens durch die bektaschitischen Heiligengräber, welche Evlijâ Tschelebi in seinem Reisewerk erwähnt. Da ich im 9. Bande meiner Türkischen Bibliothek über die Verbreitung der Ṭarîqa ziemlich eingehend gehandelt habe, will ich hier nur kurz hervorheben, daß ihre Hauptstützpunkte im Osten Kleinasiens, in Lykien und Albanien liegen. Was die Peripherie ihres Verbreitungsgebietes anlangt, so erwähnt Aḥmed Rifʿat S. 187 Z. 2/3, daß ein Bektaschi-Kloster früher zu Kerbelâ bestand; Nâṣireddîn Schâh spricht von ihm noch in seiner Kerbelâ-Reise, Ṭehrân 1287 h S. 138 l. Z. als einem bestehenden[4]); ein solches zu Baγdâdh nennt C. Niebuhr, Reisebeschreibung II S. 297. In Beirût existiert nach Mitteilungen von Dr. H. Frank ein Bektaschi-Scheiḫ. Ein kretischer Bektaschi ist, wie wir erwähnten, Resmî Efendi, der Verfasser der ʿOjûn ul-hidâjet. Über das Bektaschi-Kloster am Muqaṭṭam machte der dort dienende ʿAlî Ḥasan, welcher eine Geschichte desselben schreibt, Herrn Dr. Prüfer folgende Angaben: „Unser Kloster ist unter Sultan Qâit Bej [1468—1496] gegründet worden. Der erste Schêḫ war jedoch nicht jener قيغوسز سلطان [Kajγu-suz Sulṭân], der am Ende der Höhle begraben liegt, sondern ein gewisser Schêḫ ʿAbdullâh el-Maγâurî, dessen Qubba sich in Alt-Kairo in völlig ruiniertem Zustande befindet. Dieser Maqâm el-Maγâurî in Alt-Kairo besitzt recht ansehnliche Waqfs. Das Kloster ist das einzige der Bektaschis in Ägypten[5]). Der Orden zählt zur Zeit nur zwei Dervische hier, den Schêḫ Luṭfî Baba, einen früheren Polizeikommissär aus Konstantinopel, und Moḥarrem Baba (einen alten halbblödsinnigen Arnauten).

---

[1]) Türk. Bibl. IX S. 85 Anm. 2.
[2]) Qazwînî II S. 409, vgl. Türk. Bibl. IX S. 54 Anm. 4.
[3]) Türk. Bibl. IX S. 16.
[4]) Ahmed Rifʿats Buch erschien 1293 h.
[5]) Im Jahre 1711 predigte ein Rûmî in der Muajjad-Moschee zu Kairo gegen die Dervischorden und verlangte die Schleifung der Mevlevi- und Bektaschi-Klöster, verschwand aber dann in unaufgeklärter Weise: Goldziher, Muh. Studien II S. 371.

Der Vorgänger des jetzigen Schêḫs, Ḥajder Baba, starb vor acht Jahren. Unter den Dervischen gibt es vier Rangklassen. Das Kloster ist ziemlich reich[1])." Es besitzt außer der oben erwähnten großen Bibliothek noch einen mit Janitscharenwaffen reichlich geschmückten Waffensaal, ferner einen Brunnen, dessen Wasser gleichfalls für wundertätig gilt, erst von dem jetzigen Schêḫ Luṭfî Baba angelegt. Ein Wander-Bektaschi, Ḥasan Taḥsîn Baba, der Persien und einen Teil Indiens bereist hatte, erzählte Herrn Tschudi, daß es in Persien zwei Bektaschiklöster gäbe, von denen das eine sich in Schîrâz befinde, während er die Lage des andern vergessen hatte.

Gelegentlich der Vernichtung der Janitscharen ließ Maḥmûd II die Bektaschiklöster neuerer Provenienz, in Konstantinopel jedoch sämtliche, zerstören; nur die Türbes wurden, wie Esʿad S. 211 ausdrücklich berichtet, geschont. In den außerhalb gelegenen, wie Tschamlydscha auf der Höhe von Skutari und Schehidlik bei Rûmiliḥiṣâr[2]) am Bosporus, haben sich heute zum Teil wieder Bektaschis eingefunden. Aber auch bei der ehemaligen Tekje in Südlüdsche gegenüber Ejjûb, der im benachbarten Karaaγatsch etc. müssen Urkunden in Gestalt von Grabsteinen erhalten sein, auf die ich bei dieser Gelegenheit hinweisen möchte[3]).

Islamischer Kryptochristianismus.

Bereits Türk. Bibl. IX S. 22 ff. habe ich über die Gleichwertung der Religionen gehandelt, zu welcher der Ṣûfismus des Mittelalters vorgeschritten war. Aus Christen konnten nicht von heut auf morgen gute Muslims werden. Aber auch der überzeugte Muhammedaner versucht es nicht selten mit dem Aberglauben anderer Religionen, ohne seinen Glauben zu verleugnen. In der ʿAmr-Moschee zu Kairo wurden zur Zeit der Not bisweilen Vertreter des islamischen, christlichen und jüdischen Bekenntnisses zu gemeinsamem Bittgebet versammelt[4]). Der heilige Ebu'l-qâsim Naṣrâbâdhî gürtete sich in religiöser Raserei mit dem zunnâr, dem Symbol der Ungläubigen, und machte den Ṭawâf (Umlauf) um den Tempel der Feueranbeter, weil er bei der Kaʿba das nicht gefunden hatte, was er suchte[5]).

Bei der Verinnerlichung, welche der Ṣûfismus anstrebt, mußten naturgemäß die äußeren Unterschiede verblassen, und das den Hauptreligionen Gemeinsame trat in den Vordergrund. Liegt doch eine tiefe Wahrheit in der Auffassung, daß die Stifter vielfach dasselbe erstrebten, während die Bekenner nur für die Unterschiede Verständnis hatten. Die Lehre von der Gleichwertung der Religionen, welche bei den Dervischen noch zahlreiche Spuren hinterlassen hat, eröffnet auch für die politische Zukunft der islamischen Staaten wichtige Perspektiven; auf ihr beruht die Möglichkeit einer glücklichen Weiterentwickelung im modernen Geist.

---

1) Es empfängt von dem ägyptischen Dîwân al-auqâf monatlich 6 £ und aus Konstantinopeler Waqfs schwankende Monatsbeiträge zwischen 12 und 40 £. Dazu kommen fromme Gaben von Privatleuten in Menge, zumal der Maqâm des Kajγu-suz Sulṭân bei den Fellâḥîn für wundertätig gilt. Er ist namentlich Wallfahrtsort für Unfruchtbare.

2) Der hier angesessene alte Nâfiʿ Baba gilt für besonders zugänglich und frankenfreundlich.

3) Über Kyzylbasch in Bulgarien s. Jireček, Bulgarien S. 141, 515.

4) Ebers, Cicerone I S. 187.

5) Ferîdeddîn ʿAṭṭâr, Tezkiret ul-evlijâ ed. Nicholson II S. 312; Naṣrâbâdh ist eine maḥalle in Nîschâpûr (Samy).

Zuerst berichtete Lady Montague 1717, daß es in Albanien Leute gäbe, die am Freitag in die Moschee und am Sonntag in die Kirche gingen und, um dem jüngsten Tag mit Ruhe entgegensehen zu können, sowohl an Christus als an Muḥammed glaubten [1]). 1846 wurde die Aufmerksamkeit der türkischen Regierung auf diese Verhältnisse gelenkt. Zwei zwangkonskribierte Albanesen erhoben plötzlich Ansprüche auf Befreiung vom Militärdienst, weil sie eigentlich Christen wären [2]). Nachforschungen ergaben, daß in mehreren Orten des nordalbanischen Distrikts Gilano [3]) die Bewohner offiziell mohammedanische, im Familienkreis aber christliche Namen führten, öffentlich die Moscheen besuchten, bei Nacht aber geheime christliche Andachten abhielten.

Ein völliges Analogon stellen die Lino-bambaki dar, die, über ganz Cypern verbreitet, zur Zeit der englischen Okkupation (1878) auf 1200 geschätzt werden, seitdem aber an Zahl zurückgehen [4]). Auch sie gelten öffentlich für Muhammedaner und führen einen muhammedanischen Namen neben einem christlichen. Heimlich nehmen sie die Taufe an, nur ein kleiner Bruchteil später die Beschneidung. Die Hochzeiten werden öffentlich nach muhammedanischem, im Geheimen, vorher oder nachher, nach christlichem Ritus gefeiert. Von einem muhammedanischen Bräutigam verlangt man in der Regel, daß er Lino-bambakos wird und sich der Taufe unterzieht. Vor seinem Tode empfängt der Lino-bambakos die Tröstungen der christlichen Religion, um dann auf einem muhammedanischen Friedhof zu ruhen. Unter ihren Landsleuten genießen die Lino-bambaki wegen ihres Doppelglaubens meist geringe Achtung.

Oberhummer und Zimmerer bemerken S. 395 ihres Reisewerks: „Zur Ergänzung dieser Auffassung der Kyzylbasch als halb-christlicher Sekte muß ich bemerken, daß in Cypern nördlich von Nikosia ein Dorf griechisch Trachona, türkisch aber Kizilbasch heißt, dessen Bewohner jedoch nach der amtlichen Statistik als Christen angeführt werden“. Der Name Kyzylbasch besagt allerdings nicht viel, und ein Zufall wäre nicht ausgeschlossen. Zunächst wird man aber an jene Religionssekte denken, von der die Bektaschis, wie wir sehen werden, eigentlich nur eine Spielart darstellen, die neben einigen muhammedanischen Zügen sehr viel Christliches bewahrt hat. Grenard berichtet von ihnen unter anderm (JA X 3 1904 S. 521): „Ils ont un ou deux villages près de Kars qui ont été annexés à la Russie après la dernière guerre. Les habitants avaient demandé aux autorités russes d'être inscrits sur les registres officiels sous la dénomination de yarem kristian, demi-chrétiens. Mais cette rubrique ne fut pas jugée suffisamment administrative.“

Auch bei den Juden findet man analoge Erscheinungen unter den Anhängern des Sabbatai Zevi, dessen Qubba in Dulcigno von Juden, Muhammedanern und Christen verehrt wird. Die Angehörigen der auf ihn zurückgehenden Dönme in Selanik, welche heute etwa 10000 Anhänger zählt, führen offiziell türkische Namen, im Familienkreis jüdische, sie besuchen die Moscheen, feiern den Sabbat und enthalten sich des Alkohols. Die Ehezeremonie ist doppelt, einer offiziellen, die bei Tage stattfindet, folgt eine spezifisch jüdische

---

[1]) Letters, Nurnberg and New York [1843] S. 67; The Nineteenth Century, London 1908 S. 751.

[2]) G. Rosen, Geschichte der Türkei, 2. Teil, Leipzig 1867 S. 94 ff.

[3]) Nördlich von Üsküb.

[4]) Ich folge hier den Angaben von Roland L. N. Michell, A Muslim-Christian Sect in Cyprus: The Nineteenth Century, London 1908 S. 751—762. Auf diesen Aufsatz machte mich zuerst Goldziher aufmerksam.

nächtliche Feier. Die Kinder lernen bei Hodschas den Qorân und bei Rabbis Hebräisch. Erst mit dem 13. Jahre findet die Einweihung in den Kult statt. Wie die Schiiten den verschwundenen Imâm, erwartet die Dönme beständig die Rückkehr ihres Messias von der mekkanischen Pilgerfahrt. Auch ihre Kabbalistik berührt sich mit ähnlichen Erscheinungen des Dervischtums. Die Dönme teilt sich wieder in drei Sekten, von denen die Ja'qûbîs am meisten turkisiert sind[1]).

Man vergleiche damit 'Omer-i-Ḫajjâm ed. Nicolas Nr. 315:

یکدست بمصحفیم ویکدست بجام
گه نزد حلالیم وگهی نزد حرام
مائیم ودرین گنبد فیروزهٔ خام
نه کافر مطلق نه مسلمان تمام

„In der einen Hand den Qorân, in der andern den Becher sind wir bald beim Erlaubten, bald beim Verbotenen. Wir sind unter dem reinen türkisenen Himmelsgewölbe weder absolut ungläubig, noch völlige Muslime.“

Natürlich ist dies Rubâ'î zunächst scherzhaft gemeint, aber gewiß, wie die ṣûfische Poesie überhaupt, nicht ausschließlich auf den Wortsinn beschränkt, sondern einer tieferen Deutung fähig.

Für die Geschichte des Islamisierungsprozeßes Anatoliens sind die besprochenen Erscheinungen von großem Interesse. Die alten christlichen Provinzen sind eben nicht über Nacht gut muhammedanisch geworden; vielfach mußte sich der Islâm zunächst mit äußerlichen Erfolgen begnügen; die weitere Assimilierung forderte noch zahlreiche innere Kämpfe ohne sich völlig durchführen zu lassen. Schon Türk. Bibl. IX S. 24 habe ich auf den großen Dervischaufstand hingewiesen, der 1416 im Westen Kleinasiens ausbrach, und mit ihm eine Nachricht 'Abdullaṭîfs kombiniert, welche einen Einblick in die Vorgeschichte der Bewegung gewährt. Dieser türkische Dichterbiograph erzählt nämlich, daß zu Bursa etwa um 1400[2]) ein Prediger auftrat, welcher Qorân II 285: لا نفرّق بين احد من رسله „Nicht unterscheiden wir zwischen einem von seinen Gesandten“ dahin interpretierte, daß man Muḥammed nicht über Jesus stellen dürfe. Die städtische Bevölkerung nahm für den Mann Partei, während ein Araber opponierte. Dies Ereignis paßt durchaus zu den christenfreundlichen Tendenzen der Dervische, welche 1416 den großen Aufstand erregten und deren Führer nach Ducas XXI lehrte: *ὅστις τῶν Τούρκων εἴποι ὅτι Χριστιανοὶ οὐχ ὑπάρχουσι θεοσεβεῖς, οὗτος ἀσεβής ἐστι.*

Mit der Niederwerfung dieser Erhebung waren ihre Ideen keineswegs begraben. Wahrscheinlich unter der Regierung Mehmed II hielt sich der Verfasser des oben erwähnten anonymen Tractatus de moribus condictionibus ac nequicia Turcorum in der Türkei auf. Im 20. Kapitel schildert er die „horife“ als eine Klasse von Ketzern, die der Geheimlehre

---

[1]) Vgl. N. S., Les Deunmeh, une secte judéo-musulmane de Salonique: Revue du monde musulman VI 1908 S. 483 ff.

[2]) Tezkere, Konstantinopel 1314 h S. 56. Sülejman Tschelebi muß nach 1403 gestorben sein; das Ereignis muß vor der Abfassung seines Mevlid-i-nebî liegen.

huldigen, daß jeder in seiner Religion selig werde und keine Religion besser als die andere sei[1]). Wie wir bereits oben sahen, sind darunter die Ḥurûfîje zu verstehen. In Chios hatte der Anonymus einen von diesen horife angetroffen. „qui intrabat ecclesiam christianorum. et signabat se signo crucis. et aspergebat se aqua benedicta et dicebat manifeste. vestra lux est ita bona sicut nostra. quod nullus alterius opinionis turcus pro vita sua faceret" [2]).

Unter der Regierung Solimans des Großen im Jahr 1527 verbreitete zu Konstantinopel ein gewisser Qâbiz قابض unter dem Volke die Lehre, daß Jesus über Muḥammed zu stellen sei[3]). Nach gewissenhafter Prüfung seiner Ketzerei wurde er als Zindîq zum Tode verurteilt. Der Fall veranlaßte den damaligen Schejḫ ul-Islâm Kemâlpaschazâde über den Begriff „zindîq" eine besondere Abhandlung zu verfassen, von der wir Huart eine Inhaltsangabe verdanken[4]).

Unter Murâd III. im Jahre 1561 D wurde zu Konstantinopel Schejḫ Ḥamza aus Bursa hingerichtet. Über dieses Ereignis teilt Hammer (IV S. 236) folgenden Bericht Ungnads[5]) aus dem k. k. Hausarchiv mit: „Animadversum est in Theologum Scheich Hamza Bosniensem, qui quondam Pertafbassae dispensator fuerat, Jesum maxime faciebat. Decretum quod in Hippodromo lapidaretur, sed quia timebatur tumultus in egressu carceris ei gula amputata fuit. Janitzarus ad pedes ejus se projiciens gulam sibi abscidit, corpus crematum, tertia die post duo ejus asseclae unus inuncatus[6]) alter trucidatus" [7]). Die Tat des Janitscharen interessiert uns wegen der Beziehungen der Truppe zu den Bektaschis.

Kaum noch in diesen Zusammenhang gehört der als Dichter unter dem Namen Nijâzî bekannte Miṣrî Efendi († 1694), den ich mehr einiger Mißverständnisse wegen erwähnen muß. Dieser Mann wußte durch seine Predigten in der Selimje zu Adrianopel, von einer Menge von Dervischen begleitet, die Volksmassen so zu erregen, daß seine Verbannung verfügt wurde. Sein Vater war Naqschibendi, sein Lehrer Ḫalveti-Schejḫ; beide Orden

[1]) Quarta autem generatio Eorum lingua horife dicitur quod heresin sonat quorum opinio est quod unusquisque salvatur in lege sua et unicuique seu nationi Lex data est a deo in qua salvari debet et equaliter omnes leges bene sunt eas observantibus nec aliqua est praeferenda quasi melior aliis. Et isti a turcis suspecti habentur et quasi habentur pro scismaticis et si inventi fuerint conburuntur. Et ideo opinionem suam non manifeste sed occulte tenent.

[2]) Vgl. hierzu die Ansprache eines türkischen Ḥodscha in einer ungarischen Kirche, bei der allerdings moderne Einflüsse und Politik mitspielen, bei Mehmed Tevfîq, Jâdygjâr-i-Madscharistân, Istambol 1294 h (1877 D) S. 55.

[3]) Petschevi, Tariḫ I Konstantinopel S. 124; Kantemir, Geschichte des osmanischen Reichs, Hamburg 1745 S. 272/3; Hammer III S. 69.

[4]) Cl. Huart, Les Zindîqs en droit musulman: SA o. O. u. J. und ohne Angabe woher.

[5]) David Ungnad war als kaiserlicher Gesandter zwischen 1574—8 in Konstantinopel, vgl. A. Mordtmann, Eine deutsche Botschaft in Konstantinopel, Bern 1895.

[6]) Orientalische Hinrichtungsmethode, vgl. Redhouse چنگالك to execute as a culprit by an iron hook passed through the body. Bei Tournefort, Relation d'un voyage du Levant, Tome I Paris 1617 S. 93 findet man eine Abbildung der Prozedur und folgende Beschreibung: „Le Ganche est une espèce d'estrapade, dressée ordinairement à la porte des villes: le bourreau éleve les condamnez par le moyen d'une poulie, & lâchant ensuite la corde, il les laisse tomber sur des crochets de fer, où ces malheureux demeurent acrochez tantôt par la poitrine, tantôt par les aisselles, ou par quelque autre partie de leur corps: on les laisse mourir en cet état: quelques-uns vivent encore deux ou trois jours."

[7]) Vgl. auch A. Le Chatelier, Les confréries musulmanes du Hedjaz, Paris 1887 S. 254.

stehen den Bektaschis nahe. Zudem lag er seinen Studien eine Zeit lang in Elmaly ob, wie wir sahen, einem wichtigen Sitz der Bektaschis. Kantemir hat die christlichen Neigungen dieses Mannes, weil er seine Gedichte mißverstand[1]), allerdings überschätzt; immerhin bleibt folgende Äußerung Miṣrî Efendis bemerkenswert, die Kantemir vom Patriarchen Kallinikos zu Konstantinopel persönlich mitgeteilt wurde: „Als dieser noch Patriarch von Brusa war: so machte Miṣrî Efendi vertraute Freundschaft mit demselben, und pflegte ihn öfters zu besuchen. Einsmals, da er zu dem Metropoliten kam, traf er ein griechisches Buch auf dem Tisch liegen an. Auf seine Frage: was es für ein Buch sey? wurde ihm zur Antwort gegeben: es sey das Evangelium. Darauf sagte derselbe: O Metropolit! was ihr einmal durch die Gnade Gottes erlangt habt, das behaltet, so lange ihr lebt; denn das Evangelium und Christus selbst, ist das Wort Gottes". Da Kantemir schwerlich wörtlich zitiert, läßt sich aus dieser Äußerung kaum eine Heterodoxie entnehmen. Vgl. auch Brugsch, Reise nach Persien II S. 345/6.

Aus solchen christlichen Traditionen erklärt sich nun auch zum Teil die gewaltige Wirkung, welche Märtyrer wie Ḥusain Manṣûr Ḥallâdsch[2]) der von ṣûfischen Dichtern und Dervischen vielgenannte auf den islâmischen Orient ausgeübt haben. Weil dieser Ḥallâdsch sich für eine Inkarnation der Gottheit erklärte, wurde er 309 h (921/2 D) hingerichtet. Nach seiner Hinrichtung trafen ihn seine Anhänger auf der Landstraße auf einem Esel reitend und sprachen mit ihm[3]); die Anklänge an das Evangelium sind unverkennbar. Gewannen die verblassenden christlichen Ideen die Möglichkeit der Anlehnung an moderne Träger, so erwachten sie häufig in ihrer alten Kraft.

Bektaschismus und Christentum.

Die Ausführungen des vorigen Kapitels werden wesentlich dazu beigetragen haben, uns das Verständnis des Bektaschismus zu erschließen. Er weist in Lehre und Kult, wie ich bereits Türk. Bibl. IX gezeigt habe, zahlreiche christliche Rudimente auf. Hier sei zunächst wieder auf die Analogie der Kyzylbasch verwiesen, von denen Grenard a. a. O. S. 514 sagt: „Mes recherches particulières m'ont permis d'établir qu'ils sont une secte chrétienne corrompue, très analogue aux Noçaïris de Syrie" und S. 520/1: „Ils ont parfaitement conscience du lien qui les rattache aux Chrétiens; ils leur témoignent en général une bienveillance et une confiance dont j'ai moi-même senti les effets". Man vergleiche damit z. B. Naumann S. 193: „Die Bektaschi stehen merkwürdiger Weise in irgendeiner, wenn auch noch nicht ganz aufgeklärten Beziehung zum Christentum".

An Stelle des strengen islamischen Monotheismus begegnen wir hier zunächst einer Trinität. Isḥâq erwähnt diese Lehre nur als eine Geheimlehre; nach Kjâschif ul-esrâr S. 21 vertraute sie einem Jünger der Bektaschis sein Baba schließlich mit den Worten an: اوغلم ... محمد دیدکلری علیدن عبارت ایدی الله دیدکلری اوده علیدن عبارت ایدی بشقه اله یوقدر „Mein Sohn, den sie . . . Muḥammed genannt haben, war nichts als ʿAlî und auch der, den sie Allâh genannt haben, war nichts als ʿAlî. Eine andere Gottheit gibt es nicht." Bei Vîrânî tritt uns diese Lehre in der Tat an verschie-

---

[1]) Wie zuletzt Gibb, A History of Ottoman Poetry III S. 314 ff. gezeigt hat.
[2]) Vgl. Ferideddîn ʿAṭṭâr, Tezkiret ul-evlijâ II S. 135 ff.
[3]) A. v. Kremer, Geschichte der herrschenden Ideen des Islams S. 70.

denen Stellen deutlich genug entgegen, so S. 3: ایمدی ای طالب خدا حق دیدکلری حضرت محمد وحضرت علیدر زیرا کلیا حق بونلردن بزلره ظاهر اولدی „Also, o Gottessucher, was man Gott nennt, ist der erhabene Muḥammed und erhabene ʿAlī, weil Gott ganz und gar durch diese für uns sichtbar wurde“. Die völlige Einheit Muḥammeds mit ʿAlī wird Vīrānī S. 50 aus dem angeblichen Prophetenausspruch:

انا وعلیّ من نور واحد

(Ich und ʿAlī sind von dem einen Licht[1]))

gefolgert und besonders deutlich S. 90 ausgesprochen[2]); S. 38 werden Qorân-Worte, die auf Allâh gehen, auf ʿAlī bezogen. Aḥmed Rifʿat trägt, seiner ganzen Stellungnahme entsprechend, die Trinitätslehre etwas vorsichtiger, aber noch deutlich erkennbar S. 192 vor, wo ein Prophetenausspruch من رأنی [so!] فقد رأی الحق (Wer mich sieht, der sieht die Wahrheit [= Gott]) zitiert wird, der an Joh. Ev. 14, 7 u. 9: *ὁ ἑωρακὼς ἐμὲ ἑώρακεν τὸν πατέρα* erinnert.

„Les Kyzyl-bachs“, sagt Grenard JA X 3 1904 S. 515, „croient, comme les chrétiens, que Dieu est un en trois personnes. Il semble que pour eux ʿAlī soit la représentation terrestre du Père, de même que Jésus est celle du Fils. Quelques-uns d'entre eux m'ont dit qu'ils considéraient Mohammed comme l'hypostase de l'Esprit, du Paraclet. Mais quand on les presse, ils finissent par avouer que la vénération qu'ils professent pour Moḥammed est de pure forme, qu'en réalité ils ne le tiennent ni pour Dieu ni pour prophète, et qu'ils ne lisent point le Coran.“ Über die Dreieinigkeit der Nuṣairīs (ʿAlī, Muḥammed, Selmân) s. Türk. Bibl. IX S. 26.

Nur die Kyzylbasch haben Jesus in der Trinität gewahrt[3]); sie verehren auch Maria als Gottesmutter[4]). Auch bei den Jezīdīs würde Jesus wenigstens über das menschliche Maaß hinausgerückt erscheinen, wenn sie ihn wirklich, wie Parry[5]) angibt, als einen großen Engel bezeichnen. Bei den Bektaschis hingegen ist ʿAlī an die Stelle Christi getreten[6]). Der Heilsweg besteht bei ihnen in der hingebenden Liebe gegenüber dem Mürtezà (= ʿAlī) und den zwölf Imâmen, die ihrer Rolle nach an Christus und seine Jünger erinnern. Muḥammed und ʿAlī sind nach Vīrānī S. 21 die Seele (dschân) des Dervischtums, der Pīr (Ordensstifter) der Pfadweiser (delīl) zu ihm; Muḥammed wird dabei mehr aus Höflichkeit genannt. Den Anschluß an die Pīre stellt Vīrānī S. 19 als eine Wiedergeburt der ersten Geburt vom Mutterleibe entgegen. Die Dervische pflegen ihr Alter auch erst vom Eintritt in den Orden ab zu rechnen.

---

[1]) Vgl. über dieses نور محمّدی z. B. Mirât ul-meqâṣid S. 3 ff.; Zeitschrift für Assyriologie XXII 1908 S. 328 ff.

[2]) etc. ایمدی محمد وعلی ایکیسی بر وجوددر. S. 69 werden die beiden so unterschieden, daß Muḥammed die maʿrifet (die Gnosis), ʿAlī die ḥaqīqat (Wahrheit, Realität) sei.

[3]) JA X 3 1904 S. 514/5: „La principale de ces incarnations de Dieu antérieures à ʿAlī est Jésus-Christ, le Fils et le Verbe de Dieu, le Sauveur du monde, celui qui intercède auprès du Père pour l'humanité pécheresse, celui que l'on n'invoque pas en vain et qui est présent partout quand on l'appelle.“

[4]) JA X 3 1904 S. 515.

[5]) Oswald H. Parry, Six Months in a Syrian Monastery, London 1895 S. 364.

[6]) Über ʿAlī als Todtenauferwecker s. Christl. Orient II S. 135; bisweilen entspricht er dem Heiligen Geist: I S. 134.

Die Taufe, welche bei den Jezidis eine wichtigere Rolle spielt als die Beschneidung, mit der sie bei ihnen meist verbunden ist[1]), kann ich bei den Bektaschis nicht sicher belegen. Die Aufnahmezeremonien, über die man Brown S. 166 ff. vergleiche, erinnern mehr an heidnische Mysterien. Dagegen scheinen Messe, Beichte und Abendmahl zunächst bei den Kyzylbasch deutliche Spuren hinterlassen zu haben. Allerdings fanden auch bei den Buddhisten feierliche Beichtversammlungen statt[2]) und Alfred von Kremer erklärte deshalb „die bei einigen Dervischorden eingeführte Beichte" für buddhistisch[3]); beachtenswert bleibt aber, daß Brot und Wein in den Versammlungen der Kyzylbasch und der Bektaschis eine Rolle spielen. Man vergleiche die Schilderung, welche Grenard von den nächtlichen Gottesdiensten der Kyzylbasch gibt[4]): „Le prêtre qui officie chante, en s'accompagnant d'un instrument de musique, des prières en l'honneur de ʿAli, de Jésus, de Moïse et de David... Le prêtre a une canne en bois de saule qui rappelle le barsom de l'Avesta. Il la trempe dans l'eau en disant des prières. L'eau ainsi consacrée est distribuée ensuite dans les maisons. Au cours de la cérémonie, les assistants confessent publiquement leurs péchés à la manière des premiers Chrétiens. Le prêtre leur impose, s'il y a lieu, des pénitences variées, fréquemment sous la forme d'amendes en argent ou en nature. Alors on éteint les lumières et l'on se livre à des lamentations pour pleurer des fautes commises. Les lumières rallumées, le prêtre prononce l'absolution; puis il prend des tranches de pain et une coupe de vin (ou d'une liquide analogue), les consacre solennellement, trempe le pain dans le vin et le distribue à ceux des assistants qui se sont confessés et qui ont obtenu l'absolution." Er erwähnt dann weiter, daß die Absolution auch verweigert werden kann, wenigstens für eine bestimmte Zeit, daß übelbeleumundete Personen überhaupt nicht zum Gottesdienst zugelassen werden (Exkommunikation) und führt dann fort: „Les Kyzyl-bâchs kurdes m'ont rapporté que, dans la cérémonie que je viens de décrire en abrégé, un mouton est sacrifié selon un certain rite après la confession publique et que les morceaux (loqma) en sont distribués par le prêtre avec le pain et le vin aux assistants absous".

Schon d'Ohsson erwähnt, daß von den Dervischorden allein die Bektaschis ihre Zusammenkünfte hinter verschlossenen Türen abhielten. Näheres weiß über dieselben Isḥâq, Kjâschif S. 27 zu berichten, und zwar aus dem Mutterkloster, wo solche an jedem Morgen stattfinden sollen: „Indem [der Vorsteher] unter Aufsicht eines Dieners für jeden Mann einen Becher Wein, einen Schnitt Brot und einen Schnitt Käse deponiert, erheben sie, wenn er die Versammlung betritt, ihre Hochachtung und Verehrung betätigend, ein vielstimmiges Getriller[5]) (gülbang), und wie es einem Jeden verabfolgt wird, nimmt er es seinerseits mit äußerster Hochachtung und Verehrung in Empfang, legt es an sein Antlitz und sein Auge und verzehrt es"[6]). Im Folgenden S. 28 erwähnt dann Isḥâq, daß es bei den Bektaschis Brauch sei „wie bei den Christenpfaffen (papaslár) die Sünden zu erlassen". „Wenn Jemand in dem, was sie betrifft, eine Übertretung begeht, begibt er sich vor den

---

[1]) Parry a. a. O. S. 363. [2]) Vgl. R. Pischel, Leben und Lehre des Buddha S. 121.

[3]) Culturgeschichtliche Streifzüge S. 53. [4]) JA X 3 1904 S. 516 ff.

[5]) Gülbang wird in der Gazelenpoesie vom Sang der Nachtigall gebraucht.

[6]) Da der Mithrakult dem Abendmahl sehr ähnliche Bräuche kennt, wird man natürlich auch der Frage näher treten müssen, ob hier in Persien und Kleinasien nicht direkt Altpersisches fortlebt; doch scheint das christliche Medium nach dem Folgenden nicht auszuschalten.

Baba und legt die Sache dar. Der Baba erteilt, ein Getriller (gülbang) anstimmend, Absolution. Wenn er es aber nicht selbst, sondern ein Anderer dem Baba mitteilt, so schließt ihn der Baba von der Zusammenkunft aus."

Auch Luschan ließ sich von Zusammenkünften der Taḫtadschys erzählen[1]), „die des Abends mit Gesang und Tanz beginnen und um Mitternacht mit großer Zerknirschung enden". „Nach den übereinstimmenden Berichten von zuverlässigen Augenzeugen wird eine eintönige Melodie so lange wiederholt, bis ein längst verstorbener Baba oder ʿAlî selbst in Aktion tritt und durch ein ausgewähltes Mitglied der Gemeinde seine Anschauung über religiöse und andere Fragen, wohl auch über den neuen Pascha, die bevorstehende Rekrutierung oder den nächsten Regenfall verkündet; . . . ferner kann durch eine Art von Beichte, und nachdem die Sünden des zerknirschten Brettschneiders (Taḫtadschy) unter allerhand Manipulationen des Baba in einen mit bunten Lappen umwickelten Knüttel übergegangen, durch Verbrennen desselben volle Absolution erlangt werden, nur muß die Asche dann sorgfältig vernichtet d. h. vergraben oder von fließendem Wasser weggeschwemmt werden."

Stände dieser Bericht isoliert, so würde man allerdings eher an Ausläufer antiker Mysterien denken, die nach de Jongs Untersuchungen im Wesentlichen eine Beschwörung darstellten[2]), über das Sündenbekenntnis, das von den Einzuweihenden gefordert wurde s. daselbst S. 13 und über die Tänze, die nach Lucian jede alte Weihe begleiteten S. 19.

„Man neigt", so sagt Kannenberg von den Kyzylbasch im Globus 1895 Band 68 S. 62, „jetzt der Ansicht zu, sie für Ureinwohner zu halten, die ehemals aus Furcht zwar äußerlich zum Islâm übergetreten waren, aber heimlich gewisse Erinnerungen an christliche Bräuche aufbewahrten. So sind ihre „nächtlichen Orgien" wahrscheinlich nichts als eine Erinnerung an die altchristliche Abendmahlsfeier, sie finden sogar noch immer an dem der Eucharistie geweihten Abend (Donnerstag) statt." Daß das Abendmahl in der alten Kirche vorwiegend am Donnerstag gefeiert wurde, ist ein Irrtum; der bevorzugte Tag war vielmehr der Sonntag, außerdem kamen Mittwoch, Freitag und Samstag in Frage[3]). Auch die gottesdienstlichen Versammlungen der Drusen sollen am Donnerstag abgehalten werden.

Bei den Kyzylbasch sollen sich auch noch mehrere christliche Feste erhalten haben, so feiern sie Ostern mit dem armenischen Ostern zusammenfallend und bereiten sich durch eine Woche Fasten darauf vor[4]). Die Tschele (von pers. چهل 40) oder Erbaʿîn, welche bei den Bektaschis[5]) wie auch bei andern Dervischorden beobachtet werden[6]), eine 40 tägige Zurückgezogenheit bei geringster vegetabilischer Nahrung zu einer bestimmten Zeit im Jahre, erinnert an die christliche Quadragesima[7]). Spuren davon auch bei den Jezîdîs: Revue du Monde Musulman V Août 1908 S. 629.

---

[1]) Archiv für Anthropologie XIX S. 35; vgl. Türk. Bibl. IX S. 89 Anm.

[2]) K. H. E. de Jong, Das antike Mysterienwesen, Leiden 1909.

[3]) Walter Caspari, Die geschichtliche Grundlage des gegenwärtigen Evangelischen Gemeindelebens, 2. Ausgabe, Leipzig 1908 S. 106.

[4]) JA X 3 S. 518.

[5]) Bereits von Ḥâddschy Bektasch berichtet: Mirât ul-meqâṣid S. 179/180, dann von Seijid ʿAlî Sulṭân: ebend. S. 190 Z 4; vgl. Degrand S. 234. Am Ḥyrqa day, südöstlich vom Mutterkloster, wird ein Tschele-ḫâne des Ḥâddschy Bektasch gezeigt: ʿAlî Dschevâd I S. 283.

[6]) Vgl. z. B. Aḥmed Ḥilmî, Zyjâret-i-evlijâ, Konstantinopel 1325 h S. 32.

[7]) Vgl. auch Alfred v. Kremer, Culturgeschichtliche Streifzüge S. 12/3.

Da der Wein im christlichen Kult eine Rolle spielt und der Weinhandel vielfach in den Händen von Christen liegt, wird der Genuß des verbotenen Getränks vom Muslim häufig als Neigung zum Christentum gedeutet. Daß die Bektaschis als starke Trinker verrufen sind, wird nicht nur von Isḥâq, Esʿad u. a. bezeugt, sondern auch von Luschan bestätigt[1]); sie teilen dies Laster mit andern Dervischorden. Keineswegs aber galt ihnen das Weinverbot offiziell für aufgehoben; das beweist Vîrânî Baba S. 31, der daselbst gegen die Lügner eifert, welche die Dervischtracht annehmen, aber sinnlichen Genüssen nachgehen, kein Gebet verrichten, das Fasten nicht halten und Wein trinken. Auch der den Bektaschis freundlich gesinnte Aḥmed Rifʿat erklärt Mirât ul-meqâṣid S. 107, daß das Weinverbot in keiner Weise weginterpretiert werden könne. Wichtiger ist demnach eine Notiz bei Louis Petit[2]), daß die Bektaschis nicht trinken, auch wenn es ein einfaches Glas Wasser wäre, ohne vorher mit dem Glase das Zeichen des Kreuzes vor dem Munde zu beschreiben. Vgl. dazu auch Parry a. a. O. S. 364: „The Yazidis like many Moslems consider the sign of the cross to be a valuable charm“.

Besonders konservativ scheinen die Anschauungen bezüglich des weiblichen Geschlechts geblieben zu sein. Von den Bektaschis und den meisten ihrer nächst-verwandten Gruppen wird berichtet, daß sich der Frauenschleier bei ihnen nicht eingebürgert habe[3]). Über Verwerfung und Bekämpfung der Scheidung bei Kyzylbasch und Bâbîs s. oben S. 17. Wir sahen ferner, wie eine starke Partei[4]) unter den Bektaschis am Cölibat festhielt, obwohl ein Prophetenausspruch überliefert wird: النكاح سنتي ومن رغب عن سنتي فليس مني (Die Ehe ist meine Sunna, und wer nach etwas anderem als meiner Sunna Verlangen trägt, der gehört nicht zu mir)[5]).

Weniger Gewicht möchte ich auf den ursprünglich christlichen Sinn des Wortes Tschelebi legen, mit dem nicht nur die Großmeister der Bektaschis bezeichnet werden; auch der Mevlanâ Ḫunkjâr zu Konja heißt volkstümlich Tschelebi Efendi.

Auch aus der Christenfreundlichkeit, die bei allen genannten Sekten konstatiert wird, lassen sich keine sicheren Schlüsse auf ein historisches Zusammengehörigkeitsgefühl ziehen; da es an Verfolgungen von islâmischer Seite nicht gefehlt hat, ist dieser Anschluß natürlich; der Haß der Muhammedaner gegen diese Bekenntnisse zeigt sich namentlich in dem Andichten von Orgien, dem man überall in der Reiseliteratur begegnet. Daß es sich um unbegründete Verdächtigungen handelt, konstatiert für die Taḫtadschys Luschan a. a. O. S. 32/3. Auch Grenard konnte für die analogen Bezichtigungen der Kyzylbasch keinen Beweis erbringen[6]); Oberhummer und Puchstein berichten von ihnen[7]): „Die Türken be-

---

[1]) Auch von den Bektaschis des Muqaṭṭam-Klosters wird behauptet, es sei ihnen erlaubt, Wein und andere Alkoholica zu trinken.

[2]) Louis Petit, Les confréries musulmanes S. 17.

[3]) Grenard a. a. O. S. 521 von den Kyzylbasch: „Leurs femmes ne se couvrent pas le visage devant les Arméniens; ils acceptent ceux-ci en qualité de parrains de mariage“ etc. Vgl. Jireček, Bulgarien S. 141.

[4]) Vgl. Mirât ul-meqâṣid S. 185 معلوم اوله كه طريقت عليهٔ بكتاشيه دخی ايكی قول اولوب بريسی متأهل وديكری مجرّد طرفيدر

[5]) Nach Mirât ul-meqaṣid S. 186 ist das Heiraten ein farz kifâje d. h. eine Pflicht, deren Ausführung durch Einige für die Gemeinde genügt wie der heilige Krieg.

[6]) JA X 3 1904 S. 520. [7]) Reisen in Kleinasien und Syrien S. 83.

haupten, daß sie nächtlich, Männer und Frauen gemeinsam, zusammenkämen, das Licht auslöschten und zwanglose Orgien feierten". Dieser oft wiederkehrende Zug begegnet schon beim Bischof Asterius um 390 D, der in seiner Lobrede auf die heiligen Märtyrer sagt: „Ist dort (in Eleusis) nicht der finstere Niedersteig und das feierliche Zusammensein des Hierophanten und der Priesterin, zwischen ihm und ihr allein; werden nicht die Fackeln ausgelöscht und hält nicht die unzählbare Menge für ihr Heil, was in der Finsternis von den Beiden vollzogen wird?[1]" Der Vergleich der Haarbrückers Schahristâni II S. 419; Ennemosers Geschichte der Magie, Leipzig 1844 S. 818; Türk. Bibl. IX S. 38/9, 94 Anm. 2 und Graf Landberg, Études sur les dialectes de l'Arabie Méridionale II 2 S. 916 ff. beigebrachten Parallelen zeigt, daß es sich um pikante Wandererzählungen handelt, die bald hier bald dort lokalisiert werden.

Die christlichen Elemente des Bektaschismus sind nun, wie wir in der Folge sehen werden, weniger aus dem offiziellen katholischen Christentum als aus dem heterodoxer Gemeinden geflossen. Andererseits haben auch die widerwillig zum Anschluß an den Islâm Bewegten sich weniger der offiziellen türkischen Staatskirche als der oppositionellen schî'itischen Ketzerei zugewendet, die vielfach einer Christianisierung fähiger war.

Das schî'itische Element.

Als ein Hauptpunkt des Bektaschismus erscheint bei Vîrânî (S. 11 Z. 5, S. 15 Z. 7 v. u.) wie Isḥâq die Hingabe an das ḫânedân (das erlauchte Geschlecht) des Mürtezâ ('Alî), um in ihrer Sprache zu bleiben. Wenn sich nun auch die Bektaschis bei den Untersuchungen des Jahres 1826 für Sunniten erklärten, so fällt das unter den Begriff der Taqijja. Auffallender ist, daß sie Nâṣireddîn Schâh als متصوفهٔ سنّى (sunnitische Mystiker) bezeichnet[2]). Dazu im Widerspruch steht Isḥâq Efendis Angabe (Kjâschif S. 9), daß von ihm befragte Novizen des Ordens sich mit den Worten „Wir sind Dscha'feris" zur Schî'a bekannten[3]). Auch Vîrânî sagt S. 86:

حقيقت جان دلدن جعفرى اول

(Sei in Wahrheit von ganzem Herzen Dscha'ferî)

Der Name Dscha'ferî faßt die beiden wichtigsten Zweige der Schî'a zusammen, da er vom 6. Imâm Dscha'fer eṣ-Ṣâdiq hergenommen ist, den sowohl die Siebener als die Zwölfer anerkennen, während diese Benennung die südarabischen Zaiditen ausschließt, da der Zaid, nach welchem sich diese benennen († 122 h = 740 D), ein Bruder des 5. Imâm Muḥammed Bâqir († 113 h = 731 D) war.

Die Bektaschis gehören ferner der extremsten schiitischen Richtung an, die man früher als Γâlija zu bezeichnen pflegte. Die Präexistenz Muḥammeds findet man in einem Ḥadîs ausgesprochen, über den man Goldziher, Neuplatonische und gnostische Elemente im Ḥadîs (Zeitschrift für Assyriologie XXII 1908) S. 324 ff. vergleiche; einer dieser Aussprüche lautet: كنت نبيّا وآدم بين الطين والماء Ich war Prophet, während Adam noch zwischen Lehm und Wasser (aus denen er erschaffen ward). Unschwer erkennt man das neutestamentliche Vorbild: Ehe denn Abraham ward, bin ich: Joh. Ev. 8, 58.

---

[1]) Nach De Jong, Das antike Mysterienwesen S. 22.

[2]) Rôznâme-i-sefer ez Ṭehrân ilâ Kerbelâ ve-Nedschef, Ṭehrân 1287 h S. 139.

[3]) Diese Bezeichnung erhebt seit Nâdir Schâh Anspruch auf Anerkennung der Schî'a als 5. Mezheb.

Namentlich ist es aber ʿAlî, der, wie wir bereits sahen, bei den Bektaschis an Stelle Christi getreten und in die Dreieinigkeit Aufnahme gefunden hat. So ist seine Göttlichkeit ganz durchsichtig beispielsweise bei Vîrânî gelehrt, der S. 38 Qorânverse, die auf Allâh gehen, auf ʿAlî bezieht, so die Ausgangsworte des Verses des Thrones (Sûre 2, 256):

وهو العلى العظيم

(und er ist der Hohe [ʿalî] und Große)

In einem Gedicht ebendaselbst preist Vîrânî den ʿAlî als Gestalt (Incarnation) des Raḥmân als den Willensfreien und sieht ihn sogar in der Seele seines eigenen Leibes[1]). ʿAlî ist der Punkt unter dem ب (b) des بسم الله (Im Namen Gottes), d. h., da mit diesen Worten der Qorân beginnt, der erste Punkt der Offenbarung. Da nun ʿAlî in einem Verse (Vîrânî S. 38) zugleich der erste Punkt der Rechtleitung und das letzte Licht der Heiligkeit genannt wird, dem man zustrebt, so ist er gewissermaßen das α und ω, was uns wieder an Christus erinnert. لو اجتمع الناس على حب على بن ابى طالب ما خلقت النار „Wenn die Menschen in der Liebe zu ʿAlî, dem Sohn des Abû Ṭâlib, übereingestimmt hätten, wäre das Höllenfeuer nicht geschaffen worden" lautet ein Ḥadîs-i-quds[2]), den Vîrânî S. 90 zitiert. Die Anbetung Adams durch die Engel (Sûre 2, 32), die der Satan verweigert, wird schon frühzeitig auf den Imâm bezogen[3]). Die Erkenntnis ʿAlîs und die Liebe zu ihm ist für Vîrânî[4]) geradezu das, was den Menschen über das Tier erhebt. Die Hingebung an die Familie des Propheten wird mit der Reinigung identifiziert: Vîrânî S. 28. Der Begriff der Reinheit spielt bei den Bektaschis wie bei den Persern eine große Rolle vgl. z. B. Vîrânî S. 16; der Nicht-Bektaschi wird, wie wir sahen, gelegentlich mit einem Hund verglichen.

Der Gottesbegriff Vîrânîs ist ein ethischer, bei ḥaqq Gott schimmert meist noch die ursprüngliche Bedeutung „Wahrheit" durch; der Doppelsinn des Wortes wird gerne bei der Beweisführung verwertet; der Gegensatz bâṭil „der Falsche" nimmt bisweilen den Sinn von „Teufel" an. Lehrreich ist in dieser Hinsicht besonders das Gedicht S. 42, in dessen letztem Verse Raḥmân und Schejṭân dem ḥaqq und bâṭil des vorletzten entsprechen.

Wir haben bereits erwähnt, daß die Bektaschis nicht zu den Anhängern der sieben, sondern zu denen der zwölf Imâme gehören. Bei Vîrânî Baba findet man Gazelen zum Preise der zwölf Imâme S. 3/4 und S. 35/6, auch zählt er sie noch zum Überfluß S. 46 und S. 90/1 der Reihe nach auf; ein den obigen ähnliches Gedicht enthält die Handschrift der Wiener Hofbibliothek N. F. 380 (Flügel III S. 491)[5]); ferner sind die ʿOjûn ul-hidâjet des Bektaschi Resmî Efendi mit einer Vorrede zur Verherrlichung der zwölf Imâme eingeleitet. Daß die älteren Ḥurûfîs gleichfalls bereits zu den Zwölfern gehörten, zeigt das den genannten entsprechende Gedicht in Nesîmîs Dîvân, im Druck von Konstantinopel 1298 h S. 45/6. In der Tekke von Merdivenkjöj, die Tschudi besuchte, war der Mejdân

1) Vîrânî S. 38 عليدر اى ويرانى تنده جانك

2) Man versteht darunter, wie ich zuerst vom Grafen E. von Mülinen lernte, eine Tradition, in welcher Allâh selbst spricht.

3) Vgl. Ernst Möller, Beiträge zur Mahdilehre des Islams, Heidelberg 1901; Vîrânî S. 90.

4) Vgl. S. 39, 90.

5) Das Thema wird überhaupt häufig behandelt, vgl. z. B. den Divân der Scheref Ḫanym, Konstantinopel 1292 S. 28: تعداد امام اثنى عشر

nach der Zahl der Imâme zwölfeckig; eine zwölfkantige Säule, an der 12 Leuchter angebracht sind, stützt die in 12 Felder geteilte Decke. Die Zwölfzahl der Imâme ist nach bektaschitischer Auffassung sogar in den Geheimnissen der Schöpfung begründet und wird von Virâni S. 35 und 45 auf die zwölf diakritischen Punkte der vier spezifisch persischen mit je drei Punkten versehenen Buchstaben zurückgeführt. Damit ist nicht gesagt, daß der Kult der zwölf Imâme bei den Bektaschis durchaus ursprünglich sein muß, da solche Zahlenbeziehungen leicht herzustellen sind; wir vermuteten oben, daß er mit den zahlreichen Ordensstiftern und Dervischen, welche aus Turkistân kamen, nach Anatolien und Konstantinopel gelangte.

Natürlich werden die Mâtem gedscheleri (Trauernächte) vom 1.—10. Muḥarrem zur Erinnerung an den Märtyrertod Ḥüsejns von den Bektaschis gefeiert[1]).

Einer ganz besonderen Verehrung erfreut sich der 6. Imâm, Dscha'fer eṣ-Ṣâdiq, der auch in der Silsile des Ordens bei Aḥmed Rif'at S. 41[2]) erscheint und nach dem Ordensmitglieder, wie wir sahen, ihren Glauben benannten. Der 6. Imâm lebte zur Zeit des Kampfes der Omeijaden und 'Abbâsiden, die für die Organisation der Schî'a von Bedeutung war. Er galt, vielleicht, weil er nicht den Thron bestieg, auf den er größere Anrechte hatte als seine 'abbâsidischen Vettern, für den Stifter des Dervischtums und ihm wird ein Ṭariqat-nâme zugeschrieben, das Virâni (Druck) S. 7, 12 und wohl auch 50 zitiert. Einen türkischen Druck vom Jahre 1288 h betitelt: Meqâlât-i-ḥazret Imâm Dscha'fer eṣ-Ṣâdiq (16 S.) sandte mir Herr Tschudi aus Konstantinopel.

Auf den Kult der zwölf Imâme wird die zwölfzwickelige Sikke[3]) der Bektaschis bezogen. Nach Pietro della Valle[4]) verlieh Schâh Ismâ'îl seinen Kriegern eine zwölfteilige Mütze, allerdings mit roter Huppe, die für die Bektaschis nicht in Betracht kommt. Da der Aufstand des Gendsch Qalender Tschelebi mit Schâh Ismâ'îl im Zusammenhang zu stehen scheint, dürfte die Form der Bektaschimütze in jene Zeit zurückgehen.

Trotz seines strengen Glaubens an die Imâme hat aber der Bektaschi-Orden nicht wie andere Orden die direkte Nachfolge der Großmeister durchgeführt. Der Grund lag in der äußeren Tatsache, daß Ḥâddschy Bektasch keine männlichen Nachkommen hinterließ[5]). Ein Bestreben, die direkte Nachfolge herzustellen, läßt sich jedoch schon bei Petschevi I S. 120 erkennen, der dem Heiligen bereits einen نفس اوغلی (nefes oγlu)[6]), durch einen Tropfen Nasenblut erzeugt, beigelegt hat. Ein angeblicher Nachkomme lebt zur Zeit in Pîrevi.

---

[1]) Belege s. Türk. Bibl. IX S. 30.

[2]) Unmittelbar hinter seinem Großvater mütterlicherseits: Qâsim b. Muḥammed b. Abî Bekr aṣ-Ṣiddîq, vgl. zu dieser Verwandtschaft Ibn Ḫallikân Nr. 130. Isḥâq zeigt sich S. 22 über die Silsile des Bektaschi-Ordens nicht informiert, ihm schwebt die Silsile des Rifâ'î-Ordens vor, vgl. Mirât ul-meqâṣid S. 28.

[3]) Eine Form der Dervischmütze.

[4]) Voyages II Paris 1745 S. 392: „Ce fut cét Ismael Sofi . . . qui, en vûë de la nouvelle Religion, afin d'en distinguer les sectateurs, donna aux soldats Turcs, qui combatoient sous ses enseignes, un bonnet rouge pour porter sous le Turban, orné sur le sommet d'une houpe rouge, haute à proportion, qui sort du milieu du Turban, & accompagnée de douze petits plits qui l'environnent, pour conserver le souvenir des douze décendans d'Ali, qu'ils révérent comme leurs Apôtres, & les chefs de leur secte." Ebend. S. 393: „Ismael aïant fait un corps d'armée des Turcomans les sectateurs, ausquels il donna le nom de Qizilbasci; c'est-à-dire, têtes rouges, à cause du bonnet rouge dont il les avoit coéfez . . ."

[5]) Vgl. Mirât ul-meqâṣid S. 183.

[6]) Vgl. Kap. XIV des oben erwähnten Tractatus, nach welchem die Türken von ihren Heiligen, welche sie „nefes ogli" nennen, behaupten, daß sie „sine virili semine" empfangen seien.

Kaum seltener als die 12 Imâme werden die 14 Maʿṣûm-i-pâk „die reinen unschuldigen Kinder“ genannt, z. B. Vîrânî S. 36, 46, Resmî, Cambridger Handschr. Bl. 64 a, Mirât ul-meqâṣid S. 225 ff., 230, 293 Z. 3. Es sind zunächst ʿalidische Märtyrer, die im Kindesalter umkamen, wie Muḥammed Ekber, ein Kind des ʿAlî und der Fâṭima, ʿAbdallâh, ein Sohn Ḥasans, der wie mehrere Imâme auf dem Baqîʿ al-γarqad, dem Friedhof von Medîna begraben liegt, ferner ʿAbdallâh, ein Sohn Ḥusains, für den dieser bei Kerbelâ um Wasser gefleht haben soll, als ein vergifteter Pfeil den Hals des Knaben auf seinen Armen traf[1]). Eine vollständige Aufzählung findet man Mirât ul-meqâṣid S. 225 ff. und 230. Den Beschluß bilden Ḫadîdscha und Fâṭima, obwohl diese in keinem ersichtlichen Zusammenhang zu den jugendlichen Märtyrern stehen[2]); es liegt nahe das Aufkommen dieser künstlichen Vermehrung bei den Siebenern zu suchen. Auch zu den 12 Imâmen werden Aḥmed Rifʿat S. 206 die beiden genannten Frauen hinter ʿAlî hinzugefügt.

Dem Tevellâ[3]), worunter die Bektaschis die hingebende Liebe zu Gott verstehen, steht das Teberrâ gegenüber, die Abkehr vom Bösen, vgl. Vîrânî S. 6, 25, 41, 47, 71. Die alte Kampfreligion Irans findet in diesem dualistischen Gegensatz ihre Fortsetzung. So betrachten die Schîʿiten das Verfluchen des Satans[4]) und der wichtigsten Feinde ʿAlîs und seiner Nachkommen, wie schon Goldziher[5]) belegt hat, geradezu als religiöse Pflicht. Auch in dieser Hinsicht sind die Bektaschis fromme Schîʿiten. Der greise Ḫalîl Baba wußte dem Isḥâq Efendi keinen ärgeren Vorwurf zu machen, als daß er zu denen gehöre, die für Jezîd um Vergebung beten[6]), was dieser für eine unwahre Behauptung erklärt und nur diejenigen Sunniten in Schutz nimmt, welche einen ausdrücklichen Fluch bei der Erwähnung Jezîds vermeiden, zu denen er nicht gehöre. Auch Vîrânî verflucht wiederholt und kräftig den Jezîd[7]) und bei Nennung des Mervân[8]) dessen schurkische Seele. Der Fluch wird mehrfach auf alle ausgedehnt, welche den ʿAlî oder die Imâme nicht lieben[9]); auch die Dervische, welchen die Tugenden des echten Dervischtums abgehen, werden mit 100 000 Flüchen belegt[10]). So wird ferner bei fast jedem Maʿṣûm-i-pâk, obwohl wir von diesen Kindern naturgemäß sonst wenig wissen, gewissenhaft der Name des Malʿûn (Verfluchten) überliefert, der ihn umbrachte.

Auch die Namen der „drei Tyrannen“, d. h. der drei ersten Ḫalîfen sind, wie Reisende aus Albanien und Lykien berichten[11]), bei den Bektaschis verpönt. So rügt der

[1]) Wüstenfeld, Der Tod des Ḥusain ben ʿAlî und die Rache: Abhandl. der historisch-philolog. Kl. der K. Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen 30. Band 1883 S. 91.

[2]) Und zwar wird die Fâṭima ausdrücklich als az-zahrâ und Ḥadîdscha als al-kubrâ bezeichnet; sonst könnte man vermuten, daß junggestorbene ʿAlidinnen dieses Namens gemeint wären. Nach Aug. Müller, Islam II S. 14 führte die berühmte Fâṭima, welche in Qumm begraben liegt, die 816 gestorbene Schwester des Imâm ʿAlî Rizâ den Beinamen al-maʿṣûme. Ihr Vater Mûsâ liegt übrigens nicht, wie Müller daselbst angiebt, in Qumm, sondern in Baγdâdh begraben.

[3]) Man sagt meist tevellâ und teberrâ (vgl. Samy, Dictionnaire, Additions), nicht tevellî und teberrü. Über den Bedeutungswandel des Ausdrucks vgl. Mirât ul-meqâṣid S. 193/4. Für die syrischen Schîʿiten ist bekanntlich die Bezeichnung Mutawâli (Sing.) üblich; nach dem Muḥîṭ (s. Dozys Suppl.) werden sie so genannt لانهم تولّوا عليّا واهل بيته

[4]) Vîrânî S. 20 l. Z. ودخى شيطانه لعنت واجبدر dem Satan muß man fluchen etc.

[5]) WZKM XV 1901 S. 332. [6]) Kjâschif S. 13. [7]) In den Gazelen S. 15/16, 71.

[8]) Vîrânî S. 31. [9]) Vîrânî S. 15 Z. 4 v. u., S. 36 Z. 4, S. 38 Z. 4 und 3 v. u.

[10]) Vîrânî S. 71. [11]) Näheres Türk. Bibl. IX S. 31/2.

Fermân Maḥmûd des Zweiten freche Reden der Bektaschis gegen die Ḫülefâ-i-râschidîn, wie er sich ungenau ausdrücken muß, da dem Sunniten nur dieser die vier ersten Ḫalîfen zusammenfassende Ausdruck zu Gebote steht. Das entspricht gleichfalls durchaus dem schiitischen Herkommen. Schon im Fatimidenreich waren Namen wie Abû Bekr und ʿOmar unmöglich. Der Spanier al-Walîd b. Bekr al-ʿOmarî z. B. mußte, wie Goldziher WZKM XV S. 324 erwähnt, während seines Aufenthalts im fatimidischen Nordafrika seinen Namen in al-Γamrî verändern[1]).

Als eine merkwürdige Inkonsequenz erscheint es, daß der nämliche Orden, welcher den Namen Ebû Bekrs so mißachtet, diesen Ḫalîfen, auf den der Zikr-i-ḫafî (geheime Andachtsübung) zurückgeführt wird, an der Spitze seiner Silsile (Überlieferungskette) führt. Sehr beachtenswert ist ferner, daß sich neben der extrem-schiitischen Strömung auch sonst deutliche Spuren einer sunnitischen finden. Wie nach Ṣafîs Raschaḥât ʿain ul-ḥajât jedem der großen Lehrer der Naqschibendis vier Ḫalîfen nach dem Vorbild der Dört jâr (vier ersten Ḫalîfen) beigelegt werden, so auch dem Ḥâddschy Bektasch Velî nach der Mirât ul-meqâṣid S. 180; das Vilâjetnâme zählt allerdings fünf Ḫalîfen[2]). Nach Resmî (Bl. 65[b], 66[a]) wird die Vierzahl der Dört jâr sogar als in der göttlichen Weltordnung begründet mit der Vierzahl der Elemente und der großen Propheten (Adam, Noah, Moses, Jesus) in Parallele gesetzt.

Die Erklärung für diese Erscheinungen wird zum Teil in den Wandlungen, welche der Orden durchmachte, zu suchen sein. Bei dem Aufkommen der schiitischen Sofidynastie scheint die schiitische Gruppe in Kleinasien zunächst politischen Anschluß an diese erstrebt zu haben. Ich erinnere an die Aufstände des Schâhoγlu und Qalender Tschelebi. Beide wurden niedergeworfen, und nun begann der allmähliche Anschluß an die Janitscharen. Die auf diesem Wege erworbene Machtstellung bedingte Zugeständnisse an den Sunnitismus. Indes scheinen die Bektaschis auf die Janitscharen weit mehr in aufhetzendem, als in patriotischem Sinne gewirkt zu haben[3]). Dervische fast aller Orden pflegten, wenn ein Krieg ausbrach, sich im Lager einzustellen, die Truppen anzufeuern, für sie zu beten und gegebenen Falls durch kühnen Wagemut die Begeisterung zu entflammen[4]). „Bei welchem Kriegszug“, ruft Isḥâq bei einem Disput den Bektaschis zu[5]), „haben nun die Bektaschis sich aufgeopfert? Kamen sie jemals bei einem Kriegszug zusammen? Tatet ihr, wenn die islamischen Völker sich zum Krieg erhoben, etwas anders als wieder und wieder in die Kneipe gehen und den Pfad des Jezîd wandeln?“ Und als 1002 h = 1690/1 D ein Bektaschi im Feldlager erschien, da bearbeitete er die Soldaten mit folgenden Reden[6]): „O ihr Dummköpfe, warum vergeudet ihr für nichts und wieder nichts euer Leben? Schmach über euch! Hinter den schönen Worten, die man euch vom Verdienst des Märtyrertodes und des Feldzugs gepredigt hat, steckt bei Leibe nichts dahinter. Wozu, während der osmanische Sultan seinem Vergnügen lebt und der fränkische

---

[1]) Vgl. auch Jacob, Ein arabischer Berichterstatter aus dem 10. Jahrhundert über Fulda, Schleswig, Soest, Paderborn, 3. Aufl. S. 62.

[2]) Das erinnert wiederum an die Pañcavaggiyâ, die fünf ersten Jünger Buddhas, vgl. R. Pischel, Leben und Lehre des Buddha S. 30.

[3]) Vgl. Türk. Bibl. IX S. 7/8.

[4]) d'Ohsson, Tableau général de l'empire Othoman II Paris 1790 2⁰ S. 313.

[5]) Kjâschif S. 19. [6]) Esʿad S. 204.

König sich in seinem Lande amüsiert, ihr oben im Gebirge euer Blut vergießt, ist mir unverständlich!" Dabei darf man nicht übersehen, daß auch sie ihre Ideale haben. Das Bild ihrer Genußsucht, welches Isḥâq im Kjâschif entwirft, ist gehässig. Vîrânî sieht als Gefahren, die demjenigen drohen, welcher den Wandel des Ordens verschmäht, Sinnlichkeit, Hochmut und Habgier an. Er predigt ihm die Bedürfnislosigkeit (S. 8) und weist (S. 9) auf das Vorbild des Ibrâhîm-i-Edhem hin, der, wenn er unterwegs einen Lappen fand, ihn auf die Straße zu werfen pflegte und erst, wenn er dort drei Tage unbeachtet liegen geblieben war, mit ihm seine Ḫyrqa flickte.

Gnostische und heidnische Elemente.

Das katholische Christentum hat dem Islam weit weniger Widerstand zu leisten vermocht, als die an Verfolgung gewöhnten Ketzergemeinden. Wenn wir daher im Schooße des Islam auf christliche Überreste stoßen, haben wir weniger an die offizielle Kirche zu denken. Die besprochenen Erscheinungen tragen vielfach gnostische Züge, indem sie den Besitz einer höheren Erkenntnis zu vermitteln und verschiedene Elemente zu vereinen streben. Diese Zusammenhänge zu verfolgen, kann nun freilich nicht mehr Aufgabe unserer Arbeit sein, doch möchte ich wenigstens auf einige Berührungspunkte hinweisen.

Schon von Maʿrûf al-Karḫî († 200 h = 815/6 D), einem der Väter des Sufismus, wird mandäische Abkunft überliefert[1]). „Mandäer" ist aber nur eine aramäische Übersetzung des Wortes „Gnostiker". Auch in der Terminologie der Ṣûfîs begegnen uns zwei Worte, die etymologisch sich mit Gnosis und Gnostiker decken: معرفت[2]) maʿryfet und عارف ʿârif. Wir sahen oben, daß nach bektaschitischer Ansicht der ʿÂrif nicht die oberste Stufe einnimmt; höher als er steht der Muḥibb (Liebende), den wir mit dem Ṣûfî identifizieren können, wenn wir die Gottesliebe als das Wesentliche im Sufismus ansehen. Dem Anschein nach tritt hier eine Schichtung von Ideen zu Tage, indem sich die ʿaschq-Ideen als eine neue Schicht über die ältere gnostische gelagert zu haben scheinen. Doch ist bei derartigen historischen Rekonstruktionen vor der Hand noch Vorsicht geboten, da die ṣûfischen Systeme sehr mannigfaltig sind und die Rangordnung, welche wir in den Meqâlât des Ḥâddschy Bektasch finden, nicht allgemein ṣûfisch ist.

Matter[3]) sagt von der Gnosis gelegentlich der Karpokratianer: „Diese Gnosis macht frei von den Gesetzen der Welt; ja sie tut noch mehr, sie macht frei von Allem, was gewöhnlich Religion genannt wird; von Allem, was Band und Fessel heißt: sie erhebt über alle äußeren Formen und Gesetze". Diese Darstellung paßt auch vortrefflich auf gewisse Erscheinungen des Sufismus; häufig beginnt dieser mit der Überwindung der ʿibâde, des äußeren Kults. Namentlich die persischen Dichter liefern für diese Richtung zahlreiche Belege. Von Abulqâsim Naṣrâbâdhî wird ferner berichtet, daß er, als er eines Tages die Leute beim Ṭawâf mit weltlichen Gesprächen beschäftigt sah, Brennmaterial herbeischaffte und befragt erklärte: میخواهم که کعبه‌را بسوزم تا خلق از کعبه فارغ آیند وبخدای

---

[1]) JRAS 1906 S. 319, wozu allerdings die Berichtigung S. 999/1000 zu vergleichen ist.

[2]) Ich schreibe nach türkischer Weise, da das Türkische für uns die Vermittlung des Arabischen darstellt, wie das Lateinische die des Griechischen.

[3]) Kritische Geschichte des Gnosticismus, 2. Band, Heilbronn 1833 S. 177.

پرداززند „Ich will die Ka'ba verbrennen, damit die Leute von der Ka'ba loskommen und ihre Gedanken auf Gott richten“ [1]).

Γazâlî erwähnt in seinem Traktat التفرقة بين الاسلام والزندقة falsche Ṣûfîs, welche behaupten, die Extase überhebe sie der Pflicht des Gebets und gestatte ihnen berauschende Getränke zu genießen, und verlangt die Ausrottung dieser Ketzer [2]). Namentlich bei den Schî'iten wird der Kult oft vernachläßigt. „Le culte musulman“, erklärt Aubin [3]), „est d'une extrème simplicité; le culte chiite l'exagère encore. En fait, à peine existe-t-il; les gens partent du principe que, l'Imam étant absent, il est inutile de se déranger pour participer à une prière imparfaite“. Wilhelm von Tyrus [4]) sagt, die christlichen Neigungen eines Meisters der Assassinen 1172 D erwähnend: „Inde conferens Christi et suorum suavem et honestam doctrinam cum iis, quae miser et seductor Mahemet complicibus suis et deceptis ab eo tradiderat, coepit sordere quicquid cum lacte biberat, et praedicti seductoris immunditias abominare. Eodem quoque modo populum suum erudiens, ab observantia illius superstitionis cessare fecit, oratoria quibus antea usi fuerant dejiciens, eorum jejunia solvens, vinum et suillas carnes suis indulgens“. Vernachlässigung des Gebets wird auch den Bektaschis häufig zum Vorwurf gemacht; als بی صلات (gebetslos) bezeichnet sie schon 'Âlî im 16. Jahrhundert (s. o. S. 20) und nach Isḥâq S. 20 predigte einer ihrer Babas beständig seinen Jüngern: „Es ist unerläßliche religiöse Satzung das Gebet einmal zu verrichten, und ist unerläßliche Satzung im Leben einen Tag zu fasten. In der übrigen Zeit mögt ihr euch nicht unnütz abmühen. Auch ist die Waschung einmal im Leben unerläßliche Satzung. Nehmt sonst keine Waschung vor und mißhandelt [5]) nicht dadurch euere Körper“. Auch den Jezîdîs und Drusen soll Fasten und Beten wenig gelten [6]). Allerdings sagt nun Vîrânî S. 14, daß es keinen Zweck habe 100000 mal el-ḥamd lillâh (Lob sei Gott) zu sagen. Daß aber der äußere Kult prinzipiell verworfen würde, ist unrichtig. Gelegentlich wird er von Vîrânî sogar empfohlen; so eifert er S. 31 sogar gegen jene Lügner, welche Dervischtracht annehmen, aber sinnlichen Genüssen nachgehen, kein Gebet verrichten, das Fasten nicht halten und Wein trinken; vgl. ferner S. 51 und 86 [7]). Freilich sind auch die bekannten fünf Hauptpflichten des Muslim nutzlos, wenn der rechte Glauben fehlt: Vîrânî S. 47. Was von Flottwell [8]) von den Kyzylbasch berichtet: „Äußerlich sind sie dadurch erkennbar, daß sie sich die feinen Haare im Gesicht und die Behaarung des Körpers nicht wie der Rechtgläubige abrasieren“, stimmt zu Ähnlichem, was man über die Bektaschis hört und deutet auf Nichtachtung ritueller Vorschriften.

Auch die gewaltsam allegorisierende Qorânexegese Vîrânîs erinnert bisweilen an die Bibelauslegung der Gnostiker, so wenn er unter der Stadt, aus der nach Sûre 27, 57 die Familie des Lot vertrieben werden soll, das Herz verstanden wissen will.

---

1) Ferîdeddîn 'Aṭṭâr, Tezkiret ul-evlijâ II S. 312.

2) Im Text nach einer Handschrift der Aja Sofja abgedruckt bei Cl. Huart, Les Zindîqs en droit musulman S. 77/8.

3) Revue du monde musulman, Mars 1908 S. 470.

4) Recueil des historiens des croisades I 2 S. 996/7.

5) Samy hat, worauf mich Herr stud. Tschudi aufmerksam machte, in den Additions: ḥyrpalamak maltraiter, traiter rudement.

6) Oppenheim, Vom Mittelmeer zum Persischen Golf II S. 151.

7) اوروجك طوت نمازك قيل نياز ايت

8) Petermanns Mitt. Ergänzungsheft Nr. 114 S. 12

Da das Nicht-Christliche im Gnostischen meist heidnisch ist, müssen wir vielfach die Entstehung bektaschitischer Ideen und Institutionen durch verschiedene Medien über die Zeit des Gnosticismus hinaus bis in die des Heidentums zurückverfolgen. De Jong hat neuerdings den innigen Zusammenhang der antiken Mysterien und der Magie nachgewiesen und es höchst wahrscheinlich gemacht, daß die Mysterien das Schauen der Gottheit den Eingeweihten vermitteln sollten. Der Dîdâr, die Theophanie, ist nun aber auch der Endzweck des Dervischtums. In der Extase während des Zikr offenbart sich dem Dervisch die Vaḥdet (Einheit)[1]), das huwa huwa: Er ist Er d. h. die transcendente Gottheit ist gleich der immanenten. In folgender oft besprochener Stelle schildert bei Apulejus (Metamorphosen XI 23) der in die Isismysterien eingeweihte Lucius die überirdischen Gesichte, welche ihm während der Weihe zu Teil wurden: „Accessi confinium mortis et calcato Proserpinae limine per omnia vectus elementa remeavi; nocte media vidi solem candido coruscantem lumine; deos inferos et deos superos accessi coram et adoravi de proxumo". De Jong hat zur Erklärung dieser Stelle ethnologische Parallelen herangezogen, in denen es sich um Hypnose und Narkose handelt. Ich möchte vor allem an die Assassinen erinnern, die ihren Jüngern bei der Aufnahme durch einen Ḥaschîschrausch das Paradies vorzauberten[2]). Ḥaschîsch war später ein häufiger Begleiter der Dervische von Indien bis Marokko[3]). Zu den Isismysterien wie zu den Dervischweihen wurden nur Auserwählte nach langer Vorbereitung unter feierlichen Zeremonien zugelassen. Der Tanz spielte bei antiken Mysterien eine ähnliche Rolle[4]) wie bei dem Zikr der Mevlevis; ein Verbindungsglied könnten vielleicht die Meletianer in Ägypten gewesen sein, von denen Theodoret, Haereticarum fabularum liber IV berichtet: „Ea ratione, tanquam liberi et sui juris, illa quoque ridicula excogitarunt; interdiu quidem corpus aqua mundare, cum plausu autem manuum, et quadam saltatione hymnos concinere, et multa tintinnabula funi appensa movere, et alia his similia". Bei den Zikrs der Dervische bilden die schönen Namen Gottes[5]) wohl den konstantesten und wichtigsten Bestandteil. Mit vielen Namen ruft Lucius bei Apulejus (Met. XI 2) die Isis an und als diese ihm erscheint (XI, 5), belehrt sie ihn zunächst über alle ihre Namen, unter denen sie verehrt wird, und ihren wahren Namen[6]). Auch der bektaschitische Vird „Nâdi ʿAlîjan" (Aḥmed Rifʿat S. 195 ff.), den Gabriel am Oḥod den Propheten gelehrt haben soll, hat Beschwörungscharakter. Wie den antiken Mysterien Heilwirkungen zugeschrieben werden[7]),

---

[1]) Der Gedanke, daß die Vielheit wieder zum ἕν zurückstrebt, spielt in der griechischen wie in der indischen Philosophie eine wichtige Rolle, s. oben S. 18. Auch Vîrânî ermahnt S. 31 zur Aufhebung der Vielheit und zum Verlangen nach der Einheit: كثرتى رفع ايله استه وحدتى. Vgl. ZDMG 58. Band 1904 S. 812.

[2]) Journal Asiatique 7. Série Tome 9 1877 S. 343/4; Yule's Marco Polo I S. 140 ff.

[3]) Zeitschrift für Ethnologie 18. Band 1886 S. 686; Christl. Orient I S. 116.

[4]) De Jong. Das antike Mysterienwesen S. 19.

[5]) Sehr häufig wird in der Dervischliteratur Adam genannt und meist typisch aufgefaßt. Ihn hat Gott die schönen Namen gelehrt und in diesen die Geheimnisse des Himmels und der Erde. Sein Erbe sollen die Menschen antreten, und dazu führt der Weg des Dervischtums (Mirât ul-meqâṣid S. 192/3).

[6]) „Inde primigenii Phryges Pessinuntiam deum Matrem, hinc Autochthones Attici Cecropeiam Minervam, illinc fluctuantes Cyprii Paphiam Venerem, Cretes sagittiferi Dictynnam Dianam, Siculi trilingues Stygiam Proserpinam, Eleusini vetustam deam Cererem, [et] Junonem alii, Bellonam alii, Hecatam isti, Rhamnusiam illi, sed qui nascentis dei Solis inchoantibus inlustrantur radiis Aethiopes Arique priscaque doctrina pollentes Aegyptii, caerimoniis me propriis percolentes, appellant vero nomine reginam Isidem." Vgl. auch de Jong S. 149.

[7]) De Jong S. 156.

namentlich Wahnsinnigen gegenüber[1]), so sieht man heute noch häufig mit äußeren und geistigen Gebrechen Behaftete gegen den Schluß des Zikrs in die Tekje bringen.

Wer, mit Kenntnis des islamischen Orients ausgerüstet, de Jongs Buch liest, wird noch zahlreichen Parallelen begegnen, von denen manche immerhin zufällig sein mögen. Darauf z. B. daß die Isispriester den Kopf kahl schoren[2]) und viele Dervische dieselbe Praxis beobachten, würde ich kein Gewicht legen. Auch daß wie Isis[3]) die Ordenspire mit Vorliebe im Traume, den die Dervische معنى (Sinn)[4]) oder واقعه (Ereignis)[5]) nennen, ihren Auserwählten ihre Anweisungen erteilen, ist aus der natürlichen Verbindung zwischen Traum und Mystik erklärlich. Auffallend erinnert dagegen die mystische Wirkung, welche der purpurnen Leibbinde der samothrakischen Weihen zugeschrieben wurde[6]), an den Têγbend der Bektaschis und anderer Orden. Andererseits ist in Betracht zu ziehen, was Oldenberg ZDMG 62. Band 1908 S. 594 über indische Zaubergürtel mitteilt. Die Umgürtung mit der heiligen Schnur[7]) entspricht bei den Parsen unserer Einsegnung. Vgl. auch Paul Wolters, Faden und Knoten als Amulett: Archiv für Religionswissenschaft 8. Band, Beiheft 1905 S. 1 ff. Nach Hammer[8]) trugen die Assassinen weiße Kleider mit roten Gürteln und Mützen. Die vorwiegend weiße Tracht der Bektaschis mag damit in Zusammenhang stehen. سپید جامگان (Weißröcke), arab. مبيّضة nannte man die Anhänger al-Muqanna's[9]), den Schahristânî S. ۱۱٥ unter den Schî'iten behandelt; sie glaubten an die Wesenseinheit der Propheten und eine Seelenwanderung. Weiß soll auch die Tracht der Magier gewesen sein[10]). Auch zu den Teslîmen, den magischen Steinen, welche die Bektaschis bei sich zu führen pflegen und die in der Nähe des Grabes des Ḥâddschy Bektasch gefunden werden sollen[11]), s. Parallelen bei de Jong S. 138, 140, 175.

In mehr als einer Hinsicht erinnert die bektaschitische Gemeinschaft an die der Pythagoräer. Beiden ist z. B. der Seelenwanderungsglauben gemeinsam, auf den wir später zurückkommen. Aber auch durch die ḥurûfischen Ideen scheint ein tatsächlicher Zusammenhang zu bestehen.

Die Pythagoräer sahen bekanntlich das Wesen der Dinge in den Zahlen. Schahristânî erwähnt nun[12]), daß ein Teil der Pythagoräer die mebâdî statt in den Zahlen in den Buchstaben (ḥurûf) suchte. Diese Entwicklung wird in der Tat durch das wahrscheinlich im 8. und 9. Jahrhundert entstandene Buch Jeṣîra bezeugt. Dieses spricht gleich im Eingang von den 32 Pfaden der theoretischen Vernunft (נתיבות חכמה), welche aus den 22 Buchstaben des hebräischen Alphabets (אותיות יסוד) und den 10 Grundzahlen (ספירות בלימה) bestehen.

Bereits nach dem Gnostiker Marcus (2. Jahrh.) besteht das unsichtbare Pleroma aus einzelnen Lauten, nach bestimmten Zahlenverhältnissen geordnet, die aber schließlich in

---

1) De Jong S. 165. 2) Apulejus Met. XI, 10; de Jong S. 43. 3) De Jong S. 54, 74.
4) Mirât ul-meqâṣid S. 201, 257 l. Z. 5) Evlijâ II S. 180, Mirât ul-meqâṣid S. 195, 196, 197, 201.
6) De Jong S. 158 ff. 7) Spiegel, Eranische Altertumskunde III S. 700.
8) Geschichte der Assassinen, Stuttgart 1818 S. 87.
9) Zeitschrift für Assyriologie XXII 1908 S. 338 ff.
10) Spiegel, Eranische Altertumskunde III S. 590.
11) Türk. Bibl. IX S. 19/20.
12) Book of religious and philosophical sects ed. Cureton S. 269.

das Eins zusammenfließen. Das System gründete sich auf die 24 Buchstaben des griechischen Alphabets. Die sichtbare Welt stellt ein Abbild dieses unsichtbaren Pleromas dar. Alle diese Ansichten haben bei den Bektaschis auffallende Analogien.

Goldziher[1]) machte unlängst auf den 737 D verbrannten Muɣîra b. Saʿîd al-ʿIdschlî aufmerksam, der bereits die Präexistenz Jesus und ʿAlîs und die Unverbindlichkeit des Ritualgesetzes für den Gläubigen lehrte und diese Lehre mit Buchstabensymbolik vereinte, indem die Zahl der Glieder Gottes nach ihm den Buchstaben des Alphabets entsprach. Über die Gleichsetzung der Buchstaben mit Gliedern des Körpers bei den Gnostikern vgl. Irenaeus, Adversus haereses I 14[2]). Bewußt greifen auf Pythagoras im 10. Jahrhundert die lautern Brüder zurück und zitieren ihn oft in ihren Schriften. Ihre ganze Genossenschaft erinnert wiederum vielfach an die der Pythagoräer. Sie legten den 9 indischen Ziffern und den 28 Buchstaben des arabischen Alphabets eine weltumfassende Bedeutung bei. Mit letztern wurde z. B. die Zahl der 28 Mondstationen in Verbindung gebracht[3]). Wie die 28 arabischen Buchstaben das vollzähligste Alphabet darstellen, so ist das islamische Religionsgesetz der Abschluß der Offenbarung und Muḥammed das Siegel der Propheten.

Eine konsequente Weiterbildung dieses Gedankens begegnet uns in dem von den Bektaschis frühzeitig angenommenen System des Fazl Ḥurûfî. Die endgültige Offenbarung, die er der Welt gebracht hat, wird nach ihm durch die 32 Buchstaben des persischen Alphabets dargestellt. So sind wir hier wieder bei den 32 Elementen des Sefer Jeṣîra angelangt, die indirekt auf Fazls System miteingewirkt haben mögen. Die 28 Buchstaben des arabischen Alphabets, wie es im Qorân vorliegt, würden nach ihm etwas Unvollkommenes sein, wenn nicht bereits die Ligatur لا (lâm-elif), den Erleuchteten verständlich, die vier spezifisch persischen Buchstaben andeutete[4]).

Auch die Bedeutung der 4-Zahl im ḥurûfischen System möchte ich als pythagoräisch ansprechen. Über die hohe Wertung der *τετρακτύς* bei den Pythagoräern vgl. ihren Schwur:

οὐ μὰ τὸν ἁμετέρᾳ γενεᾷ παραδόντα τετρακτύν
παγὰν ἀενάου φύσιος ῥίζωμα τ' ἔχουσαν

und das von W. Schultz zu demselben im Archiv für Geschichte der Philosophie 21. Band 1908 S. 246 ff. Bemerkte. Der Gnostiker Marcus behauptete[5]), daß ihm die *Τετράς* in weiblicher Gestalt erschienen sei und die Geheimnisse der Welt offenbart habe[6]).

---

[1]) Abhandlungen der Göttinger Gesellschaft der Wissenschaften, Philol.-histor. Kl. N. F. IX 1906 S. 26; Zeitschrift für Assyriologie XXII 1908 S. 340 Anm.

[2]) Diese Ideen wurden von den Ḥurûfîs weitergesponnen. Da Gott den Menschen nach seinem Bilde geschaffen hat und dieser sein Ḫalîfe auf Erden ist (Sûre 2, 28), so spiegelt sich die ganze Welt auch in Adam als Mikrokosmus wieder. Den zwölf Tierkreiszeichen entsprechen nach Virânî S. 66 zwölf Gliedmaassen des menschlichen Körpers, nämlich 1. der Kopf dem Widder, 2. die Nase dem Stier, 3. die Arme den Zwillingen, 4. die Schienbeine dem Krebs, 5. die Brust dem Löwen, 6. der Nabel der Waage, 7. die Leistengegend der Ähre, 8. das Membrum virile dem Scorpion, 9. die Waden dem Schützen, 10. die Kniee dem Steinbock, 11. die Schenkel dem Wassermann, 12. die Sohlen den Fischen.

[3]) Dieterici, Die Anthropologie der Araber im 10. Jahrh., Leipzig 1871 S. 203.

[4]) Virânî S. 21. [5]) Irenaeus, Adversus haereses ed. Harvey Tom. I S. 128 ff.

[6]) Über die abergläubische Angst türkischer Juden die Zahl 4 auszusprechen, mit der sie von den Türken gehänselt werden, vgl. meine Türk. Literaturgeschichte in Einzeldarstellungen I S. 98, wozu Dr. Grunwald in Hamburg auf Talmud Pesachim 110ª verweist. Auch im Buddhismus und seinen Vorläufern spielt die Vierzahl eine Rolle; vgl. Pischels Leben und Lehre des Buddha S. 59 Anm., 62 ff.

Die Vierzahl sieht nun ḥurûfisch-bektaschitischer Scharfsinn in das gesamte Weltgefüge hinein. Zunächst entspricht der Vierzahl der überschüssigen persischen Buchstaben die Vierzahl der Elemente (ʿanâṣyr)[1], ferner die Vierzahl der Erzengel[2]). Die Vierzahl der Welten wird bei Vîrânî mehrfach erwähnt z. B. S. 35; S. 45 zählt er sie auf als:

1. عالم ناسوت
2. عالم لاهوت
3. عالم ملكوت
4. عالم جبروت

Man wird an die 4 Welten der Qabbala erinnert: 1. עשיה 2. יצירה 3. בריאה 4. אצילה, über die man Bloch, Geschichte der Entwicklung der Kabbala, Trier 1894 S. 3 vergleiche. Eine sich mit der genannten kreuzende ḥurûfische Vorstellung weiß allerdings von 18000 Welten, die sie mit demselben Wort عالم benennt. Für diese 18000 Welten, die auch bereits bei Nesîmî vorkommen, wird ein Prophetenausspruch angeführt, s. Gibb I S. 54, 366/7. Sie werden ferner in den Meqâlât des Dschaʿfer eṣ-Ṣâdyq S. 3, 10, 12, 15 und in den Meqâlât des Ḥâddschy Bektasch Velî, Cambridger Manuscr. Or. 532 Bl. 105ᵇ und 106ᵃ erwähnt, die vielleicht die Quelle für Vîrânî, der ihrer S. 3, 48, 49, 69 gedenkt, bilden.

Rûḥ, von Aḥmed Rifʿat S. 118 richtig, aber zu eng definiert als das Ding, durch das der menschliche Körper Leben erhält[3]), entspricht dem griechischen πνεῦμα. Man unterscheidet verschiedene Arten; die Zahl derselben variiert wie in ähnlichen Fällen in den einzelnen Systemen. Vîrânî führt zunächst auch hier die Vierzahl gewaltsam durch und unterscheidet S. 45 und 47:

1. روح نباتى
2. روح حيوانى
3. روح جسمانى
4. روح انسانى

S. 26 kommt dann allerdings noch als fünftes Rad am Wagen der روح اضافى der relative Geist hinzu, der auch noch S. 25, 27, 33, 47 erwähnt wird. Der روح اضافى wird S. 26, 47 mit dem gürûh-i-nâdschî der erlösten Schaar (s. oben S. 18) identifiziert.

Beim نفس der ψυχή dagegen ist die sonst geläufige Dreizahl bei Vîrânî S. 45 um eine Nummer vermehrt, indem sich zu 1. نفس امّاره 2. نفس لوّامه 3. نفس مطمئنّه noch der نفس ملهم gesellt, der an dritter Stelle eingeschoben wird. Bei den Sinnen wird die sonst übliche Fünfzahl auf dem gleichen Prokrustesbett um den Gefühlssinn geschmälert: Vîrânî S. 35, 45.

---

[1]) Andere Systeme der Buchstabensymbolik teilen die Buchstaben des arabischen Alphabets entsprechend den vier Elementen in vier Gruppen: Ḥâddschî Ḥalfa III S. 51.

[2]) Vîrânî S. 35, 45.

[3]) روح شول شيدر كه انكله انسانك بدنى حيات بولور

Aus den vier Elementen wurde der Mensch geschaffen[1]), als jene interpretiert Vîrânî die sulâle: Sûre 23, 12. Auch die vier großen Propheten (Adam, Noah, Moses, Jesus) werden bei Resmî Manuskr. d. Cambridger Univ.-Bibl. Bl. 65ᵃ u. ᵇ und in den Meqâlât-i-ḥazret-i-Dschaʿfer eṣ-Ṣâdiq S. 12/3 mit den vier Elementen kombiniert; Adam entspricht natürlich der Erde, Noah dem Wasser, Moses dem Feuer, Jesus der Luft. Weiter werden dann (Bl. 65ᵇ, 66ᵃ) die Dört jâr herangezogen, obwohl die ersten drei Ḫalîfen bei den Bektaschis nicht sonderlich in Achtung stehen: Ebû Bekr entspricht dem Wasser, ʿÖmer dem Feuer, ʿOsmân der Luft und ʿAlî natürlich wegen seiner Künje ابو تراب (Vater von Staub) der Erde. Von den vier Offenbarungsbüchern (Psalter, Thora, Evangelium, Qorân) ist Resmî Bl. 64ᵃ, Vîrânî S. 45, Isḥâq S. 6 die Rede. Die 1. Sûre hat nach Vîrânî S. 17, der Vierzahl der Elemente entsprechend, vier Namen, nämlich 1. فاتحة الكتاب 2. الحمد لله 3. سبع المثانى 4. امّ الكتاب. Über die 4 Kapu (Tore) vgl. Mirât ül-meqâṣid S. 207 ff.

Eine erschöpfende Aufzählung aller ferneren Beispiele wäre zwecklos, da es sich um eine Methode handelt, die in Alles die Vierzahl hineinzusehen vermag. Eine Darstellung des ganzen ḥurûfischen Systems liegt mir ferne, zumal die Herausgabe wichtiger Quellenwerke durch Huart angekündigt ist. Nur auf die wichtigen Vorstellungen von der Beziehung der sichtbaren Welt zur überirdischen müssen wir noch einen Blick werfen.

Wir haben vorher bei der Lehre des Gnostikers Marcus der noch weit älteren Idee gedacht, daß die sichtbare Welt ein Abbild der unsichtbaren sei, so daß die einzelnen Glieder des Menschen sogar mit Überirdischem korrespondieren. Diese Vorstellungen führten die Ḥurûfîs zu einer Vergottung des Menschen[2]). Auch nach Vîrânî S. 18 wird das Göttliche aus der eigenen Natur erkannt, die Selbsterkenntnis wird bei ihm S. 24 mit der Gotteserkenntnis identifiziert; besonders krass spricht er S. 34 die Vergottung des Menschen in dem Verse aus:

ای ويرانى زلف قاش كرپكك
عرش رحمان ليلة الاسرا درر

„O Vîrânî, deine Locke, Braue und Wimper
Ist der Thron des Erbarmers und die Nacht der Himmelfahrt.“

Nach ewigem Plane ist stets im Teile das Ganze enthalten. Ahlwardt zitiert Berliner Katalog III S. 555 aus einer etwa ein Jahrhundert vor Fazl Ḥurûfî entstandenen Schrift[3]): „Alle Geheimnisse Gottes stehen in himmlischen Büchern, der Inhalt dieser im Qorân, der des Qorân in der 1. Sûre, der dieser Sûre in dem ersten Verse (d. h. im Bismillâh), der dieses Verses in dessen erstem Buchstaben (ب), der dieses Buchstaben in dem unten stehenden Punkt“[4]). Darum wird auch, wie wir oben (S. 39) sahen, ʿAlî in einem Verse Vîrânî S. 38 نقطهٔ اول هدايت „der erste Punkt der Rechtleitung“ genannt. Auch sonst finden wir bei Vîrânî analoge Gedankengänge.

---

[1]) Vîrânî S. 34, 35, 44, 45.

[2]) Vgl. meine Ausgabe des Divans Sultan Mehmeds des Zweiten, Berlin 1904 S. 8.

[3]) Manuskript Nr. 4219 We 1212, nach 1216 D und wahrscheinlich vor 1318 D von Muḥammed b. Ṭalḥa verfaßt, Bl. 19ᵃ.

[4]) Deshalb sagt auch Resmî, Cambridger Man. Bl. 64ᵃ, daß, wer einen Buchstaben der vier himmlischen Bücher verwirft, sie alle verwirft.

Da der Muslim vor jeder Verrichtung „Im Namen Allâhs“ zu sagen pflegt, erscheint Vîrânî S. 37 jedes Geschäft als durch den Namen Allâhs bewirkt:

بسم الله اسم اللهدر واسم مسمانك عينيدر

(„Im Namen Allâhs“ ist der Name Allâhs, und der Name ist der Benannte selbst.)

Aus dem engen innern Zusammenhang des Größten und Kleinsten erklärt sich schließlich die Macht der geheimnisvollen Einwirkung durch dieses auf jenes. „Da die Wechselwirkung der verschiedenen Welten aufeinander“, sagt Philipp Bloch in seiner Geschichte der Entwickelung der Kabbala S. 4, „vornehmlich eine geistige ist, und der Mensch durch seine Seele mit den höheren geistigen Welten zusammenhängt, so vermag er durch Gebet, durch Tugend, durch Übung von Buße, durch Gotteserkenntnis den gesetzmässigen Lauf der höheren Welten und also auch der niederen Welten zu seinen Gunsten zu beeinflussen“. Diese Einwirkung wird bei den Bektaschis mit dem arabischen Wort himmet (eigentlich: Trachten) bezeichnet; im ersten Buch des Kjâschif ist mehrfach davon die Rede; vgl. S. 20, 22, 30.

Aus Indien stammt in letzter Instanz der Glaube an eine Seelenwanderung[1]), wenn auch betreffs der Wege, auf denen derselbe zu den Bektaschis[2]) gelangt sein könnte, die Auswahl zunächst eine sehr große ist. Er findet sich ja bei Pythagoräern, Manichäern, Gnostikern, Kabbalisten (als גלגול), Jezîdîs[3]) und vielen christlichen und muhammedanischen Sekten[4]). Mit der Lehre von der Inkarnation fand sich der Seelenwanderungsglaube naturgemäß schon früh zusammen[5]). Die Grenzgebiete, welche wahrscheinlich die Wiege der bektaschitischen Ideen bilden, standen am Anfang des 9. christlichen Jahrhunderts unter dem Einfluß Bâbeks, der zur extrem-schî'itischen[6]) Partei der Ḫurramîja gerechnet wird, die Seelenwanderung lehrte und dessen Anhänger, was an die christenfreundliche Gesinnung der Bektaschis erinnert, die Byzantiner gegen den Islâm unterstützten. Der ḥurûfische Dichter Temennâî wird auch als Apostel des Seelenwanderungsglaubens erwähnt[7]).

Doch zeigt sich auch hier die Inkonsequenz des Denkens, welche wir schon mehrfach bei den Bektaschis beobachtet haben. Während bei den Indern, Pythagoräern, Katharern diese Lehre dazu geführt hat, im Tier ein verwandtes Geschöpf zu achten, betont Vîrânî den Gegensatz zwischen Mensch und Tier sehr stark z. B. S. 18, 21, 24 ff., 37 etc. Das erinnert mehr an antike als an indische Weltanschauung. Ferner verträgt

---

[1]) Vgl. L. von Schroeder, Pythagoras und die Inder, Leipzig 1884 S. 5 ff. Das pythagoreische Verbot des Bohnenessens, über das Schroeder S. 35 ff. handelt, finden wir bei den Jezîdîs wieder, vgl. meine Mitteilung: Ein neuer Text über die Jezîdîs: Beiträge zur Kenntnis des Orients VII S. 33. Vgl. auch Wüstenfeld, Geschichte der Fatimiden Chalifen II AGWG 27. Band 1881 S. 84.

[2]) Vgl. z. B. Kjâschif S. 60 ff.; Archiv für Anthropologie 19. Band S. 34.

[3]) Vgl. S. 16; Parry, Six Months in a Syrian Monastery, London 1895 S. 375, 385.

[4]) Vgl. auch Bertholet, Seelenwanderung: Religionsgeschichtliche Volksbücher III 2.

[5]) A. v. Kremer, Kulturgesch. Streifzüge S. 13. [6]) Schahristânî S. ۱۳۲.

[7]) 'Abdullaṭîf sagt von ihm Tezkere, Der-i-se'âdet 1314 h S. 110: علم حروفه ومذهب تناسخه متعلق كتابلر جمع ايدوب يانده خيلى زنادقه وملاحده لعن الله على حده مجتمع اولمشدى

sich der bei den Bektaschis sehr entwickelte Heiligengräberkult[1]) schlecht mit der Seelenwanderungstheorie. In den Heiligen, deren Körper allerdings sterblich sind, manifestiert sich nach Vîrânî S. 9 der Geist Muḥammeds und ʿAlîs, worunter wir die erste Emanation der Gottheit zu verstehen haben[2]), vgl. auch Isḥâq S. 6.

Für weitere Studien wird man vor allem im Auge zu behalten haben, daß die Bektaschis gegenüber den Kyzylbasch, wie wir sahen, als sekundär zu gelten haben; da sie auch numerisch diesen gegenüber ganz zurücktreten, wird das Schwergewicht der Untersuchung mehr und mehr auf die Kyzylbasch fallen. Am leichtesten zu erreichen sind für uns die bulgarischen Kyzylbasch, und es wäre festzustellen, ob diese, zumal sie doch wohl in relativ alter Zeit aus dem Osten dorthin verpflanzt wurden, Altertümliches gewahrt haben. Sodann müssen wir bei der Untersuchung jener Gruppen, die zu den Bektaschis in einem entfernteren Verwandtschaftsverhältnis stehen, über die Nachrichten neuerer Reisewerke hinaus auf die historischen Wandlungen eingehen, die sie durchgemacht haben. Das vorhandene Quellenmaterial blieb bisher unbeachtet. So hat man z. B. gänzlich übersehen, daß für die Jezîdîs ältere Quellen sogar in Berlin vorhanden sind: der von Brockelmann I S. 434/5 behandelte Scheχ ʿAdî ist nämlich kein anderer als der Apostel der Jezîdîs.

Anhang.

Bericht über die in der Umgebung von Konstantinopel vorhandenen Bektaschi-Klöster.

Von R. Tschudi.

Als ich mich im Frühling dieses Jahres in Konstantinopel aufhielt, hatte der für kurze Zeit in Stambul weilende Wanderbektaschi Ḥasan Teḥsîn Baba die Freundlichkeit, mich in einige Bektaschi-Klöster einzuführen. Auf diese Weise konnte ich folgende Tekjen besuchen und zunächst Folgendes ermitteln:

1. Die Tekje von Merdivenkjöj, etwa 5 Kilometer östlich von Ḥajdar Pascha, „Schâh Kulu Sulṭân derkjâhy". Die Tekje wurde unter Sulṭân Maḥmûd II. zerstört. Einige Gräber aus der Zeit vor 1826 sind auf dem Friedhof bei der Tekje erhalten. Ein neuer Friedhof liegt auf einem etwa 5 Minuten entfernten Hügel. Auf diesem steht auch ein unvollendeter Kjöschk des 1325 h = 1907/8 D gestorbenen Pôst-neschîn Meḥmed ʿAlî Ḥilmî Dede Baba[3]). Der jetzige Pôst-neschîn heißt El-ḥâddsch Aḥmed Burhâneddîn Baba. Im Kloster, dem größten in der Umgebung von Konstantinopel, leben 15—20 Derwische. Die Tekje besitzt eine Bibliothek, aus der mir ein handschriftlicher „Redd" (Erwiderung, Abweisung) gegen Isḥâq Efendis „Kjâschif ul-esrâr ve-dâfiʿ ul-eschrâr" gezeigt wurde. Der Pôst-neschîn trug einen zwölfeckigen, handgroßen Teslîm Tasch[4]).

---

[1]) Ein solcher kam im Islâm schon frühzeitig auf, obwohl die Stimmen des Widerspruchs zahlreich waren, s. Goldziher, Muh. Stud. II S. 308, 368 ff.

[2]) Vgl. oben S. 34.

[3]) Eine von ihm verfaßte Mersîje über den Tod des Ḥüsejn wurde 1307 h gedruckt. Sein Dîvân wird in diesem Jahre von Aḥmed Mahdî Baba herausgegeben; die erste Lieferung mit einem Bild des Verfassers und einer biographischen Einleitung des Herausgebers ist bereits erschienen (Stambul 1327 h).

[4]) Herr Professor Lenk hatte die Freundlichkeit, an einer aus der gleichen Gesteinsart verfertigten

Im großen Friedhof von Skutari sah ich das Grab des bei der Janitscharen-Katastrophe ermordeten Schehîd Aḥmed Baba, des damaligen Pôst-neschîn von Merdivenkjöj. Vor den kleinen alten Grabstein ist in jüngster Zeit (das Datum fehlt in der Inschrift) ein größerer gesetzt worden[1]).

2. Die Tekje des Ḥâddschî Ṭâhyr Baba in Böjük Tschamlydscha (hinter Skutari, am Wege zum Bulgurlu). Der jetzige Pôst-neschîn heißt ʿAlî Noqṭa Baba. Im Kloster wohnen 6—7 Derwische.

3. Die Tekje des Peruschân Baba in Kazly Tscheschme (vor Jedi Kule, nahe beim armenischen Krankenhaus). Das Kloster wurde unter Sulṭân Maḥmûd II. zerstört. Nur der alte Friedhof blieb damals verschont. Ich sah Gräber aus den Jahren 1202, 1209, 1214 h. Einige Jahre nach der Zerstörung wurde die Tekje neu gegründet von Ḥâddschî Mehmed Peruschân Baba, gestorben 1273; sein Grab ist bei der Tekje. Der jetzige Pôst-neschîn heißt Ḥamdy Baba. Im Kloster wohnen zur Zeit 3—4 Derwische.

4. Die Tekje bei Takjedschi Maḥallesi außerhalb von Top Kapu („top kapu ḫaridschinde takjedschi maḥallesi janynda"). Dieses Kloster wurde erst nach der Revolution von 1908 gegründet. Bânî (Gründer) und Pôst-neschîn ist ʿAbdullâh Baba. In der Tekje wohnen 3—4 Derwische.

Das eine der beiden kleinen Naqschibendî-Klöster außerhalb vom Adrianopeler Tor war vor Sultân Maḥmûd II. eine Bektaschi-Tekje[2]). Auf dem einige Minuten dahinter liegenden Mezârlyk fand ich folgende Bektaschi-Gräber: ʿÎsâ Baba 1215 (der größere Grabstein auf Tafel 2); Aḥmed Efendi (so!) 1216; Ṣâdyq Baba 1220; Muṣṭafâ Baba 1223; ʿAlî Baba 1233.

5. Die Tekje des Ḥâsyb Baba in Kara Aγadsch (am Ostufer des Goldenen Horns, kurz vor Kjatḫâne). Das älteste Grab des Friedhofs trägt die Jahreszahl 986. Der jetzige Pôst-neschîn heißt Ḥüsejn Baba. Im Kloster wohnen 4—6 Derwische.

6. Die Tekje „bâdemli derkjâh" in Südlüdsche (gegenüber Ejjûb). Das Kloster wurde am Ende des 19. Jahrhunderts gegründet. Bânî und Pôst-neschîn ist El-ḥâddsch Ibrâhîm Münîr Baba. In der Tekje wohnen 4—6 Derwische.

Außer den genannten sechs Klöstern existieren in der Umgebung von Konstantinopel noch die von Ejjûb und Rûmili Ḥiṣâr. Diese konnte ich jedoch noch nicht besuchen. Dagegen war ich in der im großen Friedhof gelegenen meist unbewohnten und nur im Muḥarrem (vgl. S. 40) benutzten Iranlaryñ tekjesi; der Ort heißt Sejjid Aḥmed deresi.

Schale, die mir im Kloster geschenkt wurde, festzustellen, daß das Material ein durch die Ablagerung einer Quelle entstandener Kalksinter (falscher Onyx) ist.

[1]) Andere Bektaschi-Gräber fand ich im großen Friedhof nicht. 1826 sollen die meisten, die in dem allgemeinen mezârlyk lagen, zerstört worden sein.

[2]) Vgl. Isḥâq Efendis Kjâschif S. 5 = Türk. Bibl. IX S. 46: „Nachdem ihr Unglaube ziemlich offen hervorgetreten war, erging im Jahre 1240 zur Zeit der Regierung S. M. des hochseligen siegreichen Sultans Maḥmûd Ḫân der Befehl ihre den Einfältigen Wunderkraft vorspiegelnden Vorsteher zu tödten und zu enthaupten, ihre Klöster dem Erdboden gleich zu machen und ihre Quartiere mit bescheidenen Fonds dem Orden der Naqschibendis als unveräußerliches Gut zu überlassen."

Erklärung der Tafeln.

Tafel 1 Abbildung 1. Mütze der Bektaschis (links) und Mevlevis (rechts) nach dem S. 12 unter Nr. 28 besprochenen türkischen Bilderbogen. Der Text gibt die Silsile der beiden Orden.

Abbildung 2. Das Mutterkloster (Pir-evi) der Bektaschis im Sandschak Kyrschehir nach einem im Muqaṭṭamkloster befindlichen Bilde. Das Grab des heiligen Bektasch befindet sich in der linken Ecke des dritten Hofs. Um den ersten Hof wohnen die Fremden. Vgl. Edmund Naumann, Vom Goldnen Horn zu den Quellen des Euphrat S. 193 ff.; Der Christliche Orient, herausgegeben von Lepsius I 1900 S. 132, 135.

Tafel 2 Abbildung 3. Bektaschi-Gräber bei einer ehemaligen Bektaschi-Tekje vor dem Adrianopeler Tor in Konstantinopel, die unter Maḥmûd II aufgehoben und dann von Naqschibendis in Besitz genommen wurde, nach einer Aufnahme von R. Tschudi. Auf den Stelen die Bektaschimütze.

Abbildung 1

Abbildung 2

Abbildung 3